

Vier Freunde.
Roman in neun Theilen.
Roman
von
Ludwig Rosen.
(= Ludwig Volrad Jüngst)
Breslau, 1861.
Verlag Eduard Trewendt.

VORWORT.

Von dem bei einem Roman eben nicht gewöhnlichen Mittel der Vorrede mache ich aus dem Grunde Gebrauch, weil ich eine *Bitte* vorzutragen oder, wenn diese nicht gewährt wird, eine *Verwahrung* einzulegen habe. Ich bitte nämlich, keine speziellen und persönlichen Beziehungen aus dem Roman heraus deuteln zu wollen. Ein Roman freilich, der in der Gegenwart spielt, der in das Wesen deutscher Zustände eindringt, der sogar irgend eine kranke Partie in diesen Zuständen zu beleuchten versucht: ein solcher Roman muß auf wirklichen Anschauungen des Verfassers begründet sein, aber es wäre ein falscher und ungerechter Schluß, wenn man nun annehme, der Verfasser habe *eigene persönliche Verhältnisse* darstellen wollen, und es wäre ein unbilliges Verfahren, wenn man *dem* nachzuspüren versuchte, was oder wen der Verfasser hiermit oder damit gemeint habe. Obwohl ich Wunden genug im Kampf mit dem Leben mag empfangen haben, so habe ich die Narben doch nicht in diesem Buche zeigen wollen, sondern es war außer dem allgemeinen höhern Grundgedanken des Werkes eine besondere Absicht für eine Partie desselben, auf die offene Wunde hinzuweisen, an welcher unser Volk nebst manchem andern leidet, daß es nämlich einen seiner wichtigsten und nützlichsten Stände unverhältnißmäßig vernachlässigt, sich mit kühlem Mitleid begnügend und seine Verpflichtung gleichsam mit wortreichen, aber nichtsagenden Redensarten abkaufend. Möchte dieses Buch

dazu beitragen, den einsichtsvollen und einflußreichen Theil des Volkes von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß eine gründliche Reform nach dieser Seite hin stattfinden! Mehr habe ich nicht beabsichtigt, und mehr bitte ich nicht aus meinen Darstellungen herausfinden zu wollen. Wenn Letzteres dennoch geschähe, so lege ich im voraus den ernstesten Protest ein. Lebend in einer reizenden Stadt, von deren Einwohnern ich viel Liebes und Gutes empfangen; thätig in einer Wirksamkeit, der es nicht an Anerkennung fehlt; unter Vorgesetzten stehend, die ich meinerseits ebenso achte, wie ich von ihnen mit Wohlwollen, ja sogar mit Freundschaft geehrt bin: auf solche Weise gestellt, habe ich Alles eher als eine Veranlassung, meine individuelle Lage unter den Schilderungen des Buches gemeint zu haben und verstanden wissen zu wollen. Ich habe nur den ganzen Stand *im Allgemeinen* vor Augen gehabt, nur für ihn die Feder geführt. Wenn anderweitige Beziehungen sich auf Thatsächliches stützen sollten, so ist es wenigstens meine redliche Absicht gewesen, mit schriftstellerischer Objektivität, ohne Liebe und Haß im gewöhnlichen Sinne des Lebens, zu Werke zu gehen.

Der Verfasser.

ERSTER THEIL.

ERSTES BUCH. IM FICHTELGEBIRGE.

Gar wunderbar und seltsam finden
Vier Quellen sich an nahem Ort,
Schnell aber führt nach allen Winden
Sie Zufall oder Schickung fort.

So stehn auch Menschen nah verbunden
Oft am Beginn der Lebensbahn,
Doch wenn das Leben einst geschwunden:
An welchem Ziel kam Jeder an?

1. BERGFAHRTEN.

Bernhard Korn hatte sich eine gar anmuthige Stelle zum Ruheplatze ausgesucht. Den moosbewachsenen Boden bedeckte unordentlich umhergestreutes Granitgestein, überschattet von hochstämmigem Nadelholz, mit welchem sich die frischgrünen jungen Tannenbäumchen vermischten. Dazwischen befand sich auffallender Weise eine einzelne Buche, oder es waren vielmehr zwei Buchen, die aber, aus engverschlungenen Wurzeln emporgewachsen, ihren Doppelstamm wunderlich zu *einem* Baume vereinigten; das zartgrüne Laub, welches alle Zweige bedeckte, verkündigte eben so sehr die holde Frühlingszeit, wie das Girren wilder Tauben, der Gesang der Drosseln, das Schnarren und Picken der Spechte es thaten. Am Fuße der Doppelbuche war ein reicher Quell des klarsten und kältesten Wassers sorgsam durch eine

steinerne Einfassung umgeben, und ein darauf gesetzter Stein trug die Aufschrift »*Mainquelle*«. Ja, es war die Quelle des Weißen Maines, fast dreitausend Fuß über dem Meere hoch, an dem östlichen Abhang des Ochsenkopfes, eines der höchsten Berge vom Fichtelgebirge, gelegen.

Der junge Mann hatte sich an der Quelle niedergelassen; neben ihm lag sein leichtes Reisegepäck und sein Wanderstab. Das nicht lebhaft geröthete, aber doch jugendfrische Gesicht war von den leicht geringelten Locken eines weichen braunen Haares ein wenig phantastisch umgeben, die Stirn war hoch und schien der Sitz ernster Gedanken zu sein, die hellen, aber träumerischen Augen wurden von auffallend langen Wimpern beschattet, um den schwellenden Mund schwebte Etwas wie ein Lächeln der Güte und Menschenfreundlichkeit; im Gegensatz damit sprach das starke und ausdrucksvolle Kinn einen gewissen Grad von Willenskraft und Entschlossenheit aus. War der Jüngling dazu berufen, sich in dem Reiche der Phantasie zu verlieren und von da Schätze für die weniger ideale Menschheit zu holen, oder war ihm ein thatkräftiges und entscheidendes Handeln vorgezeichnet? – man konnte es nicht sagen, und wenn man ihn auch eben so lang und sinnend betrachtet hätte, wie er jetzt in die sprudelnde Quelle schaute, und – er wußte es wohl selbst nicht, denn er war noch recht jung, vielleicht drei- bis vierundzwanzig Jahre alt, und mit diesem Alter beginnt in der Regel erst bei unserm langsamen und zähen Volke der eigentliche Kern des Krystalles

aus der abgeschliffenen Hülle hervorzutreten. Die Kleidung war einfach und bescheiden, wie ein junger Mann aus den besseren bürgerlichen Ständen sie auf einer Fußwanderung zu tragen pflegt, sie erinnerte noch ein wenig an die Studententracht, doch fehlten alle gewöhnlichen Attribute der Musensöhne, und nur dieser leichte Strohhut, der neben dem grünen Ränzel ruhte, dieses Ränzel selbst und der braune, knotige Stock, der daneben lag, sie mochten wohl noch aus der Universitätsstadt herrühren, die vielleicht erst vor kurzem verlassen war.

Und worüber sann wohl der einsame Reisende, als er so gedankenvoll in die Quelle blickte? Es kam ihm vor, als sitze er an der Wiege eines neugeborenen Kindes und denke an die mannichfachen Schicksale, die den jungen Weltbürger erwarten, an künftige Blüten und Dornen, an kühne Wagnisse und vereitelte Hoffnungen, an das einzige Sichere, was ihm bevorstand, ein stilles Grab. Während Bernhard den kleinen Wellen zuschaute, die sich aus ihrer heimlichen Wiege hervordrängten, um gleich darauf murmelnd und plätschernd den steilen Abhang hinunter zu rauschen, dachte er daran, wie diese Wellen bald, das Vaterhaus des Gebirges verlassend, die gesegneten Fluren Frankens durcheilen, wie sie altersstolze, erinnerungsreiche Städte aus dem Mittelalter und blühende reiche Märkte des modernen Lebens bespülen, wie sie dann den mächtigen Fluthen des größeren Stromes sich verbinden, und wie sie endlich in den salzigen Wogen des Oceans spurlos verschwinden würden. Eine

Empfindung, die fast an Wehmuth grenzte, niederkämpfend, erhob sich der Jüngling, schöpfte mit der hohlen Hand Etwas von dem kühlen Naß und schlürfte es, dann machte er sich reisefertig und begann rasch den steinigem Pfad hinunter zu schreiten.

Endlich nach ermüdender Wanderung war die Thalsole erreicht, die sich zwischen dem Ochsenkopf und Schneeberg einsenkt, wo ein starker Bach, der aus den Torflagern der ›Seelohe‹ kommt, sich mit dem rauschenden Wasser aus der Mainquelle oder dem ›Fürstenbrunnen‹ vereinigt; eine ansehnliche Waldlichtung öffnete sich, an deren Rande ein ärmliches Gehöfte lag, ›Karges‹ genannt, seit mehreren Stunden, wo der Wanderer sein dörfliches Nachtquartier an der andern Seite des Ochsenkopfes verlassen hatte, die erste Menschenwohnung, die er antraf. Dennoch trat er nicht sogleich hinein, sondern blieb stehen, gefesselt durch die Majestät des sich darbietenden Anblicks. Der mächtige *Schneeberg*, der König des Fichtelgebirges, lag mit der ihn fortsetzenden Bergreihe in seiner ganzen Ausbreitung da, eingehüllt in den lückenlosen Mantel des Waldes, der eben hier durch die Untermischung von stattlichem Laubholz einen besonderen Reiz hat, und als seien zierende Agraffen an den Mantel befestigt, so traten aus dem Walde die phantastischen Felsenformen des ›Nußhart‹ und der ›Haberfelsen‹ hervor; eine einzige kleine Waldblöße zeigte sich an der entfernteren Fortsetzung der ›Farnleiten‹, und da leuchtete ein kleines weißes Haus hervor, das ›Seehaus‹.

Gesättigt von der herrlichen Berg- und Waldansicht trat Bernhard in das einsame Haus ein, aber als er die Stubenthüre geöffnet hatte, schreckte er zurück vor dem betäubenden Dunst, den die Hitze eines gewaltigen Ofens hervorbrachte. Doch trat er ein, fand aber in der Stube nur ein etwa zwölfjähriges Mädchen, welches neben dem geräumigen zweischläfrigen Bette saß und strickte. Aber bei näherer Betrachtung ergab sich, daß das Mädchen keineswegs die einzige Bewohnerin des Zimmers war, denn über dem Bette schwebte eine Art von Hängematte, die mit ihren beiden Enden mittelst einiger Stricke an eigens dazu eingetriebenen Krampen befestigt war, und in diesem luftigen und lustigen Bettlein schlummerte ein kleines Kind; das strickende Mädchen gab der schwebenden Wiege zuweilen einen Anstoß und arbeitete dann ruhig fort, bis die Schwingungen der Hängematte allmählich langsamer wurden und aufhörten.

»Bist Du ganz allein im Hause, Kind?« fragte Bernhard.

Ohne sonderliche Ueberraschung antwortete das Mädchen:

»Ich bin mit dem Schwesterchen allein; die Mutter ist nach Bischoffsgrün, und der Vater ist im Wald an der Weißmannsleiten.«

»Kannst Du mir denn vielleicht sagen, ob ich von hier wohl über den Schneeberg nach Wunsiedel gehen kann.«

»Nein, Herr, da kenn' ich mich nicht aus; wenn der Vater da wär', der könnt's sagen, und der könnt' auch mitgehen, aber er ist eben nicht da.«

»Kannst Du mir denn wohl ein Glas Milch und ein Stück Brot geben?«

»Ja, das kann ich schon, auch Butter.«

Der Hängewiege einen stärkeren Schwung gebend wie gewöhnlich, ging sie hinaus und holte das Gewünschte herbei, indem sie beim Ab- und Zugehen immer zwischendurch die Wiege anstieß.

Das körperliche Bedürfnis würzte Bernhard's einfaches Mahl, und indem er es, auf einem hölzernen Stuhle sitzend und nunmehr an die hohe Temperatur der Stube gewöhnt, mit leidlicher Behaglichkeit verzehrte, schaute ihn das Mädchen, strickend und die Wiege anstoßend, still und unverwandt an, vielleicht eine innerliche Freude empfindend an dem hübschen jungen Mann, der so gut aussah. Bernhard's Gedanken beschäftigten sich unterdessen mit der einsamen Abgeschlossenheit dieser Wohnung, in der aber doch auch, wie in der menschenvollsten Stadt, alle Hauptereignisse des Lebens sich abspielten, Geburt und Tod, Hochzeit und Krankheit, Friede und Streit, sowie auch über der Lüneburger Haide die erhabensten Naturschauspiele, Sonne und Mond, Abendröthe und Gewitter, Wolken und Sturm, ebensowohl sich entfalten wie über dem romantischsten Gebirgsland. Als er gesättigt war und das Mädchen kaum hatte beschwichtigen können, das auf die überreichte Silbermünze mit aller Gewalt einige Kreuzer herausgeben wollte, machte er sich zum Aufbruch fertig.

»Wohin geht denn,« fragte er, »der Weg am Wasser abwärts?«

»Nad Bischoffsgrün.«

»Und der andre aufwärts?«

»Nach Fichtelberg.«

»So lebe wohl, mein Kind, und bleibe brav und gut.«

Er ging nun den aufwärts führenden Weg, in der Absicht, ihn so lange zu verfolgen, bis er ungefähr unter dem See Hause sich befinden müsse, in der Voraussetzung, daß nach diesem irgend ein Fußpfad hinaufführen würde; dort konnte er dann weitere Erkundigungen einziehen, vielleicht auch einen Führer erhalten. Aber das Seehaus hatte sich nun seinen Augen entzogen, der Pfad an der linken Seite des Thales, den er einschlagen zu müssen mit Recht geglaubt hatte, wurde immer unscheinbarer, wie es die Berg- und Waldwege so oft zu thun pflegen, und es dauerte nicht lange, so mußte er sich überzeugen, daß er eigentlich gar keinen Weg mehr unter seinen Füßen habe. Nach rechts hin konnte er sich nicht mehr wenden, denn hier hatte bereit der sumpfige Boden der Seelohe begonnen, der ehemaligen Bodenfläche des Fichtelsee's. Man hatte damals noch nicht angefangen, auf diesem öden und unheimlichen Raum Torfstiche anzulegen, wodurch er später einigermaßen entwässert worden ist, außerdem hatten die reichlichen Frühlingswasser den Boden noch mehr durchfeuchtet, und halbwüchsige Erlenbäume machten jeden Umblick und damit jede Orientirung unmöglich. Schon einige Male war Bernhard durch Einsinken in den bruchigen,

schwammigen Boden auf eine unangenehme Weise daran erinnert worden, daß er sich auf einem nicht bloß beschwerlichen, sondern selbst ziemlich gefährlichen Terrain befinde, und er begann alles Ernstes sich durch das Gebüsch nach links hin durchzuschlagen, um festen Boden am Fuß der Berge zu gewinnen und dann auf's Gerathewohl bergan zu steigen.

Beinah schien diese Absicht, sich aus dem tückischen Raume los zu machen, erreicht, da erscholl aus einiger Entfernung ein lauter Ruf: »Halloh!« mehrmals hinter einander, und zwar dem Anschein nach mitten aus dem Torfsumpfe. Bernhard wandte sich um; war vielleicht ein Reisender zu tief in den Sumpf gerathen? war ein Mensch in Gefahr? Er erwiderte den Ruf, worauf ein mehr hastiges als ängstliches: »Hier! hier!« erfolgte. Obgleich die Möglichkeit vorhanden war, daß sich Leute der Umgegend, für die hier wohl keine Gefahr vorhanden war, bei irgend einer Beschäftigung im Gehölze befanden und durch Zurufen einander nicht verlieren wollten, und obgleich man hätte erwarten sollen, daß Jemand, der sich in wirklicher Gefahr befand, in entschiednerer Weise um Hilfe gerufen haben würde, so konnte sich Bernhard doch nicht bei diesem Gedanken beruhigen, sondern fing an, vorsichtig einen Weg nach der Richtung der Stimme hin zu suchen, von Zeit zu Zeit rufend, worauf jedesmal mit »Hier!« geantwortet wurde. Die Unternehmung wurde immer schwieriger und bedenklicher, aber es kam Bernhard zu gute, daß er früher auf botanischen Wanderungen schon öfter in Torfmoore eingedrungen war, also die

drohenden Gefahren, jedoch zugleich auch die Vorsichtsmaßregeln und Erleichterungsmittel aus Erfahrung kannte. Endlich erreichte er den Ort, von wo die Stimme kam. Ein Raum von ziemlichem Umfang bot sich den Blicken dar, frei von Bäumen und Gebüsch, bedeckt mit einem unebenen Rasen aus Moos, Gras und Schilfgewächsen; fast in der Mitte dieses Raumes stand ein Mann, durchgebrochen durch die trügerische Rasendecke und fast bis zur Hälfte der Körperlänge eingesunken in den zähen Schlamm, so daß seine Versuche, die Beine zum Ausschreiten frei zu machen, nicht mehr gelingen, sondern ihn im Gegentheil immer tiefer hineinbringen zu wollen schienen. Bernhard erkannte augenblicklich das Gefährliche in der Lage des Fremden sowie das Mißliche eines Rettungsversuches. Rasch warf er sein Gepäck ab, riß einige belaubte Zweige des nächsten Erlengebüsches herunter und begann, vorsichtig auftretend, den Sumpf zu beschreiten; sobald er merkte, daß auch er tiefer einzusinken anfing, warf er einen Zweig auf den Boden und legte sich der Länge nach darauf, um auf solche Weise weiter voran zu rutschen. So näherte er sich dem Unglückten, und als er vom letzten der nachgeschleisten Zweige Gebrauch gemacht hatte, war er so nahe gekommen, daß er dem Fremden eine Hand reichen konnte, welche dieser sogleich erfaßte.

Bernhard bemerkte, daß die Reisetasche, welche der Fremde zu seiner Erleichterung abgeworfen haben mochte, in der Nähe lag, er sagte daher:

»Wollen Sie Ihre Tasche nicht ergreifen?«

»Lassen Sie die Tasche zum Kuckuck gehen!« erwiderte der Fremde mit einer klangvollen, aber jetzt offenbar erschöpften Stimme. »Ziehen Sie nur so stark, als Sie können.«

Dies that Bernhard, indem er zugleich rückwärts rutschte, und es gelang durch die vereinten Anstrengungen, den Verunglückten so weit herauszuarbeiten, daß er ebenfalls in wagerechter Lage auf den moosigen Rasenboden zu liegen kam. Jetzt entwickelte der Fremde mehr Thatkraft, als sich von seiner Ermattung hätte erwarten lassen, und es dauerte nicht allzu lange, so konnten Beide bei dem ersten Erlengebüsch sich aufrichten und festen Fuß fassen. Bernhard warf einen eiligen prüsenden Blick auf den Fremden: es war auch ein junger Mann, wohl nicht älter als sein Retter, das Gesicht war fast tadellos schön mit einem Ausdruck hoher Kühnheit, und wenn es statt der jetzigen Erschöpfung von seiner ganzen natürlichen Spannkraft belebt war, so mochte es wohl ein trotziges Selbstvertrauen verkünden, wozu der dunkel-farbige Bart auf der Oberlippe gut stimmte; die Kleidung war fein und elegant, aber freilich jetzt – zumal in den untern Partien – überzogen von einer klebrigen Kruste des missarbigsten Schlammes. Auch Bernhard war naß und beschmutzt, obwohl in viel minderem Grade.

Der Fremde, der gleichfalls einen flüchtigen Blick über seinen Helfer hatte gleiten lassen, schien von dem Ergebniß desselben aus irgend einem Grunde nicht sonderlich befriedigt; er sagte mit einer nicht eben freundlichen,

sondern rasch und unmuthig die Worte hervorstoßenden Stimme:

»Ich bin Ihnen Dank schuldig für Ihren Beistand. Aber Sie sind hier nicht einheimisch, Sie sind auch ein Fremder?«

Bernhard glaubte aus dem Ton der Worte heraushören zu können, daß sich sein neuer Bekannter lieber von einem Holzhauer oder sonstigen Bewohner der Umgegend habe beistehen lassen, mit dem die Sache durch ein Geldgeschenk leicht abgemacht war, aber er erwiderte, ohne sich dadurch reizen zu lassen, indem er das abgelegte Ränzlein wieder umschnallte:

»Ich bin auf einer Fußwanderung begriffen und hatte mich selbst verirrt, als ich Ihr Rufen vernahm.«

Der Andere sagte in seiner früheren verdrossenen Weise:

»Ja, ja, ich bin Ihnen Dank schuldig.«

Mit einiger Ungeduld entgegnete Bernhard:

»Davon braucht weiter seine Rede zu sein. Uebrigens befinden wir uns noch immer nicht ganz in einer wünschenswerthen und gesicherten Lage. Vor allen Dingen müssen wir diese morastige Gegend verlassen und festeren Boden zu gewinnen trachten, und dann wollen wir versuchen, ein einzelnes Haus zu erreichen, welches nicht allzu fern von hier oben am Berge liegen muß.«

Ohne auf die Einwilligung des Gefährten zu warten, trat er den Rückweg nach dem Berge hin an, und der Fremde folgte ihm. Man mußte noch immer so sehr auf den beschwerlichen und verrätherischen Boden achten,

daß jede Unterhaltung von selbst unterblieb. Selbst als man den Fuß des Berges und somit einen guten festen Waldboden erreicht hatte, war das Bergansteigen ohne Weg und Steg zu mühsam, um zu der Führung eines Gespräches aufzufordern, auch schienen beide Wanderer nicht dafür gestimmt zu sein. Bernhard bot alle seine Aufmerksamkeit auf, um eine zweckmäßige Richtung inne zu halten und möglicher Weise die Spur eines Weges aufzufinden, und sein Begleiter ging mürrisch hinter ihm her, als wenn er sich nur ungern in dies Verhältniß der Unterordnung füge, das durch die Umstände herbeigeführt worden war. Endlich stieß man auf ein Bächlein, dessen Lauf künstlich durch Menschenhand geregelt schien, denn sein Bette war offenbar ausgegraben und zog sich in einer genau berechneten Senkung an der Berghalde herunter; auf dem kleinen Damm aber, welcher nach der Seite des Abhanges zu aufgeworfen war, zeigten sich die zwar schwachen, doch unverkennbaren Spuren eines Fußpfades. Da derselbe die Höhe aufwärts führte, so folgte ihm Bernhard unbedenklich, aber er hatte sich sehr getäuscht, wenn er auf diese Art bald das einsame Seehaus zu erreichen gedachte, denn der Pfad zog sich nur sehr schräg und allmählich hinauf, immer von dem murmelnden Bächlein begleitet, die Wanderung dauerte bereit wohl eine Stunde, und noch zeigte sich keine Spur vom Seehause. Zuletzt sprang der Pfad rechts vom Bächlein ab und verwandelte sich in einen roh angelegten Knüppeldamm, um über die feuchten Stellen des quellenreichen Bodens hinüber zu führen, dann ging er

über einen steinigen Weg, welcher stärker betreten schienen, und plötzlich öffnete sich eine Stelle, wo der Wald ausgehauen war und ein Wohnhaus mit einem Nebengebäude freundlich den Blicken sich darstellte. Der Übergang war höchst überraschend. Man mußte sich hier sehr hoch und fast in der Nähe des Gebirgskammes befinden, denn während im Westen der Ochsenkopf mit seinen Wäldern in voller Ausdehnung sich ausbreitete, schweifte das Auge nach Süden hin über niedrigere Berge weg in ungemessene Ferne, während die letzten Gipfel des Fichtelgebirges nach dieser Seite hin – der seltsam gewölbte rauhe Kulm, der felsige Anzenberg und der mit Gebäuden gekrönte Armannsberg – ihre auffallenden Formen scharf und bestimmt abzeichneten. Der freie Raum mitten in den unübersehbaren Wäldern war sonnig und traulich: Tisch und Bänke unter einigen freistehenden Laubbäumen sowie ein kleiner Garten zeugten von dem Verschönerungssinn der Bewohner, eine Gruppe halbnackter Kinder balgte sich spielend vor dem Hause, erhob sich aber in stummer Neugierde, als die Fremden aus dem Walde traten.

»Ist dies das Seehaus?« fragte Bernhard.

Ein prächtiger Junge mit klugem Gesichtsausdruck trat unbefangen vor und erwiderte:

»Nein, Herr, dies ist das *Silberhaus*. Das Seehaus liegt mehr wie eine Stunde von hier nach dem Schneeberg zu.«

Bernhard erinnerte sich, daß ihm in seinem letzten Nachtlager auch das ›Silberhaus‹ bezeichnet worden war,

und zwar als derjenige Punkt, den er vom Seehaus zunächst zu erreichen suchen müsse, weil von da ein gangbarer und schöner Weg nach Wunsiedel führe. Er zeigte also auf den stark betretenen Pfad, der sich nach der andern Seite in den Wald zog und fragte:

»Der Weg da geht wohl nach Wunsiedel?«

»Ja, er geht erst nach Tröstau und dann nach Wunsiedel. Aber Sie sind ja naß und schmutzig; wollen Sie nicht erst in die Stube kommen, daß Sie sich etwas trocknen und ausruhen?«

Ohne weitere Berathschlagung folgten die Reisenden dem Rathe des Knaben und traten in die Wohnstube, wo die stark durchheizte Luft ihnen diesmal gar nicht unangenehm war. Eine noch ziemlich junge und hübsche Frau legte schnell einen Säugling in eine eben solche Hängewiege, wie sie Bernhard schon kennen gelernt hatte, und der Knabe übernahm sogleich ohne Aufforderung das Amt, den Schlaf des Kindes durch die gehörigen Schwingungen seines Bettchens zu befördern, während die Mutter Stühle zurecht stellte und freundlich zum Sitzen einlud. Auf die etwas barsche Frage des schnurrbärtigen Fremden, ob man Etwas zu essen und zu trinken haben könne, brachte sie Butter und Brot und setzte dann eine Flasche Bier mit zwei Gläsern auf den Tisch; die beiden Reisenden griffen alsbald zu und ließen es sich schmecken.

»Ist dies ein Wirthshaus?« fragte der Fremde.

»Nein, mein Mann ist Holzwärter, aber weil im Sommer manchmal Reisende hier vorsprechen, um sich auszuruhen oder um meinen Mann zum Führer zu miethen, so haben wir uns so eingerichtet, daß wir Brot und Bier vorsetzen können, aber freilich müssen die Herrschaften vorlieb nehmen. Weil wir Beide, mein Mann und ich, früher in vornehmen Häusern gedient haben, so wissen wir so ziemlich mit den Herrschaften umzugehen, und da kommen denn manchmal aus Alexandersbad, wenn gerade die Badezeit ist, große Gesellschaften herüber und verweilen ganze Stunden bei uns.«

Der Fremde sagte:

»Die Badegäste werden nicht Euretwegen, sondern um der schönen Lage des Hauses willen hierher kommen.«

Mit einiger Verwirrung sprach die Frau:

»Nun, das versteht sich von selbst.«

»Wie weit ist denn bis Alexandersbad?«

»Drittelhalb Stunden.

»Wie kommen denn aber die Leute hierher? Zu Fuß ist es zu weit, und Wagen können doch nicht fahren.«

Nicht ohne stolzes Selbstgefühl erwiderte sie:

»O doch, sie kommen zu Wagen. Im vorigen Sommer ist noch der Herr geheime Rath von Berlin, der jedes Jahr in Alexandersbad einkehrt, mit zwölf Personen hier gewesen. Aber freilich geht's nur zu Leiterwagen mit Ochsen bespannt.«

Mit einem höhnischen Lächeln hörte der Fremde dies an. Bernhard, dem überhaupt der hochfahrende Ton, mit

welchem sein Gefährte sprach, nicht recht zusagte, bemächtigte sich nun der Unterhaltung, indem er sich von der Frau und ihrem Sohne über ihre Wohnung und Lebensart, über den Besuch von Kirche und Schule und dergleichen mehr belehren ließ. Der Hausvater, der nun auch von einer Arbeit im Freien zurückkehrend in die Stube trat, mischte sich mit offenem, aber bescheidenem Freimuth in das Gespräch, das Bernhard mit jener natürlichen Leutseligkeit führte, die sich so leicht die Herzen einfacher Landleute gewinnt. Uebrigens lenkte das äußere schmutzige Ansehen der Reisenden bald auf ihr Abenteuer in der Seelohe? und der gutmüthige Holzwärter ließ es nicht beim bloßen Bedauern bewenden, sondern er bemühte sich nebst seiner Frau nach besten Kräften, die nun theilweise trocken gewordene Torfkruste durch Abreiben und Bürsten zu entfernen, welche Dienstleistungen der Schnurrbärtige mit vornehmer und befehlerischer Manier annahm.

Bernhard erkundigte sich nun bei dem Hauswirth nach dem Weg, den er auf Wunsiedel hin einzuschlagen habe, und jetzt erst wandte sich sein Gefährte, der bisher ein unmittelbares Gespräch mit ihm vermieden zu haben schien, zu ihm mit der Frage:

»Haben Sie in Wunsiedel Geschäfte?«

»Das eigentlich nicht, ich reise nur zu meinem Vergnügen.«

»So will ich Ihnen einen Vorschlag machen: begleiten Sie mich nach Alexandersbad, wo ich mich für einige Tage niedergelassen habe, und wo wir noch einige andere

junge Reisende treffen. Sie können dann morgen, oder wann Sie wollen, nach Wunsiedel gehen, das nur eine halbe Stunde vom Bade entfernt ist, und Sie würden ja ohnedem von Wunsiedel aus Alexandersbad besucht haben, das wirklich interessante Natureigenthümlichkeiten darbietet. Wir müssen uns näher kennen lernen. Sie haben mich so außerordentlich tief verpflichtet, daß ich es nie mir verzeihen könnte, wenn ich Ihnen nicht persönlich näher getreten wäre. Hätten Sie unaufschiebliche Geschäfte in Wunsiedel, so würde ich Sie dorthin begleiten; da das aber nicht der Fall ist, so haben wir in Alexandersbad bessere Gelegenheit zu ungestörtem Zusammensein. Also Sie erfüllen meine Bitte und gehen mit nach Alexandersbad: abgemacht?«

Diese Worte wurden mit einem solchen Ausdruck hochherziger Offenheit gesprochen, daß Bernhard erwiderte:

»Nun gut, ich werde mit Ihnen gehen. Ich hätte außerdem, wie Sie richtig voraussetzen, einen Abstecher nach Alexandersbad gemacht, um die vielgerühmten Wunder der Luisenburg zu beschauen, ich kann also um so eher jetzt gleich meine Schritte dahin wenden.«

Der Fremde, durch diese Bereitwilligkeit offenbar sehr zufriedengestellt, fragte nun den Holzwärter, ob er als Führer sie auf dem nächsten Wege nach Alexandersbad bringen wolle, was der Mann sehr gern übernahm. Als man das Silberhaus verließ, schenkte der Fremde dem Knaben bei der Wiege ein großes Geldstück, nichtsdestoweniger war der Abschied des Knaben sowohl wie seiner

Mutter gegen den ärmeren Reisenden herzlicher, als gegen den reicheren, der sie so großmüthig beschenkte.

2. DIE GESELLSCHAFT IN ALEXANDERSBAD.

Alexandersbad gehört ohne Zweifel zu den kleinsten Bädern Deutschlands, aber eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß *Alexandersbad* einer der interessantesten Badeorte Deutschlands ist. Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, bestand die ganze Anstalt nur aus einem einzigen schloßähnlichen, doch einfachen Logirhause mit zwei Nebengebäuden und einem besonderen Gebäude für die Bäder; die große Wasserheilanstalt, die sich von außen wie von innen etwas frostig anläßt und keinen Vergleich mit dem gemüthlichen Mineralbad zuläßt, war damals noch nicht erbaut. Zwar ist die eigentliche Lage und nächste Umgebung von *Alexandersbad* durchaus nicht romantisch oder schön, sondern eher etwas unbedeutend, aber die Physiognomie des Ganzen ist freundlich und anheimelnd, das Gebäude des Mineralbades liegt gar traulich unter großen Bäumen versteckt, Luft und Wasser sind von unübertrefflicher Reinheit und Güte, vor Allem aber stößt der Wald, der vom Gebirge herunterkommt, bis fast unmittelbar an die Anstalt, und dieser Wald birgt Spaziergänge voll der überraschendsten Wunder, so daß Leute, die mehr einen Aufenthalt zur Erholung des Geistes und Körpers als einen eigentlichen medizinischen Kurort suchen, nirgends besser aufgehoben sein werden als hier. Daher pflegt denn auch allsommerlich das Mineralbad ganz besetzt von Fremden

zu sein, die nur zum Theil und gewissermaßen nebenbei von der Heilquelle Gebrauch zum Trinken und Baden machen, in der Hauptsache aber sich an dem ländlichen Aufenthalt erquicken, welcher doch zugleich alle mäßigen Ansprüche an materiellen Lebensgenuß wie an harmlose Geselligkeit befriedigt. Auch Touristen lassen sich hier wohl auf einige Tage nieder, um Ausflüge in das nahe Gebirge zu machen.

In der frühen Jahreszeit, in welche die von uns zu erzählenden Ereignisse fallen, gab es noch keine Badegäste, doch hatten sich einige junge Männer hier zusammen gefunden, von denen wir Einen bereit kennen gelernt haben, und zwar in einer hinreichend mißlichen Lage, als er im Torfswampf der Seelohe steckte.

Am Abend desselben Tages finden wir die zwei andern Gäste des Bades in dem großen Speisesaale ganz allein an einem Tische sitzend, auf welchen ein Kellner eben zwei Gläser voll eines braungelben, dampfenden Getränkes stellte. Die beiden Gesellen waren sich zwar an Alter ziemlich gleich – sie mochten kaum die Hälfte der Zwanziger erreicht haben – sonst aber in allen Stücken ungleich.

Der Eine war von kurzer gedrungener Gestalt, wohlbeleibt und behäbig, mit einem in Weiß und Roth lebhaft gefärbten Gesicht, dunkelblonden Haaren, die sorgfältig gescheitelt und gekämmt waren, kurzen weißen fleischigen Händen; die feine Kleidung war nach der neuesten

Mode gefertigt und wurde gehoben durch eine kostbare Brillantnadel vor der Brust, durch eine schwere goldene Uhrkette, durch reiche und kostbare Ringe; wenn der junge Mann aus einem eitlen Stutzer und einem reichen Lebemann zusammengesetzt schien, so mischte sich doch, wenn man ihm genauer in das heitere Gesicht sah, auch als drittes Element schlaue Lebensklugheit mit ein, und dieselben kleinen blauen Augen, die so wohlgefällig auf den Edelsteinen der Ringe an der schönen Hand hafteten, und die so genußsüchtig auf einer vorzüglichen Speise oder einem Glase trefflichen Weines verweilten, dieselben Augen konnten auch recht gedankenvoll ausschauen oder sich gar scharf und prüfend auf einen Gegenstand richten.

Der andere junge Mann war ziemlich groß und sehr hager; das Gesicht war auffallend blaß, so daß selbst die Lippen mehr grau als roth zu sein schienen; die dunklen Augen waren unverhältnißmäßig groß, oder schienen wenigstens so wegen der Magerkeit des Gesichtes, und es lag in ihnen ein gewisser unstäter wechselnder Ausdruck, an dem irgend etwas Unerklärliches haftete; Stirn, Nase, Mund und Kinn waren in Umriß und Schnitt fein und zierlich; das schwarze lockige Haar umgab unordentlich und phantastisch das Haupt; die Kleidung war nicht eben schlecht, aber sehr vernachlässigt, und namentlich stach die unreine Leibwäsche sehr unvortheilhaft gegen die tadellose Feinheit und Sauberkeit ab, wodurch sich dieser Theil des Anzuges bei dem Gefährten auszeichnete.

»Was stellt dies vor, Herr Adams?« fragte der Wohlbeleibte, als sich der Kellner wieder entfernt hatte.

»Das will ich Ihnen sagen, Herr Schwanhöfer. Ich habe bei Herrn Lang, unserem trefflichen Gastwirth, eine tüchtige Bowle guten Punsches bestellt, auf daß wir damit unsern werthen Ritter Don Quixote, will sagen unsern trefflichen Gefährten, den Herrn Vanhulsten, würdig empfangen, wenn er glücklich von seiner abenteuerlichen Fahrt zurückgekehrt sein wird. Um nun eines Theils die Güte des Getränkes zu prüfen, andern Theils die Ungeduld der Erwartung einigermaßen zu bekämpfen, hab' ich die Anordnung getroffen, daß diese Gläser zu uns gebracht werden, die wir je nach Belieben und Bedürfniß erneuern lassen können. Sie haben doch Nichts gegen diese Anordnung einzuwenden, Herr Schwanhöfer?«

»Durchaus nicht!« sagte Schwanhöfer.

»Auf Ihr Wohlsein!«

»Auf das Ihrige!«

Beide kosteten die Mischung des Herrn Lang und schienen ihr ganz ihren Beifall zu schenken. Schwanhöfer zog eine Cigarrentasche hervor und bot sie höflich mit den Worten dar:

»Eine Cigarre gefällig?«

»Ich danke. Sie wissen ja, daß ich zu dieser Art von Brandstiftern nicht gehöre.«

Schwanhöfer setzte seine Cigarre in Brand und begann gemüthlich zu rauchen, indem er sagte:

»Es soll mich doch wundern, wie die Unternehmung des Herrn Vanhulsten ausgefallen ist.«

»Wie sollte sie anders als gut ausgefallen sein? Das Fichtelgebirge ist ein sehr zahmes Gebirge. Der letzte Bär ist, wie ich aus meinen gründlichen Studien weiß, 1769 geschossen, der letzte Wolf 1803, der letzte Räuber ist vor etwa zwanzig Jahren eingefangen, und man hat ihn, glaub' ich, in Wunsiedel und Weißenstadt für Geld gezeigt. Was für Gefahren können also dem fahrenden Ritter bevorstehen?«

»Er kann sich verirrt haben.«

»Ach was! Frau Lang hat seine Reisetasche so reichlich mit Butterbrot, Kalbsbraten und Wein versehen, daß er es gut hat aushalten können, bis er irgendwo zu Menschen kommt. Die Berge hängen hier ja gar nicht zusammen, sondern liegen so einzeln wie die Würfel, die aus einem Becher geschüttelt sind, da kann man sich nie auf lange Zeit verirren.«

»Und doch riethen Sie selbst gestern Abend am meisten ab, mein Bester, die Tour zu unternehmen.«

»Weil ich mich ärgerte, daß Vanhulsten blos seiner Eitelkeit nachgab, als er so eigensinnig auf seinem Willen bestand.

»Wie? seiner Eitelkeit?«

»Das versteht sich. Weil die Leute hier im Hause behaupteten, er könne ohne Führer unmöglich den Ort besuchen, wo die Flüsse entspringen, so wollte er nun gerade zeigen, daß er's möglich machen könne.«

»Er hat sich von den höchsten Punkten hier den Schneeberg und Ochsenkopf angesehen; er weiß, daß

zwischen beiden Bergen der Main und die Nab entspringen, da bildete er sich nun ein, sich ohne Führer zurecht finden zu können. Aber ich besorge, daß ihm irgend etwas Unangenehmes zugestoßen ist, sonst müßte er schon wieder da sein.«

»Freilich, er bleibt lange aus, wir wollen uns darum die Gläser noch einmal füllen lassen. Oder haben Sie Etwas dagegen?«

»Das eben nicht.«

Die Schelle wurde daher angezogen und die Erneuerung der Probegläser angeordnet. Nach einer beschaulichen Pause begann Schwanhöfer:

»Sagen Sie mir einmal, Herr Adams, wofür halten Sie eigentlich diesen Herrn Vanhulsten?«

»Wofür ich ihn halte? Für einen prächtigen Kerl, nur etwas stolz, etwas sehr stolz.«

»Ich meine, von welchen Lebensverhältnissen er sein mag?«

»Nun, von sehr wohlhabenden; man dürfte ihn sogar nach manchen Anzeichen für reich halten.«

»Das versteht sich; solche Cigarren, wie er führt, kann man unter sechszig bis siebzig Thalern die Kiste gar nicht haben, im *en gros* Preis. Ich meine aber, welchem Stande er wohl angehört?«

»Er wird ein Gutsbesitzer sein.«

»Ei bewahre! Er wollte ja gestern nicht einmal zur Preisthierschau des landwirthschaftlichen Vereins nach Wunsiedel gehen.«

»So ist's vielleicht ein Officier, der auf Urlaub in Civil reist.«

»So sah' er eher aus, aber ich habe ein Briefcouvert gefunden, das ganz einfach auf einen ›Herrn Vanhusten‹ lautet, ohne ›Hochwohlgeboren‹ und alles Andere, was auf einen Officier schließen ließe.«

»So ist's wohl ein Prinz Inkognito?«

»Auch nicht, denn ein solcher ist nie ohne einen vertrauten Kammerdiener oder Etwas der Art.«

»Na, im Ganzen ist mir's völlig gleichgültig, welchem Stand er angehört.«

»Ich will's Ihnen aber doch sagen, Herr Adams, wofür ich ihn halte: für einen Kaufmann.«

Einigermaßen überrascht fuhr Adams auf:

»Für einen Kaufmann? Aber *Sie* sind ja ein Kaufmann.«

Lächelnd haftete Schwanhöfer die klugen Augen auf den Genossen, dessen Ideenverbindung er richtig gefolgt war, und sagte:

»Sie meinen, Herr Vanhulsten sei gegen mich und den Kaufmannsstand überhaupt zu vornehm, zu nobel? Ich glaube aber doch, er ist ein Kaufmann. Nur ist noch manches Unklare in der Sache. Er hat uns gelegentlich erzählt, daß er, obgleich deutschen Ursprungs, in Amsterdam wohne. Nun hat unser Haus zufällig sehr intime Verbindungen mit Amsterdam, aber eine Firma ›Vanhulsten‹ ist mir nie zu Gesicht gekommen.«

»Was thut das, Herr Schwanhöfer? Ein angenehmer Gesellschafter in dieser Einsamkeit ist er jedenfalls.«

»Was will er aber hier?«

»Was er hier will? Was wollen Sie hier, Herr Schwanhöfer?«

»Ich habe es Ihnen, mein's ich, schon gesagt, daß mir körperliche Bewegung anempfohlen ist, um der Gefahr einer zu großen Körperfülle zu entgehen. Ob es ein flüchtiger Einfall meines Arztes war – oder was er sich für eine sonderbare Idee vom Fichtelgebirge machen mag – was weiß ich's? – genug er rieth mir, als ich fragte, wohin ich gehen solle: gehen Sie etwa in's Fichtelgebirge, nehmen Sie Ihr Hauptquartier in Wunsiedel, was ja in der Mitte des Gebirges liegt, und machen Sie von da aus jeden Tag Spaziergänge in's Gebirge. Gerechter Himmel: von Wunsiedel aus Spaziergänge in's Gebirge machen! Das Ding liegt ja fast in der Ebene, und die Berge sind weit davon.«

»Wenn's auch am Ende eine Art Hochebene ist, so haben Sie doch in der Hauptsache recht, Herr Schwanhöfer. Ich denke noch mit Vergnügen daran, in welchem hohen Grad der Verzweiflung ich Sie im Gasthof zu Wunsiedel fand: die Berge waren zu weit, um einen Spaziergang zu machen, und das Mittagsessen war verfehlt gewesen – «

»Eingemachte Bohnen und Speck das Hauptgericht!« murmelte Schwanhöfer für sich in neuerwachter Entrüstung.

»So daß es mir leicht wurde« – fuhr Adams fort – »Sie hierher nach Alexandersbad zu verpflanzen, wo ich mich meiner Kunst zu Liebe aufhalte.«

Mit spöttischem Lächeln sagte Schwanhöfer:

»Das heißt, Sie wollen die Felspartieen in der Luisenburg studiren, haben aber, wenigstens in den drei Tagen, die wir hier zusammen sind, die Luisenburg noch gar nicht besucht. Es ist merkwürdig, daß Sie die Thierschau in Wunsiedel und den Jahrmarkt in Redwitz und alles Mögliche sonst aufsuchen, aber meines Wissens noch keinen Fuß nach der Luisenburg gesetzt haben.«

»Gut Ding will Weile haben, Herr Schwanhöfer. Ich fürchte mich vor meiner Wuth zu malen, wenn ich erst einmal die berühmten Felsen sah. Außerdem hat mir ja Vanhulsten den Auftrag gegeben, ihm einige Partieen der Luisenburg in Oel auszuführen, und mir großmüthig die Feststellung jedes beliebigen Preises überlassen.«

»Um so eher, sollte man denken – –«

»Nein, um so langsamer. Es ruft mich jetzt eine Art Pflicht zur Luisenburg, und nun wird mir der Weg dahin in der That schwer.«

»Sie sind ein sonderlicher Mensch.«

»Das mag wohl sein. Aber auch Vanhulsten mag sein, was er will, er ist jedenfalls ein nobler Charakter. Was meinen Sie, wenn wir uns von Neuem ein Erwartungsglas füllen ließen?«

»Ich habe Nichts dagegen.«

Die Gläser wurden also abermals dem Kellner übergeben, der aber, als er sie zurückbrachte, verkündigte, daß Herr Vanhulsten schon seit einiger Zeit mit noch einem fremden Herrn eingetroffen sei, daß die beiden Herren sich nur umkleideten und sogleich im Saale erscheinen würden.

»So bringen Sie nur gleich die ganze Bowle mit zwei frischen Gläsern herein!« rief Adams dem Kellner nach.

Nachdenklich sagte Schwanhöfer:

»Was mag das für ein Herr sein, den er mitgebracht hat? Vielleicht ein Geschäftsfreund?«

»Ach warum nicht gar! Es wird doch zwischen dem Ochsenkopf und Schneeberg keine Geschäftsfreunde aufzulesen geben!«

»Nun, nun, man kann nicht wissen. Vielleicht war die ganze Geschichte mit der Entdeckungsfahrt nach den Flußquellen nur ein Vorwand, um ein geschäftliches Zusammentreffen zu verdecken.«

Lachend rief Adams:

»Bravo, gut gebrüllt – Kaufmann! Vielleicht geben Sie auch nur vor, von Ihrem Arzt in's Fichtelgebirge geschickt zu sein, um einer zu reichen Körperfülle zu steuern, und in Wahrheit wollen Sie die Handelsschätze der Gegend in irgend einer geschäftlichen Beziehung ausbeuten.«

Mit erstem Eifer sagte Schwanhöfer:

»Ich kann Ihnen die Versicherung geben, Herr Adams – —«

Aber Adams unterbrach ihn:

»Genug, genug, Herr Schwanhöfer, ich glaube Ihnen ohnehin schon, daß Sie bloß aus körperfüllheitlichen Angelegenheiten hier verweilen. Aber da kommt Vanhulsten und der Fremde und die Bowle!«

»Und der Fremde hat wahrhaftig Vanhulsten's Hausrock an!« flüsterte Schwanhöfer. »Was hat das zu bedeuten?«

So war es in der That; da Bernhard wohl Beinkleider, aber keinen Rock in seinem Ränzel führte, so hatte Vanhulsten ihn genöthigt, sich aus seiner Garderobe einen Rock zu entnehmen. Vanhulsten stellte mit einiger Förmlichkeit vor:

»Herr Kaufmann Schwanhöfer aus Zippelstedt in Norddeutschland. Herr Maler Adams, auf einer Kunstreise begriffen – –, Herr Dr. Korn, Kandidat des höhern Schulamts, aus Thüringen.«

Während sich die beiden Andern stumm gegen einander verneigten, sagte Adams:

»Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Kommen Sie her, Herr Doktor, und trinken Sie ein Glas warmen Punsch, das wird Ihnen nach der Fußpartie gut schmecken und noch besser bekommen. Dies ist *Ihr* Glas, Vanhulsten, ich habe die Bowle eigens zur feierlichen Begehung Ihrer Rückkehr anfertigen lassen. Ich trinke auf Ihr Wohl!«

»Sehr verbunden, Herr Adams. Nehmen wir Platz um den so vorsorglich und passend bereiteten Stärkungstrank.«

»Eine Cigarre gefällig?« fragte Schwanhöfer den neuen Ankömmling, und da dieser wirklich eine Cigarre nahm, so war ein geselliges Zusammensein auf ganz genügende Art eingeleitet.

»Wie ist's Ihnen denn auf Ihrer Spazierfahrt ergangen, Herr Vanhulsten?« fragte Schwanhöfer.

»Im Anfang ganz gut. Ich umging die Berge und erreichte das Thal, wo der Main und die Nab entspringen,

allein hier verirrt ich mich, und wenn mir nicht ein günstiger Zufall diesen Herrn zugeführt hätte – –«

»Entschuldigen Sie« – fiel Bernhard ein – »ich war ebenfalls verirrt, es war also gleich sehr in meinem Interesse, daß wir zusammentrafen und gemeinschaftlich den Rückweg aufsuchen konnten.«

Indem Vanhulsten diese der Wahrheit nicht ganz getreue Darstellung mit Stillschweigen passiren ließ, warf er einen kurzen raschen Blick auf Bernhard, womit er für die bewiesene Mäßigung und Zurückhaltung zu danken schien.

Adams sagte:

»Das war ja eine wahre Komödie der Irrungen, die schließlich eine für alle Theile zusagende Lösung gefunden hat.«

»Ist hier nichts Neues vorgefallen?« fragte Vanhulsten.

»Im Fichtelgebirge« – antwortete Adams – »giebt's bekanntlich nichts Neues außer den neuen Städtchen und Dörfern.«

»Wie verstehen Sie das?« fragte Bernhard.

»So wie anderswo die Braugerechtigkeit wechselnd von dem einen Haus zum andern übergeht, so ist im Fichtelgebirge ein Turnus eingeführt, daß jedes Jahr eine andere Ortschaft abbrennt und neu aufgebaut wird. Wie oft schon die Reihe herumgegangen ist, weiß ich zwar nicht, aber so viel hab' ich gehört, daß manche Stadt schon zum zweiten Male an die Reihe gekommen ist.«

Mit ernster Mißbilligung fiel Schwanhöfer ein:

»Pfui, Herr Adams, wer wird über eine solche Sache spotten!«

»So viel ist richtig« – sagte Vanhulsten – »daß keine Gegend Deutschlands so häufig von Feuersbrünsten heimgesucht wird, wie das Fichtelgebirge, aber lassen wir das auf sich beruhen.«

»Sie reisen wohl zum Vergnügen?« fragte Schwanhöfer, sich zu Bernhard wendend.

»Allerdings.«

»Was für eine Tour machen Sie denn, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin vom Rheine her aufwärts durch die Maingegenden bis Würzburg gereist, und dort kam es mir in den Sinn, die Orte aufzusuchen, die durch unsern Jean Paul merkwürdig geworden sind; ich ging also zunächst nach Baireuth, von da war ich auf dem Wege nach Wunsiedel, als mich das Zusammentreffen mit diesem Herrn zum vorläufigen Abstecher nach Alexandersbad bewog, und von Wunsiedel gedachte ich Joditz und Schwarzenbach aufzusuchen, zuletzt aber in Hof meine Jean-Paul-Fahrt zu schließen.«

»Eine höchst merkwürdige Idee!« rief Schwanhöfer in sich vergessendem Erstaunen.

»Wie so?«

Adams ergriff schnell das Wort:

»Herr Schwanhöfer ist Kaufmann und begreift nicht gleich, warum man so in die Kreuz und Quer reisen sollte, wenn man nicht einen reellen und praktischen Zweck dabei hat.«

Mit aufrichtigem Eifer rief Schwanhöfer:

»O nein, ich begreife das ganz wohl, aber ich bewundere – ja ich darf wohl sagen: ich *beneide* den Herrn Doktor um seinen Enthusiasmus für einen Dichter, ich bedaure es in gewissem Grade, daß man mich zu früh in geschäftliche Kreise eingeführt hat, um mich für die schöne Literatur zu begeistern, und ich hätte fast Lust, mich dem Herrn Doktor als Begleiter nach – nach den verschiedenen Jean-Paul'schen Orten anzubieten.«

»Sie denken dabei zunächst an das *Fußwandern*, nicht wahr?« fragte Adams spöttelnd.

»Nun, nun, nebenbei ist das angenehm und gesund. Wann reisen Sie ab, Herr Doktor?«

Bevor Bernhard antworten konnte, ergriff Vanhulsten das Wort:

»Ich denke, das hat seine Eile. Da wir Vier uns hier so hübsch zusammengefunden haben, so bleiben wir, denk' ich, noch einige Tage hier zusammen. Mich selber drängt Nichts zur Abreise, denn ich beabsichtige eine größere Reise in's Ausland erst in einigen Wochen anzutreten, wollte aber gern die mir bis dahin vergönnte Zeit verwenden, um diese mir noch völlig unbekanntes Gegenden näher kennen zu lernen. Herr Doktor Korn hat ebenfalls seine Veranlassung, seine Abreise zu beschleunigen, und wird neben dem Besuch Jean-Paul'scher Erinnerungsstätten einen schätzbaren Vorrath eigener Erinnerungen sammeln, wenn er mit uns die interessantesten Punkte der Umgegend besucht. Wir machen von hier aus jeden Tag einen neuen Ausflug, bis wir die gesammte Umgebung

kennen gelernt haben. Dies wird den Zweck des Herrn Schwanhöfer erfüllen, der vom Fußwandern in der gesunden Bergluft gute Folgen für seine Gesundheit erwartet, Dieß wird auch förderlich für Herrn Adams keins, der seine Phantasie und sein Skizzenbuch mit pittoresken Feldansichten bereichern kann, und somit findet Jeder seinen Vortheil. Abgemacht?«

Es hatte Niemand Etwas gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und somit ward er zum Beschluß erhoben.

Man verbrachte nun den Rest des Abends sehr vergnüglich. Bernhard besaß einen elastischen Geist, der sich leicht in neue Umgebungen fand und gern an Allem Interesse nahm, was Andere beschäftigte; er erwies sich demnach als eine sehr annehmbare Vergrößerung des gesellschaftlichen Kreises, Vanhulsten war nicht sehr mittheilsam, aber er ging doch auf die meisten Gesprächsgegenstände ein, und wo er sich einmischte, bewies er einen unterrichteten und selbstdenkenden Geist. Der Maler war bald der munterste und Lebhafteste unter den Anwesenden, denn das geistige Getränke, dem er fleißig zusprach, ohne jedoch eine gewisse Grenze zu überschreiten, und die heitere Geselligkeit rissen ihn zu allen möglichen Scherzen und Aeüßerungen hin, die zwar meist wie leichte Schaumblasen an der Luft zerplatzten, manchmal aber auch Zeugniß von einer unverkennbaren Genialität gaben. Selbst Schwanhöfer, obwohl der trockenste und prosaischste unter den Anwesenden, war doch einer von den Menschen, die nie eine Gesellschaft verderben, ja die sogar darum beliebte Gesellschafter sind, weil sie

produktiveren Geistern zugleich zum Publikum und zum Relief dienen. So war man allseitig mit einander zufrieden und wünschte sich beim Auseinandergehen mit einer größern Herzlichkeit gute Nacht, als sich eigentlich bei so kürzlich und so zufällig zusammengewürselten Bekannten hätte erwarten lassen.

Vanhulsten hatte für Bernhard ein Zimmer neben dem seinigen anweisen lassen. Als sie sich trennten, sagte Vanhulsten mit einem eigenthümlich befehlenden Tone, dem man doch nicht zürnen konnte, ja gegen den es schwer war sich aufzulehnen:

»Es versteht sich von selbst, daß Sie mein Gast sind, so lange wir in Alexandersbad verweilen, da Sie nur meiner Einladung hierher folgten.«

Bernhard wollte ablehnend erwiedern, aber Vanhulsten unterbrach ihn:

»Es versteht sich dies, wie gesagt, von selbst und ist abgemacht. Gute Nacht!«

Damit trat er in sein Zimmer, und Bernhard blieb Nichts übrig, als sich auch in sein Zimmer zu begeben und das Bett aufzusuchen.

3. DIE LUISENBURG.

Ein schöner Frühlingsmorgen trieb des andern Tages Bernhard früh aus Bett und Zimmer; er wandelte auf und ab in der Allee, welche zur Heilquelle und zum Badehause führt. Bald gesellte sich hier Schwanhöfer zu ihm, welcher nach Austausch der üblichen Morgenbegrüßungen sagte:

»Ich konnte wohl denken, daß ich Sie schon auf den Beinen finden würde, denn die Herren Gelehrten haben ja wohl das Sprichwort erkunden: ›Morgenstunde hat Gold im Munde‹. Unsere beiden Gefährten liegen gewiß noch in guter Ruhe, denn der Maler schläft wie alle Künstler tief in den Tag hinein, und Herr Vanhulsten scheint wie alle vornehmen Leute an frühes Aufstehen nicht gewohnt. Er ist doch – hm, hm – ohne allen Zweifel von vornehmem Stande, nicht wahr?«

»Ich weiß durchaus nicht, welchem Stande er angehört.«

»So – so – ich dachte, er hätte Ihnen auf der gestrigen Partie sich mitgetheilt. Aber halten Sie's nicht andererseits auch für möglich, daß er ein *Kaufmann* ist?«

»So sieht er wohl eigentlich nicht aus.«

»Ich meine nicht ein Kaufmann wie ich, sondern ein großer, dem unser einer die Schuhriemen nicht auflöst. Aber was ich eigentlich sagen wollte: aus Ihren gefälligen Mittheilungen vom gestrigen Abend habe ich entnommen, daß Sie Sprachwissenschaften studirten und jetzt um eine passende Lehrerstelle sich zu bewerben gedenken. Ist dem so?«

»Allerdings. Ich habe mein kleines Vermögen fast beim Studiren aufgezehrt, muß mich daher baldmöglichst nach einem passenden Unterkommen umblicken. Die angestregten Arbeiten des letzten Winters vor dem Examen ließen es mir jedoch räthlich erscheinen, mich durch eine längere Fußreise zu erfrischen, bevor ich mich

in meine Heimath begab und nach einer Anstellung um-
sah.«

»Ganz recht. Sie bemerkten ferner, wenn ich mich recht entsinne, daß Sie nicht eben durch besonders starke Bande an Ihre Heimath gefesselt wären.«

»Nein, denn ich habe dort keine nahe Verwandten.«

»Ganz recht. Nun sehen Sie, ich könnte Ihnen vielleicht einen annehmbaren Vorschlag machen. Ich lasse mir die Zeitungen meines Großherzogthum – denn mein Wohnort Zippelstedt liegt im Großherzogthum X. – nachsenden, weil man doch immer gern erfährt, was es zu Hause giebt, und da ist mir die Ankündigung aufgestoßen, daß das Curatorium des Zippelstedter Gymnasiums für den Herbst dieses Jahres einen jungen Lehrer sucht. Die Stelle ist nicht eben brillant, aber für den Anfang gut genug, und Zippelstedt ist in seiner Art ein sehr angenehmer Ort, weit und breit bekannt durch seine Woll-Manufakturen, und es läßt sich da recht gut leben. Wenn Sie nun Lust hätten, um die ausgebotene Stelle als Bewerber aufzutreten, so könnte ich, falls sie noch nicht besetzt ist, mit einiger Sicherheit einen günstigen Erfolg um so mehr versprechen, als mein Vater Mitglied des Curatoriums ist, und zwar, was ich wohl sagen darf, ein einflußreiches Mitglied, da der Bürgermeister gemeinlich viel auf seine Meinung hält. Was meinen Sie dazu?«

»Sie sind außerordentlich gütig, Herr Schwanhöfer, und verbinden mich sehr durch Ihr Anerbieten –«

»O, ich bitte recht sehr. Aber nehmen Sie es an?«

»Eine günstigere Aussicht kann sich mir nicht darbieten, darum nehme ich das so freundliche Anerbieten Ihrer Vermittlung an.

»Gut. Um aber keine Zeit zu verlieren, würden Sie am besten thun, gleich heute eine Meldung aufzusetzen. Haben Sie anderweitige fachdienliche Papiere bei sich, so legen Sie dieselben bei, wo nicht, so erklären Sie, daß Sie dieselben nachliefern würden.«

»Ich führe die nöthigsten Zeugnisse und Dokumente bei mir.«

»Um so besser. Ihr Schreiben und die begleitenden Papiere vertrauen Sie mir nur an; ich sende Alles noch heute mit einem Begleitschreiben an meinen Vater, und in etwa acht Tagen werden wir mit ziemlicher Sicherheit wissen, woran wir sind, vorausgesetzt, daß wir so lange zusammen hier verweilen.«

»Ich werde sogleich auf mein Zimmer gehen und die Meldung abfassen.«

»Recht so. Auf die rechte Weise rasch zu handeln hat noch keinen betrogen. Da ist der Maler Adams, dessen Hauptfehler besteht darin, nicht dahinter zu greifen, wenn die Gelegenheit sich bietet. Herr Vanhulsten hat ihm wahrhaft genereuse Aufträge gegeben, für ihn hiesige Felspartieen aus der Luisenburg zu malen, aber der unbegreifliche Mensch hat in den drei Tagen seiner hiesigen Anwesenheit noch keinen Fuß in die Luisenburg gesetzt. Da lob' ich mir Ihre Manier! Ich werde auch gleich auf mein Zimmer gehen, um an meinen Vater zu schreiben. Wenn die Langschläfer aufstehen, haben wir Beide

schon ein nützliches Thun hinter uns, und das Frühstück wird uns um so besser schmecken.«

Sie trennten sich, indem Schwanhöfer den jungen Gelehrten mit einer solchen Gönnermiene entließ, daß Bernhard gelächelt haben würde, wenn nicht die uneigennützigte Dienstfertigkeit des jungen Kaufmanns seine Dankbarkeit und dessen praktisches Angreifen der Sache seine volle Anerkennung herausgefordert hätten.

Das Frühstück wurde unter den schönen Bäumen servirt, die hinter dem Gebäude stehen, und hier fanden sich nach etwa einer Stunde die vier Bekannten zusammen. Bald wandte sich die Unterhaltung auf das Ziel, nach welchem der Ausflug des heutigen Morgens gerichtet sein solle. Adams sagte:

»Was meinen Sie, meine Herren, wenn wir nach Schönbrunn gingen? Das Dorf hat bei Gott eine passabel hübsche Lage.«

Mit einer ernsten Rüge im Blick sagte Vanhulsten:

»Es wäre wohl im höchsten Grade seltsam, wenn wir diesen Vormittag nicht zum Besuch der Luisenburg anwendeten. Zwar bin ich schon in Begleitung des Herrn Schwanhöfer dort gewesen, aber man kann zehn Mal dort gewesen sein, bevor man diese wunderbare Partie in allen Theilen kennt, und wenn man sie kennt, so kann man sie immer wieder mit neuem Genusse besuchen. Es wäre ein Verrath an Herrn Doktor Korn, wenn wir nicht die nöthigen Honneurs von Alexandersbad machten, ihn in die Luisenburg zu führen.«

Adams gab sich noch nicht gefangen, sondern warf ein:

»Aber in Beziehung auf den Herrn Doktor müßten wir zunächst nach Wunsiedel gehen, damit er das Geburtshaus und, wenn er will, die Geburtsstube von Jean Paul besehen kann.«

Mit verstärktem Unwillen sprach Vanhulsten:

»Ich denke eben so sehr an *Sie*, Herr Adams, wie an den Herrn Doktor, wenn ich zum nächsten Ausflug die Luisenburg vorschlage, denn ich glaube voraussetzen zu müssen, daß *Sie* ein großes künstlerisches Interesse daran haben müßten, dorthin zu gehen.«

Geschmeidig nachgebend sagte Adams:

»Sie haben vollkommen Recht, und es ist Unsinn von mir, Schönbrunn oder irgend einen andern Ort in Vorschlag zu bringen. Wir gehen also zur Luisenburg.«

»Und für heut Nachmittag« – sprach Schwanhöfer – »schlage ich die Wanderung nach *Wunsiedel* vor, theils um dem Interesse des Herrn Doktors zu genügen, theils weil ich ohnehin nach Wunsiedel muß, um einen wichtigen Brief selbst zur Post zu bringen.«

Er warf hierbei einen lächelnden Blick des Einverständnisses auf Bernhard, den dieser mit einem Kopfnicken erwiderte.

Mit Lebhaftigkeit fiel Adams ein:

»Und dann lassen Sie uns über den Katharinenberg nach Wunsiedel gehen!«

»Was ist das?« fragte Bernhard.

»Eine Art Thurm oder Ruine von einer Kapelle, welche die Wunsiedler, glaub' ich, zum Andenken an die Hussiten von Naumburg errichtet haben. Es ist dies eine höchst sehenswerthe und wahrhaft instruktive Ruine, denn sie führt einen negativen Beweis, den Beweis nämlich, wie eine höchst günstig gelegene Ruine doch sehr abgeschmackt sein kann, weil man einen kindischen und läppischen Park von jungen Birken, Fliedersträuchern, Ligustern und dergleichen Gartenverunzierungen dabei angelegt hat.«

Vanhulsten sagte:

»Es ist wahr, die Anlage ist nicht geschmackvoll, aber der Herabblick auf die Stadt ist hübsch.«

Die Nase rümpfend, sprach Adams:

»Hm, eine Stadt ohne Waldumgebung im sogenannten Fichtelgebirge!«

Mit beistimmender Mißbilligung fügte Schwanhöfer hinzu:

»Ja, die zu Wunsiedel gehörigen Waldberge liegen weit genug davon, um die Spaziergänge mühsam zu machen. Aber dennoch ist der Katharinenberg ganz nett und von hier aus leicht zu ersteigen.«

So wurde denn also die vorgeschlagene Tagesordnung genehmigt. –

Als man die Wanderung zur Luisenburg antrat, fand Adams fortwährend Etwas zu mäkeln. Gleich beim Eintritt in den Wald gefiel ihm die Pyramide nicht, die zur Erinnerung der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's II. und

der Königin Luise im Jahre 1805 gesetzt ist, weil der Granitblock, auf dem sie steht, zu lang und schmal, sowie zu schräg geneigt sei; man hätte wenigstens, meinte er, die unnütze und entstellende Verlängerung wegsprengen müssen. Bernhard dagegen fühlte sich bewegt bei dem Gedanken, daß dem Königspaar hier noch ein schöner Sommer geschenkt war, während schon im Jahre darauf die harten Schicksalsstürme begannen, daß die hehre Königin, der zu Ehren man damals die bisherige Luxemburg in eine ›Luisenburg‹ umtaufte, sich hier noch von einer treuen Bevölkerung angebetet sah, welche sie nie wieder begrüßen und welche bald für immer dem preußischen Scepter entfremdet werden sollte. Der darauf folgende hölzerne Pavillon, der wohl zu einem Ruheplatz bestimmt gewesen sein mochte, erregte den hämischen Spott des Malers, und die einzelnen Felsbrocken, an denen der Fußweg vorbeiführte, fanden durchaus keine Gnade vor seinen Augen, Vanhulsten und Schwanhöfer hörten diese Heruntersetzungen schweigend mit an, ja sie mochten sich in dem Gedanken gefallen, daß Adams sich der Annahme hingebte, der ganze Berg biete eben weiter Nichts dar, als einen Wald von nur sehr mittelmäßiger Schönheit und einige vereinzelte Granitblöcke, Bernhard fiel auch mehr oder weniger in diese Annahme, besonders da man von unten Nichts wahrnimmt, als einen gewöhnlichen waldbedeckten Berg, an dem durchaus keine ausgezeichnete Felspartie hervortritt; je weniger er von der Luisenburg zu erwarten anfang, um so mehr fühlte sich ein gewisses gutmüthiges Mitleid mit

der gerühmten Partie durch die Spöttereien des Malers verletzt, ohne daß er doch denselben einen entschiedenen Widerspruch entgegensetzen konnte.

Aber als man beim Eingang zu den eigentlichen Anlagen ankam, wo die Felsen in kühner und unerwarteter Gruppierung durcheinander geworfen sind, wo eine malerische Quelle am Fuß einer hohen Steinwand hervorkommt, wo die Höhlungen und Schluchten beginnen, die so viel Geheimnißreiches enthalten und noch mehr errathen lassen, da wurde Adams plötzlich still. Vanhulsten und Schwanhöfer tauschten mit einander triumphierende Blicke aus, Bernhard aber fühlte eine Last sich von seinem Herzen wälzen, indem er zu ahnen anfang, daß er mit vollem Recht in die Lobsprüche, womit man sich so freigebig gegen die Luisenburg ist, würde einstimmen können. Kein Mensch findet Gefallen daran, wenn eine Größe unter ihrem Ruhme bleibt, sei es auch nur ein Bauwerk oder eine Landschaft.

Man trat die Stufen zum sogenannten ›Gesellschaftsplatz‹ hinauf; Adams schaute sich gedankenvoll um, war weit entfernt, die sich dort findenden hölzernen oder steinernen Gebäude, die an sich nicht schön und noch dazu einigermaßen im Verfall waren, zu bekritteln, sondern ging mit ungewöhnlicher Energie weiter hinauf zu der wunderbaren ›KlingershöhleDO, wo unter einem wagerecht liegenden Felsblock von ungeheurer Ausdehnung ein Raum geebnet ist, der eine bedeutende Gesellschaft fassen würde und ihr zum Ballsaal dienen könnte. Rasch, aber fest ließ er seine Blicke auf diesem Raume ruhen,

dann schritt er in immer wachsender Schnelligkeit weiter vor, wandte sich recht und vertiefte sich in das Felsenlabyrinth, das so einzig in seiner Art ist; verwundert folgten die Uebrigen nach, und nur Bernhard glaubte den Maler zu verstehen, denn auch seiner Seele bemächtigte sich immer mehr jene Trunkenheit, die von der Uebersättigung eines gewaltigen Eindrucks herrührt.

Adams hatte sich völlig an die Spitze des kleinen Zuges gesetzt und ging mit einer solchen Schnelligkeit voran, daß auch für die Andern, wenn sie folgen wollten, an eine Unterhaltung nicht zu denken war. Zwar führten gut unterhaltene Parkwege in den mannichfachsten Verschlingungen durch das Gewirre von Wald und Felsen, aber die letzteren sperrten oft den Weg, dann fand sich irgendwo unerwartet ein Schlupfwinkel, durch den man unter den Steinen weg, die jeden Augenblick den Einsturz zu drohen schienen, auf gewundene Treppen von Stein oder Holz kam, und diese führten auf Plätze von neuer und unerwarteter Schönheit oder zu Ruhebänken und Pavillons, die höchst gelungen an den geeignetsten Stellen angebracht waren. Und die Granitfelsen selbst nahmen immer seltsamere Formen an, waren in immer kühnerer Weise über einander geschoben, geworfen, gehürmt, so daß man bald zu der Ueberzeugung gelangte, man würde Tage lang in diesem Labyrinth umherirren können, ohne daß man doch alle sehenswerthen Punkte erschöpft hätte.

Nachdem man fast zwei Stunden auf dieser mühsamen, aber höchst belohnenden Irrfahrt zugebracht hatte

und sich eben auf einem der wundervollsten Plätze befand, wo früher die Inschrift: »Bis hierher und nicht weiter!« eine Wahrheit gewesen war, bis ein Forscher dennoch einen neuen Ausweg, freilich von einer fast unwahrscheinlichen Seltsamkeit eröffnet hatte: da erklärte Vanhulsten, daß er wenigstens das Bedürfniß des Ausruhens fühle, und der ganz ermattete Schwanhöfer warf sich sogleich auf die erste sich anbietende Bank. Als Alle sich niedergelassen hatten, wandte Vanhulsten an Adams und Bernhard die Frage:

»Ist dies nun nicht wirklich einzig in seiner Art?«

Begeistert erwiederte Bernhard:

»Ich hätte so Etwas nie für möglich gehalten! Und die ganze wundervolle Felspartie ist um so schöner, weil sie so völlig mit Wald durchmischt und überwachsen ist, daß man von außen gar nicht ahnen kann, welche Wunder dieser Wald birgt. Wir haben die schönsten Durchblicke und Aussichten von einigen Felsplatten gehabt, und doch sahen wir von unten kaum einen einzigen Felsen hervorragen.«

»Ja es ist über alle Worte seltsam und außerordentlich!« flüsterte Adams mühsam und seufzend. »Aber es ist noch etwas Anderes dabei – –«

Da er stockte, so fragte Vanhulsten:

»Sind nicht viele von den Felsen mit dem sie umgebenden oder bedeckenden Baumschlag würdige Gegenstände der darstellenden Kunst, oder wenigstens unvergleichliche Studien für freie landschaftliche Composition?«

Abermals mit eigenthümlichem Stöhnen, als wenn er die Worte nur mit Anstrengung hervorbrächte, sagte Adams:

»Unvergleichlich in der That. Sehen Sie nur dort den senkrechten Felsen von einem andern gewölbten überdeckt, und dahinter die schrägen Abhänge, und Alles von einer Moosdecke überzogen, so voll und grün, und dazwischen die herrlichen Tannen; die Natur vermag nicht Vollkommneres in dieser Art hervorzubringen. Und doch ist noch etwas Anderes dabei, das ich nicht auszudrücken vermag.«

Während Vanhulsten und Bernhard den plötzlich ganz verwandelten Maler anschauten, sagte Schwanhöfer, der nach einiger körperlicher Ruhe wieder aufzuthauen begann:

»Was meinen Sie nur, meine Herren, wie diese Felsmassen in so unbegreiflicher Weise auf einander gerathen sind?«

Adams schien seine Geduld für ein geologisches Gespräch zu haben, denn er schoß plötzlich wie ein Pfeil von seinem Platze weg und war gleich darauf zwischen den Felsen verschwunden.

Vanhulsten antwortete auf Schwanhöfer's Frage:

»Ich denke mir die Sache etwa so, wie ich die Felsblöcke, welche dem Blocksberg den Namen gegeben haben, erklären hörte, daß nämlich dieser Berg wie viele andere mit einer ungeheuren Granitfelsmasse gekrönt war, daß aber durch den zersetzenden Einfluß von Jahrhunderttausenden oder durch den augenblicklichen Stoß

einer Erdbewegung die Felsenmasse zerbrach und die einzelnen Felsbrocken bergabwärts stürzten. Was meinen Sie, Herr Doktor, hierzu?«

»Es will mir nicht recht so vorkommen. Abgesehen davon, daß in diesem Falle hier, wie beim Blocksberg wirklich der Fall ist und wie es auch im Fichtelgebirg mehrfach stattfinden mag, die Felstrümmer gleichmäßiger nach allen Seiten zerstreut sein würden, so haben diese Luisenburger Blöcke etwas eigenthümlich Abgerundetes, was ich mir nur durch ein gegenseitiges Abschleifen unter Mitwirkung des Wassers zu erklären vermag. Ich denke daher eher, daß große Massen unterirdischen Wassers, welches durch einen tiefen Feuerherd erhitzt und theilweise in Dämpfe verwandelt wurde, die Erdrinde hoben, brachen, herausströmten, und die Felsblöcke, die einer so ungeheuren Kraft gegenüber sich wie die Rollkiesel eines Flusses verhielten, mit hervorsprudelten. Natürlich nahm das Wasser seinen Weg nach der Tiefe hinunter, wo der jetzige Thalkessel der Rösla vielleicht in demselben Augenblick entstand oder durch die Hervorhebungen anderer Berge schon gebildet war; das hinabströmende Wasser ließ die schwersten Blöcke gleich hier oben liegen, während es die leichteren mit bis zur Tiefe schwemmte, wie wir uns denn gestern ja bei unserer Wanderung von Tröstau her zwischen unzähligen solcher Steine bewegten, die aber Alle viel kleiner sind als die Felsen, zwischen denen wir uns jetzt befinden. Das Wasser mag dann in der Tiefe unten einen See gebildet haben, welcher durch die verschiedenen Gebirgsquellen

gespeist wurde, bis sein Abfluß sich eine Thalrinne freispülte, die zuletzt alles stehende Wasser entführte und das Wunsiedler Thal bloßlegte. Unsere Felsen hier scheinen mir deutlich den Vorgang zu vergegenwärtigen, wo sie, vom Wasser gehoben und eine kurze Strecke fortgeschoben, sich polternd übereinander stürzten, sich gegenseitig hemmten und stauten und so ein Chaos bildeten, das alle möglichen Combinationen erschöpft, die in Beziehung auf die Lage der einzelnen Massen nur irgend denkbar sind. Dann nahm sich im Lauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende die Natur liebend des öden Trümmerhaufens an, indem sie ihn mit Moos und Bäumen verhüllte, so daß er aus der nächsten Entfernung noch nicht geahnt wird, denjenigen Betrachter aber, der in ihn hineindringt, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.«

Nachdenklich sagte Vanhulsten:

»Eine solche Erklärung habe ich noch nicht vernommen.«

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen, indem aus einiger Entfernung der laute Ruf erscholl:

»Ich hab' es! Ich hab' es! Ich hab' es!«

E war unverkennbar die Stimme von Adams, doch ließ sich nicht entnehmen, ob bloßes Erstaunen der Freude oder Schreck den Ausruf veranlaßte. Alle Drei sprangen auf und eilten, sich durch die Felsen windend, nach der Stelle hin, von wo die Stimme ertönt war. Sie fanden Adams vor einer kleinen Höhlung stehend, die ein schräg darüber gelehnter Felsblock bildete; jetzt, nachdem er jenen Ausruf ausgestoßen hatte, lehnte er sich vorüber und

starrte in den hohlen Raum mit angehaltenem Athem, als bewache er einen Schatz, der jeden Augenblick verschwinden könnte.

»Was haben Sie, Herr Adams?« fragte Vanhulsten.

»Sehen Sie nur einmal hinein! Sehen Sie hinein, meine Herren!« sagte Adams mit hastiger und vor Aufregung zitternder Stimme.

Indem er etwas Platz machte, ohne jedoch seine Augen von Demjenigen abzuwenden, was sie so magisch anzog, traten die Uebrigen heran und schauten, sich einander über die Schultern blickend, in den hohlen Raum, und in der That, der seltsamste Anblick überraschte sie! Der innere Boden der kleinen Höhle war mit einer sammtartigen Decke überzogen, über deren eigentliche Bestandtheile man sich keine Rechenschaft geben konnte; diese Decke aber glänzte von einem so wunderschönen feurigen Goldgrün, daß die glänzendste Phosphorescenz des Glühwurms oder Juwelenkäfers matt dagegen erschienen sein würde, und dieser so entzückend herrliche Sammt bedeckte einen großen Theil der Höhle, zog sich an ihren aufsteigenden Wänden empor, verlor sich in den hintersten Windungen.

Als die drei Herbeigerufenen wortlos das schöne Wunder anstauten, erhob Adams seine Augen und ließ sie mit sichtlicher Genugthuung auf den Gesichtern der Gefährten weilen. Während Bernhard fortwährend sich seiner stummen Betrachtung überließ, Vanhulsten aber die raschen Worte: »Was in aller Welt ist dies?« hervorstieß, kniete Schwanhöfer, ohne diesmal im mindesten seine

Kleidung zu berücksichtigen, auf den Boden, rutschte in die Höhlung hinein und schabte mit den Fingern einen Theil der flimmernden Samtdecke ab. Als er sich wieder aufrichtete, um seinen Raub zu betrachten, sahen Vanhulsten und Bernhard neugierig zu, während Adams kichernd bei Seite stand. Verblüfft staunte Schwanhöfer die unscheinbare sandige Erdmasse an, die er in den Händen hielt, und die auch keine Spur mehr von ihrem vorherigen Zauberglanz zeigte; auch die beiden Andern ließen enttäuscht ihre Blicke von dieser bräunlichen Erde auf das grüne Glanzgold in der Höhle und wieder zurück auf die Hand Schwanhöfer's gleiten. Mit kurzem Lachen sagte Adams:

»Ich wußt' es wohl, man darf das Vexirgold nicht an's Tageslicht bringen, es leuchtet nur dort in seinem dunklen Versteck.«

»Was mag dies sein?« wiederholte Vanhulsten seine Frage. »Wissen Sie es denn, Herr Adams?«

»Was soll ich davon wissen? Es ist eben eine Märchenphantasterei des Gebirges.«

Bernhard hatte, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, einige Augenblicke besonnen nachgedacht und sagte nun in seiner bescheidenen Weise:

»Ich glaube, daß ich das Räthsel wenigstens zum Theil lösen kann. Bevor ich das Fichtelgebirge betrat, las ich zur Vorbereitung ein über dasselbe handelndes Werkchen nach, und ich erinnere mich nun der Notiz, daß in den

Felsklüften der Luisenburg ein seltenes Moos angetroffen würde, welches das Volk wegen seines Glanzes ›Goldmoos‹ oder ›Leuchtmoos‹ nenne; ich könnte Ihnen auch sogar den botanischen Namen angeben, aber ich will Sie damit verschonen. Es ist mir nun kein Zweifel, daß wir in der Höhle da dies Goldmoos vor uns haben, dem auch die feinen Pflanzenfädchen angehören, welche man bei schärferer Beobachtung zwischen diesen verwitterten Granitsand wahrnimmt. Woher jedoch dieser phosphorescirende Glanz rührt, war in dem Buche nicht angegeben, und ich weiß es nicht zu erklären.«

Vanhulsten meinte:

»So wird sich's allerdings verhalten. Wir sind aber in Wahrheit unserm Herrn Adams großen Dank schuldig, da seine scharfe Spürkraft uns mit diesem Wunder des Gebirgs bekannt machte, das uns sonst vielleicht ganz entgangen wäre.«

»Wir votiren dem Herrn Adams unsern gemeinschaftlichen Dank!« sagte Schwanhöfer.

»Nicht nöthig, nicht nöthig, meine Herren! Das Goldmoos, wie es der gelehrte Herr Doktor ohne Zweifel mit Recht nennt, hat durch sich selbst meine Spürkraft bezahlt gemacht, und wenn Sie mir jetzt wieder zu dem Ruhesitz folgen wollen, so werde ich Ihnen erzählen, was mir das Goldmoos verrathen hat. Ist meine Erzählung auch nicht so interessant, als die Betrachtung über die Art und Weise, wie die Felsen in kurioser Laune so ungewöhnliche Situationen eingenommen haben, so hat sie doch den Vortheil der Zuverlässigkeit für sich voraus.«

Alle folgten bereitwillig dem Maler, der jetzt die unerklärliche Hast und Aufregung, in welche er vorher gefallen gewesen war, ganz wieder verloren und seine gewöhnliche leichte Manier angenommen hatte. Man ging zu dem Ruheplatz und ließ sich daselbst nieder.

4. DIE JUGEND EINES VERWAISTEN. ERZÄHLUNG DES MALERS.

»Ich habe mich niemals,« begann der Maler, »auf die frühere Zeit meiner Kindheit besinnen können, und das hat mir mehr Schmerz gemacht, als daß ich von meinen Eltern Nichts weiß. Denn mein Leben gehört *mir*, die Erinnerung an seinen Verlauf ist mein einziges Besitzthum, meine Eltern aber – denn Eltern muß ich freilich gehabt haben, wie jeder Mensch – sind mir völlig gleichgültig, weil ich ihnen Nichts zu verdanken habe; es war mir daher immer empfindlich, von dem Schatz meiner Lebensgeschichte einen so wesentlichen Theil entbehren zu müssen. Hätte ich mit deutlichem Bewußtsein in meine eigentliche Kindheit zurückblicken können, so wäre mein Gemüth ohne Zweifel poetischer geworden. Meine Erinnerung erstreckte sich bisher nicht weiter als bis zu dem Augenblick, wo ich als fünf- oder sechsjähriger Knabe eines Morgens vor der Hinterpforte einer großen Benediktiner Abtei im Rheingau, Kloster Eberbach genannt, durch einen Mönch aus dem Schläfe gerüttelt wurde. Sei es, daß die Bilder meines vorhergegangenen Lebens gar zu bunt und wechselnd gewesen sind, um einen festen dauernden Eindruck zu machen, oder sei es, daß meine

frommen Erzieher aus meiner Vergangenheit zu viel Unheiliges herauswitterten, demnach mit Strenge und Güte jede Erinnerung daran wie böses Unkraut auszureißen sich bemühten, kurz, als ich genug herangewachsen war, um den Werth eines Einblicks in meine erste Kindheit zu würdigen, da war mir derselbe, wie es schien, für immer verloren.

»Nun werden Sie, meine Herren, sich eine Vorstellung machen können von meiner Ueberraschung, als ich vorher eine für mich sehr wichtige Entdeckung machte. Als wir unten am Eingang zur Luisenburg bei den ersten schönen Felsen ankamen, wo die Quelle ist und wo von oben her kommende Wasserstreifen herunter fallen, da hatte ich auf einmal die Empfindung, als habe ich das schon einmal gesehen und erlebt, aber so, als sei dies vielleicht im Traume oder in einem frühern Leben geschehen. Und als wir die Stufen herauf den freien Waldplatz betraten, da war es meinem Geiste schon vorgezeichnet, als müsse ich nur ein wenig weiter gehen, um eine Art Grotte oder Höhle zu finden, über der ein ungeheurer Steinblock liege: die Felsengrotte fand sich wirklich vor. Weil ich weder wie ein Pythagoräer an die Seelenwanderung glaube, noch wie ein nordamerikanischer spiritualistischer Dummkopf höhere Schauungen und Wahrnehmungen annehme, noch auch wie ein Schwabe, der sein vierzigstes Jahr noch nicht erreicht hat, am Hereinragen einer Geisterwelt in das wirkliche Leben leide, so machte mich die Sache in der That höchst

verwirrt. Das weitere Eindringen in dieses Felsenlabyrinth verstärkte nur den ersten Eindruck, es kam mir immer mehr vor, als habe ich alles dies schon gesehen, ohne doch im mindesten irgend eine klare Vorstellung daran knüpfen zu können.

Da trieb mich die Unruhe, die sich meiner bemächtigt hatte, plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen die Felsen dort hinten; es mußte wohl ein etwas stärkerer Strahl der Erinnerung in mein dunkles Bewußtsein fallen. Ich schaute in die Höhlung, vor der Sie mich vorher fanden, und siehe da: es strahlte mir der geheimnißvolle grüne Goldglanz entgegen, und dieser Goldglanz half mir auf einmal zu den fehlenden Erinnerungen, er warf ein Licht auf meine Kindheit, welches die bis dahin in tiefem Dunkel liegenden Beziehungen immer deutlicher erhellte! Ich hatte als Kind dieses ›Goldmoos‹, wie es unser Doktor nennt, gesehen, ich war in die Höhlungen gekrochen und hatte Etwas von deren Schätzen herausgeholt, um sie dann enttäuscht fort zu werfen wie unser verehrter Freund Schwanhöfer. Aber ich hatte auch einsam gespielt in der großen Felsengrotte unten, ich hatte versucht, das Bächlein vor seinem Sturze einzudämmen, damit ein stärkerer Wasserfall entstände, ich war unzählige Male die geheimnißvollen Treppen hinauf- und hinuntergeklettert; alles das stand mir nun klar vor der Seele, nachdem ich erst einmal in dem leuchtenden Moose einen sichern Anhaltspunkt gefunden hatte. Aber auch mit Menschengestalten bevölkerte sich nun dieser

Schauplatz meiner Kindheit. Braune Männer in zerlumpten Kleidern tauchten vor mir auf, wie sie mit Karren, die von Hunden gezogen wurden, auszogen und wiederkehrten; wunderbar häßliche alte Weiber kochten wieder an offenen Feuerstellen neben einer Felswand, hübschere junge Frauenspersonen tändelten wieder mit mir und brachten mir von ihren Ausflügen weißes Brot oder andere Köstlichkeiten mit; auch andere Kinder waren da, aber zänkisch und boshaft, die mich neckten und schlugen, so daß ich mich gern von ihnen absonderte und für mich allein meinen Vergnügungen nachhing. So reihte sich mit Blitzesschnelle ein Bild an das andere, bis das ganze Gemälde fertig war, und ich kann gar nicht sagen, mit wie hoher Freude mich das Wiedergewinnen des verlorenen Paradieses meiner Kindheit erfüllt.«

Adams hielt hier inne, sich anscheinend wieder dem Rückblick in die eben geschilderte Zeit überlassend.

Mehr für sich selbst als für die Andern sagte Bernhard:
»Wie wunderbar ist das Alles!«

Vanhulsten sprach nach einer Pause stillen Nachsinnens:

»Sie werden sich wohl schon selbst gesagt haben, Herr Adams, daß Ihre Beschreibung ganz auf ein *Zigeunerlager* paßt.«

»Gewiß, es waren ohne allen Zweifel Zigeuner. Wie lange wir unser Wesen hier trieben, ob mit Bewilligung der Gewaltigen des Landes oder unter der Vergünstigung unruhiger und kriegerischer Zeitumstände, das kann ich

freilich nicht sagen. Es schwebt mir eine Vorstellung, obwohl viel dunkler und unbestimmter, vor dem Geiste, als hätte ein Gewirre von Soldaten jene friedlichen Szenen abgelöst, aber von da an schwindet der Faden meiner Erinnerung gänzlich. Es kann sein, daß die nach dem Rhein hin sich wälzenden Truppenmassen uns vor sich her schoben, oder es kann sein, daß wir hinter den Heeren nachzogen wie Geier hinter einer Karawane, um an etwaige Ueberbleibsel und abfallende Brocken des Krieges zu Nutze zu machen – genug, meine nächste Erinnerung führt mich vor die Hinterpforte des Klosters Eberbach, wo mich meine Leute wahrscheinlich schlafend zurückgelassen hatten, vielleicht um eine lästige Bürde los zu werden, vielleicht auch nur aus irgend einem Zufall.«

Schwanhöfer sagte:

»Ich begreife nicht, wie Sie von den Zigeunern als Ihren Angehörigen reden können.«

»Aber warum denn nicht? Ich war ja offenbar ein echter rechter Zigeunerbube.«

»Sagen Sie doch das nicht!« rief Schwanhöfer mit einiger Heftigkeit. »Jeder vernünftige Mensch kann Ihnen ja auf den ersten Blick ansehen, daß Sie kein Zigeuner sind.«

»Es sollte mir leid thun, wenn ich's nicht wäre. Die Zigeuner sind ein höchst interessanter Volksstamm, und wenn ich auch eben seinen besonderen Grad von Respektabilität für sie in Anspruch nehmen will, so schmeichelt es meinem Ehrgeiz doch mehr, von ihnen abzustammen, als etwa von dem Fabrikpöbel einer Vorstadt oder aus

dem liederlichen Liebesverhältniß eines vornehmen Taugenichts.«

Vanhulsten sagte:

»Die Wahrheit zu sagen, so sähe ich an Ihrer Stelle auch nichts Unangenehmes darin, Zigeuner zu meinen Eltern zu haben, indessen gebe ich Herrn Schwanhöfer vollkommen recht, daß Sie von den charakteristischen negerartigen Zügen dieser Menschenart Nichts an sich tragen.«

»Aber,« – fragte Bernhard – »was wurde aus Ihnen, als Sie an der Pforte des Klosters ausgesetzt oder vergessen waren?«

Mit neuerweckter Wißbegierse fragte auch Schwanhöfer:

»Ja, was wurde aus Ihnen, als der Mönch Sie des Morgens aus dem Schlafe weckte?«

In munterer Behaglichkeit erwiderte Adams:

»Wenn Sie noch Etwas mehr von meiner Jugendgeschichte zu hören wünschen, so stehe ich gern zu Diensten. Der gute Vater Eusebius war im Begriff, einen geschäftlichen Gang zu einem Vorwerk zu machen, oder eigentlich zu einem *Hinterwerk*, denn der ›Geißgarten‹ liegt einige hundert Schritte hinter dem Kloster in einer gar lieblichen Abgeschlossenheit, von Wiese und Wald umgeben; er war später mein liebster Aufenthalt, und ich habe aus dem dabei befindlichen Garten mir manchen guten Apfel auf erlaubtem und unerlaubtem Wege zugeeignet. Eusebius hat mir oft erzählt, daß er in der ersten Ueberraschung, als er einen zerlumpten Buben vor

der Pforte schlafend sah, ein Kreuz geschlagen und Lust verspürt habe, die Pforte wieder zuzuschlagen; bei besserer Ueberlegung aber führte er mich in's Kloster zum Küchenmeister und ließ mir etwas Warmes verabreichen, dessen ich wohl sehr bedürftig sein mochte. Man wartete den ganzen Tag, ob Nachfrage nach mir geschähe, da das aber nicht der Fall war, so meldete Euaebius die Sache des andern Tags dem Prior, und dieser trug sie dem Prälaten vor, worauf denn von dieser höchsten Stelle der Bescheid kam, man solle mich, wenn ich nicht mittlerweile abverlangt würde, im Kloster behalten, mit Kleidung und Nahrung hinreichend versehen und mich zu einem christlichen Menschen bestens erziehen. Eusebius, welcher den Geißgarten und die dazu gehörigen Ländereien unter seiner Pflege hatte, blieb nun mein besonderer Gönner und Erzieher, durch dessen Vermittelung ich alle diejenigen Kenntnisse mir aneignete, die zum Fortkommen in dieser Welt und zum Anspruch auf jenes Leben für nothwendig erachtet werden. Ich bin, wie ich glaube, eben kein ungelehriger Schüler gewesen, aber zu den Geschäften des Landbaues, wozu mich mein Pflegevater almählich anleiten wollte, besaß ich möglichst wenig Geschik und noch weniger Lust, so daß Eusebius gewiß oft die Geduld verlor. So wuchs ich bis ungefähr zu meinem zwölften Jahre heran, denn genau kann ich natürlich bei gänzlichem Mangel eines Taufscheines nicht wissen, wie alt ich eigentlich bin. Man hatte mich Ambrosius Kieselbach genannt – —«

»Aber warum gerade Kieselbach?« fragte Schwanhöfer.

»Vielleicht weil man Anstand nahm, mich Hinterpförtner oder Geißgärtner zu nennen. Meines Wissens heißt das Bächlein, das durch die weitläufigen Gehöfte des Klosters nach Erbach zu fließt, der Kieselbach, und dieses sonst durch Nichts ausgezeichnete Gewässer scheint man sich zu meinem Taufpathen erkoren zu haben.«

»Aber Sie nennen sich doch nicht mehr Kieselbach?«

»Ich muß gestehen, daß ich dem Namen ›Ambrosius Kieselbach‹ nie sonderlichen Geschmack abgewonnen habe; als ich daher mein eigener Herr war, nahm ich mir die Freiheit, ihn abzulegen und mit meinem jetzigen zu vertauschen.«

»Aber warum denn gerade Adams?« fragte Schwanhöfer wieder.

»Weil ich von meinem Vater und meiner Mutter, also auch von ihrem Familiennamen Nichts wußte, und weil ich verschmähte, den Namen eines winzigen Baches zu tragen, so führte ich stolz meinen Stammbaum bis zu Adam hinauf, dem Stammvater aller Menschen, und nannte mich Adam Adams, d. i. Adam, Sohn des Adam. Und ist das nicht ein schöner Name?«

»Hm, hm, es geht wohl an.«

»Fahren Sie doch in Ihrer Erzählung fort!« sagte Vanhulsten.

»Also ich wuchs bis etwa zu meinem zwölften Jahre heran. Ich muß diese Gelegenheit benutzen, um Zeugniß abzulegen für das Kloster Eberbach und seine Mönche. Das Kloster war sehr reich geworden, aber größtentheils durch eigne Anstrengungen und Verdienste; nie

hat es bessere Einsicht und größeren Fleiß gegeben, als womit die Eberbacher Mönche öde Landesstriche in die köstlichsten Weinberge und die einträglichsten Ländereien verwandelten, Wasserleitungen und industrielle Unternehmungen anlegten, Klosterhöfe in immer weiterer Ausdehnung gründeten und bewirthschafteten. Aber nie hat es auch ein Kloster gegeben, das seinen Reichtum großmüthiger verwendete zur Unterstützung der Nothleidenden, zur Ausübung der ausgedehntesten Gastfreundschaft, zur Hebung des Wohlstandes und der Bildung seiner Umgegend. Meine Herren, verzeihen Sie mir diese pathetische Lobrede, ich würde mich selbst derselben schämen, wenn ich damit nicht meine Dankbarkeit ausspräche für die Pflege meiner verwaisten Jugend, welche Pflege ich in der Wirklichkeit schlecht vergolten habe.«

Vanhulsten sagte:

»Die Anerkennung der Verdienste des Klosters macht Ihnen nur Ehre.«

»Es versteht sich von selbst,« – fuhr Adams fort – »daß ich damals keine Empfänglichkeit und keinen Sinn für die hohe Stellung besaß, die das Kloster Eberbach in der Sitten- und Bildungsgeschichte der Rheingegend eingenommen hat, sondern daß ich erst später, wo ich mir immer die Theilnahme für diesen Ort bewahrte, durch Lektüre die nähere Einsicht gewann. Plötzlich änderte sich meine Stellung im Kloster durch den Tod des guten Vaters Eusebius. Da man hinreichenden Grund hatte, an meinem Berufe für die Landwirthschaft zu verzweifeln,

auch den Versuch, mich für gelehrte Studien zu gewinnen, bald aufgab, so benutzte man die Wahrnehmung, daß ich mit jedem abfärbenden Stoff auf jeder mir zur Verfügung sehenden Fläche Figuren entwarf, um mich dem Vater Bonifaz, welcher sich der Malerei befleißigte, als Gehilfen und gleichsam als Lehrjungen beizugeben. So wie Bonifaz die zahllosen Bilder im Bereich des Klosters auffrischte und von Zeit zu Zeit mit neuen vermehrte, so mochte man auch mich zu diesem Berufe erziehen zu können meinen, auf daß ich später vielleicht als Laienbruder die Stelle des Klostermalers vertreten könne. Das gefiel mir gar wohl, und ich lernte schnell bei dem gar nicht ungeschickten Mönche die Handgriffe seiner Kunst. Aber er war im Grunde ein gar lockerer Vogel und hatte in einem andern Mönche, Namens Antonius, einen passenden Kumpan gefunden. Obwohl die Mönche im Wein nicht zu kurz gehalten wurden, da das Kloster selbst sehr viele Weinberge besaß, ja sogar den Steinberger, einen der alleredelsten Rheinweine, auf seinen eigenen Gründen erzog, so mochte dennoch den beiden Herren wohl weder die Quantität noch die Qualität des ihnen gelieferten Weines genügen, und sie suchten sich daher auf allerlei Schleifwegen besser zu versorgen. Weil ich fast immer in der Nähe des Bonifacius mich aufhielt, würde dies ein störendes Hinderniß gewesen sein, wenn man mich nicht in's Geheimniß zog und durch gelegentlichen Mitgenuß erkaufte, was denn also mit leichter Mühe ausgeführt wurde. Indeß trat mit dem Kellermeister, der sich

bis dahin sehr willfährig bewiesen hatte, ein ernstes Zerwürfniß ein, und die ebenso ergiebige wie angenehme Quelle begann zu versiegen. Da steckten denn die beiden Herren, die sich so auf's Trockne gesetzt sahen, die Köpfe zusammen und heckten einen Plan aus. In einem Seitenflügel des Klosters befindet sich das alte Refektorium, ein wahrer Wunderbau, der aber schon seit längerer Zeit zum Behuf der Weinangelegenheiten verwandt wurde. Nahe dabei liegen die gewöhnlichen Weinkeller, unmittelbar daran aber stößt jener besondere Keller, ›Kabinett‹ genannt, worin der herrliche Steinberger verwahrt wird. Nun diente das Refektorium zum Theil dazu, Fässer des Weins von gewöhnlichen Lagen zu beherbergen, die für den täglichen Gebrauch in Betracht kamen; aber der Kellermeister verwahrte auch darin auf Flaschen gezogenen Wein, zum Theil von der edelsten Art, der für die besondere Tafel des Prälaten, oder für vornehme Gäste oder für andere Gelegenheiten bestimmt war und dazu in Bereitschaft gehalten wurde. Oben im gewölbten Dache des Refektoriums befand sich zu einem mir unbekanntem Zweck eine runde Oeffnung, die mit einem hölzernen Deckel geschlossen wurde, und wozu man auf dem Bodenraum gelangen konnte. Die beiden Herrn Geistlichen waren also auf den sinnreichen Einfall gerathen, mich an einem geeigneten Strick durch die runde Oeffnung hinter zu lassen, auf daß ich so viele Flaschen zusammenraffte, wie ich unter den Armen beherbergen konnte, und mich dann mit meinem edlen Raub wieder herauf zu ziehen.«

»Das ist doch zu schrecklich von geistlichen Herren in einem Kloster!« rief Schwanhöfer entrüstet aus.

»Aber wahr!« bemerkte Adams trocken. »Ich war leicht für den Plan gewonnen. Wir schlichen uns zu der Stunde, wo sich der Kellermeister bekanntermaßen seiner Siesta widmete, auf den Bodenraum, wo schon ein hinlänglich langer und starker Strick vorsorglich in Bereitschaft gesetzt war. Sie knoteten mir den Strick zweckmäßig um Schultern und Arme, hoben den Deckel ab und ließen mich langsam in die Tiefe hinunter. Obwohl mir bei der Luftfahrt wie überhaupt bei der ganzen Sache nicht allzu wohl zu Muthe war, so gelangte ich doch wohlbehalten unten an, wo ich mich so weit, als es die Länge des Strickes erlaubte, herumbewegen konnte, und die Patres hatten dafür gesorgt, daß sie ziemlich viel vom Stricke nachrutschen ließen. Zu meiner Ehre muß ich bemerken, daß ich den eigentlichen Zweck meiner Sendung von oben herab in Betrachtung des herrlichen Raumes, den ich noch nie betreten hatte, eine Zeitlang vergaß. Zwei Reihen schlanker Säulen trugen das hohe Gewölbe, und jede Säule war in ihrer Struktur und Verzierung von den übrigen verschieden. Obgleich der Boden durch Fässer und andere Wein-Utensilien entstellt war, so stiegen doch die Säulen in untadeliger Schönheit empor und machten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Aber ein bedeutsames Rütteln mit dem Strick erinnerte mich daran, daß ich mich hier nicht wegen künstlerischer, sondern wegen materiellerer Interessen befand; ich belud mich also mit Weinflaschen, so gut es ging, und gab das verabredete

Zeichen, daß man mich wieder hinauf ziehen möge. Die Fahrt zum Himmel war nun freilich bedeutend schwieriger, als die Herabfahrt zur Erde, sie ging sogar nicht ohne Schmerzen ab, zumal da die beiden Maschinisten mich unter der Oeffnung, Jeder den Strick nur mit einer Hand haltend, so lange schweben ließen, bis sie mir die Weinflaschen abgenommen hatten, damit nicht etwa bei der Beförderung durch den engen Kanal ein Zerbrechen stattfände, was einestheils Schade um den edlen Wein, andernteils aber auch bedenklich und gefahrdrohend hinsichtlich der Entdeckung gewesen wäre. Ich habe später das Märchen von Aladdin und der Zauberlampe gelesen und fand ihn in einer sehr ähnlichen Situation, als er dem Pseudo-Oheim die Lampe aus der Höhle reichen sollte. So treulos, wie es der Zauberer mit Aladdin im Sinne hatte, hatten es nun freilich die geistlichen Herren mit mir nicht vor, sondern sie halfen, sobald der Wein geborgen war, mir getreulich auf den sichern Bodenraum, und wir schafften den Raub glücklich nach der Zelle des Bonifacius, wo mir denn ein bescheidener Beuteantheil zur Belohnung verabreicht wurde. Aber ich ermüde Sie am Ende mit meiner langen Geschichte, meine Herren?«

»Durchaus nicht!« sagte Bernhard.

»Kam's heraus?« fragte Schwanhöfer.

»Nicht so sehr bald, aber da wir das Kunststück mehrfach wiederholten, so mußte der Kellermeister endlich das Verschwinden der Weinflaschen bemerken; er mochte zuletzt die vorhandene Anzahl gezählt haben, und da

diese in unbegreiflicher Weise sich zu vermindern fortfuhr, so wurde er am Ende ganz tiefsinnig und schlich, zur großen Belustigung von Bonifacius und Antonius, umher wie ein Hahn, der den Pips hat. Aber am Ende kam er auf den eigentlich sehr nahe liegenden Gedanken, sich einen ganzen Tag lang im Refektorium zu verstecken, oder er mochte es auch schon mehrere Tage hinter einander gethan haben. Kurz, als ich wieder einmal eines unglücklichen Tages hinunterfuhr in das Reich des Weines und der Sünde und kaum festen Fuß auf dem Boden gefaßt hatte, da prasselte urplötzlich ein solcher Regen bestgemeinter und höchst empfindlicher Hiebe auf meinen Rücken, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Die Maschinisten zogen auf dieses bedenkliche Zeichen rasch den Strick in die Höhe, und ich entschwebte so der Züchtigung des Kellermeisters, den ich jetzt erst aus der Vogelperspektive als meinen unerwarteten Feind erkannte, und der mit ziemlich dummem Gesicht mir zur Höhe nachschaute, denn er mochte bis dahin den sinnreichen Mechanismus kaum hinlänglich durchschaut und begriffen haben. Die Maschinisten zogen mich durch die Oeffnung, indem sie sich möglichst wenig an derselben zeigten, und rissen mich dann, ohne mir mein Ikarus-Flugwerk abzunehmen, fort nach der Zelle. Meine Denunciation des Kellermeisters als des Uebelthäters, der mich zum Schreien veranlaßt hatte, wurde nur mit stummem Kopfnicken angenommen; rasch knüpften sie die Stricke los, und Bonifacius sagte zu mir:

»Deines Bleibens ist hier kein Augenblick länger, mein Sohn, darum verlaß augenblicklich das Kloster, ehe der Kellermeister bei dem Prior Anzeige gemacht hat und weitere Maßregeln getroffen sind. Du kannst jetzt noch ungehindert aus dem Thore kommen. Versteck' Dich auf dem Boß, bis ich dorthin komme, was hoffentlich bis gegen Abend geschehen wird. Und nimm lieber die Stricke gleich mit; Du kannst dem Pfortner sagen, Du solltest sie zum Neuhof tragen, und vor dem Kloster magst Du sie wegwerfen.«

Obgleich ich später recht gut einsah, daß Bonifacius bei meiner glücklichen Rettung mehr an sich selbst als an mein Bestes dachte, so legte ich ihm doch damals Alles als Besorgniß für meine Wohlfahrt aus und befolgte schleunigst seine Anweisungen. Glücklich kam ich durch das Thor, glücklich langte ich auf dem Boß an, welches ein Berg ist, der nahe vor dem Kloster liegt, da wo das Thälchen von Eberbach in das große Thal des Rheingaus mündet. Und wieder muß ich einen Beweis anführen, daß Etwas wie eine Künstlernatur in mir steckt. Oben auf der Spitze des Boß war eine Art von Pavillon angelegt, von wo man die Doppelaussicht einerseits nach dem Rheingau, andererseits nach Eberbach hatte. Ungeachtet nun die drohende Gefahr anrieth, die Anweisung des Mönches zu befolgen und mich zu verstecken, konnte ich doch dem Zauber dieser wundervollen Aussicht, vielleicht der schönsten, die ich je sah, nicht widerstehen. Vor mir hatte ich die sonnigen goldnen Fluren des

Rheingaues mit den dicht an einander gereihten Städten und Dörfern, mit dem malerischen Hallgarten und dem prunkenden Johannisberg, mit der herrlichen seeartigen Fläche des Stromes, worin die Bäume der gleichsam schwimmenden Inseln sich wiederspiegeln, mit den Weinbergen und Fruchtbaumgeländen – eine Ansicht, wie die Natur mit Aufbietung all ihres Segens je nur selten in dieser Vollkommenheit darzubieten vermag; nach der andern Seite füllten die stattlichen und großartigen Gebäude des Klosters die ganze Breite des Wiesenthales, zur Seite eingefaßt von bewaldeten Höhen, dahinter sich aufbäumend die gleichfalls bewaldete Hauptkette des Taunus – ein Anblick, der für sich allein eine Reise werth wäre.

Begeistert rief Bernhard:

»Das muß herrlich sein! Und Sie schildern wie ein Dichter.«

»Die Schilderung ist treu,« – sagte Vanhulsten – »ich war auf dieser Berghöhe mit der Doppelaussicht und kann die Wahrheit jedes Wortes bestätigen. Aber fahren Sie fort.«

»Ich war« – sprach Adams weiter – »schon öfter da oben gewesen, aber ich hatte mir nicht Besonderes dabei gedacht, erst jetzt war mir der Sinn für diese hohe Naturschönheit aufgeschlossen. Vielleicht hatten die Hiebe des Kellermeisters mein Anschauungsvermögen geschärft. Kurz, ich trieb mich einige Stunden auf dem Boß umher, ohne sonderlich an die Gefahr des Ertapptwerdens zu denken. Man suchte mich wohl am wenigsten

so nahe, und am Ende wurde ich gar nicht verfolgt. Am Abend kam Bonifacius und brachte mir einen Brief an einen Freund, den Maler Kunhart in Köln, trieb mich an, das Weite zu suchen, und gab mir in Ermangelung des Geldes, welches er nicht besaß, seinen Segen. Der Segen muß übrigens gut gewesen sein, denn ich kam wirklich, ohne aufgegriffen zu werden und ohne zu verhungern, nach Köln, wurde von dem Maler gut aufgenommen und bildete mich unter seiner Leitung zu einem der traurigsten Subjekte aus, nämlich zum mittelmäßigen Künstler, zu gut, um ein Stümper zu heißen, und nicht gut genug, um ein tüchtiger Künstler zu sein. Das ist meine Geschichte, Ihr Herren, denn was ich seitdem an Aeufferlichkeiten erlebte, ist nicht der Mühe werth zu berichten.«

Schwanhöfer sagte:

»Ihre Erzählung war recht interessant, und die Zeit ist beim Anhören wie im Fluge hingegangen. Ich sehe eben auf meiner Uhr, daß die höchste Zeit zum Mittagsessen ist.«

Man mußte dieser Bemerkung Recht geben und trat den Rückweg nach Alexandersbad an. Nach fröhlich verbrachter Mahlzeit und einer Pause, wo Jeder die Einsamkeit aufsuchte, um nach Wahl etwas zu ruhen, oder zu lesen, oder Briefe zu schreiben, brach man nach Wunsiedel auf, wo die Abgabe des Briefes nach seiner Vaterstadt von Schwanhöfer nicht vergessen wurde.

5. DIE KÖSSEINE.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, setzten in den folgenden Tagen die Gefährten ihre Ausflüge fort. Sie bestiegen zunächst die Kösseine, dann den Steinwald, darauf besuchten sie das so schön gelegene Silberhaus, von wo sie der Bewohner desselben über das Seehaus nach dem Schneeberge und auf dessen höchsten Felsen, das ›Backöfle‹, führte; diesen Felsen, der nur auf einer schwanken Leiter zu ersteigen ist und auf seiner Oberfläche einen gar winzigen und schier schwindligen Raum darbietet, fand zwar Adams eben so närrisch wie seinen Namen, indeß mußte er mit den Uebrigen darin übereinstimmen, daß derselbe die weiteste und vollständigste Rundschau im Fichtelgebirge – und überhaupt wohl im mittleren Deutschland – gewähre. Dann nahm man einen Wagen nach Weißenstadt, um von da aus den Rudolfstein zu besuchen, die wundersamste der Felsgruppen, welche die ganze Gegend kennzeichnet, als sei sie das Landschafts-Wahrzeichen, und den Waldstein zu besteigen, die nach ihrer eigentlichen Oertlichkeit interessanteste Partie des Gebirges, sowie auch die unfern gelegene Saalquelle zu betrachten. So verflossen die Tage, und bei diesem beständigen Zusammenleben, ohne ein einziges fremdes Element in sich aufzunehmen, bei dem gemeinschaftlichen Genuß einer reichen Natur, bei der heiteren Geselligkeit der Mahlzeiten und Abendstunden, bei allem dem war es nicht zu verwundern, daß sich eine immer größere Vertraulichkeit in dem Kreise geltend

machte, ja daß man seine Mitglieder wohl *Freunde* nennen konnte, nachdem etwa eine Woche auf solche Art verflossen war.

Man war darin einverstanden, daß, wenn man Alles zusammen nehme, der *Kösseine* der *erste* Platz unter allen Punkten des Gebirges zugestanden werden müsse, und man verständigte sich also um so leichter, daß man diesen Berggipfel, zu dessen früherem Besuch man einen Vormittag verwandt hatte, nochmals an einem Nachmittage besteigen wolle, um sich an der Verschiedenheit der Beleuchtung zu erfreuen.

Die *Kösseine* ist von Alexandersbad in etwa anderthalbstündigem, zwar unausgesetztem aber verhältnißmäßig nicht anstrengendem Steigen zu erreichen. Sie ist zwar um einige hundert Fuß niedriger als der Schneeberg und Ochsenkopf, gewährt darum kein eigentliches Panorama der Aussicht, aber ihre ganz freie Lage in der Mitte des Fichtelgebirges giebt ihr den großen Vorzug, daß man alle die vereinzelt Bergmassen, die aus dem Hochland emporsteigen und als Gebirge unter jenem Namen zusammengefaßt werden, von hier aus am vollständigsten und günstigsten erblickt, und daß man in dieser Rundschau fast keinen namhaften Punkt, der eines besondern Besuches werth ist, vermißt. Im Nordwesten stellt sich als höchster Gebirgsstock die Gruppe des Schneebergs und Ochsenkopfs damit ihren Zubehörigkeiten, worunter der Rudolfstein besonders hervorsteicht; im Südwesten unterbrechen die Basalkuppen des rauhen Kulms und seiner Brüder die sonst unermeßliche Fernsicht; im Südosten

begrenzt die lange Kette des Steinwalds den Horizont; im Norden erstreckt sich bis nach Nordosten hin der Zug des Waldsteins und Kornbergs; gegen Osten ist die Aussicht ganz frei und dringt zwischen den deutlichen Ketten des Böhmerwaldes und Erzgebirges bis nach Böhmen hinein zum Kaiserwald. Die Centralgruppe selbst, als deren Beherrscher die Kösseine in unbestrittener Majestät auftritt, und die auch die Luisenburg mit ihrem höchsten Gipfel, dem Burgstein, umfaßt, ist in ihren Formen herrlich entwickelt, von einem einzigen ununterbrochenen Walde übergossen, mit mannichfachen Granitfelsen geziert und fällt in die offne freundliche Gegend von Wunsiedel ab, die einen so scharfen Kontrast mit diesem Waldgebirge macht. Dabei ist die Felsgruppe, welche den Gipfel der Kösseine einnimmt, schön und großartig, nach allen Seiten einen freien Umblick gewährend, durch bequeme Stiegen und Treppen überall zugänglich und auf ihrer Spitze mit einem einfachen aber zweckmäßigen Pavillon gekrönt, während an den Seiten geebnete Plätze mit Tischen und Bänken anmuthige Ruheplätze bilden, und sogar ein überdachter hölzerner Schuppen die Gelegenheit darbietet, unter Benutzung der Feuerstelle ein ländliches selbstbereitetes Mahl, wenn auch nur aus einem belebenden Kaffee bestehend, behaglich zu verzehren.

Die Freunde erreichten frühzeitig am Nachmittag den Gipfel, und nachdem sie sich in dem Schuppen hinlänglich abgekühlt, stiegen sie zum Pavillon hinauf und erfreuten sich des *hohen* Genusses, wie ihn Schwanhöfer,

dem das Bergsteigen unter den Vieren am schwersten wurde, doppelsinnig bezeichnete.

Nach längerer Betrachtung der Aussicht sagte Bernhard:

»Der zweite Besuch der Kösseine, nachdem wir die andern Punkte besucht haben, bestärkt mich nur in der Ueberzeugung, daß der Kösseine unter allen Gipfeln des Fichtelgebirges der höchste Preis gebührt.«

»Und was halten *Sie* davon, Adams?« fragte Vanhulsten. »Sie haben immer einen gewissen skeptischen Standpunkt dem Fichtelgebirge gegenüber eingenommen; müssen Sie doch aber am Ende nicht zugeben, daß es seine großen Reize und Vorzüge hat?«

Adams antwortete:

»Vor allen Dingen muß ich auf meiner Behauptung beharren, daß beim Fichtelgebirge im eigentlichen Sinne des Wortes von einem *Gebirge* nicht die Rede sein kann, denn das Ganze besteht nur aus einer willkürlich und planlos zerstreuten Anzahl einzelner Berggruppen. Außerdem mache ich keine Opposition gegen das Fichtelgebirge, habe es lieb gewonnen, seitdem ich weiß, daß an seinen moosigen Felsen die Wiege meiner Kindheit stand, empfinde mit Freund Schwanhöfer einen hohen Genuß auf seinen Gipfeln und fühle mit Uhland's Recensenten ›ein wenig Wonne‹ bei den Aussichten, die in guter Beleuchtung wirklich ganz passabel sind.«

Schwanhöfer sagte:

»Ich bemerke nur gegen andere Gebirge, namentlich in Norddeutschland, darin einen großen Uebelstand des

Fichtelgebirgs, daß die Gipfel, welche die schönsten Aussichten darbieten, nicht mit zweckmäßigen Wirthschaften versehen sind; nur auf dem Waldstein konnten wir Etwas bekommen, und das war wenig genug, während auf dem Schneeberg, dem Rudolfstein, dem Burgberg, der Kösseine u. s. w. gar Nichts zu bekommen ist. Man wird sehr natürlich nach dem Bergsteigen der Ruhe und eines körperlichen Genusses bedürftig und würde, falls man dessen theilhaftig werden könnte, sich dem Naturgenuß noch vollständiger hingeben, man würde auch viel länger oben bleiben, wenn man sich nicht durch Hunger und Durst bald wieder hinunter getrieben fühlte. Das ist anderswo viel besser; auf dem Brocken, auf dem Inselsberg, auf der Schneekoppe, überall, wo man eine ähnliche Aussicht hat, kann man einkehren und sogar ein Nachtlager haben, um den Auf- und Untergang der Sonne zu genießen.«

»Ich glaube sogar« – sagte Adams – »daß z. B. der Brocken gleich mit dem Brockenhaus geschaffen worden ist.«

»Sie sind ein Phantast!« erwiderte Schwanhöfer verdrießlich.

»Sagen Sie das nicht, Schwanhöfer. Wenn man das dicksteinwändige altersgraue Brockenhaus sinnig betrachtet, so kann man wohl zu der Ansicht kommen, daß es ein uranfängliches unveräußerliches Inventariumstück des alten Hexenbergs sei. Uebrigens tret' ich Ihrer Klage vollkommen bei; es ist unverantwortlich, daß man auf

dem Schneeberg nur ein ›Backöfle‹, aber nichta Gebackenes oder Gebrautes antrifft, und daß man hier auf der Kösseine zwar Tische und Bänke, aber Nichts darauf zu setzen hat, als sich selbst.«

»Ich sollte glauben« – meinte Bernhard – »daß namentlich die wohlgepflegte und so hübsch angeordnete Spitze der Kösseine einen wohlthuenderen Eindruck macht, als wenn hier eine Bergwirthschaft läge, deren Gebäude den Eindruck störten, und deren Besitzer die Fremden mit gewinnsüchtigen Blicken empfinde.«

»Nun, nun,« – sagte Schwanhöfer – »ich bin doch überzeugt, es wäre Ihnen schon ganz recht, wenn Sie sich hier für den gehalten und noch zu erwartenden Naturgenuß mit einem Glase Rheinweins und einem kalten Geflügel oder dergleichen stärken könnten. Was meinen Sie?«

Lächelnd erwiderte Bernhard:

»Das will ich freilich nicht ganz in Abrede stellen.«

Vanhulsten sagte:

»Meine werthen Freunde, es fehlt Ihnen nur an der gläubigen Phantasie, welche interessante Gebirgspunkte mit Geistern bevölkert. Warum sollte nicht auch die Kösseine ihre Geister haben, und warum sollten diese nicht zu der freundlichen Art gehören, die mitunter gut ge-launt und den Menschen gefällig ist? Hätten Sie nur den rechten Glauben und riefen Sie die dienstbaren Geister an: wer weiß, was geschähe?«

Alle schauten verwundert den Sprecher an, bei dem man so wenig an Scherzreden gewöhnt war. Mit sauer-süßem Lächeln entgegnete Adams:

»Daß die Luisenburger Felsen einmal zeitweise von fremdartigen Wesen bevölkert gewesen sind, weiß ich aus eigener zigeunerlicher Erinnerung, aber in höhere Kreise versteigt sich die Bewohnerschaft der Fichtelgebirgs Felsen wohl nicht.«

»Wer weiß das?« sagte Vanhulsten und rief, indem er sich über die Brüstung des Pavillons beugte, mit lauter Stimme hinunter: »Giebt's da zu essen und zu trinken?«

Von unten erscholl vernehmlich und deutlich die Antwort:

»Ja, es ist Alles in Ordnung.«

Die Freunde sahen sich einen Augenblick erstaunt an, brachen dann in ein herzliches Gelächter aus und eilten die Treppe hinunter nach dem hölzernen Schuppen, von welchem aus die unerwartete Stimme gekommen war. Und sieh', da war der Tisch mit Weinflaschen und Gläsern, mit einem kalten Imbiß und dazu gehörigen Geräthschaften reichlich besetzt; der Bauer, welcher alles dieses von Alexandersbad heraufgeschafft und ausgepackt hatte, stand selbstzufrieden neben seiner leeren Kiepe.

»Du hast Deine Sache gut gemacht, Anton!« sagte Vanhulsten. »Nimm dieses Brot und diese Flasche und suche Dir weiter unten irgendwo ein Plätzchen; erst wenn Du uns fortgehen siehst, brauchst Du wieder herauf zu kommen, um die Sachen einzupacken und zurück zu bringen. – Und nun, meine Herren, bitte ich sich niederzulassen und zuzugreifen.«

Er entkorkte eine Flasche und füllte die Gläser. Die Freunde waren recht angenehm überrascht, und namentlich Adams und Schwanhöfer bemerkten mit froher Genugthuung, daß sich einige dickbauchige weißköpfige Flaschen unter den schlankeren hellfarbigen Gefährtinnen befanden, daß also auch der Schaumwein der Champagne nicht fehle. Man ließ sich nieder und that der unerwarteten Bewirthung alle Ehre an, so daß sich bald ein munterer Geist des kleinen Kreises bemächtigte.

Als der erste Kork des Champagners knallte, sagte Adams, der ganz besonders aufgeräumt war:

»Wir nehmen hier in der That eine eben so angenehme als interessante Position ein; angenehm ist sie in höchstem Grade durch die rücksichtsvolle Gastwirthlichkeit unsres verehrten Freundes, sowie durch die majestätische Trinkhalle, in der wir sitzen, interessant aber ist sie, weil sie in Beziehung auf den – selbst extremsten – Patriotismus Nichts zu wünschen übrig läßt.«

»Das versteh' ich nicht,« – sagte Schwanhöfer – »was der französische Wein mit deutschem Patriotismus zu thun hat.«

»Sie verstehen das nicht, weil der deutsche Wein Ihren Gedanken noch nicht die rechten Flügel angesetzt hat; nach einer Viertelstunde würden Sie mir schon eher gefolgt sein. Alle Welt sagt, daß das Fichtelgebirge genau in der Mitte Deutschlands liege, und weil es alle Welt sagt, muß es ja wohl wahr sein. Daß aber die Kösseine genau in der Mitte des Fichtelgebirges liegt, davon können wir uns in jedem Augenblick überzeugen, oder davon haben

wir uns vielmehr schon sattsam überzeugt und es mit hinlänglich lobenden Worten anerkannt. Folglich befinden wir uns genau auf dem Mittelpunkte Deutschlands, und wenn das kein patriotischer Standpunkt ist, so weiß ich nicht mehr Champagner von Rheinwein zu unterscheiden!«

»In so fern ist die Sache ganz richtig.«

Von den Umgebungen und dem Wein gleich aufgereggt, sagte Bernhard:

»Und es kommt noch ein Umstand hinzu, der unsrer augenblicklichen Lage höheres Interesse verleiht. In diesem Gebirge entspringen vier Flüsse so nahe, daß wir fast mit den Augen die Stellen ihres Ursprungs erreichen können, daß man an einem Tage bequem alle ihre Quellen zu erreichen vermag. Dann aber strömen sie nach allen Weltrichtungen auseinander, wie kaum ein ähnliches Beispiel sich irgendwo wiederholt. So sind auch wir Vier auf dieser herrlichen Berghöhe vereint, die wir uns während der Dauer unseres Zusammenseins als Freunde nah gestanden haben; noch wenige Tage, und wir zerstreuen uns ebenso nach allen Weltgegenden wie jene Flüsse, vielleicht um uns nie wieder zu sehen. Aber darin freilich sind wir verschieden, daß wir einer unbekanntem Zukunft entgegen gehen. Jene Gewässer ziehen nach der Nordsee oder dem schwarzen Meer, sie vereinigen sich mit dem Rhein oder der Donau oder der Elbe; aber wohin wird unser Lebensgang uns führen, wo wird er enden?«

Vanhulsten ergriff das Wort:

»Der Vergleich ist richtig und treffend. Und es mag sein, daß unsre Lebensschicksale eben so verschieden unter sich sein werden, wie die Bahnen der hier entspringenden Flüsse, daß wir, wenn wir uns einst am Abend wieder sähen, die Aehnlichkeit eines jeden unserer Lebenswege mit dem Lauf eines dieser Flüsse herauszufinden vermöchten. Aber nicht blos das rüchwärts gerichtete Gesicht des Janus beschäftigt unsern Geist, sondern auch das in die Zukunft gewandte. Wir können wenigstens wählen, welchem Lauf unter den vier Flüssen wir unsern Lebensgang am ähnlichsten wünschen. Was mich betrifft, so entscheide ich mich unbedingt für den Main. Mit scharfbestimmter Absicht strebt er dem Weaten zu, nach den aonnigen gesegneten Fluren des Rheines; mit aller Macht zieht es ihn nach der Vereinigung mit dem stolzesten der deutschen Ströme. Dreimal werfen ihm Gebirge ihre gewaltigen Mauern als unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; er umfließt sie mit der Beharrlichkeit eines nicht zu brechenden Willens, um am Ende siegreich seine Absicht durchzusetzen und dennoch, in der unterbrochenen Richtung fortströmend, das ferne Ziel, die Vermählung mit dem Rheine, zu erreichen. Ja, der Main ist mir das Gleichniß eines bewußten Willens, einer unzerstörbaren Kraft, die das kann, was sie will; der Main ist mir das Sinnbild eines Lebensweges, wie ich den meinigen wünschen möchte, ihn wähl' ich mir darum aus mit dem Wahlpruch: *Ich will!*«

Indem der junge Mann diese Worte mit feurigem Nachdruck sprach, sah er so stolz und schön dabei aus, daß

die Andern ihn mit froher Bewunderung anblickten und nicht daran zweifelten, er werde auch das Außerordentlichste und Schwierigste leisten können.

Adams sagte nach einer Pause:

»Was mich betrifft, so würde ich dem Flößlein Nab den Vorzug geben, weil es mit meinem vergangenen und muthmaßlichen ferneren Leben die größte Aehnlichkeit hat. Die eigentliche Quelle der Nab ist zwar nicht so unbekannt wie diejenige des Nil, aber doch verhältnißmäßig sehr obskur. Der Lauf geht in ununterbrochener Richtung nach Süden, denn kein Bergzug achtet es der Mühe werth, dem unscheinbaren Gewässer Etwas in den Weg zu legen; dieses bleibt unbeachtet, unbekannt und ungenannt bis zu seinem Ende. Keine Stadt mochte sich dazu bequemen, sich mit einem solchen Proletarier unter den Flüssen abzugeben, nur höchstens altersschwache Burgflecken stammen aus der Zeit, wo man vielleicht dem Fluß noch eine Zukunft zutraute, und sind nun mit ihm verkümmert. Von Handel und Schifffahrt, von großartiger Industrie und dergleichen ist keine Rede; ich glaube, der schläfrige Fluß wird nie durch eine Dampfmaschine, so wenig in einem Schiff als in einem Wagen, aus seiner trägen Ruhe heraus beunruhigt werden. Selbst sein Ende ist ruhmlos und unbeachtet; es kommt da ein viel unbedeutenderer Geselle in die Donau, heißt *Regen*, und gleich verewigt ihn der stolze Name Regensburg; es kommt von der anderen Seite ein ähnlicher Geselle,

heißt Altmühl, und schon die Jungen in der Schule sprechen davon, daß die Donau mit dem Rhein durch die Altmühl verbunden sei; die Nab ist völlig vergessen. Doch lassen die guten Bayern, welche die Ufer des ungerühmten Flusses bewohnen, es sich recht gut schmecken und haben – was eine Hauptsache ist – leidlich zu essen und zu trinken. Ebenso unbekannt in seinem Beginn, ebenso frei von Ehrgeiz und von dessen Erfolgen ist auch mein Leben, ebenso unbeachtet wird mein Ende sein. So viel wird's wohl meistens für mich geben, daß ich nicht zu hungern und zu dürsten brauche – denn solches ist am Ende gar zu gemein – und somit bin ich mit meiner Nab-Aehnlichkeit und meinem Geschicke ganz zufrieden, indem ich zu meinem Wahlspruch erhebe: *'s ist mir Alles einerlei!*«

Nach diesen Worten ergriff er sein Glas, stieß an dasjenige des neben ihm sitzenden Bernhard, indem er sagte: »*Vivat sequens!*« und trank gleichmüthig den Wein aus. Die Freunde waren mehr oder weniger betreten über die Aeußerungen des Malers, doch war jetzt Stimmung und Zeit nicht darnach, sich einem mißliebigen Eindruck länger zu überlassen.

Bernhard sprach nun:

»Meine Wahl unter den Flüssen des Fichtelgebirgs trifft die Saale. An ihren Lauf knüpfen sich tausend Erinnerungen; ihr Gebiet umfaßt den Boden, aus welchem die wichtigsten Keime des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte sich entwickelt haben. Schon darin,

daß sie sich nicht den lockenderen Weltgegenden, sondern dem gefürchteten und geschmähten Norden zuwendet, zeigt sie ihre Verwandtschaft mit höhern und geistigen Dingen. Der Norden Deutschlands ist die Wiege der wahren deutschen Kultur, er hat sich das übrige Vaterland nicht mit physischer Gewalt, nicht mit scharfen Waffen unterworfen, sondern mit den siegreichen Kräften der Intelligenz, der Wissenschaft und Literatur. Und wenn auch die Meteore des Genies mitunter ihre unmeßbaren Bahnen in anderen Gegenden des Vaterlandes begannen, so wurden sie doch von der Sonne der Bildung, die im Norden strahlte, dorthin gezogen und umkreisten dieselbe in geregelterem Laufe. Die Pflanzstätten des Wissens aber, von denen das Licht ausging, um das Dunkel der Barbarei, des Aberglaubens, der Beschränktheit zu zerstreuen, liegen sie nicht meistens im Gebiete der Saale, theils von ihren Fluthen bespült, theils in ihrer Nähe verstreut? Die Pflegeorte des Genius, wo man das edelste Kleinod der Menschheit, die Dichtkunst, schätzte und bewahrte, ziehen sie nicht noch jetzt den Fuß des dankbaren Fremdlings nach den heiligen Gräbern der Geistesfürsten hin? Und wo sind die größten und blutigsten Schlachten geschlagen, sei es für die Abwehrung äußerer Gefahren, sei es für die Rettung der bedrohten Gewissensfreiheit, sei es für die Befreiung von unerträglicher Fremdherrschaft; wo sind sie anders geschlagen als auf den Fluren, welche die Saale durchströmt? Das Meiste und Höchste, was im Geist wie in der Politik der Geschichte unserer abendländischen Kulturvölker

bestimmend und maßgebend sein konnte, wurde auf diesen eben so erinnerungsreichen wie blutgetränkten Boden ausgefochten. So düster und trübe auch manche der Erinnerungen sein mögen, so sehr noch viele der Interessen, für die dort gekämpft wurde, unerledigt sind oder sogar für den Augenblick in Frage gestellt scheinen, so giebt uns doch der Blick auf das, was gewonnen wurde, die zuverlässige Hoffnung, daß alle Kämpfe zum wahren Heil der Menschheit zuletzt redlich und siegreich werden ausgekämpft werden. Es knüpft sich an das Gebiet der Saale der Gedanke an die schwersten Kämpfe und an die schönsten Hoffnungen, und so möchte ich wünschen, daß mein Lebensgang dem Laufe dieses Flusses in Beziehung auf die daran haftenden Erinnerungen ähnlich sei. Immerhin mag ich nur im Kleinsten versuchen, was dort im Größten geschah; immerhin mag ich nicht siegreich aus den Kämpfen des Lebens hervorgehen, ja vielleicht mag ich ihnen erliegen, aber unzerstörbar lebt in mir die Gewißheit, daß nur das Streben für die hohen geistigen Interessen der Menschheit das wahre Mannesziel sei; unvertilgbar durchglüht mein Inneres die Hoffnung, daß aus jedem Kampf um das Erhabene und Ewige endlich und zuletzt ein Sieg hervorgehe. Wenn ich darum auch einen Wahlspruch sagen soll, so lautet er: *Ich hoffe!*«

Es trat eine längere Pause ein. Vanhulsten hatte sein großes Auge fest auf das von Aufregung geröthete Gesicht Bernhard's gerichtet, Adams zeichnete gedankenvoll und gesenkten Hauptes mit seinem Stöckchen Figuren in den Boden, Schwanhöfer war ganz in sich versenkt und schien in die leere Luft wie in eine Zukunft zu schauen; auf ihn machten wohl die Worte Bernhard's, als unverkennbar schwärmerisch, insofern den tiefsten Eindruck, daß er überlegte, wie wohl ein solcher junger Mann in Zippelstedt werde angesehen werden, und ob er selbst durch dessen Einführung Ehre einlege, doch war das Endergebniß seiner Betrachtungen muthmaßlich ein günstiges.

Endlich schaute Adams auf und sagte:

»Aber, Schwanhöfer, Sie sitzen ja da wie ein alter Rheinsalm, über dessen bemoostem Haupte das erste Dampfschiff wegrauscht. Bedenken Sie denn gar nicht, daß Sie nach dem hier eingeführten Ritus sich auch einen Fluß als Sinnbild Ihrer Lebensbestrebungen auswählen müssen? Wir Beide halten es zwar vorzugsweise mit dem *Flüssigen*, wenn es der Traube ausgepreßt ist, aber diesmal handelt es sich um einen *Fluß*, also lassen Sie uns Ihren Fluß hören.«

Schwanhöfer erwiederte, sich aus seinem Nachdenken reißend:

»Es bleibt mir ja gar keine Wahl, da die werthen Herren und Freunde alle Flüsse bis auf einen vorweg genommen haben.«

»Das darf Sie nicht beschränken« – sagte Vanhulsten – »Sie haben vielmehr die volle Freiheit, Ihre Wahl auf einen der bereits genannten Flüsse fallen zu lassen.«

Nach kurzem Räuspern sprach Schwanhöfer:

»Das macht weiter Nichts aus, denn im Grunde bin ich sehr wohl mit der Eger zufrieden, die allein noch übrig ist. Dieselbe macht nicht viel von sich reden, hat keine großen Schwierigkeiten zu überwinden, erweckt keine sonderlich erhabenen Erinnerungen und Hoffnungen, aber sie ist ein Flößchen, das mir ganz recht ist. Sie weiß, was sie will, nämlich irgendwo in der Gegend von Teplitz in die Elbe fallen, und sie verfolgt diesen Weg sinnig und einfach. Sie hat zu Anwohnern einen behaglichen, gutmüthigen und verständigen Menschenschlag, der gern so gut lebt, wie er kann, und Andere leben läßt, wie sie wollen. Sie schenkt den Menschen nicht blos die Gaben des Feldes und Waldes in den Fluren, die sie berührt, sondern ihre Berge enthalten oder enthielten doch einst edle Metalle und andere kostbare Stoffe, oder sie lassen Mineralquellen hervorspringen, die sich noch leichter in ordentliches Geld umsetzen und verwerthen als Silbererze. Kurz, die Eger ist mir das Sinnbild einer guten bürgerlichen Existenz, gerade so, wie ich mir eine solche wünsche, und darum entscheide ich mich gern für die Eger.«

Da Schwanhöfer schwieg, so rief Adams:

»Aber der Wahlspruch? Wir müssen auch einen Wahlspruch haben!«

Nach kurzem Besinnen antwortete Schwanhöfer:

»Mein Wahlspruch lautet: *Ich spekulire!*«

Die Uebrigen brachen in ein herzliches, aber nicht beleidigendes Gelächter aus.

Mit gutmüthigem Tone fuhr Schwanhöfer fort:

»Lassen Sie das gut sein, meine Herren und Freunde. Um mir und denen, die von mir abhängen, das Leben möglichst behaglich machen zu können, muß ich erwerben, und um erwerben zu können, muß ich spekuliren. Werther Doktor, ist Ihnen vielleicht eine Cigarre für den Rückweg gefällig? Denn ich glaube unmaßgeblich, daß wir bald an den Rückweg denken müssen.«

Bernhard bat, nicht früher aufzubrechen, als bis die Sonne untergehe, was nicht mehr lange dauerte, und Vanhulsten entschied sich gleichfalls dafür, den Sonnenuntergang vom Pavillon aus anzusehen. Dies geschah denn also, und ziemlich spät langten die Freunde von dem genußreichen Ausflug im Alexandersbade an.

6. DIE TRENNUNG.

Am andern Tage liefen Briefe für Vanhulsten und Schwanhöfer ein. Der Letztere wartete einen Augenblick ab, wo der ganze Kreis versammelt war, um Bernhard mitzuthellen, daß derselbe zum Lehrer am Gymnasium in Zippelstedt ernannt sei und seine neue Stelle mit dem ersten Oktober des laufenden Jahres anzutreten habe. Schwanhöfer wünschte in wohlgesetzten Worten dem Freunde alles mögliche Glück zu diesem ersten Schritt auf einer gewiß ebenso segensreichen als ehrenvollen Laufbahn, nächstdem aber wußte er es seinem eignen guten Glücke Dank, daß es ihm Gelegenheit gegeben habe,

»seiner theuren Vaterstadt einen so trefflichen Mitbürger zuzuführen, der ihm selbst gewiß ein treuer und höchst schätzbarer Freund sein werde.«

Bernhard dankte in herzlichen aber einfachen Worten und nahm ebenso die Aeußerungen der Theilnahme von Adams und Vanhulsten in schlichter, anerkennender Weise auf. Vanhulsten schien sehr zerstreut und entfernte sich bald auf sein Zimmer, um Briefe zu schreiben, forderte aber nach dem Mittagessen Bernhard auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten.

So tranken denn also Schwanhöfer und Adams ihren Kaffee allein unter den Bäumen neben dem Hause.

»Was mag wohl Vanhulsten mit dem Doktor vorhaben?« sagte Schwanhöfer. »Er wird ihm doch nicht anderweitige Anerbietungen machen?«

»Ei, welche Anerbietungen wird ein Kaufmann einem jungen Schulmeister zu machen haben? Einen Hauslehrer für seine Kinder hat er hoffentlich noch nicht nöthig, und auf seinem Comptoir kann er einen Gelehrten sicher nicht brauchen.«

»Hm, Sie glauben also zu wissen oder wissen vielleicht wirklich, daß Vanhulsten ein *Kaufmann* ist?«

»Ich weiß es weiter nicht, als daß Sie es mir gesagt haben.«

»Allerdings würde ich ihn noch immer für einen Kaufmann halten, wenn ich ihn nun nicht für etwas noch Größeres hielte.«

»Was in aller Welt kann es Größeres geben?«

Schwanhöfer näherte sich dem Freunde und flüsterte ihm leise aber nachdrücklich zu:

»Ich halte ihn für einen – *Millionär!*«

Da das große Wort heraus war, seufzte er tief auf und fügte lauter hinzu:

»Ich weiß nicht, ob Sie ganz das Gewicht dieses Wortes ermessen, aber das Herz wird Einem ordentlich süß beklommen, wenn man von einem Millionär reden kann.«

»So brauchen Sie ja nur den ganzen Tag von Rothschild zu reden.«

»Nicht von einem Fremden, ich meine von einem Bekannten, einem Freund, der ein Millionär ist. Sagen Sie, Adams, können Sie sich einen rechten Begriff von einem Millionär machen?«

»Nein, das kann ich nicht, habe mir auch immer eingebildet, man könne gar nicht bis zu einer Million zählen, weil einem Zeit und Weile dabei lang würde. Uebrigens ist das ganz gleichgültig, ob Vanhulsten ein Millionär ist oder nicht, jedenfalls ist er ein sehr nobler Patron, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er dem Doktor Korn einen Theil seiner Mission abgäbe.«

Kopfschüttelnd sagte Schwanhöfer:

»Das pflegen die Milionäre eben nicht zu thun, aber er könnte immerhin durch seinen Einfluß dem jungen Mann einen andern Wirkungskreis verschaffen, und das wäre doch Schade dafür.«

»*Wofür* wäre es Schade?«

»Nun, für den Doktor.«

»Ich dachte: für Zippelstedt.«

»Wohl für Beide. Ich kann Ihnen sagen, Zippelstedt ist eine sehr gute Stadt, und es läßt sich da recht angenehm wohnen.«

»Ich will wünschen, daß der Doktor das auch nach einigen Jahren sagt.«

»Es würde seine eigene Schuld sein, wenn er anders spräche. Unter uns gesagt: der junge Mann ist ganz allerliebste, und ich hab' ihm ja selbst zu der Stelle verholpen, aber für jetzt ist er noch etwas zu schwärmerisch.«

»Für Zippelstedt?«

»Nun überhaupt, insbesondere aber auch für Zippelstedt, wo im Allgemeinen ein solider, ein sehr solider Ton herrscht. Doch wird sich das bald abschleifen, wenn er erst einige Zeit unter uns gelebt hat. Für das erste Auftreten ist am Ende so ein idealer Schwung nicht übel, er imponirt sogar, er empfiehlt und macht interessant, aber auf die Dauer sieht man sich nach dem Realen um. Besonders bei manchen Frauenzimmern macht ein solches geistreiches Wesen Glück, und wenn der Doktor es richtig anfängt und den ersten Eindruck gehörig benutzt, so kann er wohl ein Mädchen von zehn bis zwölftausend Thalern heimführen, und dann ist er ein gemachter Mann.«

Mit verstellter Ernsthaftigkeit fragte Adams:

»Wie hoch würden Sie denn Ihre Ansprüche stellen zu dürfen glauben, Freund Schwanhöfer?«

»Bei sonstigen genügenden Qualitäten darf ich immerhin zwanzig- bis dreißigtausend Thaler erwarten.«

Adams schlug ein lautes Gelächter auf, so daß ihn Schwanhöfer verwundert ansah. Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, sagte der Maler:

»Hören Sie, Freund Schwanhöfer, es beginnt mir nachgerade bei der ganzen Geschichte bange zu werden.«

»Bange? wofür?«

»Sür den Doktor und für Zippelstedt! Ich fange an zu begreifen, daß Zippelstedt zu einer gewissen Philisterhaftigkeit hinneigt, und ich glaube annehmen zu müssen, daß Doktor Korn – kein Philister ist; so würde denn also der Doktor eben so wenig für Zippelstedt passen, wie Zippelstedt für den Doktor. Was meinen Sie?«

Schwanhöfer fühlte sich beleidigt und brach schmolend die Unterhaltung ab. –

Vanhulsten und Bernhard wandelten in den unteren ebneren Wegen der Luisenburg auf und ab.

»Ich muß Ihnen offen bekennen,« – sagte Vanhulsten – »daß mir die ganze Anstellung nicht recht gefallen will.«

Bescheiden erwiederte Bernhard:

»Und doch läßt der von mir gewählte Beruf und meine sonstige äußere Lage es mich für ein Glück halten, daß ich so bald ein sicheres Unterkommen finde.«

»Leute Ihrer Art binden sich gar zu leicht und bleiben dann oft für ihr Leben gebunden. Nach meiner Ansicht sollten Sie, lieber Freund, sich die Sache erst ruhig ansehen, sich die verschiedensten Verhältnisse gehörig betrachten und nicht früher in eins derselben eintreten, bis Sie es genau kennen gelernt und geprüft haben, anstatt

sich so Hals über Kopf in das erste beste hinein zu stürzen.«

»Zu einem solchen ruhigen Abwarten gehören Mittel, die mir nicht zu Gebote stehen.«

»Sie ständen Ihnen zu Gebote, wenn Sie nur ernstlich wollten. Ich an Ihrer Stelle würde mir einige große Städte ansehen und in derjenigen, die mir am besten gefiele, mich vorläufig niederlassen; ich würde meine besten Kräfte zu einer literarischen Thätigkeit verwenden, die zugleich einen Namen und die nöthigen Existenzmittel verschaffte, und wäre der Weg zum Ruhme gebahnt, so würde eine ehrenvolle und einträgliche Anstellung nicht fehlen.«

»Sie denken sich das wohl leichter, als es in der Wirklichkeit ist. Ich spüre durchaus kein so hervorstechendes Talent in mir, daß ich es wagen dürfte, eine so unsichere Bahn einzuschlagen.«

»Vielleicht kennen Sie sich selbst nicht hinreichend. Nach meiner Ueberzeugung ist Ihr Geist von ungewöhnlicher Wärme durchglüht, ist Ihr Trachten nur zum Erhabenen gerichtet, solche Menschen aber, die Phantasie und Charakter in höherem Grade besitzen, sind dazu berufen, durch Schriften auf die Menschheit zu wirken. Und was die Unsicherheit der Existenz betrifft, so würde ich zwar an Ihrer Stelle dieselbe nicht scheuen, aber für Sie zeigt sich ein Ausweg, der auch diese Schwierigkeit vermeidet. Mit dem größten Vergnügen stelle ich Ihnen für

jedes Jahr, das Sie bis zu einer ganz zusagenden Anstellung in freier geistiger Thätigkeit verleben, tausend Thaler zur Verfügung.«

Bernhard schaute im höchsten Erstaunen auf und sagte:

»Aber das würde ich ja nie annehmen!«

»Nehmen Sie es unbedingt an, Sie können um so sorgloser leben, was Ihren Studien wie Ihren Leistungen zu gut kommen wird. Haben Sie sich einen geistig bedeutenden Ort ausgewählt, so können Sie da die mannichfachsten und wünschenswerthesten Verbindungen anknüpfen. Der Verkehr mit geistreichen Leuten macht selbst den weniger Begabten geistreich, das Abgeschnittensein von solchem Verkehr stumpft auch das geistvollste Genie ab; der Geist verlangt nun einmal den Geist. Verschließen Sie sich gleich in einer kleinen Stadt, die ich zwar nicht aus eigener Anschauung kenne, von deren geistigem Standpunkt ich aber keinen hohen Begriff habe – auch Freund Schwanhöfer keinen höheren beibringen kann, dann ist der Genius gelähmt und das ganze Leben leicht verfehlt. Also Sie gehen auf meinen Vorschlag ein; abgemacht?«

»In dankbar treuem Herzen werde ich nie vergessen, daß Sie mir den Vorschlag gemacht, aber ich muß ihn durchaus ablehnen. Abgesehen von allen Gründen, die mein Inneres gegen die Annahme hätte, hält mich schon der äußere ab, daß ich mich für gebunden erachte. Ich habe mich meinerseits aus freien Stücken um die Stelle beworben, darin liegt für mich die Verpflichtung der

Annahme, wenn die Stelle mir zugesprochen wird. Außerdem wiederhole ich, daß Sie mir eine weit höhere Befähigung zutrauen, als ich besitze. Ich kann nicht hoffen, in irgend einem literarischen Gebiet mit Erfolg aufzutreten, aber ich habe ein warmes Herz für die Jugend, eine wirkliche Begeisterung für Unterricht und Erziehung, also auch eine wahre Sehnsucht, diesen schönen Beruf anzutreten. Aber nochmals meinen aufrichtigsten Dank für Ihr großmüthiges Anerbieten!«

Verdrießlich schweigend ging Vanhulsten einige Zeit neben Bernhard her, dann sprach er in jenem rauhen kurzen Tone, mit welchem er zum ersten Male gegen seinen jetzigen Freund aufgetreten war:

»Also Nichts damit? Sie handeln unrecht, Sie werden es zu bereuen haben, vielleicht bitter. Es ist Ihre eigene Schuld, klagen Sie ja nicht das Verhängniß an.«

Bernhard sagte mit einer Stimme, die recht aus dem Herzen kam:

»Zürnen Sie mir nur nicht, ich kann wirklich nicht anders.«

Nach abermaligem Schweigen sagte Vanhulsten mit etwas mehr versöhntem Tone:

»Sie behalten wenigstens die Zeit bis zum Herbst, um einen Vorrath großartiger Eindrücke zu sammeln, ehe Sie sich in dem kleinen Krähwinkel begraben; benutzen Sie diese Zeit, indem Sie mich nach Italien begleiten.«

Da Bernhard dies für eine Art grausamen Spottes halten mußte, so blickte er vorwurfsvoll fragend auf.

Vanhulsten fuhr fort:

»Sie denken gleich wieder mit Ihrer verdammten Kleinbürgerlichkeit an das lumpige Geld. Wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem Zeug genug habe, um eben so unbedenklich die Kosten Ihrer Mitreise zu bestreiten, wie ich das Trinkgeld, das ich einem Kellner gebe, nicht empfinde, daß ich leichter jene Kosten tragen kann, als Sie den Gulden, den Sie vielleicht gelegentlich einmal zu einem guten Zwecke verwenden, werden Sie dann Ihre nicht unehrenhaften, aber doch tadelnswerthen Bedenklichkeiten fahren lassen? Wenn ich Ihnen sage, daß ich mich ohnedies mit einem Begleiter versehen wollte, dessen Gelehrsamkeit meiner mangelhaften Kenntniß des Alterthums nachhelfen muß, damit ich die Reise mit wirklichem Nutzen mache, daß ich aber einem solchen Gelehrten außer den Reisekosten noch eine bedeutende Vergütung zukommen lassen müßte, werden Sie dann die Stellung eines nur kostenfreien, sonst aber unbezahlten Reisebegleiters annehmen?«

»Wenn ich vielleicht auch eigentlich nicht sollte, so wäre ich doch bereit, einen Vorschlag anzunehmen, der auf eine so edle Weise gemacht wird, wenn ich Ihnen nicht statt dessen den Gegenvorschlag machen müßte, daß Sie doch lieber den Maler Adams mitnehmen, der Ihnen in Beziehung auf die moderne Kunst nützlicher sein kann, als ich in Hinsicht meiner geringen gelehrten Kenntnisse Ihnen werden zu können hoffen darf.«

Die Stirn leicht runzelnd sagte Vanhulsten:

»Allgemeine Bildung habe ich so viel erlangt, als ich zum Verständniß neuerer Kunstwerke bedarf, und ich

glaube kaum, daß Adams mir in dieser Hinsicht von einigem Vortheil sein würde, zumal da ihm selbst eine vollständige theoretische Ausbildung fehlt.«

»Aber,« – warf Bernhard schüchtern ein – »die italienische Reise wäre für Adams zu seiner eigenen Ausbildung von unberechenbarem Vortheile.«

Rauh und streng stieß Vanhulsten die Worte hervor:

»Adams hätte keinen reellen Nutzen davon, Adams ist überhaupt eine Art von Lump.«

Auffahrend rief Bernhard:

»Herr Vanhulsten – –«

Aber Vanhulsten legte beschwichtigend seine Hand auf Bernhard's Arm und sagte mit milderem Tone:

»Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund. Ich meine nicht, daß Adams irgend von schlechtem Charakter sei. Auch ich halte viel von ihm, ich schätze sein künstlerisches Talent, obwohl dasselbe viel gründlicher und fleißiger hätte ausgebildet werden müssen, ich erfreue mich seines heiteren Wessens, hinter welchem dennoch ein scharfes Urtheil und eine theilweis tiefe Einsicht verborgen liegt, aber ich erkenne klar, daß er es nie zu etwas Tüchtigem bringen wird, weil er nie seinen Willen ernsthaft auf irgend ein Ziel richtet, weil er nicht gelernt hat, an sich selbst ordentliche Anforderungen zu stellen, und weil er es nie über sich gewinnen kann, etwas Begonnenes konsequent zu Ende zu führen. Er malt schön, aber

er wird wenig Gemälde vollenden. Er hat auch Phantasie, aber sie ist nicht geschult genug, um tief erwogene und künstlerisch bedeutende Kompositionen hervorzubringen. Ein kürzerer Aufenthalt in Italien würde ihm Nichts nützen, sondern ihn nur noch zerstreuter und launenhafter machen, ein längerer Aufenthalt aber würde ihn demoralisiren.«

Bernhard ließ den Kopf hängen, weil er nichts Erhebliches hierauf zu erwiedern wußte.

Vanhulsten fuhr fort:

»Es ist keineswegs meine Absicht, Adams aus den Augen zu verlieren. Ich habe Gemälde, die ich bei ihm bestellte, im voraus so honorirt, daß er bei seinen geringen Bedürfnissen lange Zeit von diesem Gelde existiren kann. Komme ich aus Italien zurück, so werde ich schon fernere Arrangements zu seinen Gunsten zu treffen suchen. Nun aber wieder zu *unserer* Angelegenheit: Sie reisen mit nach Italien – abgemacht?«

Er hielt die Hand hin, und Bernhard schlug ein.

Mit zufriedenen Blicken sagte Vanhulsten:

Da Sie doch nun einmal sich in das Zippelstedter Joch spannen wollen, so haben wir wenigstens den ganzen Sommer vor uns. Im Herbst werden Sie dann freilich allein zurückreisen müssen, denn ich denke auch den Winter in Italien zuzubringen. Morgen reise ich nach Frankfurt ab, wo ich Alles erledigen werde, was vor der Reise erledigt werden muß. Sie können dann gleich oder in einigen Tagen nach Nürnberg abgehen, kehren dort

im Gasthof zum ›Baierschen Hofe‹ ein und verbringen einige Tage damit, Ihre Vorbereitungen und Einkäufe zu besorgen, zugleich sich die Merkwürdigkeiten der alten Reichstadt anzusehen, bis ich eintreffe. Und dann geht's zunächst nach Venedig. – Verstehen Sie Italienisch?«

»Ich habe einige Schriftsteller gelesen, doch im Sprechen noch keine Uebung gehabt.«

»Das genügt. Für den Anfang kann ich aushelfen. Jetzt lassen Sie uns zum Bade zurückkehren.«

Adams und Schwanhöfer vernahmen die italienische Reise mit Erstaunen, Ersterer freute sich aufrichtig über Bernhard's gutes Glück, Letzterer machte ein sauer-süßes Lächeln dazu, weil er seinerseits schon Vorschläge für Bernhard hatte und auf diesen eine Art von Anrecht zu besitzen glaubte; er hatte ihn bald mit nach seiner Vaterstadt nehmen wollen, damit derselbe in die dortigen Verhältnisse einlebe, bevor er sein Amt antrete. Allein gegen die unerwartet getroffene Anordnung ließ sich freilich Nichts weiter einwenden.

Den Abend verlebte man noch traulich zusammen, am andern Tage reiste Vanhulsten ab, und am darauf folgenden Tage nahm Bernhard Abschied von Schwanhöfer und Adams, die einstweilen noch in Alexandersbad zurückblieben.

ZWEITES BUCH. MARIENBACH.

Julia.

Obwohl ich Dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht,
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich,
Gleicht allzu sehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh' man sagen kann: es blitzt.

Shakespeare.

1. ANKUNFT.

An dem Vormittage eines schönen Sommertages hielt vor dem Posthause zu Franzensbad bei Eger ein vierspänniger Reisewagen. Wäre nicht gerade eine der meist benutzten Badestunden gewesen, so würde das Ereigniß größere Aufmerksamkeit erregt haben, jetzt aber ging es ziemlich unbeachtet vorüber. Der junge Mann, welcher dem Wagen entstiegen war, trug eine kostbare, aber doch einfache Kleidung, die seinen schlanken Körperbau vorthheilhaft hob, sein stark gebräuntes Gesicht war schön und stolz, unter der hohen Stirn leuchteten große geistvolle Augen, der wohlgepflegte Bart unterstützte das Gebietende der ganzen Erscheinung. Der Mann, welcher aus dem hintern Coupé gestiegen war, hatte dagegen ein häßliches, düsteres Gesicht; auch seine Kleidung war fein und sorgfältig, doch sprach sich seine Stellung als diejenige eines Dieners dadurch aus, daß er sogleich das Abpacken der schweren Koffer und Kisten anordnete.

Der Herr sagte:

»Lasse nur einstweilen Alles in's Haus schaffen, Joseph. Ich werde mich hier ein wenig umsehen und einen bestimmten Entschluß zu fassen suchen. Wenigstens heute bleibe ich muthmaßlich hier.«

»Gut, Herr Vanhulsten!« antwortete der Diener.

Vanhulsten entledigte sich einiger Leute, welche Wohnungen anboten, leicht durch eine kurze, barsche Abfertigung und wandelte dann auf's Gerathewohl an den Häuserreihen vorbei nach dem Brunnen und den Anlagen, sich seinen Betrachtungen und Erwägungen überlassend. Er hatte mehr als ein Jahr in Italien zugebracht, gedachte im Herbst eine Reise nach Amerika anzutreten, war aber bis jetzt noch unentschlossen, wie er die bis dahin zur Verfügung stehenden Monate verwenden wolle. In Frankfurt, wo er Anordnungen mancher Art hatte treffen müssen, war er zuerst geneigt gewesen, die benachbarten Bäder zu besuchen und sich eins derselben zum vorläufigen Aufenthalt auszuwählen, allein die außerordentlich buntscheckige Zusammensetzung der Gesellschaft, das steife Wesen der englischen Familien, die sich vordrängende Anmaßung französischer Abenteurer, vor allem das Unwesen der Spielbanken – dieses und manches Andere hatten ihm seinen anfänglichen Plan verleidet, und eine augenblickliche Laune hatte ihm die Idee eingegeben, sich in eins der böhmischen Bäder zu begeben, die ihm zwar unbekannt waren, für die er aber ein günstiges Vorurtheil hegte, weil daselbst nicht gespielt wurde. Wenn es ihm da nicht mehr gefiel, dachte er sich nach

Norddeutschland zu wenden, die dortigen Freunde aufzusuchen und auf solche Art die Zeit hinzubringen, bis er sich in Hamburg einschiffen würde.

Also er befand sich jetzt in Böhmen, und zwar in Franzensbad, welches sich dem von Westen kommenden Reisenden zuerst darbietet. Aber der Eindruck, den Franzensbad auf ihn hervorbrachte, war kein günstiger. Die offene und ziemlich charakterlose Gegend bot nicht die Gelegenheit, sich jeden Augenblick, wo es dem Geiste Bedürfnis sein würde, in Berge und Wälder zu flüchten, sondern man hätte zu diesem Zweck jedesmal einen größeren Ausflug machen müssen; die zierlichen und sorgsam unterhaltenen Parkanlagen, die an den Brunnen stießen, konnten dafür nicht entschädigen. Die modernen aber eintönigen Häuserreihen des Badeortes gefielen ihm auch nicht, sie kamen ihm vor wie ein regelrechtes aber kaltes Gedicht, das man wohl loben, aber an dem man sich nicht erwärmen kann.

Sollte er hier bleiben? Und wenn das nicht – wohin sollte er sich wenden: nach Karlsbad, nach Marienbad oder nach Teplitz? – Er wünschte, daß irgend ein Zufall sich in's Mittel schlüge, um den Ausschlag zu geben.

»Wollen der Herr vielleicht nach Marienbad fahren?« fragte plötzlich eine schüchterne Stimme.

Vanhulsten fuhr aus seinem Nachdenken empor und sah einen Kutscher neben sich stehen, der seine Frage an den offenbar vornehmen Herrn mit nur sehr geringer Aussicht auf günstigen Erfolg gerichtet haben mochte.

»Ihr fahrt nach Marienbad?

»Ja, Herr, ich habe gestern Herrschaften von da hierher gebracht. Mein Wagen ist leicht und bequem, und meine Pferde nehmen's mit Allen hier in Franzensbad oder andern Orten auf.«

»Wie viel Zeit braucht Ihr?«

»Viertelhalb Stunden.«

»Gut. Fahrt in einer Stunde beim Posthause vor.«

Der Kutscher entfernte sich, einigermaßen verwundert, daß der Fremde gar Nichts über das Fahrgeld gesprochen hatte. Vanhulsten ging zum Posthause zurück und sagte zu Joseph:

»Packer nur die nöthigste Kleidung und Wäsche in einen Koffer zusammen und setze diesen sowie das Uebrige, was ich täglich gebrauche, zurecht; in einer Stunde werde ich nach Marienbad fahren, um da auf unbestimmte Zeit mich aufzuhalten. Du bleibst hier, lässelt Dir auf Deinen Paß als Privatmann eine Aufenthaltskarte geben und erwartest meine Aufträge. Ich lasse Dir eine hinreichende Geldsumme. Jetzt bestelle mir ein Gabelfrühstück, so rasch es sich in der Eile herstellen läßt.« –

Nach Verlauf der Stunde saß Vanhulsten in dem Miethswagen und rollte auf dem Wege nach Marienbad hin. Die Fahrt war nicht eben reich an landschaftlichen Genüssen, aber doch ganz angenehm; indem sich die Straße an den letzten Vorbergen des Böhmerwaldes hinzieht, gewährt sie fortwährend nach links hin einen hübschen Blick auf den inselartig hervorsteigenden Gebirgstock des Kaiserwaldes, von dem man nur durch einen

tiefen Thaleinschnitt getrennt ist. Da der Wagen zurückgeschlagen war, so konnte Vanhulsten vom Kutscher jede Auskunft geben lassen, die er wünschte.

»Da drüben liegt Königswarth!« sagte der Kutscher, als man schon mehr wie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte.

»Das Schloß des Fürsten Metternich?« fragte Vanhulsten mit aufmerksamer Spannung.

»Was wir da am Berge sehen, ist die Stadt, aber dort unten zwischen den Bäumen liegt das Schloß, man kann ein Thürmchen wahrnehmen. O, Herr, das ist ein prächtiger Garten! Die Herrschaften von Marienbad fahren oft hin, um das Schloß und den Garten zu besehen. Wenn Sie in den nächsten Tagen Lust dazu haben, so fahr' ich Sie hin.«

Metternich! Also dort wohnte oft in ländlicher Zurückgezogenheit der merkwürdige Mann, der so lange Zeit hindurch das rollende Rad der Völkerentwicklung aufgehalten hatte. Jeden Falls mußte man ihm eine sehr energische und beharrliche Willenskraft zuschreiben, und Niemand schätzte eine solche mehr als Vanhulsten. Nicht ohne Beschämung dachte er dabei an sich selbst, hatte auch er seinen Willen, auf dessen Kraft er doch so stolz war, nach irgend einem erheblichen und nennenswerthen Ziele gerichtet? Hatte er auch nur Etwas ausgeführt, das seinem Selbstbewußtsein genügen konnte? Was hatte er in Italien gewollt? Was wollte er eigentlich in Amerika? Ließ er sich nicht in diesem Augenblick vom Zufall leiten, wie ein leichtes Blatt, das dem

Luftstrome überlassen ist? Er suchte die böhmischen Bäder auf, nur um die Zeit auszufüllen, bis er eine andere zwecklose Unternehmung beginne; er fuhr in diesem Augenblick nach Marienbad, ohne sich auch nur irgend etwas Erhebliches davon versprechen zu können. Denn wenn auch das Thal da unten sich noch verschönerte, bis Marienbad sich darin zeigen würde, so konnte es doch unmöglich seinen Charakter so verändern, daß man sich von der Natur einen tief anregenden und befriedigenden Eindruck versprechen durfte. Aber jetzt trennte sich ein Seitenweg in scharfem Winkel links ab, der Wagen schlug ihn ein und fuhr quer über das Thal nach den Waldungen zu, die sich von den Bergen herab erstreckten.

»Wo liegt denn eigentlich Marienbad?« fragte Vanhulsten den Kutscher.

»Grade vor uns zwischen den Wäldern. Das Gehöfte da am Wege ist der *Kieselhof*, der gehört auch nach Königswarth. Sehen Sie: gleich hinter der kleinen Brücke führt ein Fußweg in den Wald, der geht nach Marienbad; das ist ein gar schöner Weg, und die Badegäste kommen viel nach dem Kieselhof, um da Kaffee zu trinken.«

»Wie weit ist denn noch bis Marienbad?«

»Eine halbe Stunde.«

»Haltet an, ich will hier aussteigen und zu Fuß nach Marienbad gehen. Nennt mir nur einen Gasthof, wo Ihr vorfahren wollt, bestellt mir da ein Zimmer und laßt meine Sachen hineinschaffen.«

»Soll ich bei der ›Stadt Weimar‹ vorfahren?«

»Meinetwegen.«

Er stieg aus und schlug den Fußweg ein. Nachdem er auf dem wohl erhaltenen und mit Ruhebänken versehenen Parkpfade anfangs jüngeres Nadelholz durchschritten hatte, trat er in den schönsten Hochwald ein, den er bisher kennen gelernt. Stattliche Edeltannen wetteiferten mit prächtigen Rothtannen an Höhe des Wuchses; der in gefälligen Wellenformen aufsteigende Boden war mit malerisch bewachsenen Steinblöcken, bald mit schwelgendem Moos, bald mit üppigen Waldblumen bedeckt; die schön geebneten Pfade fingen an sich in allen Richtungen zu durchkreuzen, während jedesmal an Tafeln die Endpunkte verzeichnet standen; heitere Gruppen von Herren und Damen wurden hier sichtbar, während dort ein einsamer Spaziergänger sich in der Waldesstille verlor: kurz, Vanhulsten mußte sich bald überzeugen, daß Marienbad, so unscheinbar es auch an sich nach Beschaffenheit und Lage sein möge, eine unvergleichliche Gelegenheit zu Spaziergängen darbiete. In seinem planlosen Fortschreiten stieß er auf den Kirchhof, welcher ganz im Walde versteckt lag, unbemerkt und leicht vermeidbar für den feigen todesfürchtigen Kurgast, anziehend und mit dem Gedanken an den Tod befreundend für das edlere sinnige Gemüth.

Vanhulsten folgte von hier aus einem Pfade, der als nach der ›Alexandrinenuhe‹ führend bezeichnet war, und als er bei dem so getauften Pavillon heraustrat, da bot sich ihm ein Anblick, der sich in seiner Herrlichkeit

für alle Zeit tief in den Geist eingrub. Berge von ansehnlicher Höhe, alle mit Wald bedeckt, aber auf das Verschiedenartigste geformt, umgaben einen weiten Thalkessel, dessen Ausgang nach Süden man mehr errathen mußte, als wahrnehmen konnte. Der ganze Tiefraum zeigte sich entlang dem Fuße der Berge von Häuserreihen umschlossen, unter deren Gebäuden keines unscheinbar war, während viele als stattliche Palais gelten konnten; dadurch, daß diese Reihen in kunstlosen und unbeabsichtigten Linien eine Zeit lang fortliefen, sich dann unterbrachen, um in einer neuen Richtung sich fortzusetzen, wurde die größte Einfachheit mit der möglichsten Mannichfaltigkeit vereinigt, und weil sie immer nur eine Seite der Straße einnahmen, nach der andern aber den offenen Mittelraum vor sich hatten, mußten sie ebensowohl für die Bewohner die größte Annehmlichkeit bieten, als sie von der Höhe herab gesehen sich in der vollständigsten und freundlichsten Erscheinung darstellten. Der sehr umfangreiche, sanft aufsteigende Mittelraum war durch Rasenplätze, Baum- oder Gebüschgruppen und Blumenbeete parkmäßig angelegt; die leicht geschwungenen Fußwege, die breiten Fahrstraßen, die Trottoirs und Alleen: alle waren mit wohlgekleideten Menschen erfüllt und durch rollende Equipagen belebt. In einer Ecke des Raumes verbarg sich halb der Kreuzbrunnen, dessen kuppelförmiges Dach von einem ganzen Walde schlanker Säulen getragen wurde; weit zurück dagegen, auf der höchstgelegenen Fläche, prangte der imponirende Rundbau der Kirche, die,

in byzantinischem Style neu erbaut, einen Hauptgesichtspunkt der Ansicht darbot. An den schönsten Stellen der Berge traten tempel- oder pavillonartige Bauwerke hervor, und man konnte die gewundenen Pfade, die zu ihnen führten, oft eine Strecke weit mit den Augen verfolgen; vor Allem aber zeichnete sich unmittelbar über einem großen Gebäude, das unschwer als ein Badehaus zu erkennen war, auf einem waldfreien Absatz des Berges ein kolossales Kreuz aus, umgeben von Betstühlen für trostbedürftige Gemüther und von Ruhesitzen für weniger fromm gesinnte aber naturfrohe Wandler. Daß die ernste Pracht der Tannenwälder durch das lebhaftere Laubgrün der unteren Anlagen und einiger Anpflanzungen am Fuß der Berge unterbrochen wurde, hob nur um so mehr den Effekt, den an sich schon hochstämmiges Nadelholz vor jedem andern Holzschlag voraus hat. Und über das ganze entzückende Gemälde verbreitete die sinkende Sonne, die hinter dem Betrachter stand, ihren goldnen Schein, so daß von diesem Standpunkt aus eine vortheilhaftere Beleuchtung gar nicht möglich war. Als aber Vanhulsten, unbekümmert um die verrinnende Zeit, ungestört von den einzelnen Spaziergängern, die mitunter in seine Nähe kamen, noch immer verloren in den herrlichen Anblick stand, da tönte vom Kreuzbrunnen herüber eine majestätische Beethoven'sche Symphonie, sehr tüchtig ausgeführt von der Badekapelle, welche eben ihre Abendmusik begann.

Vanhulsten befand sich in jener Stimmung, die den weicher organisirten Naturen so wohl bekannt ist, die

aber für seinen härteren und fast strengen Charakter eine große Seltenheit war: er fühlte sein Herz in Rührung schmelzen und seine Brust sich in Sehnsucht heben. Nicht ein thatenwürdiges Ziel, das seine ganze Willenskraft in Anspruch nahm, wünschte er sich in diesem Augenblick, sondern einen Gegenstand, den er lieben, ein Herz, an dem er ruhen konnte.

Endlich aber riß er sich los und trat in die Straßen des Badeortes ein, sich nach der Lage des Gasthofes ›zur Stadt Weimar‹ erkundigend; weil derselbe am entgegengesetzten Ende lag, so hatte der langsam Wandelnde hinreichend Gelegenheit, nun ganz in der Nähe die außerordentliche Freundlichkeit und unaffektirte Eleganz Marienbads zu erkennen. Am Gasthofe empfing ihn der Kutscher, der freigebig abgelohnt wurde. Nach Besichtigung seines Zimmers begab er sich in das Gastzimmer und blätterte, während er auf das bestellte Abendessen wartete, und während sich zu gleichem Zwecke eine Anzahl von Kurgästen versammelten, in der gedruckten Liste, welche die bis dahin angekommenen Fremden enthielt. Jeder versucht in einem solchen Falle, ob er nicht etwa auf Bekannte stößt, und fühlt sich enttäuscht, wenn unter so vielen Namen auch nicht ein einziger freundliche Anklänge erweckt; Vanhulsten schien hierauf nicht auszugehen, sondern er mochte sich nur im Allgemeinen über die Beschaffenheit der hier zusammengewürfelten Menschenmenge orientiren wollen. Doch wurde er dieses Gewirres von Geheimen und anderen Räthen, von Professoren

und polnischen Juden, von russischen Grafen und böhmischen Gastwirthen bald überdrüssig, nur daß ihn die höchst eigenthümliche Bezeichnungsweise mitunter ergötzte; da gab es eine ›Schafwollwaarenbereiters-Gattin‹ und einen ›Militairoberverpflegungsbeamten-Sohn‹ und dergleichen mehr.

Als er am Tische Platz nahm und unwillkürlich auf die Gespräche der Anwesenden horchte, worin ihn sein von Natur sehr scharfes Gehör bedeutend unterstützte, mußte er sich wundern, wie unbefangen hier Jeder seine Gesundheitsumstände zum Besten gab, für welche Mittheilungen man nur darum bei Andern rücksichtsvolle Theilnahme erwarten konnte, weil man solche selbst den Andern widmete.

Besonders machte sich ein ältlicher Herr bemerklich durch die herbe Grämlichkeit, womit er die Erfolglosigkeit schilderte, mit der er den Kreuzbrunnen trinke, der Mann schien nach dem Zusammenhang der Unterredung Professor der Medizin zu sein, und zwar der Mundart nach von einer süddeutschen Universität. Einer seiner Gesellschafter schien ganz durchdrungen von den Klagen des Professors und sagte mit gewichtigem Nachdruck:

»Aber da Ihr Uebel von so verwickelter Art zu sein scheint, Herr Professor, so sollten Sie doch einen der hiesigen Badeärzte zu Rathe ziehen.«

Mit Entrüstung antwortete der Professor:

»Ach gehn Sie mir doch weg mit diesen Bade-Simpels!«

Und nun erging er sich in den bittersten Vorwürfen gegen die armen Badeärzte.

An einer andern Stelle der Tafel beklagte sich ein Norddeutscher schwer, daß ihm der Nachmittags-Kaffee, selbst der ›verkehrte‹ (d. i. wenig Kaffee und viel Milch), untersagt sei, und ein wohlbeleibter Bayer jammerte nach den Bierseideln, die ihn doch wahrscheinlich hierher geschafft hatten. Kurz, Alle waren verdrossen, und Manche rechneten mit Stoßseufzern nach, wie lange sie noch hier verweilen müßten.

Für Vanhulsten hatten diese Gespräche etwas Peinliches, denn er vernahm auch nicht ein Wort der Anerkennung über die Vorzüge dieses Aufenthaltes; er wußte freilich nicht, daß dieselben Leute, die jetzt so undankbar für die Annehmlichkeiten Marienbads waren, später in der Heimath, zumal wenn sich die günstigen Folgen der Kur herausstellten, überfließen würden vom Lobe des herrlichsten Badeortes und des unschätzbaren Kreuzbrunnens. Ihn trieben jetzt die unliebsamen Tischgenossen bald auf sein Zimmer, wo er sich in's Fenster legte und in die vom Mond wundersam beschienene Landschaft hinausblickte. Es wurde ihm wieder weich und träumerisch zu Sinne, und es wollte ihn eine Ahnung überfliegen, daß dieses so friedlich daliegende Marienbad tief eingreifen könne in sein Lebensschicksal.

2. BEGEGNISSE.

Nachdem am andern Morgen Vanhulsten die Promenade besucht und auch vom Kreuzbrunnen einen, obwohl sehr beschränkten Gebrauch gemacht hatte, sah er sich

nach einer Wohnung um, weil ihm ein längerer Aufenthalt im Gasthofe nicht zusagte. Er wünschte in dieser obersten Häuserreihe zu bleiben, weil sie ihm der Aussicht wegen gefiel, – was jedoch in so fern eine Täuschung war, als ihm jede andere Lage eben so gut gefallen hätte, wenn er sie zuerst sah – es war ihm also ganz recht, daß unmittelbar nebenan in der Apotheke das Balkonzimmer im ersten Stock mit zwei daran stoßenden Stuben frei war. Er miethete sich daselbst ein und hatte nie Veranlassung, mit seiner Wahl unzufrieden zu sein. Er theilte seine Zeit ein in einsame Ausflüge und in die Beobachtung der ihn umgebenden Menschenwelt. Daß sich in seinem Nachbarhause, der ›Stadt Weimar‹, die Post befand, war allein schon eine reiche Quelle der Unterhaltung, denn jeder ankommende Postwagen brachte Badegäste, und die Hausknechte oder ›Hausmeister‹ der Logirhäuser versammelten sich regelmäßig vor einer solchen Ankunft, indem sie eine Art Börse abhielten. Dieser Menschenschlag hatte überhaupt etwas Anziehendes. Die Hausmeister waren alle gleich gekleidet mit einer grauen Tuchhose, einer blauen leinenen Brustschürze und einer langen weiten Jacke; es sahen sich einander auch alle ähnlich und waren für einen Fremden fast so schwer zu unterscheiden, wie die einzelnen Hämmel einer Heerde. In welcher Weise sie sich über die Wohnungsanerbietungen gegen die ankommenden Fremden geeinigt hatten, konnte Vanhulsten nicht herausfinden, so oft er auch von seinem Balkon aus ihre Unterredungen belauschte, doch

schien es, als ob jedesmal derjenige Hausmeister die Vorhand habe, dessen Haus noch am wenigsten besetzt war; wenigstens entstand nie Uneinigkeit unter ihnen, und derjenige, der einen Fremden erobert hatte, zog mit ihm und seinem Gepäck ohne Neid der Uebrigen ab.

Dann spielte so manche kleine Komödie in halber Oeffentlichkeit ab, die dem unbeschäftigten Beobachter, wenn er sie aufmerksam verfolgte, Stoff zur Unterhaltung gab. Da war ein Kaufmann aus Prag, der mit seinem Sohne hierher gekommen schien, um für Letzteren eine gute Heirathspartie zu suchen. Er hatte auch die heirathsfähige Tochter irgend eines reichen ›Schafwollenwaarenbereiters‹ oder etwas der Art aufgegabelt, welche mit ihrer Mutter und einem alten Onkel hier war. Nun war es interessant zu beobachten, wie der sorgsame Vater erst eine leichte Bekanntschaft mit der Familie schloß, ohne das Vorhandensein eines gefährlichen Sohnes merken zu lassen; wie er den lose geknüpften Knoten immer enger zusammenzog, bis die Vorstellung des Sohnes erfolgte; wie er auf der Promenade alle Ueberredungskünste aufbot, um den schüchternen Sprößling dazu anzutreiben, daß er die fragliche junge Dame beim Auf- und Abgehen begleite; wie er bei den Blumenhändlerinnen einen großen Strauß kaufte und dem Jüngling aufnöthigte, der ungefähr mit der Miene eines Rekruten, welcher zum ersten Male gegen eine Batterie geführt wird, mit seinem Strauß der Dame, sobald sie sich auf der Promenade zeigte, entgegen lavirte; wie schließlich der glückliche Sohn des glücklicheren Vaters mit der Auserkornen und ihrer

Familie gemüthlich am Ferdinandsbrunnen Kaffee trinkend bemerkt wurde und somit die Angelegenheit im besten Verlaufe zu sein schien.

Da war ferner ein Ober-Finanzrath aus Krakau, den seine Frau mit nach Marienbad genommen zu haben schien, um nicht aus der Uebung des Scheltens und Befehlens zu kommen. Vanhulsten, der bereits seine Freude an diesem Muster eines geduldigen Ehemannes gehabt hatte, saß eines Nachmittags auf dem flachen Dache des Belvedere, welches ›Hirtenruh‹ genannt wird, als er die ihm schon wohlbekanntem Stimmen des Paares vernahm.

»Aber wie war es möglich,« – sagte die Frau – »daß ich Dich nicht an dem Punkte traf, den ich Dir bezeichnet hatte, sondern so viel früher?«

»Ich war« – sagte der Mann – »Dir etwas weiter entgegen gegangen, um Dich desto früher zu treffen.«

Aber das ist ja höchst unverzeihlich,« – sagte die Frau – »denn wir hätten uns auf diese Weise verfehlen können, und das wäre doch ganz entsetzlich für mich gewesen.«

»Wir konnten uns gar nicht verfehlen,« – sagte der Mann, »denn es ging bis dahin, wo wir uns trafen, gar kein Weg ab, darum beruhige Dich, mein Kind.«

»Aber wie kann ich mich beruhigen,« – sagte die Frau – »wenn ich daran denke, was aus mir hätte werden sollen, so allein und verlassen mitten im Walde?«

»Wir mußten uns ja treffen, mein süßes Herz,« – sagte der Mann – »und wir haben uns ja auch getroffen, und somit ist's gut.«

»Nein, es ist nicht gut,« – sagte die Frau – »weil durch Deinen Leichtsinn und Deine unbegreifliche Unbesonnenheit das furchtbare Unglück, woran ich ohne Schaudern gar nicht denken kann, sich hätte ereignen können, daß ich armes Weib unbeschützt und hilflos in diesen böhmischen Wäldern hätte umher irren müssen.«

»Aber gieb Dich doch zufrieden, mein theures Leben,« – sagte der Mann – im schlimmsten Fall wärest Du den ersten besten Weg nach Marienbad hinunter gegangen, was aber nicht nöthig war, da wir uns schlechterdings treffen mußten und auch wirklich getroffen haben.«

»Der Fall« – sagte die Frau – »wäre wohl mehr als schlimm gewesen, wenn ich allein nach Marienbad hätte hinunter gehen müssen. Hast Du nicht den frechen Bettler gesehen, der sich da herum treibt, und meinst Du nicht, daß sich einer armen verlassenen Frau, die von ihrem Ehemanne im Stich gelassen ist, gegenüber der Bettler in einen Räuber verwandelt hätte, der mir – Gott weiß! – alle mögliche Gewalt anthun konnte? Und der Blinde, der weiter unten am Wege sitzt, er macht bestimmt nur die Augen zu, wenn aber ein so schnöde preisgegebenes Geschöpf, wie ich, in seine Hände gefallen wäre, so würde er bald genug sehend geworden sein, um mir die Mantille vom Leibe zu reißen.«

»Es ist ja« – sagte der Mann – »von allem dem Nichts geschehen und konnte Nichts geschehn.«

»So?« – sagte die Frau – »es konnte wohl geschehn, und ein Mann, der seine Frau so unverantwortlich in Gefahr setzt, verdiente an den Pranger gestellt zu werden!«

Weiter konnte Vanhulsten die Unterredung nicht vernehmen, denn die beleidigte ›Ober-Finanzraths-Gattin‹ setzte sich nun im Sturm ihrer Leidenschaft in rasche Bewegung, und der schuldbeladene Ehemann folgte schweigend nach. –

Da war ferner ein Geheimer Ober-Regierungsrath, nahe an den Fünzigern, der einer jungen und allem Vermuthen nach sehr reichen Wittve mit dem Aufbieten aller möglichen und unmöglichen Jugendlichkeit den Hof machte. Vanhulsten liebte es ganz besonders, wenn er beim Nachmittagskaffee die Dame mit ihrer Gesellschafterin und dem unermüdlichen Geheimen Ober-Regierungsrath bemerkte, sich in ihrer Nähe nieder zu lassen und die Fortschritte im Angriffsplan des alten Jünglings zu beobachten. So fand er die Gruppe einmal beim Jägerhause.

Der Geheime sagte:

»Ich muß mich selbst oft darüber wundern, wie das Immergrün unserer Gefühle in der Mitte der Lebensjahre eher an Lebendigkeit zunimmt, als ein Abnehmen bemerkbar werden läßt. Wenn ich mit richtiger Einsicht und Selbsterkenntniß urtheile, so empfinde ich jetzt viel lebhafter, als in den Jahren der sogenannten Jugend, wo der unverstandene Drang der Gefühle oft zu Mißverständnissen führte, die in ihrer innern Unberechtigung nach keiner Seite hin eine befriedigende Lösung fanden.«

Ruhig an ihrer Handarbeit fortfahrend, sagte die Wittve:

»O, Sie kleiner Schwärmer! Ich begreife übrigens nicht, wie man Kaffee serviren kann, ohne ein Glas frisches Wasser zugleich mit aufzusetzen.«

»Ich werde die unverzeihliche Nachlässigkeit gut zu machen suchen!« rief der Geheime und lief so behende nach dem Hause zu, wie ein Wiesel oder wie ein Gymnasiast, welcher zum ersten Male der erwählten Dame seines Herzens einen vergessenen Sonnenschirm holen will.

»Er ist einzig!« sagte die Wittwe.

Die Gesellschafterin, die nicht ganz *au niveau* der Ansichten und Absichten ihrer Herrin sein mochte, erwiderte ausweichend:

»Ja, er besitzt sehr remarkable Eigenschaften.«

Als der Geheime wiederkam und das Glas Wasser mit einem unendlich süß-schmachtenden Lächeln präsentirte, nahm es die Wittwe mit einem viel kühleren Danke an, als es die Phantasie des eifrigen Courmachers erwartet haben mochte. Nachdem sie von dem Wasser ein wenig genippt, sagte sie:

»Sie müssen sich außerordentlich um den Staat verdient gemacht haben, daß Sie schon so früh zu einem so auszeichnenden Zitel gekommen sind. Sie haben ja auch wohl gar einen Orden, wenn ich das Bändchen an ihrem Rocke richtig deute.«

Schmunzelnd erwiderte der Geheime:

»Vor der übrigen Welt würde ich mich zurückhaltender äußern, aber vor *Ihnen* habe ich keine Geheimnisse,

da fließt mein Herz über, als sei es von einem allmächtigen Zauberstabe berührt. Sehen Sie: ich hatte es mit vieler Mühe bis zum Regierungsrath gebracht, und zwar zum jüngsten Regierungsrath mit neunhundert Thalern Gehalt. Da will es ein günstiger Zufall, daß ich auf einer Geschäftsreise in demselben Gasthofs einer kleinen Stadt logire, wo auch der Regierungs-Präsident abgetreten ist. Ich hatte mich ihm sogleich präsentirt, war aber, da mein hoher Vorgesetzter übler Laune schien, sehr bald entlassen und gleichsam abgefahren. Nach dem Abendessen sitze ich noch in der Gaststube, da entsteht eine merkliche Unruhe im Hause; der Kammerdiener des Präsidenten kommt einige Male in das Zimmer und wechselt einige hastige Worte mit den Kellnern, die Kellner rennen hin und her, aber die Aufregung scheint sich nicht zu legen. Da frage ich denn unter der Hand, was das zu bedeuten hat, und erfahre, daß man schändlicher Weise vergessen hat, den Schlafrock des Herrn Präsidenten einzupacken, daß aber der Herr Präsident sich nicht wohl und behaglich fühlt, wenn er nicht in seinem Schlafrock ein Stündchen nach dem Souper sitzen kann, und daß im Gasthofs kein Schlafrock aufzutreiben war, den man als Surrogat anbieten dürfte. Da nahm ich den Kammerdiener auf mein Zimmer mit und gab ihm den neuen Schlafrock, den ich zum Glück mit mir führte, dunkelviolet, Baumwollensammet, aber so fein und elegant, daß er fast für Seidensammet gelten konnte, mit Schnurgürtel und Troddel, alles in schönster Ordnung. Der erfreute Kammerdiener eilte

mit dem Schlafrock fort, brachte ihn mir am andern Morgen mit einem freundlichen Danke wieder, und ein Vierteljahr später war ich Ober-Regierungsrath mit entsprechender Gehaltsverbesserung, einige Jahre darauf aber Geheimer Ober-Regierungsrath. Ist es nicht wunderbar, gnädige Frau, welche seltsamen Wege oft das Schicksal einschlägt, um uns Menschen zum Ziel unserer Wünsche zu führen? Da mir das Geschick schon einmal so günstig war, so hoffe ich mit einiger Zuversicht, daß es mich auch jetzt zur Befriedigung meines tiefsten Herzenswunsches gelangen lassen werde.«

Die Wittve wich einem zugleich feurigen und schmachenden Blick aus, indem sie sich in das Anschauen ihrer Arbeit vertiefte. Die Gesellschafterin ließ sich zu der Bemerkung hinreißen:

»In der That, das war sehr wunderbar!«

Ein ernster, strafender Blick der Herrin wies die Unberufene in ihre Schranken zurück, nicht zu reden, als wenn sie aufgefordert sei. Nach einer Pause fragte die Wittve:

»Aber den *Orden* haben Sie wohl durch eine wichtigere Dienstleistung, als das Leihen eines Schlafrocks ist, verdient?«

Nicht ganz ohne einige Verwirrung sagte der Geheime stotternd:

»Den Orden erhielt ich bei dem fünfundzwanzigjährigen Feste meines Eintrittes in den Staatsdienst.«

Da die Wittve nach dieser Eröffnung ernst aufschaute und einen musternden Blick auf die ergrauenden Haare

und die welken Wangen des Jubelfestbegeher's warf, so setzte er rasch hinzu:

»Ich muß übrigens bemerken, daß ich sehr früh in den Staatsdienst trat; ich war fast noch ein Kind. Wie ich mit Recht erwarten zu können glauben darf, so liegt der schönste Theil meines Lebens noch vor mir, reich an äußeren Auszeichnungen und Ihren, doch noch reicher geschmückt durch den allerschönsten Kranz, den mir vielleicht bald die Hand einer gütigen Fee reicht.«

Wie Vanhulsten aus späteren Wahrnehmungen schloß, so arrangirte sich allerdings das Verhältniß nach den Wünschen des Geheimen Ober-Regierungsrathes, ob freilich zu seinem wahren Glück und Frieden, das mußte dahingestellt bleiben. –

Eine sehr eigenthümliche Mittheilung vernahm Vanhulsten einmal nach der Mittagstafel, wo noch verschiedene Gäste sich unterhaltend sitzen geblieben waren. Ein derber junger Landwirth aus Mecklenburg wurde von einem befreundeten Landsmann angedet:

»Was fehlt Ihnen doch heut, Herr Lamprechts? Sie saßen schon bei Tisch ganz tiefsinnig da, und jetzt sehn Sie aus, als wenn Sie eine Portion Radnägel verzehrt hätten. Wie ist das mit Ihnen?«

»Ich ärgere mich.«

»Ueber was?«

»Ueber mich selbst. Ich kann wohl sagen: ich schäme mich.«

»Aber weshalb denn?«

»Weil ich mich entsetzlich dumm benommen habe. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Der Arzt hat mir Moorbäder verordnet, weil er entdeckt haben will, daß meine Leber zu groß sei. Gut, ich bestelle also ein Moorbad und gehe heut' Morgen um zehn Uhr in's Badehaus, werde auch bald in eine Stube geführt, in welche die Kerle eine Wanne mit der Moorsuppe schieben. Daneben steht noch eine andere mit Wasser. Für wen mag die sein? denk' ich; der kann gefälligst warten, bis ich fertig bin. Ich steige also in die schmutzige Geschichte hinein und bleibe, wie mir der Arzt gesagt hat, eine halbe Stunde drin. Dann steig' ich wieder heraus und fange an, mich mit den Handtüchern abzutrocknen. Donnerwetter – denk' ich – was haben die Leute da immer einen Dreck weg zu schaffen, denn der Boden wurde von dem Unrath, den ich abwischte, infam schmutzig. Aber bald merkte ich, daß die Sache auch für mich selbst ihre Schwierigkeiten hatte, denn ich mochte reiben und reiben, wie ich wollte, ich konnte mich nicht rein kriegen. Ich kann Ihnen sagen: ich sah aus wie ein kupferbrauner Indianer von der echtsten Sorte, ich hätte mich als Hurone oder Mohikaner für Geld sehen lassen können. Das Ding ennuyirte mich bedeutend, aber da ich durch das Reiben mit den längst schmutzig gewordenen Tüchern mich nur noch immer brauner machte, so ließ ich's sein und dachte: 's geht einmal nicht anders, die Andern kommen auch nicht besser aus dem Moorbad, und an der Luft wird die Indianerfarbe wohl verschwinden. Ich zieh' also meine Kleider wieder an und will fort gehen, kann aber

die Thür nicht gleich offen machen, da öffnet mir so eine Frauensperson, wie sie in den Gängen sich aufhalten, um die Handtücher zu besorgen, und wie sie mich erblickt, fährt sie mit einem entsetzlichen Schrei zurück. Ich sage: Was fehlt Ihr denn? Sie aber sagt: Jesus, Maria, Joseph, wie sehn Sie aus! Ich sage: ich werd' wohl aussehen wie einer, der aus dem Moorbad kommt. Sie aber stürzt in die Stube, sieht die Bescheerung mit dem Dreck auf dem Boden und den schmutzigen Handtüchern, schlägt die Hände über'm Kopf zusammen und ruft: gerechter Himmel, Sie haben sich nicht erst im Wasserbad abgewaschen! War denn das andere Bad auch für mich, und sollt' ich mich erst drin abwaschen? fragt' ich. Ei, sagt' sie, das versteht sich ja von selbst, und nun haben Sie die Moorerde all' in sich hinein gerieben, und drum sehn Sie aus wie ein verräucherter Heiliger. Aber, sagt' ich, warum hat mich denn Niemand davon benachrichtigt, daß ich nach dem Moorbad in das Wasserbad steigen soll? Wer denkt denn daran, sagt' sie, daß Jemand das nicht begreifen soll. Nun bleibt nichts Andres übrig, sagt' sie, als daß ich frische Handtücher in den Wärmkorb lege, und dann ziehen Sie sich geschwind wieder aus und waschen sich im Wasserbad ordentlich ab, daß Sie wieder aussehen wie ein Christenmensch, und hernach trocknen Sie sich ab. Aber die Badstube können wir für die nächste Stunde nicht gebrauchen, darum werden Sie wohl für zwei Bäder bezahlen müssen. Ist es nun nicht verdammt ärgerlich, daß man sich so vor dem Badefrauenzimmer und vor sich selbst blamirt hat?«

Der Landsmann nahm diesen Bericht mehr mit Theilnahme als mit spöttischem Lächeln auf, denn sein Gewissen mochte ihm sagen, daß er am Ende nicht ganz sicher vor einem ähnlichen Fehlgriff gewesen wäre. –

So vertrieb sich Vanhulsten die Zeit, welche er in Berührung mit den Badegästen zubringen mußte, und wenn er auch schwer begriff, wie eine solche ungesalzene Menschenwelt sich in diesem Paradiese herumtrieb, so füllte er doch mit der Beobachtung derselben manche Stunde aus. Aber die meiste Zeit brachte er in den köstlichen Wäldern zu, stärkte sein Auge an deren tiefem Grün, hob seine Brust höher beim Einathmen des balsamischen Geruches, nährte seinen Geist durch die nie sich erschöpfenden Eindrücke. Bald kannte er die Umgegend besser, als irgend ein Badegast, vielleicht als ein eingeborner Marienbader, aber er selbst war auch bekannt genug, denn Jeder, der ihm begegnete, erkundigte sich nach dem schönen stolzen jungen Mann und mußte sich begnügen mit dem Bescheid: es ist ein reicher Holländer, *Vanhulsten* mit Namen, der die Beletage im ›Schwarzen Adler‹ bewohnt.

An einem Vormittage ging Vanhulsten in die ›Waldschlucht‹, das schönate der Thälchen, welche mit ihren Bächen im Keaael von Marienbad münden. Der tiefste Schatten, die frischeste Kühle auch am heißesten Sommertage, die schönsten Steinblöcke mit ihrer prächtigen Moosdecke, der murmelnde Bach, der sich zwischen ihnen hindurch und über sie weg eine Bahn sucht – alles das macht die Partie der Waldschlucht sehr beliebt und

darum auch sehr besucht. Als Vanhulsten das Ende des Waldes erreicht hatte, wo man die offene Hochfläche betreten würde, wenn man der großen Karlsbader Straße weiter folgte, stieß er auf zwei Damen, die in zweifelnder Ueberlegung sich über den einzuschlagenden Weg zu berathen schienen. Indem er an ihnen vorbeigehen wollte, sagte die ältere Dame zu ihm:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Sie um Auskunft ersuche, ob man von hier aus durch den Wald zur ›Waldquelle‹ gelangen kann.«

Die ›Waldquelle‹ ist ein Brunnen, welcher dem heimlichsten und traulichsten Platz um Marienbad den Namen giebt. In einem andern Seitenthälchen auf einer Waldblöße gelegen, von Marienbad nur durch eine kurze Strecke des Hochwaldes getrennt, bildet diese Partie mit dem tempelartigen Ueberbau der Quelle, einem einzelnen Hause und hübschen Anlagen von Laubholz ein abgeschlossenes Ganzes von hohem Reiz, wo sich von elf Uhr Vormittags bis zur Tischzeit ein großer Theil der Badegäste versammelt und der Musik zuhört, die eine Stunde lang von der sehr lobenswerthen Kapelle hier aufgeführt wird.

Vanhulsten hatte beabsichtigt, von der Waldschlucht aus über die Höhen der Hirtenruh nach der Waldquelle zu gehen, weil er den Platz sehr liebte und selten oder nie in der Mittagsstunde dort fehlte. Die Anfrage der Dame geschah in einem untadeligen, aber doch fremdartigen Deutsch, in jenem schönen weichen Idiom, welches Ost-Europäer, zumal Frauen, zu besitzen pflegen, wenn

sie unsere Sprache reden. Er hielt es für unangemessen, den fremden Damen seine Begleitung anzubieten, und antwortete daher:

»Ich gehe von hier ebenfalls zur Waldquelle; wenn Sie in meiner Nähe bleiben, so werden Sie mir, da ich langsam vorausgehen will, leicht folgen können.«

Die junge Dame stand während dieser kurzen Unterredung abgewandt, allein ein flüchtiger Blick Vanhulsten's streifte die schöne Gestalt mit der feinen Taille, die schwarzen Haare mit bläulichgrauem Glanz, die in geschmackvoller Anordnung über den weißen glänzenden Nacken fielen, das faltige Kleid von blaßgelber Seide mit dem knappen weißen Ueberkleid, und er hätte gern auch Etwas von dem Gesichte gesehen, doch getreu seinen Worten setzte er langsam seinen Weg fort und hielt es für schicklich, sich nicht umzublicken, obwohl er die Schritte der Damen dicht hinter sich hörte.

So langte man in der sogenannten »Kleinen Schweiz« bei den malerischen Felsen an, wo eine lateinische Inschrift sagt, daß der König von Sachsen der Heilquelle Marienbads Gesundheit und der Pflanzenwelt Vergnügen verdankt habe. Die ältere Dame trat einige Schritte rascher vor und sagte:

»Können Sie vielleicht, mein Herr, uns erklären, was diese Inschrift sagen will?«

Vanhulsten blieb stehen, wandte sich um und erklärte den Sinn und die Veranlassung der Worte, indem er mit Ueberraschung die junge Dame anblickte, die ihm

jetzt die volle Ansicht darbot. Das Gesicht war unvergleichlich schön, indem alle Umrisse desselben auch die höchsten Ansprüche befriedigt haben würden; das reinste Weiß der Grundfarbe war auf den Wangen von einem leichten und doch intensiven Roth überflogen, die schwellenden Lippen glühten im frischesten Purpur, die schmalen aber scharfen und tiefschwarzen Augenbrauen zogen sich in leichten Bogen über die blauen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen, in dem zierlichen Kinn zeichnete sich ein kleines Grübchen ab. Obwohl die Dame noch sehr jung sein mußte, so verband ihr Körper doch mit einer Elastizität, die sich selbst im Augenblick der Ruhe nicht verleugnen konnte, eine Fülle in den Formen des Halses und der Brust, die selbst die kälteste Phantasie erwärmen konnte, und die Hand, von der sie den Handschuh abgezogen hatte, war nebst dem Arm, der sich in den verbreiterten Aermel verlor, mit einem so rosigen Schimmer überlaufen, daß man den Blick gar nicht davon abwenden konnte. Sie war in diesem Augenblicke beschäftigt, aus einem kleinen Körbchen hellrothe Kirschen zum Munde zu führen, und es konnte nichts Verführerisches geben, als die Art, wie sie die Früchte mit den herrlichen Fingern faßte und durch die Lippen schob, bei deren Berührung die Kirschen alle Frische und Schönheit zu verlieren schienen. Uebrigens widmete sie der Inschrift weit weniger Aufmerksamkeit als ihrem Obste, denn sie warf nur leichte und gleichgiltige Blicke dahin, dem Erklärer der Inschrift gönnte sie auch nicht einen einzigen flüchtigen Blick.

Als Vanhulsten der an ihn ergangenen Aufforderung Genüge geleistet hatte, redete er die junge Dame an:

»Sie scheinen an die Quelle Marienbads geringere – Ansprüche zu stellen, als der König von Sachsen, das gegen eben so dankbar zu sein für die Gaben des hiesigen Gewächsreiches.«

Mit einem kecken aber doch freundlichen Tone erwiderte sie:

»Die Kirschen sind gar nicht bei Marienbad gewachsen, sondern ziemlich weit her gekommen. Hier sorgt die Natur, glaube ich, schon von selbst dafür, daß man seine Sünde gegen die Brunnenkur begeht, denn ich habe hier noch keinen Obstbaum gesehen.«

Sie sprach mit eben so ausländischer Betonung wie die ältere Dame, aber mit einer noch viel wohllautenderen Stimme. Zugleich blickte sie zu Vanhulsten auf, dem sie bis dahin gar keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben schien, und die Wirkung dieses Blickes war eben so rasch als stark: sie stutzte bei der Schönheit des jungen Mannes, die in ihrer Art eben so vollendet war als ihre eigne, und sie konnte einige Augenblicke lang die Augen nicht wieder davon weg wenden, bis ein mächtiger Strahl der Augen Vanhulsten's sich mit den ihrigen kreuzte, tief in dieselben eindrang und sie zwang, sich gleichsam wie besiegt zu senken.

Die ältere Dame, die gleichfalls trotz der vorgerückten Jahre schön genannt werden konnte, und deren Kleidung und ganzes Wesen den unverkennbaren Eindruck hoher Vornehmheit machte, ergriff das Wort:

»Meine Tochter ist blos mir zur Gesellschaft mit nach Marienbad gegangen und macht gar keinen Gebrauch von dem Brunnen, sonst wäre es freilich unverzeihlich, wenn sie durch den Genuß des Obstes sich einer Gefahr aussetzte.«

Man setzte nun den Weg fort, aber da die Unterhaltung einmal angeknüpft war, so führte man, neben einander her wandelnd, dieselbe weiter.

»Wir haben das Unglück gehabt,« sagte die ältere Dame, »daß unsere Gesellschafterin, eine Deutsche, bedeutend erkrankt ist und für mehrere Wochen das Haus nicht verlassen können. Da wir uns nun nicht gern auf unsern Spaziergängen von einem Bedienten begleiten lassen, so sind wir bei unserer mangelhaften Kenntniß der Landessprache nicht vor mancherlei Verlegenheiten sicher.«

»Sie sind eben so sicher davor, wie jeder andere Fremde,« sagte Vanhulsten, »denn wenn man Ihnen auch anhört, daß Sie Ausländerinnen sind, so sprechen Sie doch Beide das Deutsche sehr ausgezeichnet und besser, als die meisten Deutschen; daß Sie deren verderbte Mundarten nicht immer verstehen, läßt sich freilich denken; geht es uns, die wir in der deutschen Sprache erzogen sind, doch auch nicht besser.«

Die junge Dame scherzte, den hiesigen Dialekt nachahmend:

»Was schaffen's, 'r Gnaden – einen Kaffe verkehrt mit zwei Kipfeln? – I' kiß d' Hand, knädge Frau!«

Mit einem gewissen Stolz sagte die Aeltere:

»Wir lernen freilich neben unsrer Muttersprache das Deutsche und Französische von Jugend auf, und zwar nicht bloß aus der Grammatik, sondern auch aus der lebendigen Unterhaltung mit Personen, die dazu engagiert sind und die den gebildeten Ständen angehören. Meine Tochter liest auch sehr gern deutsche Bücher und singt am liebsten Deutsche Lieder.«

Vanhulsten ließ seine Blicke auf den rosigen Lippen haften, über welche er gern ein deutsches Lied hätte hervorquellen hören, und sagte:

»Die deutschen Lieder sind allerdings die seelenvollsten, die es geben mag, und die Compositionen entsprechen meist vollkommen der Dichtung. Welche Lieder ziehen Sie am meisten vor?«

Sie antwortete:

»Den ›Erlkönig‹ und ›Fischer‹ nach der Reichardt'schen Composition, ›Trost in Thränen‹ und ›Adelaide‹ von Beethoven.

»Singen Sie auch hier in Marienbad?«

»Wir sind erst einige Tage hier, und vor heute konnten wir kein Instrument aufgestellt bekommen. Von heute an denke ich viel zu singen.«

»Es würde mir ein unbeschreibliches Vergnügen machen, Sie singen zu hören. Wenn es mir erst gelungen sein wird, Ihre Wohnung auszuspähen, so sind Sie nicht sicher vor einem Lauscher, der sich vor Ihren Fenstern umhertreibt.«

»Einen solchen Zuhörer,« sagte die Mutter artig, »ließe man sich auch mehr in der Nähe gefallen, aber was meine Tochter vielfach stören wird, ist die gemischte Menge, die sich in unserem Hause zusammen drängt. Wir wohnen nämlich im Hotel ›Weimar‹, und die bunte Bewohnerschaft eines Gasthofes hat in der That etwas sehr Genantes.«

Rasch fiel Vanhulsten ein:

»Ich erfreue mich des Glückes, Ihr Nachbar zu sein, denn ich wohne unmittelbar nebenan.«

Die Dame hatte wohl ihre Wohnung nicht ganz ohne Absicht genannt, denn da sie Gefallen an dem stattlichen jungen Mann fand, so hätte sie es vielleicht nicht ungern geaehn, wenn er Gelegenheit nahm, einen Besuch zu machen, vorausgesetzt, daß sein Stand ihn dazu berechtigte, und hierauf ließ sein Aussehn und Auftreten schon schließen. Er erinnerte sich wohl, gehört zu haben, daß in der ›Stadt Weimar‹ vornehme Russen wohnen sollten, und die Besorgniß, seine Begleiterinnen möchten in der That einem hohen Stande angehören, versenkte ihn in ein einigermaßen unbehagliches Nachdenken.

Nach einer Pause fuhr die gewandte Dame fort:

»Wir würden auch gar nicht im Gasthofe geblieben sein, sondern eine stillere Familienwohnung aufgesucht haben, wenn ich nicht später meinen Gemahl erwartete, für den ich gleich die nöthige Zahl von Zimmern in Beschlag genommen habe.«

»Also Ihr Herr Gemahl wird nachkommen?« fragte Vanhulsten zerstreut.

»Der Fürst Rumonowski wird in diesem Augenblick noch durch eine diplomatische Sendung unseres Kaisers festgehalten, aber wir dürfen ihn in einigen Wochen hier erwarten.«

Also die reizende Schönheit war eine Prinzessin! Diese Nachricht machte Vanhulsten so betroffen, daß er gedankenvoll und einsilbig den Weg fortsetzte, den Bemerkungen der Fürstin über Marienbad und seine Umgebungen nur ein halbes Ohr schenkend und nur kurze nichtssagende Worte darauf erwidernnd. Es war bei seiner Stimmung nicht zu verwundern, daß er des Weges wenig achtete, bis er plötzlich bemerkte, daß sie sich auf einem falschen Pfade befanden; das starke Steigen desselben belehrte ihn, daß er die Richtung zur ›Friedrich-Wilhelm-Höhe‹ eingeschlagen hatte, anstatt einen abwärts führenden Weg zur Waldquelle zu wählen.

Er blieb stehen und sagte:

»Ich muß die durchlauchtigen Damen tausendmal um Entschuldigung bitten, daß ich in der Zerstreung den unrichtigen Weg eingeschlagen habe. Wir würden die letzte Strecke wieder ganz zurückgehn müssen, wenn die Damen nicht vielleicht vorziehn, auf diesem kunstlosen Pfade, der quer durch den Wald führt, eine gradere Richtung zu verfolgen. Sollte nicht etwa die Kleidung ein Hinderniß darbieten, so ist wohl weiter keine Schwierigkeit zu fürchten.«

Die Fürstin hielt die Sache für ausführbar, und so verfolgte man denn den näheren Weg, der freilich mitunter den Führer nöthigte, zum Ueberspringen eines kleinen

Grabens oder zur Uebersteigung eines Steinblocks hilfreiche Hand zu bieten. Diese Dienstleistungen wurden von der Fürstin mit graziöser Huld, von der Prinzessin mit einem Gemisch von Muthwillen und Schüchternheit angenommen; die Hand der Letzteren war noch nicht wieder mit dem Handschuh bedeckt, und Vanhulsten fühlte sich wie von einem elektrischen Strome durchflogen, als er die zarten Finger hielt und leise drückte.

So kam man an der Waldquelle an, wo die Musik bereits begonnen hatte, und wo sich eine bunte Menge wandelnd umher bewegte oder auf die zerstreuten Ruheplätze niedergelassen hatte. Die Fürstin neigte sich mit einigen dankenden Worten und entließ damit den bisherigen Geleiter, der sich demnach verabschiedete, nicht ohne noch einen leidenschaftlichen Blick auf die Prinzessin zu werfen, welche erröthend die Augen niederschlug.

3. ICH WILL!

Vanhulsten fand diesmal die Musik und die zuhörenden Menschen unausstehlich, den ganzen Aufenthalt bei der Waldquelle unerquicklich; er wollte sich entfernen, indem ihm zu Muthe war, als müsse er einer Gefahr ausweichen, aber es fehlte die Kraft zur Ausführung, es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück, und er umkreiste in weiten Bogen die Stelle, wo die beiden Damen sich jedesmal aufhielten, so daß er sie nie ganz aus den Augen verlor. Daß ein eleganter Herr sich zu ihnen gesellt hatte und nach höchst angelegentlichen Begrüßungsgeberden sich eifrig mit ihnen unterhielt, ärgerte ihn sehr;

der Herr mit der abscheulichen Lorgnette, die er sehr affektirt in die Augen kniff, um mit vornehmer Unverschämtheit die Begegnenden zu mustern, war ihm schon früher unangenehm aufgefallen und kam ihm jetzt geradezu unausstehlich vor. Von einer jener flüchtigen Badebekanntschaften, wie man sie so leicht schließt, um sie eben so leicht wieder zu vergessen, angesprochen und aufgehalten, benutzte er die Gelegenheit, um sich nach dem Herrn mit der Lorgnette zu erkundigen.

Der Gefragte, der vielen Werth darauf legte, Alles zu kennen und über Alles Auskunft geben zu können, antwortete:

»Das ist der russische Graf Garaschnin; er speist zuweilen in Klinger's Hotel, und ich habe dort schon einmal mit ihm an einer Tafel gegessen.«

»Wissen Sie nicht Näheres von ihm?«

»Er hat die diplomatische Laufbahn ergriffen und soll, obgleich er noch keinen selbstständigen Gesandtschaftsposten bekleidet hat, doch große Aussichten besitzen. Dagegen meint man, daß er auf sein Vermögen etwas toll losgewirthschaftet hat, und daß die hübschen Frauen und die Spielbanken ihm theurer zu stehn gekommen sind, als ihm lieb sein mag. Es scheint, daß er seiner Verwandtin, der Tochter des reichen und mächtigen Fürsten Rumonowski, eben der jungen Dame, mit der er jetzt spricht, ernstlich die Cour macht, und es wäre ohne Zweifel ein glücklicher Treffer für ihn, wenn er reüssirte. Man vermuthete schon, daß er sich blos zu diesem Zwecke in

Marienbad aufhielte, und da auch der Fürst Rumonowski bald hier eintreffen will, so ist vielleicht diese Zusammenkunft verabredet, um die Sache zu arrangiren.«

Vanhulsten entfernte sich nun wirklich, von leidenschaftlichen Gefühlen bestürmt und durch unklare Gedanken verwirrt. Als er nach dem Mittagessen in seine Wohnung zurückkehrte, nahm er, was er zu dieser Zeit noch nie gethan hatte, auf seinem Balkon zwischen den dort aufgestellten Blumen Platz. Etwas später trat auch die Prinzessin auf den Balkon des Nachbarhauses, um sich anscheinend gleichgiltig nach allen Seiten umzusehen, ließ aber einen erkennenden Blick auf dem jungen Manne verweilen. Gleich darauf fuhr eine glänzende Equipage vor, die Prinzessin zog sich vom Balkon zurück, um demnächst mit ihrer Mutter aus der Hausthüre zu treten und einzusteigen. Als der Wagen unter dem lauschenden Vanhulsten weg fuhr, war es nur ein ganz kleiner verstohlener Blick, den die Prinzessin nach oben hinsandte, aber Vanhulsten gewahrte ihn doch; träumerisch blickte er der schönen Erscheinung nach, bis ihm der Wagen entschwunden war.

Bisher hatte Vanhulsten nicht die Abendpromenade besucht, sondern er pflegte, von einem größeren Ausflug zurückkehrend, auf einem der nahen Ruheplätze im Walde sich niederzulassen, um von da aus die Musik anzuhören, heut aber fand er sich in der Allee am Kreuzbrunnen ein und gewahrte bald die beiden Damen. Er bat nun den

Bade-Kommissar, dem er bekannt und dringend empfohlen war, ihn der Fürstin vorzustellen. Auf die Worte desselben, daß er sich die Ehre schenke, in der Person des ›Herrn Vanhulsten aus Amsterdam‹ einen der distinguirtesten Badegäste zu präsentiren, schien bei der Fürstin eine gewisse Enttäuschung einzutreten, doch benahm sie sich als eine Weltdame, erwähnte ihres heutigen Zusammentreffens mit nochmaligem Danke, lud durch einen gnädigen Blick zum Mitgehen ein und führte die Unterhaltung zwar mit vornehmer Herablassung, aber doch mit Freundlichkeit. Bald aber überließ sie den jungen Mann der Unterhaltung mit ihrer Tochter, indem sie einige Schritte zurückblieb und zum Bade-Kommissar sagte:

»Ich hätte kaum geglaubt, daß in diesem Herrn von so noble Ansehn nur ein ›Herr Vanhulsten aus Amsterdam‹ stecke; er bildet fast die hervorstechendste Erscheinung unter der ganzen Badegesellschaft.«

Der Kommissar zog ein geheimnißvolles Gesicht und sagte flüsternd:

»Er ist wirklich nur, wie sein Paß besagt, ein einfacher Herr Vanhulsten aus Amsterdam, aber seine Empfehlungen sind so ungewöhnlich und kolossal, daß irgend Etwas dahinter stecken muß. Unser Bundestagsgesandter in Frankfurt hat einen eignen Brief in Betreff seiner an die Bade-Direction gerichtet und darauf gedrungen, daß ihm selbst so viele Aufmerksamkeit und Rücksicht gewidmet werde, als er selbst irgend in Anspruch nehme. Aber er nimmt eben keine in Anspruch. Der Prälat in Stift Tepl würde ihn, wenn er nur dort Besuch machen wollte,

auf das Ehrenvollste und Schmeichelhafteste empfangen, von Königswarth ist ebenfalls Nachfrage geschehen, und man scheint auch dort seinen Besuch zu erwarten.«

»Aber dann muß er ja jeden Falls mehr sein als ein bloßer Privatmann aus Amsterdam.«

»Ich glaube kaum, aber er ist vielleicht zugleich ein *Millionär*, und die Millionen bilden heut zu Tage eine bedeutende Macht.«

Nun imponirten zwar die Millionen der reichen russischen Fürstin keineswegs in hohem Grade, aber die sonstigen Auszeichnungen, deren der angebliche Millionär gewürdigt wurde, hoben ihn doch genug, um die Bekanntschaft nicht ablehnend zu beseitigen. Von einer Einladung in ihren Kreis konnte freilich keine Rede sein, und der Bürgerliche, mochte er auch noch so reich sein, konnte den Gesang ihrer Tochter allerdings nur, wie er gesagt hatte, von der Straße aus vernehmen.

Unterdessen war Vanhulsten mit der Prinzessin in eine Unterhaltung gerathen, deren Unbefangenheit durch den Ort und die Umgebungen sehr erleichtert wurde.

Die Prinzessin sagte:

»Ich muß mich darüber wundern, daß sich hier so viele Bekannte und Freunde getroffen haben, denn die meisten Fremden scheinen längst vertraute Kreise zu bilden.

»Das scheint wohl mehr so,« – antwortete Vanhulsten – »und ich bin überzeugt, daß sich mit wenigen Ausnahmen die Badegäste, die hier zusammengetroffen sind, nie gesehen haben.«

»Aber sie gehen doch so freundlich, ja herzlich mit einander um.«

»Das vermittelt sich wohl leicht durch den gemeinschaftlichen Zweck des Hierseins. Wenn sich so viele Leute treffen, die gar keine häuslichen oder geschäftlichen Sorgen haben, deren einzige Arbeit im Spaziergehen besteht, die in gewählter Toilette bei der Musik oder in den Kaffeehäusern zusammenkommen, wenn außerdem das entsetzliche Spiel nicht stattfindet, welches schnöde Abenteurer jeder Art herbeizieht, wenn demnach die Umgangsformen erleichtert sind, da man nicht so sehr im Schließen von Bekanntschaften auf der Hut sein muß, so erklärt es sich leicht, daß hier wie auch wahrscheinlich in den andern böhmischen Bädern die Annäherung von Personen, die sich sonst ewig fremd geblieben wären, auf die ungezwungenste Weise stattfindet. Außerdem sind die Krankheiten, gegen welche man hier Hilfe sucht, kaum eigentlich Krankheiten zu nennen und schließen ein bewegtes und selbst heiteres Gesellschaftsleben nicht aus. Und endlich macht man in jedem Bade nicht bloß äußerlich große Toilette, sondern auch innerlich.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Alle Menschen, auch die besten, haben ihre Eigenheiten, Ecken und Schwächen, die sich aber vorzugsweise nur im Familienleben oder in den sonstigen nähern Kreisen entwickeln und äußern. Ohne ihre Gebrechen wären die meisten liebenswürdig, sie sind es schon mehr in Gesellschaften als zu Hause, sie sind es noch weit mehr hier, wo sich Jeder von seiner besten Seite zeigt und wo

er weiß, daß seine schlimmen Seiten nicht bekannt sind. So finden sich die Badegäste unter einander allerliebste und prächtig, schließen sich rasch unter einander an und überlassen sich leicht der Täuschung, daß sie hier einige Freundschaften begründen, die für das ganze Leben vorhalten.«

»Darum nennen Sie das eine Täuschung?«

»Es ist in der That nichts Anderes. Wenn die Heimath mit ihren Pflichten und Beziehungen sich wieder geltend macht, wenn die räumliche Entfernung und der Standesunterschied oder die sonst doch sehr verschiedene Lebenslage die so rasch Verbundenen auseinander reißt, so sind die Badefreundschaften bald vergessen.«

»Aber das ist ja ein ganz trauriger Gedanke!«

Vanhulsten sah seine Begleiterin an, deren schöne heitere Züge in diesem Augenblick eine trübe Wolke überflog, dann sprach er mit immer leidenschaftlicher werdendem Tone:

»Ich will damit nicht sagen, daß *alle* Eindrücke, welche am Badeorte von bisher Unbekannten auf uns hervorgebracht worden, so vorübergehend und flüchtig seien. Wie aller Orten, so kann auch hier die Seele Eindrücke empfangen, die unvergeßlich sind, und die sich um so tiefer eingraben, je schmerzhafter nur allzu früh eine Trennung eintritt, welche eine Trennung für das ganze Leben zu sein pflegt.«

Da die Prinzessin gedankenvoll schwieg, so sammelte sich Vanhulsten, der seine Aufregung und deren beziehungsvollen Ausdruck bereuen mochte, hinreichend wieder, um in eine unverfänglichere Bahn der Unterhaltung einzulenken.

Er sagte:

»Haben die Durchlauchten schon Ausflüge in die Umgebungen gemacht?«

»Nur ganz in der Nähe. Es trifft sich nicht gut, daß unsere Gesellschafterin erkrankt ist, weil ich meiner Mutter nicht zumuthen kann, mir zu Gefallen so viel in der Gegend umher zu streifen, als ich gern möchte, doch werden wir zu Wagen nach und nach die interessantesten Punkte besuchen. Welchen Ausflug würden Sie als den belohnendsten empfehlen?«

»Ohne Bedenken den Besuch des Podhorns.«

»Was ist das?«

»Ein Felsengipfel, den man zu Wagen in einer Stunde erreichen kann.«

Hier wurden sie durch eine dünne schneidende Stimme unterbrochen, indem derselbe Herr mit der Lorgnette, den Vanhulsten schon an der Waldquelle wahrgenommen hatte, den Wandelnden entgegentrat und sich in ge läufigem Französisch nach dem Befinden der Prinzessin erkundigte; da zugleich auch die Fürstin nebst ihrem Begleiter herzutrat, so wandte er sich auch zu ihr mit den verbindlichsten Redensarten, nicht ohne zugleich mit einem Anschein von Befremden oder gar von Mißtrauen

den Herrn zu betrachten, den er in so angelegentlicher Unterhaltung mit der Prinzessin angetroffen hatte.

Die Fürstin stellte vor:

»Herr Vanhulsten aus Amsterdam, eine schätzbare Bekanntschaft, die wir heute gemacht haben – Herr Graf Garaschnin aus Rußland, Verwandter von mir.«

Anstatt augenblickliche Rücksicht auf die Vorstellung zu nehmen, richtete der Graf in russischer Sprache einige fragende Worte an die Fürstin; erst nachdem diese in derselben Sprache geantwortet hatte, wandte er seine Lorgnette und ein Gesicht voll hochmüthiger Geringschätzung auf den Vorgestellten und begnügte sich mit einer stummen oberflächlichen Verbeugung, die ebenso kalt und vornehm erwiedert wurde. Obwohl sich Vanhulsten verletzt fühlte, so wollte er sich doch nicht dadurch für geschlagen erklären, daß er sogleich das Feld räumte, er schickte sich also zur Fortsetzung des gemeinschaftlichen Spaziergangs an, und dies wurde ihm dadurch erleichtert, daß sich der Kommissar empfohlen hatte, die Fürstin aber den Grafen Garaschnin festhielt und im Weiterwandeln lebhaft mit ihm in ihrer gemeinschaftlichen Muttersprache redete. Vanhulsten ging also wieder neben der Prinzessin, welche bei dem Auftreten ihres Landsmanns erröthet war und eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken konnte.

Mit Unbefangenheit sagte Vanhulsten:

»Der Herr Graf erkundigte sich wohl in der mir unverständlichen Sprache über meinen Stand und meine Lebensstellung?«

Die Prinzessin bejahte, noch stärker erröthend, mit einem leichten Nicken des Kopfes.

»Es war sichtlich,« – fuhr Vanhulsten fort – »daß dem vornehmen Aristokraten die Nähe eines Bürgerlichen unerwartet und mißliebig erschien.«

»Das sollte ich kaum denken!« sagte die Prinzessin schüchtern, aber doch mit einem gewissen Eifer.

»Es war doch wohl der Fall, und es läßt sich am Ende auch kaum anders erwarten, Wer in dem Bewußtsein aufgewachsen ist, einer bevorzugten Menschenklasse anzugehören, betrachtet natürlich Diejenigen, welche solcher Vorzüge nicht theilhaftig sind, als untergeordnete Wesen.«

Die Prinzessin sah jetzt wieder voll in das schöne männliche Gesicht ihres Begleiters, der sich freilich als Mann gegen den Grafen verhielt, wie ein Apollo gegen einen Vulkan, und sagte mit weichem Ernste:

»Der Werth des Menschen kann unmöglich in zufälligen Bevorrechtungen liegen, sondern er wird wohl nach dem Maßstab wirklicher Vorzüge bestimmt. Wenn sich der Graf einem so vorurtheilsvollen Urtheile hingäbe, so könnte ich ihn nur tadeln.«

Vanhulsten warf der schönen Sprecherin einen warmen dankbaren Blick zu, und da er jetzt seine Stellung hinreichend behauptet zu haben meinte, ja sogar einen ehrenvollen Triumph davongetragen hatte, so verabschiedete er sich nun von den Damen mit einigen höflichen Worten, mit dem Grafen nur einen kurzen Blick

wechselnd, den man aber wohl hätte feindselig nennen können.

Als am späten Abend Vanhulsten in seinem Fenster lag und in die Mondscheinlandschaft blickte, wie die Kirche so groß und still da lag, vom hellen aber milden Scheine übergossen, wie die glänzenden Häuserreihen so friedlich sich ausbreiteten, wie drüben vom schweigenden Wald umgeben das hohe hölzerne Kreuz stand, an dessen Fuße trotz des Mondglanzes die Laterne schimmerte, worin die Frömmigkeit ein beständiges Licht unterhielt: da blickte er auch zugleich in sein Inneres, da gewahrte er in demselben ein aufkeimendes Gefühl, das er als thöricht erkennen mußte; da beschloß er, sich diesem Gefühle nicht hinzugeben. Sich zuweilen aus der Ferne an dem holden Frauenbild zu laben, das mochte er sich wohl gestatten, aber die allzu verlockende Nähe wollte er vermeiden. An den einfachsten Ausweg, der Gefahr ganz zu entgehen, nämlich an seine Abreise, dachte er sonderbarer Weise nicht.

Am nächsten Morgen erhob er sich spät nach einer schlaflosen Nacht von seinem Lager, und die Vorsätze dieser Nacht waren noch so lebendig, daß er nicht zur Promenade beim Kreuzbrunnen ging, wo er muthmaßlich die Prinzessin getroffen hätte. Dennoch durchstrich er am späteren Vormittag die Waldschlucht, die Höhen um die Hirtenruh, die Anlagen bei der Waldquelle, und – fühlte sich sehr verstimmt, daß er die Prinzessin nirgends traf.

Weil er durch körperliche Bewegung der geistigen Herr werden wollte, so trat er gleich nach dem Mittagsessen eine Fußwanderung nach dem Podhorn an. Schlummerte dabei der Gedanke an eine gewisse Möglichkeit in seinem Innern, den er aber nicht aufwecken und zum vollen Bewußtsein kommen lassen wollte? Er stand sich darüber nicht Rede, aber es schien ihm sich von selbst zu verstehen, daß er seine Schritte nirgend anders wohin, als nach dem Podhorn wenden könne.

Aus der Hochfläche, die etwa dritthalbtausend Fuß über dem Meere liegen mag, erhebt sich neben einem waldbewachsenen Hügel ein nackter Fels von sehr barocken Formen, der höchste Punkt im Innern Böhmens. Es ist das Podhorn. Früher mochte es wohl nicht leicht ersteiglich sein, aber die Grundherrschaft dieser ganzen Gegend mit Einschluß von Marienbad, das reiche Stift Tepl, hat durch Anlegung von Treppen und Geländern, durch Planirung der obersten Fläche, sowie durch Aufstellung von Tisch und Bänken den interessanten Punkt zugänglich und freundlich gemacht, auch einen Fahrweg vom letzten Dorfe aus anlegen lassen, auf dem man zu Wagen bis an den Fuß des Felsens gelangen kann. In dem Walde des anstoßenden Hügels hat ein Kaffeewirth seine Bude aufgeschlagen, und am Beginn der Treppe, die auf den Felsen führt, empfängt ein alter Dudelsackpfeifer, begleitet von einem jungen Klarinettbläser, mit seiner mehr seltsamen als schönen Musik die Fremden, die zu Fuß oder Wagen anlangen.

Vanhulsten hatte die Musiker, die ihm wie römische Pifferari vorkamen, durch ein rasch ertheiltes Geschenk zum Schweigen gebracht, sich in dem Wäldchen ein wenig abgekühlt und war dann auf die Plattform des Felsens gestiegen. Aber so umfangreich und anziehend die Aussicht auch war, und so sehr sie durch eine reine Luft gehoben wurde, so wenig beschäftigte sie doch seinen Geist, der in träumerischer Unruhe auf keinem Gegenstand haften wollte. Er pflückte einige Rosen; rothe Nelken, die da oben wuchsen, sah sie gedankenvoll an und blickte dann wieder und wieder sehnsüchtig nach der Fahrstraße, als erwarte er von dort Etwas. Und wirklich: es rollte ein Wagen heran, ein offener Wagen, in dem zwei Damen saßen – er kam näher, und es blieb kein Zweifel mehr, es waren die Erwarteten! Zuletzt verschwanden sie seinen Blicken, weil der Fels durch seine Vorsprünge den nächsten Raum verdeckte, aber man konnte deutlich die Musik vernehmen, welche die Ankunft der Besucher verkündigte. Vanhulsten wußte nicht recht, was er thun sollte: sollte er hinunter steigen und die Damen unten empfangen? Sollte er sie hier oben erwarten? Es war ihm fast zu Muthe, als sei er in einer verbotenen Handlung begriffen und fürchte dabei ertappt zu werden. Noch immer zweifelnd, begann er so weit abwärts zu gehen, bis ein Schritt weiter ihn den unten Befindlichen gezeigt haben würde. Hier blieb er stehen und hörte die Unterredung der Damen mit dem Lohndiener an, den sie als des Ortes kundig mitgenommen haben mochten.

»Diese Treppe« – sagte der Diener – »muß man hinaufsteigen, um oben auf den Felsen zu der schönen Aussicht zu kommen, hier links geht's aber zu der Kaffeeschenke, wohin ein ganz bequemer Weg führt.«

Die Fürstin äußerte bedenklich:

»Es ist wohl gefährlich, den Felsen zu ersteigen?«

»Durchaus nicht, nur ein wenig schwindlich, aber sonst so sicher wie auf einem Tanzboden.«

»Eben der Schwindel ist es, den ich fürchte.«

»Bleiben Sie hier unten« – sagte die Tochter – »oder vielmehr lassen Sie sich von dem Diener nach der Kaffeebude führen. Ich steige allein hinauf.«

»Aber, Korona, wenn Dir Etwas zustieße!«

»Was sollte mir zustoßen, Mütterchen? Ich bin ganz frei von Schwindel, und Sie kennen mich ja als geübte Bergsteigerin.«

»Es ist ein wahres Leiden,« – sagte die Mutter – »daß Fräulein Becker krank ist, und daß Deine kleinen Launen den Grafen Garaschnin von dieser Partie ausgeschlossen haben. Soll dieser Mann nicht lieber mit Dir gehen und Dir Mantel und Umschlagetuch nachtragen?«

»Nein, er soll bei Ihnen bleiben. Das Umschlagetuch hänge ich selbst über den Arm.«

»So nimm Dich aber recht in Acht, Korona!«

»Seien Sie ohne Sorge!«

Mit gespannter Theilnahme hatte Vanhulsten diese Verhandlung angehört, die ihm eine eben so reizende als für seine Ruhe bedenkliche Situation in Aussicht stellte. Als er die leichten Schritte sich nähern hörte, zog er sich

noch ein wenig zurück, um die Heraufkommende nicht zu plötzlich zu überraschen oder zu erschrecken. Ueber- rascht war Korona allerdings sehr, als sie ihren Bekann- ten von gestern erblickte, aber erschrocken nicht, denn die liebe Rosengluth, die ihr Gesicht überzog, hatte Nichts gemeinsam mit dem bleichen Schrecken.

Ehrerbietig grüßte Vanhulsten und sagte:

»Erlauben Sie gnädigst, Prinzessin, daß ich gleichsam die Honneurs des Berges mache und Sie mit einer Gabe empfangen, die er für so schöne Besucherinnen in Bereit- schaft hält, dann aber Sie weiter hinauf führe und Ihnen seine Herrlichkeit zeige.«

Sie nahm die Blumenspende an und suchte ihre Be- fangenheit unter leichtem Mädchenmuthwillen zu ver- decken, indem Sie erwiederte:

»Ihre Führung wäre mit Dank anzunehmen, wenn sich voraussetzen ließe, daß Sie hier besser Bescheid wissen, als nach der Waldquelle.«

»Wagen Sie es immerhin darauf!«

Mit diesen Worten nahm er ihr das Umschlagetuch vom Arm und ergriff ihre Hand, um ihr das Heraufstei- gen zu erleichtern, da der Steig zu schmal war, um das Führen am Arm zu gestatten.

Als man auf der Plattform ankam, entfuhr Korona ein leichter Schrei des Erstaunens über die Fernlicht, und Vanhulsten beeilte sich, ihr das Erzgebirge, den Böhmer- wald und das Fichtelgebirge zu zeigen; sie auf das Stift

Tepl und andere Ortschaften, so weit er es selbst konnte, aufmerksam zu machen, überhaupt die übernommene Rolle bestmöglich durchzuführen. Es schien ihm, als vermiede er am besten mancherlei Klippen dieses einsamen Zusammenseins, wenn er von den äußern Gegenständen sprach, die sie umgaben. Korona's Gesicht nahm immer mehr einen weichen Ausdruck an, ihr Ohr trank die beredten Worte des Begleiters, aber ihr Auge, in welchem es feucht schimmerte, hing an den duftigen Fernen und wagte nur selten einen Blick nach dem jungen Manne, der so schön sprach. Vorzüglich waren es die blauen Höhen des Fichtelgebirges, deren leichte wolkenähnliche Formen das holde Mädchen zu fesseln schienen, und ihre dadurch angeregten Fragen gaben Vanhulsten Veranlassung, zu erzählen, wie er im vorigen Jahre dort mit einigen Freunden geweilt, über die Kösseine und Luisenburg zu berichten und von dem wunderbaren Moose zu reden, dessen grünes Gold in den dunkeln Felsspalten schimmerte.

»Ich möchte dort sein und das sehen!« sagte Korona sehnsüchtig.

»Und ich« – fiel Vanhulsten, der sich ganz in Feuer gesprochen hatte, ein – »möchte Ihr Führer auch dort sein!«

Unbedachtsam sagte sie:

»Das wäre um so schöner.«

Aber da sie zugleich ihr Auge aufschlug und von dem heißen leidenschaftlichen Blick Vanhulsten's sich getroffen fühlte, erschrak sie leicht und setzte hinzu:

»Ich muß gewiß zu meiner Mutter, sie ist vielleicht schon besorgt wegen meines langen Ausbleibens.«

Sie nahm dem Begleiter das Tuch ab und schlug es um die Schultern, dann zögerte sie in einer gewissen Unentschiedenheit, als wisse sie nicht recht, wie sie es mit der Verabschiedung halten sollte.

»Soll ich Sie begleiten?« fragte Vanhulsten sanft.

Mit leiser, bittender Stimme erwiderte sie:

»Bleiben Sie lieber hier.«

»Ich ertrage den frühen Abschied nur,« – sagte er – »wenn ich die Hoffnung habe, Sie recht bald wieder zu sehen.«

»Wir begegnen uns ja wohl täglich.«

»Das meine ich nicht. Nicht auf der Promenade unter dem Gewühl der Menschen hoffe ich Sie wieder zu sehen, sondern im Waldesgrün oder auf luftigen Bergeshöhen.«

»Vielleicht fügt es der Zufall einmal wieder.«

»Und es ist Ihnen nicht unlieb, mir öfter wie heute zu begegnen?«

Sie wandte sich schüchtern um und flüsterte kaum hörbar:

»Leben Sie wohl – auf Wiedersehn!«

Darauf eilte sie rasch die Stufen hinunter.

Er schaute ihr lange nach, dann lehnte er sich über das Gelände, versunken in tiefes Nachdenken, bis sich nach und nach seine Wangen höher färbten, seine Augen heller blitzten, und er, sich in voller Größe aufrichtend, zu sich selbst sprach:

»Ha, und was ist's denn mit diesem Standesunterschied? Die einzige eigentliche Schwierigkeit liegt nur darin, ob sie mich lieben kann, und eine innere Ahnung sagt mir, daß sie es kann, daß sie vielleicht jetzt schon einen Theil von dem empfindet, was mich ganz und für immer erfüllt. Fürstlicher Rang? Ich wage den Kampf mit dem fürstlichen Rang und mit dem Vorurtheil! Wenn sie mich noch nicht liebt, so will ich ihre Liebe erringen, und habe ich diese errungen, so soll die Herrliche auch mir gehören. Ich fordere die ganze Welt heraus, mir diesen Siegespreis streitig zu machen, ich werde ihn gewinnen, denn *ich will!* Geschworen sei's hier auf diesem hehren Altar der Natur: Korona wird die Meinige, oder ich gehe im Kampfe um sie unter. Setze die Welt alle ihre Vorurtheile ein, ich setze meinen Willen dagegen. Es ist hiermit abgemacht: *Ich will!*«

Sogleich darauf begann er am nördlichen Abhang des Felsens hinab zu steigen, sei es nun, daß er, Korona's Willen ehrend, jetzt nicht mit ihr und ihrer Mutter zusammentreffen wollte, sei es, daß er dem Sturm seines Innern Luft zu machen gedachte, indem er die halsbrechende und wahrhaft gefährliche Kletterei versuchte. Trotz der bedenklichen Sprünge, die er an den Felsenabsätzen machen mußte, trotz der rollenden Steine, die weiterhin unter seinen Füßen wichen, kam er glücklich am Fuße des steilen Abhangs an und suchte sich von da durch einen Umweg auf die große Karlsbader Straße zu finden, was ihm auch gelang.

Die ›Pifferari‹ warteten lange umsonst, bis der freigebige Fremde zurückkäme, dem sie noch ein Abschiedskonzert bringen wollten. Endlich stieg der Klarinettenbläser hinauf und wunderte sich nicht wenig, von dem Fremden keine Spur zu finden. Der alte Dudelsackpfeifer erklärte sich die Sache zum Theil richtig, zum Theil freilich grundfalsch, indem er sagte:

»Der Herr wird am Berg hinunter gestiegen sein, was zur Noth sich thun läßt, als er die Dame hat kommen sehen, mit der er vielleicht Grund hat nicht zusammen zu treffen.«

4. BEGINN DES FELDZUGS.

Mit entschlossener Energie gedachte Vanhulsten seine Maßregeln zu beginnen. Das Erste, was er that, als er nach Hause zurückkam, bestand darin, an seinen Diener Joseph nach Franzensbad zu schreiben und ihn zum schleunigen Herüberkommen aufzufordern; derselbe sollte mit dem Reisewagen und allem Gepäck sich in der ›Stadt Weimar‹ einlogiren, sich durch seinen Paß als ›Privatmann Joseph Nägli aus der Schweiz‹ legitimiren und sich eine Aufenthaltskarte nehmen, aber er sollte durchaus keine Bekanntschaft mit seinem Herrn verathen, sondern nähere Anweisungen und Befehle ruhig erwarten; die nöthigsten Reisekoffer sollten, als wenn sie aus Gefälligkeit mitgebracht wären, durch die Hausknechte des Gasthofes in den ›Schwarzen Adler‹ geschafft werden. Auf diese Weise sicherte sich Vanhulsten einen

eben so brauchbaren als zuverlässigen Beistand in allen Plänen, die er etwa ausführen wollte.

Als er selbst den Brief auf der Post abgegeben und sich überzeugt hatte, daß derselbe morgen früh seine Adresse erreichen würde, sah er vor dem Posthofe eine einzelne Dame stehen, die eben einem einspännigen Wagen entstiegen schien, und deren nicht gerade ansehnliches Gepäck von dem mürrischen Kutscher auf den Boden abgeladen wurde. Einige Hausknechte hatten wohl gefragt, ob die Dame eine Wohnung suche, allein sie legten selbst sein Gewicht auf eine bejahende Antwort, weil eine flüchtige Mittheilung des Kutschers, muthmaßlich in Veranlassung eines unter Erwarten ausgefallenen Trinkgeldes, die Erwartungen über die Zahlungsfähigkeit oder Freigebigkeit der Dame sehr herabgestimmt haben mochten; als sie daher auf jene Fragen ausweichend geantwortet hatte, so überließen die blauschürzigen Herren sie ihrem Schicksal und der Sorge für das verlassen daliegende Gepäck. Jetzt, da der Kutscher wegfuhr, wandte sie sich an die Hausknechte mit den Worten:

»Sie fragten mich vorher wegen einer Wohnung, und ich suche allerdings eine solche, aber ich möchte vorher Rücksprache mit dem Dr. Frankl nehmen, an den ich empfohlen bin. Könnten Sie mir nun sagen, wo der Dr. Frankl wohnt, und will dann einer von Ihnen die Sorge für meine Sachen bis zu meiner Wiederkehr übernehmen, so werde ich mich dankbar bezeigen.«

Wenn die gute Dame geglaubt hatte, daß die Empfehlung an einen der Brunnenärzte für sie selbst zur Empfehlung dienen und das Marienbader Publikum willfährig gegen sie stimmen würde, so hatte sie sich in sofern arg getäuscht, als die Sache sich gerade auf Dr. Frankl bezog. Denn dieser gehörte nicht zu den einheimischen Aerzten, indem er nur während der Saison hier verweilte, und so viele Patienten ihm auch seine auswärtigen Bekanntschaften zuführten, so wenige hätten ihn die Eingebornen zugeführt, sie hatten vielmehr einen stillschweigenden Bund mit einander geschlossen, den fremden Vogel wo möglich ganz aus dem Neste zu beißen. Solche Kabbalen und Intriguen finden sich am Ende überall, zumeist aber wohl in einem Badeorte, dessen Bewohner alle zusammen einen und denselben Zweck verfolgen. Auch die Hausknechte handelten im Sinne der Marienbader Conföderation.

Der eine derselben sagte:

»Ich weiß nicht, wo der Dr. Frankl wohnt. Weißt Du es vielleicht, Franzl?«

»Ich glaube gar nicht,« antwortete dieser, »daß es einen solchen Doktor hier giebt. Aber soll ich Sie vielleicht zum Dr. Opitz führen? Das ist der erste Brunnenarzt, und fast alle Fremden gebrauchen ihn.«

Verwirrt sagte die Dame:

»Aber es muß ja hier einen Dr. Frankl geben; ich habe einen Brief an ihn.«

»Ich erinnere mich dunkel,« sagte der dritte Hausknecht, »daß sonst ein solcher Doktor hier gewesen ist,

aber in diesem Jahre ist er nicht da: deswegen gehen Sie mit dem Franzl zum Dr. Opitz. Oder wenn Sie das nicht wollen, so führe ich Sie zum Doktor – –«

Aber Vanhulsten, welcher diese Unterredung mit angehört hatte, unterbrach das Anerbieten, indem er sagte:

»Meine Dame, der Dr. Frankl ist nicht nur anwesend in Marienbad, sondern er wohnt auch ganz nahe; ich könnte Ihnen das Haus von hier zeigen, aber ich will Sie hinbegleiten. Für Ihre Sachen soll Sorge getragen werden. He, Wenzel!«

Damit rief er seinen eignen Hausknecht herbei, den er vor seiner Haushüre gewährte, und befahl ihm, das Gepäck in Obhut zu nehmen. Zu den Uebrigen sagte er:

»Ihr aber solltet Euch schämen, der Dame vorzulügen, daß Ihr Nichts vom Dr. Frankl wüßtet.« Da einer der Gescholtnen eine Ausrede versuchen wollte, so fuhr der Strafredner drohend fort: »Kein Wort! Sonst geh' ich gradeswegs zur Brunnen-Polizei und klage Euch der betrügerischen Lügenhaftigkeit an, mit der Ihr eine fremde hilflose Dame in Verlegenheit gesetzt habt!«

Die beschämten Hausknechte schlichen sich fort. Vanhulsten führte die Dame nach dem Hause des Arztes, indem sie außer ihrem Danke auch in redseligem Erguß ihm mittheilte, daß sie Gesellschafterin in einer adligen Familie sei, daß der Arzt ihr eine Kur in Marienbad verordnet habe, und daß sie ein Empfehlungsschreiben von ihrem Dienstherrn an Dr. Frankl mitbringe, der ihr zur Auffindung einer passenden Wohnung behilflich sein solle. Bei Vanhulsten bezog sich seit einigen Stunden alles

auf *einen* Punkt, er suchte sich daher sogleich auch diese zufällige Begegnung zurecht zu legen. Der Arzt, mit dem auch Vanhulsten in Verbindung getreten war, wurde nicht zu Hause getroffen. Da sich die Dame hierüber niedergeschlagen und rathlos zeigte, so sagte Vanhulsten:

»Lassen Sie uns zusammen einen kleinen Spaziergang durch die Anlagen machen, vielleicht kommt der Arzt unterdessen nach Hause.«

Während sie nun gingen, setzte sich Vanhulsten bald durch einige Fragen in vollständige Kenntniß von den Lebensumständen seiner Begleiterin. Fräulein Angelika Scharpe war ohne Vermögen, sie hatte sogar nebst einer Schwester Sorge für ihre kränkliche Mutter zu tragen, deren Unterhalt durch eine kleine Pension nicht hinreichend gedeckt werden konnte. Die Schwestern hatten sich demnach dahin vereinigt, daß die eine sich ausschließlich der Pflege der Mutter widmete, die andere aber durch Uebernahme einer bezahlten Stellung einen baaren Zuschuß zu erwerben suchte. Da Angelika vermöge ihrer Bildung sich wohl für eine solche Stelle eignete, so fand sie bald ein Unterkommen als Gesellschafterin, und die Sache ging ganz gut, bis sie zu kränkeln anfang und der Arzt erklärte, sie müsse auf einige Wochen Marienbad besuchen, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, ihre Gesundheit ganz einzubüßen. Dies war ein um so härterer Schlag für sie, als ihre Dienstherrschaft zwar den Urlaub, aber keinen Geldzuschuß bewilligte, so daß

sie wegen der bevorstehenden Ausgaben in großer Sorge war. Nachdem Vanhulsten Alles angehört, sich sogar einige Notizen niedergeschrieben hatte, sagte er zu ihr:

»Fräulein Scharpe, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie gehen jetzt gleich zum Gasthof zurück, wo Ihre Sachen noch sind, und nehmen sich dort ein Zimmer, und zwar ein durchaus anständiges, ohne sich um die Höhe des Preises zu kümmern. Das Mittagsessen lassen Sie sich, ohne Sparsamkeit anwenden zu wollen, auf Ihr Zimmer besorgen. Morgen früh gehen Sie zu dem Arzte, theilen ihm mit, daß Sie bereits eine Wohnung haben, und lassen sich die Ihre Kur betreffenden Maßregeln anweisen. Dann lassen Sie sich bei der russischen Fürstin melden, die in demselben Gasthofe wohnt, stellen sich ihr als Gesellschaftsdame einer angesehenen Familie vor und erklären, Sie hätten gehört, daß die Gesellschafterin der Fürstin erkrankt sei, und Sie böten Ihre Dienste an als deren Stellvertreterin, ohne auf eine Entschädigung Anspruch zu machen; bloß um Ihre hiesige vereinsamte Stellung sich selbst zu erheitern. Haben Sie mich vollkommen verstanden?«

»Ganz gut, aber ich begreife nicht – –«

»Sie brechen dann mit mir jeden unmittelbaren Verkehr ab, dagegen wird sich ein Herr Nägli, der in demselben Gasthof morgen absteigt, mit Ihnen in Verbindung setzen, und diesem theilen Sie fortlaufend Alles mit, was er über die Fürstin und ihre Angelegenheiten wissen will. Natürlich ist nur von unverfänglichen Dingen die Rede,

wie Sie solche im Verkehr mit der Fürstin und ihrer Tochter erfahren werden, z. B. wohin Ausflüge gemacht werden sollen, welche Besuche man empfängt, und dergleichen mehr. Hiergegen verpflichte ich mich, alle Kosten Ihres hiesigen Aufenthaltes zu bestreiten, einschließlich der Reise, mich auch außerdem erkenntlich zu zeigen. Abgemacht?«

In großer Verwirrung sagte Angelika:

»Die Rücksicht auf meine Lage und besonders auf meine Mutter würde mir eine so unerwartete Hilfsquelle als einen großen Glücksfall erscheinen lassen, aber wie leicht kann es geschehen, daß die Fürstin meine angebotenen Dienste ausschlägt.

»Das ist sehr unwahrscheinlich, sollte es aber dennoch der Fall sein, so bezahle ich die Wohnung, die Sie auf meine Veranlassung genommen haben.«

»Und dann,« sagte Angelika schüchtern, »weiß ich nicht recht, ob es sich mit meinem Gewissen verträgt, das Vertrauen der Fürstin zu täuschen.«

»Das müssen Sie freilich mit Ihrem Gewissen abmachen!« sagte Vanhulsten mit abgestoßenem, fast rauhem Tone. »Ich meines Theils sehe kein Unrecht darin.«

Sie schwieg eingeschüchtert, aber man konnte ihr wohl anmerken, daß sie nicht gern eine Verhandlung abgebrochen sah, die ihr eine so erwünschte Aussicht eröffnete. Die Armuth und die Sorge sind Diamanten, die dem Gewissen leicht die feinsten Spitzen abreiben.

Nach kurzer Ueberlegung begann Vanhulsten sanfter:

»Ich will ganz offen gegen Sie sein, was Sie um so eher veranlassen wird, auf meinen Vorschlag einzugehen. Ich interessire mich lebhaft für die Tochter der Fürstin, habe aber für jetzt keine Gelegenheit, mich ihr in erwünschter Weise zu nähern. Durch Ihre Vermittlung will ich weiter Nichts bezwecken, als mir eine solche Gelegenheit zu verschaffen.«

»Und ist die junge Dame mit einem solchen Arrangement einverstanden?«

»Sie weiß Nichts davon. Wenn es mir durch Sie möglich wird, die Prinzessin außer Marienbad zu treffen, so mögen Sie sich selbst ein Urtheil darüber bilden, ob dieselbe einem Zusammentreffen mit mir aus dem Wege gehen will oder nicht; im ersteren Falle fordre ich Sie durchaus nicht auf, ein solches Zusammentreffen zu befördern.«

»In diesem Falle,« sagte Angelika zögernd, »sehe auch ich kein besonderes Unrecht in dem Verhältniß.«

»Also es ist abgemacht: Sie gehen auf meinen Vorschlag ein?«

»Ich gehe darauf ein unter der Bedingung, daß ich unsern Vertrag lösen darf, wenn ich die Ueberzeugung gewinne, daß er mich zu Dingen triebe, die ich nicht verantworten kann.«

»Zugestanden! Wir wollen uns für heute trennen. Dort liegt Ihr Gasthof. So viel will ich nur noch vor unserm Abschied sagen, daß meine Absichten die reellsten sind,

und daß, wenn ich das Ziel meiner Wünsche, die Verheirathung mit der Prinzessin, erreiche, für Ihre Zukunft bestens gesorgt werden wird.«

Im Laufe des nächsten Tages langte Joseph an, und die stattliche Equipage ließ ihn weit größere Beachtung finden, als sein Herr bei seiner Ankunft erregt hatte. Obgleich der düstere schweigsame Mann beim Absteigen seine Blicke umherfliegen ließ und den auf dem Balkon sitzenden Vanhulsten gar wohl bemerkte, so zeigte er dies doch durch keine Miene; er bestellte sich zwei Zimmer und gab zugleich den Auftrag, die Effekten, die er aus Gefälligkeit für einen gewissen Herrn Vanhulsten mitgebracht habe, zu besorgen, sich scheinbar verwundert bei der Nachricht stellend, daß derselbe zufällig nebenan wohne. Ein Billet, welches Vanhulsten nach Empfang seiner Sachen hinüber sandte, war nur der Anfang eines Verkehrs, welcher durch die beiderseitigen Hausknechte unterhalten wurde, zuweilen aus Briefchen, zuweilen aus hin- und hergesandten Büchern bestehend, in denen aber auch schriftliche Mittheilungen enthalten waren. Uebrigen lebte der Herr Nägli sehr eingezogen, besuchte die Promenade am Brunnen, ohne sich dort an irgend Jemand anzuschließen, und verlebte die übrige Zeit sehr einsam für sich; mit der Dienerschaft des Hauses stand er jedoch auf gutem Fuße, erneuerte auch, wie er sagte, eine alte Bekanntschaft mit Fräulein Scharpe und quartierte sich, da ihm die angewiesene Wohnung zu geräuschvoll vorkam, in einige Zimmer um, die neben denjenigen der Dame leer waren.

Erst am Abend dieses Tages sah Vanhulsten seit dem Begegnen auf dem Podhorn die Prinzessin wieder. Hätte er am Morgen sehen können, wie unruhig Korona's Augen zwischen den wandelnden Brunnengästen eine einzige Gestalt suchten und vermißten, wie unachtsam und ungeduldig sie auf die Unterhaltung des Grafen Garaschnin nur ein halbes Ohr verwandte, wie sie am Nachmittag beim Besuche eines Kaffeehauses gespannt ihr Auge auf jeden neu Herankommenden richtete und immer wieder enttäuscht abzog, wie sie zuletzt in eine träumerische und sehnsüchtige Zerstreutheit verfiel: er hätte eines Theils die besten Hoffnungen fassen, andern Theils sich überzeugen können, daß kein Verfahren berechneter und erfolgreicher sein konnte, als in einstweiliger Zurückhaltung mit seiner persönlichen Erscheinung einigermaßen zu geizen. Vor der Abendpromenade sang Korona zu ihrem Flügel ein deutsches Lied, ein Lied der Liebe und Sehnsucht, und die schwellenden Töne fanden durch die offenen Flügelthüren ihren Weg zu den Ohren Vanhulsten's, welcher auf seinem Balkon zwischen den Blumen lauschend saß; selbst als sie nach beendigtem Gesang auf ihren Balkon heraustrat und sich umschaute, blieb er ruhig in seinem Versteck.

Aber auf der Abendpromenade fand er sich ein, und seine Blicke glitten so lange unbefriedigt über die gleichgiltigen Massen weg, bis er die Liebliche gewahrte; ein Ausdruck der Freude flog über seine belebten Züge, und dann ein solcher der Genugthuung, als er seine Bundesgenossin Angelika neben der Fürstin einherwandeln sah,

während es ihm nur ein Lächeln höhnischen Stolzes entlockt hatte, daß Garaschnin neben Korona einherschritt und sie zu unterhalten versuchte. Möglichst unbefangen trat er beiden Gruppen entgegen, schloß sich aber nach allgemeiner Begrüßung an die Fürstin an und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Sie war offenbar guter Laune, rühmte den günstigen Zufall, welcher ihr in der Person ihrer Begleiterin eine Dame zugeführt habe, die ihr die Entbehrung ihrer erkrankten Gesellschafterin weniger fühlbar machen würde, und erzählte unter Anderem auch, daß sie gestern mit ihrer Tochter auf deren Drängen eine Partie nach dem Podhorn gemacht, aber für sich selbst auf die Ersteigung des Felsens verzichtet habe. Ihr aufmerksamer Zuhörer entnahm hieraus, daß Korona das Zusammentreffen auf dem Felsen mit Schweigen übergangen hatte, und er verfehlte nicht, hieraus günstige Schlüsse zu ziehen. Der Zusatz der Fürstin, daß jetzt durch Fräulein Scharpe ihrer Tochter mehr Gelegenheit zu Spaziergängen, die sie so sehr liebe, gegeben sei, zeigte ihm, wie nützlich Angelika ihm werden würde, und wie Recht er hatte, als er die Mutter für weichlich und vornehm-träge hielt, für eine jener Damen, die lieber Stunden lang in einem bequemen Schaukelstuhl sich einer unterhaltenden Lektüre hingeben, als Naturgenuß mit körperlicher Anstrengung erkaufen mögen.

Am folgenden Nachmittage fuhr die Fürstin mit Korona, Angelika und Garaschnin nach dem Jägerhause, wo sich noch andere Familien der osteuropäischen Aristokratie trafen. Kaum waren die Uebrigen in eine allgemeine

Unterhaltung vertieft, so entfernten sich Korona und Angelika, scheinbar um absichtslos umher zu schlendern. Aber es zeigte sich bald, daß sie ein bestimmtes Ziel verfolgten. Sie durchschritten das Thor, welches in den Königswarther Wildpark führt, und fanden einen schönen Fußweg mit der Anweisung ›zur Richardshöhe‹.

»Also diesen Weg müßten wir einschlagen? fragte Korona.

Etwas zaghaft und unsicher antwortete Angelika:

»Ja, dieser Weg führt nach Herrn Nägeli's Beschreibung zu dem schönen Aussichtspunkte. Aber ich weiß nicht, ob Ihre durchlauchtige Frau Mutter es gut heißen wird, wenn wir uns allein so weit entfernen.«

»Wie weit ist es denn wohl bis dahin?«

»Es soll eine Entfernung von etwa zehn Minuten sein.«

»So lassen Sie uns immer gehen. Ich mag die langweiligen Gespräche an dem Kaffeetische nicht leiden, und die Badefreiheit erlaubt ja hinreichend, daß zwei Damen auf den Parkwegen überall umherwandeln.«

Sie folgten also dem schönen Waldwege, bis es den freien Raum erreichten, der die ›Richardshöhe‹ genannt ist und eins der schönsten Belvedere um Marienbad bildet; sie fanden dort verschiedene Gruppen zerstreut, aber ihnen entgegen trat – Vanhulsten, die erröthende Prinzessin äußerlich mit freimüthiger Unbefangenheit begrüßend, für sie insbesondere aber noch einen glühenden Blick hinzufügend, der sie die Augen niederschlagen machte.

Man trat an die Brüstung, wo sich eben keine andern Personen befanden, und schaute in die Landschaft.

Korona sagte:

»Dies ist sehr reizend, und es gefällt um so mehr, da man durch diesen freien Blick plötzlich überrascht wird.«

»Unsere Begegnung « – sagte Vanhulsten – »begrüße ich auch darum als eine glückliche, weil sie uns Gelegenheit giebt, diese Aussicht mit derjenigen zu vergleichen, deren mich mit Ihrer Durchlaucht gemeinschaftlich zu erfreuen mir vor einigen Tagen vergönnt war. Ist diese nicht auch neben jener andern schön?«

»Sie ist viel beschränkter, aber ruhig und friedlich; Wald, der sich zu unsern Füßen und uns gegenüber ausbreitet, macht einen sanften Eindruck.«

Nicht ohne Beziehung sprach Vanhulsten:

»Die Höhen, von denen man nach allen Seiten einen freien Umblick hat, imponiren dem Geist, aber zerstreuen das Gefühl; eine gewisse Beschränkung wirkt oft wohlthuender, weil sie dem Gemüth mehr Sammlung gewährt.«

»Wie schön« – sagte Korona sinnend – »ist die Landschaft von der Sonne beschienen! Manche Parteen glänzen in hellem Lichte, während über andere die dunkeln Wolkenschatten hingleiten. Das Dörfchen dort drüben wird in diesem Augenblick beleuchtet, und die Wälder dahinter liegen in tiefem Schatten. Das nimmt sich gar prächtig aus.«

»So schön auch« – erwiderte Vanhulsten – »die Gegend im Sonnenschein ist, so sieht sie doch fast noch

schöner aus, wenn der Mond darüber hin schwimmt und sein gleichmäßiges silbernes Licht über das Ganze ausbreitet.«

»Haben Sie das gesehen? Waren Sie so spät hier oben?«

»Ich habe eine schöne einsame Stunde hier verlebt, und ich konnte mich kaum wieder trennen von dem zauberhaften Anblick.«

»Es muß schön gewesen sein. Aber ich würde mich fürchten vor einer solchen Einsamkeit.«

Da Vanhulsten wahrnahm, daß die kluge Angelika nach und nach aus der Hörweite des Gesprächs entfernt hatte, so ließ er immer mehr die Wärme seines Gefühls in seine Worte übergehen, indem er sagte:

»Sie würden sich doch nicht fürchten, wenn noch ein anderes Herz neben Ihnen schlüge – sei es auch aus anderer Empfindung, als aus bloßer Naturfreude, – und wenn noch ein anderes Paar Augen von dieser Höhe herabblickte – verlöre es sich auch lieber in einem holden Angesicht, als in der mondbeschienenen Gegend?«

Verwirrt schaute sich Korona nach der Begleiterin um, allein da sie diese in der Betrachtung einer seltsamen Baumform vertieft sah, so sprach sie ausweichend:

»Der Mond geht wohl jetzt zu spät auf, um diese Gegend Abends in seiner Beleuchtung sehen zu können. Aber es müßte auch einen wunderbaren Effekt machen, wenn Diese ganze Gegend einmal künstlich durch bengalische Flammen erleuchtet wäre.«

Vanhulsten mußte lächeln über diese extravagante Mädchen-Phantasie, er sagte:

»Das wäre freilich nicht wohl ausführbar, würde auch nicht einmal den erwarteten Effekt hervorbringen. Selbst wenn man, was allerdings möglich wäre, alle Berggipfel, die man sehen kann, gleichzeitig mit bedeutenden Feuern krönte, so würden diese doch zu weit entfernt sein, um Wirkung hervor zu bringen. Dagegen könnte ich es mir als sehr schön denken, wenn der ganze Thalkessel von Marienbad künstlich erleuchtet wäre, und wenn man etwa von der Alexandrinen-Ruhe darauf niederblickte.«

»Ach ja, das müßte wunderschön sein. Aber Ihr Gedanke, wenn auch maßvoller wie meine kindische Idee, ist ihr doch darin gleich, daß er eben so wenig zur Ausführung kommt.«

»Sie möchten Marienbad durch bengalische Flammen beleuchtet sehen?«

»Natürlich sähe ich es gern; aber etwa in der Art, wie man als Kind gern den Regenbogen ergreifen möchte.«

»Ihre Wünsche brauchen nur ausführbar zu sein, um in Erfüllung zu gehen. Sie sollen Marienbad in dieser Beleuchtung erblicken.«

»Sie scherzen!«

»Nun, wir werden sehen. Einem, der sich unbedingt als Ihren Verehrer ausspricht, darf Nichts unmöglich sein, wenn es überhaupt möglich ist, und daß ich mich kühn und offen als Ihren Verehrer ausspreche, werden Sie mir schon gestatten müssen.«

Sie sah sich unruhig nach Angelika um und machte Miene, nach ihr hin zu gehen.

Vanhulsten fuhr in leichterem Tone fort:

»Das heißt, ich bekenne mich bloß als Verehrer eines kleinen Theiles von Ihnen, den Sie ja als für sich bestehend ansehen und darum meine Verehrung nicht auf Ihre ganze Person beziehen müssen.«

Obwohl von ängstlicher Aufregung ergriffen, folgte doch Korona einer mädchenhaften Neugierde und ihrem bereit bestochenen Herzen, als sie die verfängliche Unterhaltung fortsetzte und fragte:

»Darf ich wissen, welches dieser besondere Gegenstand Ihrer Verehrung ist?«

Nachdem Vanhulsten sich umgeblickt und überzeugt hatte, daß die andern Spaziergänger fortgegangen waren, und daß Angelika die hölzerne Säule, welche die Aufschrift ›Richards-Höhe‹ trägt, mit ungetheiltem Ernst studirte, so ergriff er plötzlich die rechte Hand Korona's, hob sie ein wenig in die Höhe und sagte:

»Diese Hand ist es, der ich mich zu eigen geschworen von dem Augenblick an, wo sie die Kirschen so reizend zwischen die Lippen schob. Aber freilich war sie damals dieser – neidischen Hülle entkleidet!«

Und während dieser Worte hatte er tändelnd mit der andern Hand die Spitzen des Handschuhes erfaßt und zog ihn erst langsam, dann mit einem plötzlichen Rucke ab. Wie in einer Verzauberung befangen, ließ sie es geschehen, ja sie zog die Hand erst fort, als er sie an den Mund geführt und geküßt hatte mit den Worten: »Ich

küss' die Hand, meine Gnädige!« Als sie die Hand nun wirklich fortgezogen hatte und zwischen Schmollen und Lächeln kämpfte, fuhr er mit treuherzig männlichem Tone fort:

»Was sich der erste beste Verkäufer in einem Marienbader Laden mit dieser Hand erlauben kann, das darf ich mir ja wohl auch erlauben, der ich ein so entschieden ausgesprochenes Interesse an dieser Hand nehme. Nicht wahr – Durchlaucht zürnen nicht?«

Ach nein, Durchlaucht zürnte nicht, Durchlaucht hatte aber in der raschen Aufeinanderfolge der letzten Momente den Kopf verloren, während das Herz schoin länger verloren war. Vanhulsten, seinen Vortheil wahrnehmend und ausbeutend, hob den geraubten Handschuh in die Höhe und sagte:

»Diesen Handschuh bewahre ich zum Zeichen, daß ich mein Wort lösen und Ihnen Marienbad in der gewünschten Beleuchtung zeigen werde.«

Damit barg er den Raub in seiner Brusttasche.

Korona fiel in ihren alten muthwilligen Ton zurück, indem sie sprach:

»Aber das ist ja eine verkehrte Welt! Sie müßten sich mit einem Pfande verpflichten und nehmen statt dessen ein Pfand an sich?«

»Ich setze mich selbst zum Pfand ein, jetzt und immer!« rief er leidenschaftlich.

Da näherte sich Angelika und sagte mit bescheidener Erinnerung:

»Glauben Durchlaucht nicht, daß wir zu den Uebrigen zurückkehren müssen, wenn wir nicht Aufsehn erregen und am Ende Nachsuchen veranlassen wollen?«

»Das ist richtig,« sprach Vanhulsten, »wir wollen uns für heute trennen. Leben Sie wohl – auf Wiedersehen!«

Und nur noch einen heißen zärtlichen Blick Korona zuwerfend, verließ er den freien Raum und entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung, als in welcher Korona mit mächtig aufgeregten Gefühlen zu ihrer Gesellschaft zurückkehrte.

5. FORTGESETZTE ANGRIFFE.

Bei der Waldquelle saß die Gesellschaft vornehmer Russen unter einer Baumgruppe, weniger der Musik zuhörend, als sich lebhaft in der Muttersprache unterhaltend. Garaschnin hatte schon öfter Korona's Haarschmuck, in welchem einige farbenglühende Blumen von sehr ungewöhnlicher Form geschmackvoll angebracht waren, neugierig betrachtet, endlich sagte er zu ihr:

»Ich glaubte nicht, daß Sie eine Freundin von Blumen wären.«

»Und warum sollt' ich das nicht sein?«

»Weil Sie mehrmals die Bouquets, die ich Ihnen des Morgens auf der Promenade zu überreichen mir die Ehre schenkte, einer nur sehr geringen Beachtung zu würdigen geruhten. Aber gestern schon bemerkte ich, daß Sie Blumen an der Brust vorgesteckt hatten, heute tragen Sie solche im Haare, ich überzeuge mich also, daß sie nicht immer und nicht gegen alle Blumen gleichgiltig sind.«

Korona erwiederte:

»Die Bouquets von den Verkäuferinnen an der Promenade sind so steif, als wenn sie durch eine Maschine zusammengesetzt würden, und die Gartennelken, die immer einen Theil davon bilden, haben für mich einen betäubenden Geruch.«

Ein alter General, dessen lang herabhängende Zöpfe des Schnurrbartes seinem Gesicht einen Ausdruck orientalischen Patriarchenthums gaben, mischte sich in die Unterhaltung:

»Es ist richtig, was Prinzeß Korona bemerkt, daß die zum Kauf ausgebotenen Blumen steif und einförmig zu Bouquets gebunden sind, auch sind es eben nur die allergewöhnlichsten Blumen, wie sie die Bauern zu diesem Zwecke neben ihren Häusern ziehen mögen. Aber diese schönen Blüthenglocken, die jetzt Ihr Haar schmücken und durch diesen Standort selbst noch gehoben werden, sind damit nicht zu vergleichen, sie sind auch nicht von Bauern der benachbarten Dörfer gezogen, sondern in den Gewächshäusern eines großen Gartens; ich habe sie in solchen Häusern schon gesehen. Daß ihnen der Vorzug vor jenen plumpen Sträußen gebührt, unterliegt keinem Zweifel.«

Seine eifersüchtige Neugierde unter geschmeidiger Freundlichkeit verdeckend, sagte der Graf:

»Auch die schönsten Blumen verdienen noch kaum einer solchen Dame überreicht zu werden, aber da diese doch in Gnaden aufgenommen scheinen, so würde ich viel darum geben, die Quelle zu kennen, aus der sie zu

beziehen sind. Sollte vielleicht Ihre Huld, gnädigste Prinzessin, mir eine Andeutung zu geben geruhen?«

»Dazu bin ich schlechterdings nicht im Stande,« antwortete Korona, »denn ich kenne die Quelle selbst nicht.«

Jede Mutter einer erwachsenen Tochter, sei sie auch in das lebhafteste Gespräch verwickelt, hat doch immer noch ein Ohr für die Unterhaltung, welche ihre Tochter führt. So drehte sich jetzt auch die Fürstin um mit den Worten:

»Ich hatte sogar gedacht, lieber Graf, Sie wären der Ueberraschung nicht fremd, mit welcher Korona gestern und heute ein Krystallglas mit schönen Blumen auf ihrem Arbeitstischchen im Salon fand, und die Wahrheit zu sagen: ich denke es noch jetzt.«

Der Graf erwiederte:

»Leider muß ich auf Ehre versichern, daß ich keinen Theil an dieser Huldigung habe, denn ich wüßte nicht einmal solche Blumen herbei zu schaffen. Aber von wem in aller Welt mögen es herrühren?«

Man rieth hin und her, ohne eine Spur aufzufinden. Endlich sagte Garaschnin:

»Sollte vielleicht der Holländer aus dem ›Schwarzen Adler‹, den ich schon in Ihrer Gesellschaft traf, der Spender dieser Blumengaben sein?«

Während Korona mit aller ihr möglichen Selbstbezwungung einen gleichgiltigen Zweifel in ihren Mienen ausdrückte, sagte die Fürstin:

»Ach nein, er hält sich in einer lobenswerthen Bescheidenheit zurück, ohne unsere zufällige Bekanntschaft weiter auszubeuten, auch hat er gar keine Verbindungen in unserem Hotel. Je mehr ich mir die Sache überlege, um so mehr überzeuge ich mich, daß die Blumen von Jemand in unserem Hause gekommen sind, und da fällt meine Muthmaßung auf den grämlichen Sonderling, der uns manchmal auf dem Corridor oder der Treppe begegnet.«

»Wer ist das?« fragte Garaschnin gespannt.

»Er soll ein Schweizer sein und Nägeli oder ungefähr so heißen.«

»Aber wie kann er sich unterstehen, einer so hochgeborenen Dame Etwas darzubringen, das wie eine Huldigung aussieht? Ich werde ihn zur Rede stellen!«

»Warum denn, Graf?« sagte der General. »Der Schönheit eine stille Huldigung darzubringen, muß immer unverwehrt bleiben, nur wenn die Huldigung dreist und lästig wird, verdient sie in ihre Schranken zurückgewiesen zu werden.«

»So scheint es mir auch,« – meinte die Fürstin, – »und außerdem ist es ja eine bloße Vermuthung von mir.«

Allerdings war Joseph der Vermittler der Blumengaben, die durch reitende Boten auf den Gütern der Umgegend aufgetrieben wurden; wenn die Natur der Pflanzen nicht zuließ, daß die Blumen abgeschnitten wurden, ohne bald zu welken, so erkaufte die Boten die ganzen Gewächse in den Töpfen und brachten sie so nach Marienbad. Korona war wohl keinen Augenblick in Zweifel,

woher die Blumen eigentlich rührten, aber auch sie konnte sich nicht erklären, wie sie auf ihren Tisch gelangten.

Am Abend wurde vor der ›Stadt Weimar‹ durch die Badekapelle ein Ständchen gebracht. Vanhulsten wußte wohl, daß dies eine Aufmerksamkeit des Grafen Garaschnin war, aber er empfand darüber keine eifersüchtige Aufwallung, da er einerseits ahnte, wie wenig Eindruck alle Huldigungen des Grafen machten, andererseits aber es ihm nicht schwer wurde, jede Anstrengung seines Nebenbuhlers zu überbieten.

Er fand sich in der nächsten Mittagsstunde bei der Waldquelle ein und ging zuversichtlich auf die Gruppe zu, die wieder ihren frühern Platz unter den Bäumen eingenommen hatte. Seine Begrüßung war so fein und gewandt, daß die Fürstin ihn bat, sich in ihrer Nähe niederzulassen, was er sofort annahm. So wenig er eine besondere Aufmerksamkeit auf Korona zu richten schien, so war doch dem Grafen Garaschnin, welcher einen gewissen eifersüchtigen Argwohn nicht unterdrücken konnte, ein rascher Blick des Ankömmlings nicht entgangen und eben so wenig die flüchtige Röthe auf dem Gesicht der Prinzessin, die durch ein rasches Sinken des Hauptes vergebens jenes verrätherische Zeichen zu verdecken suchte,

Man führte des Fremden wegen die Unterhaltung in französischer Sprache fort, und die Fürstin sagte zu Vanhulsten:

»Wir redeten so eben von einer angenehmen Abendmusik, die uns gestern erfreute, und die wir berechtigt

scheinen, auf meine Tochter und mich oder auf Eine von uns Beiden zu beziehen. Haben Sie auch die Musik gehört?»

»Allerdings, ich habe mich sehr daran erfreut, denn die Stücke wurden recht brav ausgeführt und machten den ausübenden Künstlern alle Ehre.«

»Sowie die ganze Sache,« – setzte die Fürstin hinzu, – der Idee des verbindlichen Herrn, aus der sie hervorging.«

Der freundliche Blick, der mit diesen Worten nach Garaschnin gewandt wurde, fand bei dem in mürrisches Nachdenken versunkenen Herrn nicht die gehörige Aufnahme.

Vanhulsten beeilte sich beizustimmen.

»Ohne Zweifel ist jede Aufmerksamkeit, welche den Damen dargebracht wird, eine gute und glückliche Idee, und eben auf die *Idee* kommt es ja dabei auch einzig und allein an, denn wo es sich blos um das Bezahlen handelt, da hat nur die Börse, nicht aber die Phantasie und Empfindung ein Verdienst.«

Der alte General fiel ein:

»Ich theile diese Ansicht vollkommen, und gerade deshalb hat mir die feine Huldigung gefallen, die irgend ein Unbekannter unserer Prinzeß Korona erweist.«

»Darf ich wissen, worin sie besteht?«

»Jeden Morgen, wenn die Prinzessin den Salon betritt, findet sie auf ihrem Tische ein Glas oder eine Vase, je nach Beschaffenheit, mit den schönsten und seltensten Blumen.«

»Der Urheber wird wohl nicht schwer zu errathen sein?«

»Und dennoch ist er unbekannt. Man schließt nur aus verschiedenen Gründen auf einen Schweizer Herrn, der in demselben Hotel ein einsiedlerisches Leben führt.«

»Das spricht für ihn, auch wenn er diese Vermuthung nur mit Unrecht auf sich gezogen hat.«

Hier mischte sich der Graf ein, und zwar mit einer Feindseligkeit in Blick und Ton, die durchaus nicht den sonst so weltgewandten und feinen Russen verrieth:

»Ich kann das nicht finden und habe mich bereits früher darüber ausgesprochen. Ein Mann von niederer Herkunft, wenn er auch vielleicht durch ein bürgerliches Gewerbe zu großem Reichthum gelangt ist, kann nie, ohne ein Verrückter oder Verbrecher zu sein, seine Augen zu einer Dame erheben, die so hoch und unerreichbar über ihm steht. Einer Dame aber huldigende Aufmerksamkeiten erweisen, heißt nichts Anderes, als sie zum Gegenstande seiner Wünsche erheben. Wagt nun der Niedriggeborne, seine Wünsche auf die Tochter eines hohen Hauses zu richten, so gebührt ihm entweder die Reitpeitsche für seine Unverschämtheit oder ein Platz im Irrenhaus für seinen Wahnsinn.«

Diese mehr heftige als logische Beweisführung brachte eine unangenehme Sensation hervor, denn alle Mitglieder der Gesellschaft fühlten, daß dergleichen Dinge in Gegenwart eines Mannes von bürgerlicher Herkunft nicht hätten geäußert werden sollen, wenn vielleicht auch einige die ausgesprochenen Ansichten mehr oder weniger theilten.

Die Fürstin sagte mißbilligend:

»Sie machen aus der Maus einen Elephanten, lieber Graf.«

»Und gehen,« setzte der General hinzu, »in einem Eifer, dessen Veranlassung ich nicht verstehe, viel zu weit.«

Mit feinem Lächeln nahm Vanhulsten, auf dem manche verstohlenen Blicke gehaftet hatten, das Wort:

»Ich glaube nicht, daß der Herr Graf zu weit gegangen sei oder übertrieben habe. Der wirklich *Niedrige* soll und darf nie seine Augen zum wahrhaft *Hohen* erheben, sei dies nun Macht oder Ruhm oder Ehre oder Schönheit; es wäre das eine Blasphemie oder eine Geistesstörung, und für beides, wo es auch immer vorkommen mag, paßt nach der Angabe des Herrn Grafen Züchtigung oder Einsperrung. Wer aber für das Hohe geboren ist, der soll und wird nach dem Hohen streben, gleichviel welchem Stande er angehört, wie sich ja viele Feldherren und selbst Regenten vom tiefsten Ausgangspunkt an emporgeschwungen haben.«

Heftig warf der Graf ein:

»Ich habe nicht an die Ausnahmefälle einzelner glücklicher Emporkömmlinge gedacht, sondern – –«

»Sehr richtig bemerkt!« fiel Vanhulsten ein und sprach nun so rasch, daß er keine Gelegenheit bot, wo er unterbrochen werden konnte: »Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihnen in's Wort falle, aber Sie haben vollkommen Recht, daß wir uns nicht bloß auf die einzelnen Emporkömmlinge zu berufen haben, die oft nur glückliche Abenteurer gewesen sind, sondern auf die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen. Wie wollten die dynastischen, wie die hocharistokratischen Familien entstanden sein, wenn ihre Gründer nicht durch ihren hohen Geist berechtigt gewesen wären, nach dem Hohen zu streben? Und auch darüber sind wir ohne Zweifel einverstanden, daß man selbst zu dem Unerreichbaren aufblicken mag, falls man sich nur darein ergiebt, es nicht bekommen zu können. Sonne, Mond und Sterne sind den Menschen wohl die allerunerreichbarsten Gegenstände, nichtsdestoweniger werden sie mit sehnsuchtsvoller Huldigung angeschaut, ja auch wohl förmlich angebetet, und sie würden, wenn sie Empfindung hätten, dies gewiß nicht übel nehmen, obgleich sie noch viel höher über allen Menschen stehen, als die vornehmste Dame über dem Bürgerlichen, der in Anerkennung ihrer Herrlichkeit ihr bescheidenes Blumenopfer spendet.«

Da er hier schwieg, so sagte der Graf gereizt:

»Sie wissen selbst am besten, mein Herr, daß wir keineswegs so einverstanden sind, wie Sie es darzustellen belieben.«

Aber Vanhulsten entgegnete wieder im Ton seiner Artigkeit, wenn freilich nicht ohne ironischen Anklang:

»Und sollten unsre Ansichten auch wirklich in einigen Punkten nicht ganz übereinstimmen, so wäre hier in Gegenwart der Damen kaum der rechte Ort zu einer gründlicheren Disputation, abgesehen davon, daß die Musik jede ernstere Unterhaltung stört. Ich erlaube mir vielmehr, Ihnen vorzuschlagen, daß wir in der benachbarten Schießbude einen kleinen Wettkampf im Pistolenschießen anstellen. Seine Excellenz, der Herr General, hat vielleicht die Güte, den Schiedsrichter abzugeben und zu entscheiden, wer die besten Schüsse gethan hat.«

Indem der General diesen Vorschlag lebhaft unterstützte, theils weil er die peinliche Unterhaltung abgebrochen wünschte, theils auch weil ihm Vanhulsten ein gewisses Interesse einflößte, und da noch zwei andere Herren sich erhoben, um dem Wettschießen zuzuschauen, so blieb für den Grafen kaum etwas Anderes übrig, als auf den Vorschlag einzugehn. Man trat demnach in die Bude, und der Kampf begann. Garaschnin war früher sein übler Schütze gewesen, indessen ein unregelmäßiges Leben hatte sein Auge weniger sicher, seinen Arm weniger fest gemacht, und noch dazu befand er sich augenblicklich in einer Aufregung, welche der Sicherheit im Schießen sehr im Wege stand. Vanhulsten's Auge war von unübertrefflicher Schärfe, seine Nerven und Muskeln waren wie von Stahl, seinem Blute gebot er durch eine ungeheure Willenskraft die nöthige Ruhe, außerdem besaß er eine seltene Uebung im Gebrauch der Pistole. Stolze Männer, die trotz ihres bürgerlichen Standes in Berührung mit der Aristokratie zu kommen die Aussicht haben, werden

selten verfehlen, sich eine möglichst vollkommene Führung der Waffen anzueignen. Die Schüsse des Grafen waren wechselnd, bald unter der Mittelmäßigkeit bleibend, bald sie um ein Weniges übertreffend, Vanhulsten aber that fast nur Meisterschüsse, so daß er den ungetheilten Beifall der Zuschauer erntete.

»Ich möchte Ihnen nicht als Gegner mit der Pistole in der Hand gegenüber stehen!« rief der General.

Vanhulsten erwiderte mit gewinnender Herzlichkeit:

»Vor einem solchen Gegner, der sich auf Schlachtfeldern bewährt hat, würde sich meine Waffe senken.«

»Sie haben sich ohne Zweifel bedeutend eingeschossen mit diesen Pistolen!« sagte Garaschnin mißmuthig.

»Eingeübt habe ich mich allerdings« – erwiderte Vanhulsten ruhig – »aber nicht mit diesen Pistolen, die übrigens ziemlich gut sind. Hätte ich *meine* Pistolen hier, auf die ich mich wirklich eingeschossen habe, so könnte ich den Herren einige artige Kunststückchen vormachen. Darüber aber sind Sie Alle gewiß mit mir einverstanden, daß auch die größte Fertigkeit im Gebrauch der Pistole oder in Führung des Degens keinen größern Werth hat, als jede andere Fertigkeit, die bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht ist, z. B. im Billardspiel, nur daß von jener unter Umständen ein wichtigerer Gebrauch zu machen ist. An und für sich zolle ich dem vorzüglichen Schachspieler eine größere Bewunderung, als dem vollkommensten Fechter oder Pistolenschützen. Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen ergebenst zu empfehlen.«

Die Uebrigen kehrten zu den Damen zurück, denen die niedergeschlagene Miene des Grafen den Ausfall des Wettstreits genugsam würde dargethan haben, wenn auch nicht die wortreiche Bewunderung des Generals und der andern Herren den Sieg Vanhulsten verkündete. Dieser aber wußte recht wohl, daß er von nun an einen sehr gefährlichen Feind in Garaschnin habe, und ließ demnach an Joseph die Weisung gelangen, durch die geeigneten Persönlichkeiten den Grafen so genau wie möglich zu überwachen. –

Des Nachmittags trat Korona mit Angelika einen Spaziergang zum ›Moorlager‹ an; der Kammerdiener der fürstlichen Familie folgte in einiger Entfernung nach. Man versteht unter jenem Namen eine Waldblöße, etwa eine halbe Stunde von Marienbad entfernt, durch einen sehr schönen Weg erreichbar und durch einige, obwohl unbedeutende, Anlagen verschönt. Vanhulsten hatte hier ein schönes Echo entdeckt und darnach seine Anstalten getroffen. Als die Wandelnden nicht mehr allzu fern von ihrem Ziele waren, kam von einem Seitenwege Joseph wie zufällig auf den Kammerdiener zu, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und wußte ihn leicht zu überreden, nach dem unfernen Wirthshause Schönau zu gehn und dort gemeinschaftlich eine Flasche Wein zu trinken. Statt dieses höchst unsichern Beschützers stellte sich unmittelbar vor dem Moorlager ein anderer ein, nämlich Vanhulsten. Der dargebotene Arm wurde von Korona nach kurzer Zögerung angenommen, während sie jedoch wie aus unwillkürlicher Anregung ihren Schleier tief über das

Gesicht fallen ließ, und Angelika zog sich in bescheidene Entfernung zurück.

Sowie das Paar den Eingang zu dem freien Raume betrat, wurden seine Schritte plötzlich gefesselt. Ganz in der Nähe ertönten aus dem Gebüsch einige Passagen eines Waldhorns, und als dasselbe dann plötzlich verstummte, tönnten dieselben Klänge fast vollständig aus dem gegenüberliegenden Walde als Echo zurück, und das Instrument führte auf diese Weise das ganze Stück durch, immer nach wenigen Takten innehaltend und jedes Mal vom Echo wiederholt. Die Wirkung war zauberhaft, zumal in dieser tiefen Einsamkeit des Waldes, von welcher ein günstiger Zufall jeden andern Zuhörer und – Zuschauer entfernt hielt. Vanhulsten und Korona standen wie festgebannt und horchten ohne Worte und fast ohne Athemzug den Tönen zu, besonders denen des Wiederhalls, welchen ein gewisses unmaterielles, fast überirdisches Wesen beiwohnte.

Als das Stück beendet war, flüsterte Korona, die sich unwillkürlich und unbewußt näher an ihren Begleiter angeschmiegt hatte:

»Etwas Schöneres kann es gar nicht geben, man fühlt sich ja fast ganz von der Erde entrückt!«

Vanhulsten erwiderte zärtlich:

»Und doch ist es nur ein Gruß, wie ihn die arme Erde ihrer himmlischen Tochter zu bringen vermag.«

Mit fast demüthiger Stimme bat Korona:

»O, schmeicheln Sie mir nicht, jetzt nicht; meine Seele fühlt sich so glücklich und doch zugleich so weich, als

wenn sie sich ihrer ganzen Unvollkommenheit erst recht bewußt würde.«

Und abermals begann die Musik, aber jetzt war es ein Quartett von vier Blechinstrumenten, das vortrefflich dirigirt wurde, so daß es immer an den passendsten Stellen der geheimnißvollen Stimme des Waldes Gelegenheit gab zu erwachen; die Jubeltöne der Freude wie die hinsterbenden Klänge der Wehmuth halten und verhallten wie ätherische Geisterlaute.

Wie die Musik schwieg, sprach Korona:

»Es ist fast zu viel, und das Herz kann es kaum länger ertragen.«

Da ihre Stimme vor innerer Bewegung zitterte, so konnte Vanhulsten dem Gelüste nicht widerstehen, mit seiner freien Hand den Schleier zurück zu schlagen und in das schöne Angesicht zu blicken, das von hoher Aufregung geröthet war, während in den Augen der feuchte Glanz glücklicher Rührung und süßer Sehnsucht schimmerte. Sie wußte nicht oder gestand sich selbst nicht, wie viel die Nähe des – *geliebten* Mannes zu ihrer tiefen Erregung beitrug. Jetzt traf ihr aufgeschlagener Blick in die seelenvollen trunkenen Augen Vanhulsten's und vermochte sich nicht wieder davon zu lösen, sondern blieb daran hängen wie von unsichtbaren Fäden gebunden. Die Seelen verstanden und vereinigten sich ohne Worte in diesem gegenseitigen Anichauen.

Endlich sagte Vanhulsten:

»Und fühlt sich Korona wirklich befriedigt von der kleinen Ueberraschung, die ich ihr bereitet?«

»Ach, Sie verschaffen mir dadurch die seligste Stunde meines Lebens. Wie kann und soll ich Ihnen danken?«

Mit immer stärker erwachender Liebesgluth sagte Vanhulsten: »Ich nehme mir selbst meinen Dank!« Und zugleich beugte er sich über sie und drückte einen Kuß auf das eine der feuchtschimmernden Augen, und dann auf das andere, und sog, wie eine Biene den Blüthennektar schlürft, das köstliche Naß ein, das mehr der Seele als dem Körper entquollen war. Und da sie es duldete, so preßte er einen heißen Kuß auf ihre schwellenden Lippen, indem sein Arm die schlanke Taille umfaßte und den süßen Leib näher an sich drückte. Einen Augenblick duldete sie auch diesen Kuß, ja sie erwiderte ihn zuletzt, aber dann erschrak sie und wand sich sanft aus der Umarmung so, indem sie den Schleier über das Gesicht zog, um die erwachte jungfräuliche Scham zu verbergen und die wirklichen Thränen, die nun unaufhaltsam hervorbrachen.

In diesem Augenblick begann die Musik wieder und überhob Beide der Veranlassung zu sprechen, aber als Vanhulsten, gleichsam um sich ihrer Verzeihung zu versichern, ihr den losgelassenen Arm bot, so legte sie den ihrigen wieder hinein, doch loser als vorher und ohne sich wieder so eng anzuschmiegen. So horchten sie still den Tönen zu, wenn auch ihre Seelen weniger damit beschäftigt waren, als mit den eigenen, mächtig fluthenden und wogenden Empfindungen.

Nach Beendigung des Stückes hörte man, wie die Musiker in ihrem Versteck die Instrumente zusammenpackten und sich entfernten, und Angelika, welche darauf rechnen konnte, daß der Kammerdiener nun bald wieder kommen würde, trat aus dem Seitenwege, in dem sie sich verloren hatte, mit einem leichten Räuspern hervor, um ihre Nähe zu verkündigen und an den Aufbruch zu mahnen. Da drückte Vanhulsten noch einmal den Arm der Geliebten an sich, und dann schieden sie ohne Worte des Abschiedes.

6. DIE ERLEUCHTUNG MARIENBAD'S.

Vanhulsten machte dem Bade-Kommissar einen Besuch und wurde mit der verbindlichsten Artigkeit empfangen. Er fragte sogleich nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeiten:

»Feiern wir nicht in drei Tagen den Namenstag des Kaisers?«

Die Frage wurde bejaht.

»Was meinen Sie, um die Festlichkeit des Tages zu erhöhen, zu einer großartigen Beleuchtung von Marienbad?«

»Das wäre eine süperbe Idee, auch ist etwas Aehnliches schon vorgekommen, nur darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Kosten sich zu hoch beliefen, um einen neuen Versuch zu machen, abgesehen davon, daß die Zeit zu kurz wäre, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

»Was zuerst die Kosten betrifft, Herr Kommissar, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, diese zu übernehmen.«

Höchst überrascht rief der Kommissar:

»Wie, sie wollten die Kosten übernehmen?«

»Allerdings, für die Erleuchtung sämtlicher Häuserfronten, sowie für die Beleuchtung aller passenden Punkte durch künstliche Flammen.«

»Aber was in aller Welt kann Sie zu einem Anerbieten von so enormer Tragweite und so außerordentlichem Umfang bestimmen?«

Immer seine vollständig gleichmäßige Ruhe beibehaltend, antwortete Vanhulsten:

»Ich stehe mit dem Hause Kornelis in Amsterdam in Beziehung, in wie naher, das kommt hier nicht in Betracht.«

Mit einer tiefen Verbeugung sagte der Kommissar:

»Das Haus Kornelis genießt die Achtung der Welt, steht auch in naher Beziehung zu unserem Finanzministerium.«

»Eben darum« – fuhr Vanhulsten fort – »will es mir passend scheinen, daß ein Mitglied des Hauses Kornelis, wenn es das Glück hat, in den kaiserlichen Staaten zu verweilen, seiner Verehrung für die kaiserliche Majestät einen angemessenen Ausdruck verschaffe. Nur habe ich die Bedingung dabei, daß weder des Hauses Kornelis noch des Namens, unter dem ich hier verweile, irgend eine Erwähnung in der Sache geschehe, sondern daß die

ganze Illumination als von der Bade-Direktion ausgehend bezeichnet werde.

»Ich muß gestehen, Herr Vanhulsten, Sie wissen Ihren Gefühlen für unsern Landesherrn einen um so höhern Werth zu verleihen, in eine je anspruchslosere Form Ihre Bescheidenheit dieselben kleidet.«

»Also im Ganzen und Allgemeinen darf ich die Sache als abgemacht betrachten?«

Auf einmal stutzte der Kommissar, denn es fiel ihm ein, daß die Sache in so kurzer Zeit, wenigstens wenn sie in großem Maßstab eingerichtet werden solle, nicht herzurichten sei, daß also das Anerbieten des Mitgliedes vom Hause Kornelis mehr nur eine wohlfeile Demonstration sein möchte. Er sagte daher in einiger Verlegenheit:

»Jeder Oesterreicher wird Ihnen für den guten Willen ebenso dankbar sein, als wenn die Ausführung wirklich erfolgt wäre, allein bei dem guten Willen wird es auch sein Bewenden haben müssen, denn wir haben hier so gut wie gar Nichts von den erforderlichen Vorräthen, und auch wenn wir nach Eger oder Pilsen sendeten, würden wir nicht Erhebliches erhalten, von den sonstigen Vorbereitungen nicht zu reden, die außerdem zu treffen wären.«

Sehr gleichmüthigen Tones entgegnete Vanhulsten:

»Wie ich aus einem vor kurzem erhaltenen Briefe ersehe, werden noch heute von Prag einige Wagen eintreffen, die auf meine Bestellung alles Nöthige enthalten und von einem hinreichenden Personal geübter Feuerwerker begleitet sind.«

»Da möchte man ja schwindlich im Kopfe werden!« rief der Kommissar.

»Außer den eigentlichen Feuerwerkskörpern« – fuhr Vanhulsten ruhig fort – »treffen alle Gerüste ein, die hier nur aufgeschlagen zu werden brauchen, sowie die nöthigen Lampions und eine hinreichende Masse von Kerzen, die an die Hauseigenthümer vertheilt werden mögen, um ihre Frontfenster zu illuminiren, denn ich wünschte nicht, daß die guten Marienbader durch mich zu Unkosten verleitet würden, die sie sich sonst nicht gemacht hätten. Auch finden sich einige leichte Böller dabei, für deren passende Aufstellung Sie gütigst Sorge tragen werden, um die nöthigen Signalschüsse geben zu können. Weil ich selbst ganz außer Betracht bleiben will, so habe ich die Bestellungen in Prag durch ein befreundetes Banquierhaus im Namen der Bade-Direktion machen und an eben dieselbe die Sendung adressiren lassen. Sie werden mich also sehr verpflichten, wenn Sie von Ankunft der Wagen an die Sache ganz in Ihre Hand nehmen. Alle Kosten, die z. B. aus der Verpflegung der Feuerwerker und aus den hier in Anspruch zu nehmenden Leistungen oder Lieferungen entspringen, bitte ich mir schließlich in runder Summe berechnet vorzulegen.«

»Und ich darf Nichts verrathen von dem großmüthigen Spender einer so außerordentlichen und höchst noblen Ueberraschung für Marienbad und seine Gäste?«

»Das war meine Bedingung, und ich muß dringend ersuchen, sie im strengsten Sinne zu erfüllen.«

»Es wird natürlich geschehen, da Sie so fest darauf bestehen, obwohl ich kaum zugeben sollte, daß Sie sich unserem Danke sowie auch dem der höchsten Behörden und der Anerkennung an allerhöchster Stelle selbst entziehen.«

»Ich bin nicht ohne alle Ansprüche, denn ich habe noch für einen besonderen Umstand Ihre Nachsicht aufzufordern, in einer andern Beziehung aber eine Bitte zu stellen.«

»O, stellen Sie meine bereitwilligste Dienstbeflissenheit nur auf eine recht große Probe, denn es würde mich glücklich machen, wenn ich Ihnen irgendwie meine unbegrenzte Hochachtung und unbedingte Ergebenheit bethätigen könnte.«

»Es versteht sich von selbst, daß der Namenszug des Kaisers die erste und wichtigste Stelle einnimmt, außerdem aber sollen Sie mir darin Nachsicht beweisen, daß Sie mir gestatten, den Buchstaben K. gleichfalls leuchten zu lassen.

»Ich verstehe: der Anfangsbuchstaben Ihrer Firma?«

Mit unmerklichem Lächeln erwiderte Vanhulsten:

»Das könnte wohl sein. Wie Sie dem Publikum den mysteriösen Buchstaben deuten wollen, das ist Ihre Sache. Also das wäre abgemacht?«

»Nun, das versteht sich von selbst! Man wird das K. einfach als Kaiser deuten. Hoffentlich wiegt Ihre Bitte etwas schwerer.«

»Sie besteht darin, daß Sie mir und meiner etwaigen Begleitung den Pavillon, der den Namen ›Alexandrinruhe‹ führt, mit seiner nächsten Umgebung reserviren. Ist das auch abgemacht?«

»Natürlich! Ich werde den Raum durch eine Postenkette unserer Gendarmerie umziehen lassen, gegen welche Sie nur das Wort ›Kornelis‹ auszusprechen brauchen.«

Nachdem so das Nöthige besprochen war, trennte man sich mit gegenseitiger Befriedigung.

Begreiflicher Weise gerieth ganz Marienbad in Aufregung bei der überraschenden Nachricht von der bevorstehenden Illumination, und es wurden die schmeichelhaftesten Aeüßerungen über die Direktion laut, welche so unerwartet ein höchst interessantes Schauspiel bereitete. An den wahren Urheber dachte natürlich Niemand, nicht einmal Korona. Während die Tage der Vorbereitung das gesammte Publikum in Spannung hielten, traf Vanhulsten nicht mit der Prinzessin zusammen, weil sie mit ihrer Mutter in die Kreise ihrer vornehmen Bekanntschaften gezogen war, er mußte sich also damit begnügen, sie flüchtig bei gelegentlichen Begegnungen zu sehen, und auch da mußte er sich sehr in Acht nehmen, weil der unvermeidliche Garaschnin in der Regel die Damen begleitete und nie verfehlte, mit mißtrauischem Argwohn seine

Blicke auf dem ›infamen Holländer‹ ruhen zu lassen. Vanhulsten mußte in sich hinein lächeln bei Betrachtung seines Gegners, da er benachrichtigt worden war, daß derselbe durch seinen Diener Versuche zur Bestechung des Hausknechtes im ›Schwarzen Adler‹ gemacht hatte, um über das Thun und Lassen des möglichen Nebenbuhlers in Kenntniß zu gelangen, und daß derselbe Diener außerdem beauftragt war, heimlich den Schritten des Gefürchteten zu folgen; Vanhulsten mußte darum lächeln, weil er nicht bloß seines Hausknechtes Wenzel ganz sicher war, sondern auch jenen Diener selbst von Joseph erkaufte, der demselben das Zehnfache seines Lohnes zahlte und ihn dadurch ganz zu seiner Verfügung hatte.

Die einzige Mittheilung in diesen Tagen bestand in den kleinen Briefen, die seit dem letzten Zusammensein am Moorlager sich unter den Blumen fanden; sie waren ohne Anrede und Unterschrift, aber sie enthielten warme Worte glühender Leidenschaft, und wenn auch keine Antworten auf sie erfolgten, so schienen sie doch stillschweigend aufgenommen zu werden. Eine Antwort glaubte auch Vanhulsten aus den Liedern heraus zu hören, die Korona in ihrem Salon bei geöffneten Balkonthüren sang, und deren schmelzende Töne der Liebende in seine durstige Brust gierig aufzog.

Bei einem Spaziergang glaubte Vanhulsten zu bemerken, daß Angelika ihm absichtlich in einiger Entfernung folge, indem er daher voraussetzte, daß sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe, bog er in einen einsamen

Seitengang und erwartete sie daselbst. Weil ein unmittelbarer Verkehr zwischen ihnen eigentlich gegen seine Anweisung verstieß, so empfing er sie ziemlich barsch mit den Worten:

»Sie haben mir Etwas in Beziehung auf die Prinzessin zu sagen?«

Sie antwortete demüthig:

»Nein, nicht in Beziehung auf die Prinzessin, sondern auf mich selbst. O, wenden Sie sich nicht ab und verschmähen Sie nicht den Dank eines armen Frauenzimmers, so tief dieses auch unter Ihnen stehen mag.«

»Was wollen Sie denn eigentlich von mir?«

»Ich erhielt einen Brief von meiner Schwester, worin sie mir meldet, daß eine Geldsendung mit dem Poststempel ›Marienbad‹ für die Mutter eingetroffen sei, ohne alle erklärenden Worte, eine Summe aber, welche doppelt übersteigt, was den Bedarf der Beiden für ein ganzes Jahr ausmacht. Ich weiß natürlich, von wem allein diese großmüthige Gabe herrühren kann.«

»Von der Fürstin ohne Zweifel.«

»Weder die Fürstin noch die Prinzessin kennen den Wohnort meiner Mutter, abgesehen davon, daß die Fürstin durchaus nicht freigebig ist, die Prinzessin aber bei ihrer Engelsingüte doch zu wenig Lebenskenntniß besitzt, um das Bedürfniß und die Noth der niedern Stände zu kennen.«

»So rührt die Sendung muthmaßlich von Herrn Nägli her.«

»Ach, ich weiß ja, daß er nur das Werkzeug Ihrer Hand ist, und zwar das bereitwilligste, das sich denken läßt. Könnte auch ich auf gleiche Weise Ihnen meine Ergebenheit beweisen!«

»Sie kommen durchaus Ihrer übernommenen Verpflichtung nach, das genügt.«

»Stellen Sie nur recht große Ansprüche an mich, ich widme Ihnen Alles: meine Dienste, mein Leben, selbst mein Gewissen. Obwohl ich es nicht gegen mein Gewissen halten kann, einem Bunde förderlich zu sein, der für einander geschaffene Seelen zusammenführt. Die Prinzessin – –«

Er unterbrach sie rauh:

»Kein Wort über die Prinzessin weiter, als in Bezug auf die Möglichkeit, sie morgen Abend bei der Illumination zu treffen.«

Angelika dachte einige Augenblicke nach, dann sprach sie mit niedergeschlagenen Augen:

»Ich habe zufällig eine Dame kennen gelernt, die im ›Strauß‹ am Kreuzbrunnen wohnt. Ich werde sie noch heute bitten, mich schriftlich einzuladen, daß ich von ihrem Zimmer aus die Illumination ansehen und die Musik hören, daß ich aber auch meine fürstlichen Damen mitbringen möge, wenn sie zu kommen geruhen. Ich werde der Fürstin den Brief vorlegen. Sie wird nicht mitgehen, denn – denn – sie unterliegt gelegentlich den etwas zu starken Wirkungen des Brunnens und bleibt dann lieber zu Hause. Sie wird es aber der Prinzessin Tochter nicht versagen, wenn diese darum bittet, und sie – – wird wohl

darum bitten. Es wird uns nur der Kammerdiener mitgegeben werden, um uns zu folgen, und der Kammerdiener – wird wohl – –«

»Beseitigt werden!« fiel Vanhulsten ein. »Die Sache ist also abgemacht. Die Prinzessin kleidet sich, wie es auch die Gelegenheit mit sich bringt, ganz einfach und sorgt besonders für eine Verhüllung des Kopfes. Sie gehen kurz vor neun Uhr aus dem Hause und treffen mich an dem ›Strauß‹, wo ich die weitere Führung übernehmen werde. Ihrer Bekannten sagen Sie natürlich übermorgen, Sie hätten keine Erlaubniß zum Ausgehen bekommen. Wird uns aber der Graf, Garaschnin keinen Strich durch die Rechnung machen?«

»Prinzessin Durchlaucht verstehen es vortrefflich, einen kleinen Zank mit dem Grafen herbeizuführen und sich dann zu weigern, ihn im Laufe des Tages wiederzusehen; das Mittel ist schon mit Erfolg angewandt worden und wird auch morgen wohl angewandt werden.«

»Gut. Leben Sie wohl bis morgen!«

Die von mancher Ungeduld herbeigesehnte Zeit war gekommen: die Illumination sollte beginnen. Tief verhüllt schritten Vanhulsten und Korona, Arm in Arm, die Jägerstraße hinauf, nur von der gleichfalls vermummten Angelika begleitet. Als sie die letzten Häuser hinter sich hatten und an den Wald traten, stellte sich ihnen eine Gestalt entgegen, die einen Mantel fest um sich gezogen hatte, aber dennoch an der schimmernden Kopfbedeckung als Mitglied der bewaffneten Macht kenntlich war, und sagte höflich leise:

»Entschuldigen Sie gütigst, aber dieser Raum ist für die Verfügung der Direktion reservirt.«

»Kornelis!« flüsterte Vanhulsten, und der Mann trat, die Hand zur Stirne bewegend, ehrfurchtsvoll zurück.

Sie befanden sich in dem Pavillon allein, da auch Angelika sich entfernte und auf eine einsame Bank zurückzog. Vor ihnen lag Marienbad, aber die hellen Häuserreihen und Gebäude schimmerten nur matt durch den völlig eingebrochenen Abend, der um so dunkler wurde, als der Himmel von einer leichten Wolkenhülle bedeckt war, und in Marienbad das Anzünden der Laternen nach höherer Anordnung unterblieb. Aber aus den Schatten des Thalkessels stieg ein verworrenes Gemurmel herauf, die zahlreich versammelten Menschen verkündend.

Eine mächtige Seelenaufregung hatte bis jetzt jede Unterhaltung der Beiden unterdrückt, aber um ihre Befangenheit zu beseitigen, versuchte Korona ein leichtes Gespräch zu beginnen, indem sie sagte:

»Der Zufall gefällt sich zuweilen darin, selbst den kindischsten Gedanken auszuführen.«

»Dann wäre freilich kein *Gedanke* ausgeführt. Aber welchen Zufall meinen Sie?«

»Wünschte ich nicht eine ähnliche Beleuchtung, wie wir sie jetzt zu erwarten haben? Und versprochen Sie mir nicht im Scherz eine solche? Nun hat ein merkwürdiger Zufall meinen Wunsch erfüllt und Ihr Wort gelöst, ich darf mir also auch wohl meinen Handschuh wieder ausbitten.«

»Das Versprechen war nicht im Scherz gemeint, und die Ausführung steht jetzt bevor.«

»Aber die Erleuchtung ist ja von der Bade-Direktion angeordnet.«

»Haben Sie denn wirklich gar keine Ahnung davon gehabt, daß ich mich dieses Vorwandes und der Direktion nur bediente, um kein unbequemes Aufsehn zu erregen?«

Korona war im höchsten Grade überrascht. Hätte etwa Graf Garaschnin etwas Aehnliches behauptet, so hätte sie es vielleicht für prahlerische Aufschneiderei gehalten, aber bei Vanhulsten kam ihr auch nicht entfernt ein solcher Gedanke; sie sagte daher mit dem Tone des größten Erstaunens:

»Also von *Ihnen* rührt die ganze Sache her?«

»Gewiß, und sie ist blos für Korona bestimmt, wenn ich auch die Andern nicht hindern kann, sich als Zuschauer zu betheiligen.«

»Aber welche rasende Verschwendung, um der flüchtigen Laune eines Mädchens zu genügen!

»Wenn das Mädchen eine Korona ist, so bleibt auch dies nur eine geringfügige Huldigung. Im ›Faust‹ heißt es:

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.«

Der Eindruck, den diese Worte voll beziehungsreicher Verfänglichkeit hervorrufen konnten, wurde abgeschnitten durch den dröhnenden Schall einiger Schüsse, deren

vielfacher Wiederhall sich in den Bergschluchten verlor. Zugleich zischten Raketen aus der Nähe des Kreuzbrunnens senkrecht in die Höhe, und bevor sie zerplatzend in rothglühende Sterne zersprühten, flogen gleichzeitig von den Höhen des Kreuzbergs, der Hirtenruh und des Friedrich-Wilhelms-Pavillons andere Raketen in schräger Richtung empor, so daß ihre zerstiebenden Funken gleichsam ein Sternendach über Marienbad ausbreiteten. Kaum waren die letzten Funken verglüht, als geräuschlos ein weißes Licht wie ein verzehnfachter Mondschein den Säulenwald des Kreuzbrunnens, die imposante Masse der Kirche und die lange Façade des neuen Badehauses in die wundersamste Beleuchtung versetzte; die einfallende Musik der Kapelle vermochte kaum den Beifallsausruf der Menge zu verdecken. Als dieser Glanz in sich selbst zusammensank und erlosch, begann eine Reihe der üblichen Feuerwerkskünste auf dem Rasen des Mittelparks und zog die schaulustige Menge dorthin, die sich auf den mannichfachen Wegen vertheilte. Diese Zeit wurde von zahlreichen Händen benutzt, um theils die Vorderseiten der vorher bezeichneten und mancher andern hervorragenden Gebäude durch Lämpchen zu erleuchten, theils die Promenade mittelst verschiedenfarbiger Laternen in Tageshelle zu versetzen, theils die Kerzen anzuzünden, welche hinter den Fenstern der Häuser angebracht waren. So breitete sich ein Meer von Licht über den Thal-kessel aus, und nun trat auch die wogende Menge als

Belebung des zauberhaften Bildes deutlich hervor. Manche Hauseigenthümer hatten aus freien Stücken Transparente und andre Beleuchtungsverzierungen angebracht, wodurch der Glanz des Ganzen noch vermehrt wurde. Abermals aufsteigende Raketen und eine Anzahl von Böllerschüssen kündigten den Schluß der ersten Abtheilung an.

»Nun, wie gefällt Ihnen Ihr Feuerwerk?« flüsterte Vanhulsten.

»Es ist außerordentlich wie Alles, was von Ihnen herkommt. Aber ich möchte fast traurig werden bei all der glänzenden Herrlichkeit.«

»Und warum, holdeste aller Prinzessinnen?«

»Wenn Sie nun für die ungeheure Summe, welche dieses köstliche aber rasch hinschwindende Schauspiel in Anspruch nimmt, Kleidung für Dürftige und Nahrung für Hungrige gekauft hätten: wäre es nicht besser gewesen?«

Die Stirne Vanhulsten's kräuselte sich leicht, doch antwortete er mild:

»Ich habe schon manche Tausende zu sogenannten guten Werken hingegeben und weiß nicht, ob ich Dank, geschweige denn ob ich Segen damit hervorgerufen habe. Es muß mir vergönnt sein, jede beliebige Summe hinzugeben, um derjenigen Freude zu machen, die ich über Alles verehere, und eben nur durch *ihre* Freude mir die höchste Befriedigung zu gewähren.«

Korona sagte weich:

»Wenn ich mich wirklich an den Gedanken gewöhnen soll, daß alle diese Pracht und Herrlichkeit um meinetwillen hervorgerufen ist, so spreche ich gern ihrem Geber meinen innigsten Dank aus und gebe ihm die Versicherung, daß er mir einen ebenso außerordentlichen als unvergeßlichen Genuß bereitet hat.«

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, indem Beide scheinbar der Musik zuhörten, welche die Zwischenzeit ausfüllte. Vanhulsten mußte sich gestehen, daß die Wirkung der einfachen Musikstücke, die er am Moorlager veranstaltet hatte, eine viel mächtigere auf seine schöne Begleiterin, ja nicht weniger auf ihn selbst gewesen war, als das heutige prunkvolle Schauspiel hervorzubringen vermochte; er fühlte sich in diesem Augenblick von der Fürstentochter, obgleich er ihr ein wahrhaft fürstliches Opfer brachte, ferner wie damals, und er hätte jetzt kaum gewagt, die Schranke gegen sie zu durchbrechen, was ihm damals so leicht schien. Aber die menschlichen Stimmungen sind unberechenbar, und in dem wirklichen Erfolg eines beabsichtigten Eindrucks auf ein so launenhaftes Ding, wie der Menscheng Geist ist, irrt sich auch der geübteste Menschenkenner.

Die Schüsse und die von der Tiefe aufsteigenden Raketen verkündeten einen neuen Akt. Darauf wurden alle Gebäude, deren architektonische Verhältnisse dazu geeignet waren, von hellrothen Flammen beleuchtet, und obwohl dadurch die Wirkung nicht wieder erzielt werden konnte wie vorher, wo alles Uebrige dunkel war, so nahm

sich doch die andersfarbige Beleuchtung gegen den gelben Lichterglanz der Häuserreihen eigenthümlich und interessant aus.

»Wie gefällt Ihnen dieses?« fragte Vanhulsten.

»Es frappirt mehr, als es eigentlich befriedigt. Ich muß überhaupt gestehen, so kindisch das auch sein mag, daß die Raketen mir am allerbesten gefallen: das rasche Aufsteigen reißt den Geist mit empor bis zu der schwindelnden Höhe, und dann hör' ich droben in der Luft das Verpuffen ebenso gern, wie ich den verglimmenden Sternchen und den fallenden Funken nachschaue. Aber da steigen ja wieder meine Lieblinge – und wie prächtig! – von jenem Berge empor.«

Vom Gipfel der Friedrich-Wilhelms-Höhe schwangen sich die feurigen Funken zahlreich und in rascher Folge zum dunklen Nachthimmel empor, die allgemeine Aufmerksamkeit nach diesem Punkte richtend. Als sie diesen Zweck erreicht hatten, flammten plötzlich die Namenszüge des Kaisers vor dem Pavillon unmittelbar am Rand des Abhangs in kolossalen Verhältnissen und in den prachtvollsten Farben, darüber schwebte eine ebenso kolossale Kaiserkrone. Zugleich ertönten die Böllerschüsse wie salutirend; von der Hirtenruh, dem Kreuzberg und aus der Tiefe flogen Raketen über Raketen in leichten Bogen nach dem Namen des Landesherrn hin, als wollten sie ihre Huldigung darbringen; aus dem verhallenden Echo

der Schüsse und aus dem Verknattern der Raketen lösten sich siegreich majestätische Töne so, indem die Kapelle die österreichische National-Hymne spielte; ein allgemeiner Jubelton der Begeisterung stieg von den Menschenmassen empor, ging aber bald in den Gesang über, in welchen Alle einfielen, denen die Liedesworte bekannt waren.

Auch Korona wurde wärmer, als wenn der Begeisterungsjubel durch die Atmosphäre sich mittheilend sie angesteckt hätte, sie klatschte in die Hände und rief:

»O wie prächtig, o wie köstlich!«

Vanhulsten fühlte bei diesem Ausbruch der Freude eine größere Befriedigung, als er bisher empfunden hatte, und zugleich eine Ermuthigung, denn er wagte nun, den Arm um Korona zu legen und sie sanft an sich zu drücken; darauf fing er spielend eine der kleinen Hände und ließ sie von nun an nicht wieder los.

Nachdem der Namenszug erloschen war, folgten wieder Darstellungen der Feuerwerkskunst in der Parknähe, bis der Schluß auch dieses Abschnittes auf die frühere Weise bezeichnet wurde.

»Ist es nun vorbei?« fragte Korona mit klagender Stimme.

»Noch nicht, noch fehlt die Krone des Ganzen, meiner herrlichen Korona besonders gewidmet.«

»Was könnte noch übrig sein nach dem, was wir eben gesehen haben?«

»Wir wollen es abwarten. Aber wie sehr gereicht es mir zur Genugthuung, daß Sie befriedigt scheinen!«

»O, ich bin überglücklich! Und ich bin um so glücklicher, da ich allein *dem* dankbar zu sein vermag, welcher der Urheber meiner und der allgemeinen Freude ist. Die Unwissenden da unten sind alle im Irrthum, denn nicht wahr: ich bin die Einzige, die den Zusammenhang kennt?«

Lächelnd antwortete Vanhulsten:

»Allerdings, wenn man nicht etwa den Bade-Kommissar ausnehmen muß.«

»Aber der weiß doch nicht *Alles*?«

»O behüte! Er glaubt, daß ich nur aus Ergebenheit für sein Kaiserhaus gehandelt habe.«

»Sie wunderbarer Mann! Sie unterwerfen alle Menschen Ihrem Willen; selbst die stille Angelika scheint immer nur zu handeln, wie Sie es wünschen, und so machen Sie sich Jeden zu eigen.«

»Jeden? Auch die theure Korona?«

»Korona dürfte es wenigstens nicht eingestehen, denn ich glaube, Sie *täuschen* auch Alle. Ist es wahr, böser Mann: täuschen Sie uns *Alle*?«

»Nein, *eine* gewiß nicht, und wenn ich wirklich die Andern täuschen muß, so geschieht es nur um der *Einen* willen.«

Er drückte dabei die Hand, die er noch immer fest hielt, an sein Herz, und als sie zu ihm aufblickte, schimmerte genug von dem Lichterglanz Marienbad's herüber, um in seinen schönen Zügen den Ausdruck der Liebe und Treue erkennen zu können.

Doch nun kündigte sich der dritte Akt durch Schüsse an. Diesmal flogen die Raketen vor der Hirtenruh auf, und als alle Blicke dahin gerichtet waren, da begann auf dem flachen Dache des dortigen Belvedere ein riesiges ›K.« in weißgelbem Feuer zu brennen, darüber eine kleine Krone und ringsumher eine Glorie in derselben Farbe. Gleichzeitig wurde der Pavillon der Friedrich-Wilhelms-Höhe, das Kreuz auf dem Kreuzberg, jedes andre Gebäude, das früher schon beleuchtet gewesen war, durch ähnliche Flammen erleuchtet, die Gebüsche aber um alle die erleuchteten Punkte sowie die Baumgruppen des Mittelpark flammten auf in einer dunkelrothen Gluth, zugleich sprühten zahllose Raketen von allen Seiten nach der Hirtenruh hin, und die Musik fiel mit ihren Tönen ein, die zugleich großartig-ernst und froh-triumphirend über die entzückte Menge hinauschten.

Auf das ›K.« hinweisend sagte Vanhulsten:

»Das ist die Krone des Ganzen, das ist die eigentliche Huldigung für *Korona!*«

Ueberwältigt schmiegte sie sich enger an ihn und sagte mit zitternder Stimme:

»Erkennen Sie in meiner Rührung meinen Dank!«

»Ich wage mir einen andern zu rauben!« sagte er glühend und suchte mit seinen Lippen ihren Mund und küßte ihn heiß, sie aber erwiederte den Kuß ebenso innig, denn sie hatte alle Herrschaft über sich verloren, sie war wirklich sein eigen, zwar nicht erst von diesem Augenblicke an, aber doch jetzt so ganz ihm hingegeben, daß

ihm Nichts mehr hätte versagen können. Vanhulsten fühlte an dem Erzittern der zarten Gestalt, daß sie zusammenbreche unter dem Nehmen und Geben des Liebeskusses, von dem sie doch nicht abließ, gleich als wolle sie sterben in dieser Wonne, er brach daher zuerst ab und richtete die Schwankende mit starkem Arm wieder auf. Die rothen Flammen begannen zu erlöschen, aber der Buchstabe von Korona's Namen flammte noch in unverminderter Schönheit, und die Blicke der beiden Glücklichen richteten sich wieder darauf hin.

»Der Name,« – sagte Vanhulsten – »den jener flammende Buchstaben bedeutet, wird in meinem Herzen leben, so lang es schlägt, und ewig den ersten Platz darin behaupten.«

»Aber nun fängt er an zu verlöschen!« sagte Korona fast traurig.

»Wie alles vergängliche Werk von Menschenhand,« – erwiederte Vanhulsten fest – »aber die Gefühle sind unvergänglich. Doch wir müssen für heute scheiden. Morgen oder übermorgen aber müssen wir durchaus eine ungestörte Stunde haben, denn ich habe Ihnen nun Vieles zu sagen.«

7. AUF DER PAULINENHÖHE.

Erst am zweiten Tage gelang eine Zusammenkunft. Es war mit den Bekannten eine Fahrt nach dem Stift Tepl verabredet worden, unmittelbar vorher aber, ehe man einsteigen wollte, gab Korona vor, von so heftigen Kopfschmerzen befallen zu sein, daß sie zum Zurückbleiben

genöthigt würde. Die Fürstin ließ sie also unter Angelika's Obhut zurück, und Garaschnin mußte darauf verzichten, seine Reiterkünste zeigen zu können, indem er neben dem Wagen seiner gefeierten Dame herritte. Kaum waren Wagen und Reiter verschwunden, so brachen Korona und Angelika auf und gingen nach dem Jägerhause, von da nach kurzem Verweilen zur Richardshöhe, und dort trafen sie Vanhulsten.

Nach den ersten Begrüßungsworten fragte er:

»Würde es Sie wohl ermüden, wenn Sie noch ein Halbstündchen weiter durch den Wald gingen? Es giebt da noch ein Belvedere, ›Paulinenhöhe‹ genannt, das fast nie von Badegästen besucht wird, weil sie die verschlungenen Waldpfade nicht kennen; dort können wir ruhig und ungestört weilen, während hier beständig Besucher ab- und zuströmen. Auch ist der Weg dorthin reizend, und oft gewährt er den Anblick von Hirschen oder Rehen.«

Korona erklärte sich begeistert für den Weg zur Paulinenhöhe. Abgesehen von den Vortheilen, die sie sich davon für ihre Herzensneigung versprechen konnte, war sie auch kindlich genug, sich auf die Hirsche und Rehe recht innig zu freuen. Sie hing sich demnach an Vanhulsten's Arm, und die Wanderung wurde angetreten. Theils die nöthige Aufmerksamkeit, welche Vanhulsten auf den Weg verwenden mußte, theils die Bewunderung des schönen Waldes, theils endlich die spähende Umschau nach dem Wilde: das Alles ließ keine zusammenhängende Unterredung zu Stande kommen, zumal da

sich wirklich, bald ferner, bald näher, ein stattlicher Edelhirsch, einige Damhirsche, worunter ganz weiße, und ein Reh erblicken ließen. Dennoch erfuhr Vanhulsten einige Nachrichten, die ihn in eine gewisse Unruhe versetzten.

Es war gestern ein Brief angelangt, der die Ankunft des Fürsten Rumonowski für die nächsten Tage in Aussicht stellte. Korona's Aeufferungen ließen errathen, daß ihr Vater ein eben so stolzer, als leidenschaftlicher und strenger Mann sei, der zwar der Außenwelt die ruhige und glatte Oberfläche zeige, in seiner Familie aber und gegen die Dienerschaft oft seine stürmische und gefährliche Natur zum Vorschein kommen lasse; die Tochter fürchtete offenbar den Vater mehr, als sie ihn liebte, und wenn sie seiner nahen Ankunft gedachte, so schien sich ihres sonst so arglosen und unbefangenen Gemüths, das gewöhnlich nur um die Blüthen des Augenblicks schwebte und Honig aus ihnen zog, eine ernste Stimmung zu bemächtigen, hervorgerufen durch die Ahnung, daß ihrem Verhältniß zu Vanhulsten eine drohende Gefahr bevorstehe.

Die zweite Mittheilung bestand darin, daß ihre Gesellschaftsdame wieder so weit genesen sei, um in kurzer Zeit vom Arzte die Erlaubniß zum Ausgehn zu erhalten. So erwünscht die Begleitung der nur allzu nachsichtigen Angelika gewesen war, so sehr wurde die strenge Beaufsichtigung der anderen Dame gefürchtet, und als Korona die Vermuthung aussprach, daß dann an solche Zusammenkünfte wie die heutige nicht mehr zu denken sei, traten die hellen Thränen in ihre schönen Augen.

Man langte auf der Paulinenhöhe an, und die Lieblichkeit des Ortes ließ alle andern Gedanken für den Augenblick zurücktreten. Die Aussicht von diesem Standorte aus unterscheidet sich von jeder andern der Umgegend dadurch, daß man nach Westen hin, über den Vordergrund dunkler Wälder und hellgrüner Anger weg, das Königswarther Thal der Länge nach bis Eger hin überschaut, während im Hintergrund die blauen Höhen des Fichtelgebirges die Fernsicht schließen. Als man sich genug an der Gegend gefreut hatte, zog sich Angelika unter einen entfernten Baum zurück, um dort in einem mitgebrachten Buche zu lesen, Vanhulsten aber führte Korona in die hölzerne Bretterlaube und nahm da mit ihr Platz. Einige Augenblicke sah er mit gedankenvollem Ernst vor sich hin, so daß Korona fragend zu ihm aufschaute, dann begann er:

»Also wäre es heut' vielleicht zum letzten Male, daß wir uns ohne Zeugen sehen und sprechen können.«

Korona wurde blaß. Die Möglichkeit, daß dem bisherigen Verhältniß eine Störung bevorstände, hatte, wie bereit gesagt worden, ihr vorgeschwebt, dennoch aber trat die ganze Erschrecklichkeit des Gedankens erst nun, wo er ausgesprochen wurde, vor ihre Seele. Vielleicht hatte sie auch ein unbegrenztes Zutrauen zu Vanhulsten gefaßt, vor dessen erfinderischem Geist und unerschöpflichen Mitteln sie bisher alle Schwierigkeiten sich ebenen sah, weshalb es ihm auch möglich sein konnte, trotz des gefürchteten Vaters und der scharfsichtigen Gesellschafterin mit ihr in Verbindung zu bleiben. Nun aber sprach

er selbst die Befürchtung aus, vor der sie als ein banges Mädchen bisher die Augen geschlossen hatte. Mit einem Festhalten an einem Rest von Hoffnung sagte sie leise und unsicher:

»Das würde mich ungemein betrüben, aber ich glaubte beinah, Ihnen sei Alles möglich.«

»Ich kann eher Eisen brechen als Vorurtheile, und Sie können den Augen einer strengen Aufseherin nicht entziehen, was von Fräulein Scharpe in meinem Interesse geduldet wurde.«

Zögernd und schüchtern fragte Korona:

»Haben Sie denn gar keine Aussicht, sich mit meinem Vater zu – – befreunden, oder vielmehr zu – – verständigen? Es scheinen Ihnen ja so viele Mittel zu Gebote zu stehn.«

Mit strengem Ernst erwiderte er:

»Ich gebiete allerdings über Millionen, und ich könnte für mein Geld mehr Tausende von ›Seelen‹ erkaufen, als Ihr Vater deren Hunderte besitzt, aber ich bin und bleibe ein Bürgerlicher, zu dem die Fürsten dieser Erde zwar ihre Zuflucht nehmen, um Anlehen zu machen, den sie aber nie als ihres Gleichen ansehen.«

»Doch können Sie leicht mit Ihrem Gelde den Adel erkaufen!« meinte Korona mit jener Hast, womit man einen für glücklich gehaltenen Einfall vorzubringen pflegt.

»Das würde mir Nichts helfen,« – entgegnete Vanhulsten finster – »es würde mir vielleicht die Gesellschaftsäle Ihres Vaters öffnen, aber nicht die Möglichkeit verschaffen, mich um die Hand seiner Tochter zu bewerben.«

»So wäre Alles aus und vorbei?« klagte Korona, indem ihre Augen voll Thränen standen.

»Es ist Alles aus und vorbei, insoweit unsere Lage von den äußern Verhältnissen abhängt. Aber wenn wir uns auf uns selbst verlassen dürfen, wenn wir in unserem Herzen den Willen, in unserem Geiste die Kraft finden, so ist nicht Alles aus und vorbei, so vermögen wir uns selbst zu helfen.«

Sie schaute ängstlich fragend zu ihm auf.

Er fuhr fort:

»Um über uns selbst in's Klare zu kommen, um genau zu erfahren, was wir wollen, um es auch zu können, müssen wir offen mit einander reden. Meine Empfindungen für Sie können Ihnen nicht zweifelhaft sein, Korona. Ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt, wo ich Sie sah.«

Korona blickte ihn an mit einem Strahl inniger Freude, die siegreich durch die schimmernde Thräne brach. Sie hatte es längst geahnt, sie hatte es zuletzt gewußt, daß er sie liebe, aber er hatte es doch noch nie vollständig und klar gesagt. Nun sprach er die Worte aus, die sie freilich lieber während der Musik am Moorlager oder während des Feuerwerks auf der Alerandrinenuhe vernommen hätte, als jetzt in diesem ernstesten Augenblick

und mit so ernstem Tone vorgebracht, aber ihr Ohr sog sie dennoch mit dem Glücke der Befriedigung ein.

Vanhulsten wurde von Woneschauern durchrieselt, als er in das holde Angesicht sah, auf welchem das Purpurroth der Freude über die vorige Blässe des sorgenden Kammers siegte, als er in die Augen blickte, in denen der Jubel der Seele durch die Thränen hindurch lächelte. Er hatte seinen Geist gesammelt zu allem Ernst, den die wichtigste und folgenreichste Unterredung seines Lebens erforderte, aber nun schmolz sein Ernst vor dieser Holdseligkeit, und er fuhr sanft und weich fort:

»Und nicht wahr, meine Korona, Sie haben meine Liebe bald genug errathen?«

Sie sah ihn innig an und antwortete mit einem Tone, der tief aus dem Herzen kam:

»Das habe ich wohl, aber ich habe *meine* Liebe noch früher verstanden, eh' ich die *Ihrige* errieth.«

Er öffnete glückberauscht seine Arme, und sie sank hinein, er drückte sie an seine Brust, und sie blieb daran ruhen wie ein Kind in der Umarmung des Vaters, er küßte ihren reizenden Mund, und sie tauschten Kuß um Kuß. In diesem stürmischen Wechsel der Liebkosungen fühlte sie sich ganz glücklich und selig, die Gewölke der Sorge und Gefahr waren rasch weggezogen, und die Sonne ihres Lebens schien ungetrübt auf sie herab. So fand sie auch zuerst Worte zu süßem Liebesgeplauder, denn sich zurücklehnend in seinem Arm und zu ihm aufblickend, sagte sie:

»Ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß sobald nach unserer Bekanntschaft alle meine Gedanken sich nur mit Ihnen beschäftigten; ich habe mich auch bei mir selbst anklagen müssen, weil ich unwahr gegen meine gute Mutter und andere Leute sein mußte, um Sie zu sehen; vor Allem habe ich mich geschämt, daß ich mich in meiner Schwäche so bald dem geliebten Manne hingeeben, während vielleicht jede Andere ihre Gefühle besser zu verdecken gewußt hätte: aber ich kann Nichts von allem dem aufrichtig bereuen, und wenn es sich ebenso noch einmal wiederholte, so weiß ich sicher, ich würde nicht anders thun. Was ist ein schwaches Mädchen dem starken, dem einzig geliebten Manne gegenüber? Wenn Sie nur nicht zu gering von mir denken, weil ich so schwach mich gezeigt habe!«

»Meine Geliebte, meine Angebetete, es hätte mich ja unendlich unglücklich gemacht, wenn ich hätte fürchten müssen, in meiner Liebeswerbung zurückgewiesen zu werden. Wir wollen uns hoffentlich noch tausend Mal der einzelnen Momente erinnern, wie unsere Liebe entstand und wuchs, wir werden uns immer wieder daran erfreuen, daß unsere Gefühle sich so rasch begegneten, weil es unser Beider Lebensaufgabe ist, uns zu lieben. Aber wir müssen jetzt die Zukunft in's Auge fassen. Da wir wissen, daß wir uns lieben, so müssen wir uns auch angehören, unzertrennlich, ewig – nicht wahr, Korona?«

»Trennung wäre Tod, Verlust Ihrer Liebe schlimmer als Tod!« rief sie leidenschaftlich.

»So willigen Sie ein, die Meinige zu werden, ganz und gar mit Seele und Leib, für alle Zeit?«

Eine stürmische Umarmung war die Antwort.

Sich zu ihrem Ohre beugend, sagte Vanhulsten leise, aber nachdrücklich und langsam:

»Dann müssen Sie sich entschließen, Korona, *Ihre Eltern zu verlassen* und *mir zu folgen*.

Mit einem jähen Aufschrei flog sie aus seinen Armen empor:

»Meine Eltern verlassen? ohne ihr Wissen? ohne ihre Einwilligung?«

Zarter Theilnahme voll sagte er sanft:

»Es ist leider nicht anders. Ich gäbe mein Vermögen darum, wenn ich damit die Einwilligung Ihrer Eltern erkaufen könnte, um Ihnen diese schwere Entscheidung zu ersparen. Aber Ihre Eltern werden *nie* in unsre Verbindung willigen, wenn also *wir* una nicht für immer trennen sollen, so müaaen Sie sich von Ihren Eltern trennen.«

Ihr Gesicht war wieder vollkommen erbleicht, ihre Züge wurden starr, ihre Augen irrten fast wild hin und her.

»Nein,« – rief sie – »meine Eltern kann ich so nicht verlassen!«

»Korona« – sagte Vanhulsten mild – »ich fühle ganz die Größe des Opfers, das Sie mir zu bringen haben, wenn wir wirklich einander gehören wollen. Nicht, als wenn ich nicht auch ein Opfer zu bringen hätte! Ich habe der verhüllten Zukunft den Schleier weggeschoben und ihr scharf in's ernste Angesicht geschaut. *Sie erringen*, ist das höchste Glück meines Lebens, das einzige, nach dem ich

trachte; *Sie besitzen*, kann nur durch den vollständigen Bruch mit allen meinen Lebensverhältnissen erkaufte werden. Bin ich auch reicher wie Ihr Vater, so ist er doch weit mächtiger, es steht ihm ein großer Theil der Macht seines Kaisers zu Gebote, er kann über einen Theil der Macht aller Staaten verfügen, mit denen sein Kaiser verbündet ist. Ich kann nicht daran denken, in meiner Heimath mit Ihnen als meiner Gattin zu wohnen, denn ich würde mich nicht lange Ihres ungestörten Besitzes erfreuen, ich kann nicht darauf rechnen, in irgend einer Stadt Europa's mit Ihnen mich nieder zu lassen, denn die Späher Ihres Vaters würden mich auskundschaften und seine Verfolgungen mich erreichen, ich muß also verzichten auf alle äußerlichen Vortheile, die sonst meine Lage bietet, ich muß alle Fäden zerreißen, die mich bisher an das Leben knüpften. Aber was wollen diese Dinge sagen gegen das Glück, das ich damit umtausche? Ich weiß den beiderseitigen Werth genau zu schätzen, und ich besinne mich keinen Augenblick, das Kleinere für das Größere, das Unwesentliche für das Wesentliche hinzugeben. Dagegen fühle ich vollkommen, wie viel größer das Opfer ist, das die Tochter zu bringen hat, wenn sie dem Mann ihrer Wahl zu Liebe ihre Eltern aufgeben soll. Der Gedanke daran, daß ich Ihnen, theure Korona, einmal diese Frage vorlegen mußte, war von Anfang an der Stachel, der sich in meine sehnsüchtige Liebe bohrte, er war der bittere Tropfen, der sich in den süßen Trank meines Glückes mischte, als ich an die Erwidderung meiner Liebe glauben durfte.«

Korona hatte diesen Worten anfangs in ihrer großen Aufregung nur mit getheilter Aufmerksamkeit zugehört, nach und nach hatte sie sich zwar mehr gesammelt, aber als Vanhulsten schwieg, drückte sie sich fest an ihn, barg ihr Haupt an seiner Brust und sagte schluchzend:

»Ich glaube nimmer, daß ich Ihnen ohne die Einwilligung meiner Eltern folgen kann.«

Das enge Anschmiegen des schönsten weiblichen Wesens, die körperliche Berührung der weichen schwellenden Formen, das siegreiche Bewußtsein ihrer widerstandlosen Hingebung – – wäre Vanhulsten wohl ein *Mann* gewesen, wenn ihm das Alles nicht eine große Gefahr nahe gerückt hätte? Die Gefahr des Gedankens, daß Korona, wenn sie ihm ohne Einwilligung der Eltern nicht *folgen* wollte, ihm doch vielleicht ohne diese Einwilligung *gehören* könnte? Aber er umkleidete seine Brust mit dem Panzer des tugendhaften Stolzes, er rief sich die hundertfach gefaßten Entschlüsse zurück, daß er Korona als seine *Gattin* besitzen, oder in dem Streben nach diesem Ziele untergehen wolle.

Er sagte:

»Die Eltern werden meiner Korona einen andern Gemahl aufnöthigen.«

Sie horchte auf, von dieser neuen Gedankenreihe erfaßt.

»Oder glauben Sie,« – fuhr er fort – »daß Sie dem Willen Ihres Vaters werden widerstehen können, wenn er verlangt, daß Sie dem Manne *seiner* Wahl die Hand reichen?«

Sie schüttelte traurig das Haupt, das sie aufmerksam in die Höhe gerichtet hatte.

»Es scheint sogar, als sei seine Wahl schon getroffen, und Graf Garaschnin sei der Erkorne.«

Sie bebte in heftigem Schreck zusammen.

»Wollen Sie die Gattin des Grafen werden?«

»Niemals! Unmöglich!« rief sie leidenschaftlich, dann brach sie in Thränen aus und barg ihren Kopf wieder an seiner Brust.

»Und dennoch werden Sie sich in dieses Schicksal ergeben müssen, und die herrlichste aller Jungfrauen wird ihr Leben mit diesem abgelebten Wüstling, diesem falschen Spieler, diesem tückischen Menschen zu theilen haben. Wer kann Sie davor retten?«

»*Sie, Sie!*« rief Korona, sich an ihm emporrichtend, seinen Hals umklammernd und sich wie ein flehendes Kind daran hängend:

»Sie können, Sie müssen mich vor diesem schrecklichen Schicksal retten, ich folge Ihnen, wohin Sie mich führen.«

Er suchte sie durch sanfte Liebkosungen zu beruhigen, und es gelang ihm auch. Als sie wieder still an seinem Herzen lag, und nur noch einzelne Thränen über ihre Wangen rollten, da hob er wieder an:

»Sie haben ein inhaltschweres Wort gesprochen, Korona, ein Wort, das mein Lebensglück sichert, das Ihrige hoffentlich begründet, aber dennoch will ich es nicht sogleich in Anspruch nehmen, weil es vielleicht nur in Aufregung und Uebereilung gesprochen wurde. Darum

überlegen Sie es sich wohl, Korona, überlegen Sie es sich lieber bis morgen, und theilen Sie mir dann erst Ihre Entscheidung mit.«

Aber Korona war wie umgewandelt, nachdem sie einmal das verhängnißvolle Wort ausgesprochen hatte. Nachdem ein entscheidender muthiger Schritt bei dem Schreckbild, vor dem sie bis dahin zurückbebte, vorbei gethan war, so wichen nun auch alle Bedenken, und sie würde den jetzt einmal eingeschlagenen Weg vielleicht entschiedener verfolgt haben, als selbst Vanhulsten, falls dieser etwa in schwankendes Zögern verfallen wäre. Sie trocknete sich die Thränen ab und schaute den Freund klar an. Es war jedoch nicht mehr dieselbe Korona, die ihn sonst anschaute, nicht mehr das kindliche Wesen, in dessen Gesicht wie auf einer glatten Wasserfläche jeder Eindruck sich wiederspiegelte, um gleich darauf einem andern zu weichen: die innern Kämpfe der letzten Stunde hatten die Jungfrau auch geistig gereift, und sie sprach zwar ernst, aber doch voll frohen Muthes:

»Nein, nein, theurer Freund, es bedarf keiner Ueberlegung bis morgen, es bedarf nicht einmal der Ueberlegung einer einzigen Minute, denn ich bin fest entschlossen. Es wird mir gewiß schwer, mich auf solche Weise von meinen Eltern zu trennen, und besonders von meiner Mutter, aber Sie haben nur zu sehr Recht, wenn Sie mir die Aussicht in die mir bevorstehende Zukunft so zeigten, wie sie wirklich ist. Zu unbefangen und arglos habe ich bisher meine Lage aufgefaßt und gemeint, ich könne spielend die Zudringlichkeit des Grafen abwehren.

Jetzt sind mir die Augen mehr geöffnet, und ich kann aus vielen Anzeichen, die ich nicht beachtete, sicher entnehmen, daß eine Verbindung zwischen dem Grafen und mir fest beschlossen ist, und daß es wahrscheinlich nur der Ankunft meines Vaters bedarf, um sie zum Abschluß zu führen. Wie ich mich hierbei verhalten hätte ohne die Bekanntschaft mit Ihnen, weiß ich nicht bestimmt zu sagen, wahrscheinlich hätten aber meine Kräfte nicht ausgereicht, um mich einer Verbindung zu widersetzen, die mich jedenfalls unglücklich machen mußte, denn in meiner Mutter konnte ich keinen Beistand gegen den unbeugsamen Willen meines Vaters finden. Jetzt aber bleibt mir sein Besinnen übrig: ich gebe mich und mein Schicksal vollständig in Ihre Hand.«

Am Ziele seines Strebens angelangt, fühlte sich Vanhulsten im höchsten Grade unglücklich, doch sagte er mit Mäßigung und gleichsam sein junges Glück noch zweifelhaft prüfend:

»Und Sie wollen alle Vorrechte Ihres Standes hingeben aus Liebe für den bürgerlichen Mann?«

Sie antwortete treu und lieb:

»Wenn ich meine Eltern hingegeben habe, so ist jedes Wort überflüssig, das über den Verlust meines Standes verloren wird.«

»Und Sie wollen unbedingt sich meiner Führung überlassen und allen Maßregeln unterwerfen, die unsere gefährdete Lage mir nöthig zu machen scheint?«

»Ich bin von nun an Ihre gehorsame Korona, ich thue Alles, was Sie sagen, ich folge Ihnen, wohin sie wollen.«

»Und ich,« – rief er begeistert – »ich schwöre beim ewigen Licht jener Sonne, daß ich für immer Ihre Liebe für mein höchstes Glück, Ihren Besitz für meine einzige Lebensaufgabe halten werde. Alles Andere, was die Erde besitzt oder verspricht, weise ich von mir. Nur meine Korona liebend und von ihr geliebt, will ich ihr jeden Tag, jede Stunde meines Lebens weihen. Ich *will* es, und ich werde es vollbringen.«

Eine innige Umarmung folgte auf diese Worte, und der Liebesbund war nun für immer unauflöslich geschlossen.

8. DIE FLUCHT.

Nachdem Vanhulsten selbst zum Aufbruch gemahnt, geleitete er Korona durch den Wald, um sie bis zum Jägerhause zu führen. Schon war man über die Richardshöhe hinaus, als bei einer Biegung des Weges plötzlich – Graf Garaschnin vor dem Paare stand.

Der Argwohn des Grafen hatte ihm die Weigerung Korona's, die Fahrt zum Podhorn mitzumachen, bedenklich erscheinen lassen, er hatte daher, als man kaum angekommen war, den Vorwand benutzt, daß er ein unaufschiebliches Geschäft zu erledigen vergessen, und war zurückgeritten. Auf die erste Erkundigung im Gasthofs erfuhr

er, daß die Prinzessin mit Fräulein Scharpe ausgegangen sei, und als er nun seine Nachforschungen, namentlich bei müßigen Verkäufern und Verkäuferinnen fortsetzte, war es bald außer Zweifel, daß die beiden Damen den Weg nach dem Jägerhause eingeschlagen hatten. Hier angelangt, kam er durch die Aufwärterin alsbald zur Gewißheit und erfuhr zugleich, die Damen seien nach der Richardshöhe zu gegangen und noch immer nicht zurückgekehrt, obwohl schon eine lange Zeit verflossen wäre. Sein steigender Verdacht erhielt die volle Bestätigung, als ihm Vanhulsten und Korona, Arm in Arm, entgegen kamen, und namentlich auf der Letzteren Gesicht die Spuren einer ganz ungewöhnlichen Aufregung unverkennbar waren.

Sich breit in die Mitte des Weges hinstellend, so daß er kaum umgangen werden konnte, sagte Garaschnin mit einer Stimme, die zugleich vor Zorn und Hohn zitterte:

»Ei, sieh da, Prinzessin, Sie machen eine Waldpartie, während wir Sie krank und leidend im Hause wähten?«

Zwischen Schrecken und muthigem Stolze schwankend sagte Korona:

»Ich glaubte, daß die Waldluft mir besser bekommen würde, als die Stubenluft, wie es auch der Fall gewesen ist.«

Den zornfunkelnden Blick von Korona auf ihren Begleiter übergehen lassend, sagte der Graf:

»Und Sie, Herr Vanhulsten, bin ich nicht wenig erstaunt, auf solche Art in der Gesellschaft der Prinzessin zu finden.«

Mit aller Kälte des Stolzes, die eine Antwort kaum für der Mühe werth hält, antwortete Vanhulsten:

»Ich traf die Prinzessin im Walde und geleitete dieselbe, wie Sie sehen, bis zum Jägerhause, damit sie den Weg nicht verfehlt.«

»Einen solchen Ritterdienst« – sagte Garaschnin giftig – »würde Ihnen der Fürst Rumonowski, der erhabene Vater der Prinzessin, wohl schwerlich Dank wissen, denn es würde ihm weder recht sein, daß seine Tochter Wege einschlägt, die sie leicht auf Abwege führen können, noch daß ein Herr Vanhulsten ihr Geleit übernimmt.«

Vanhulsten entgegnete trocken:

»Es stände ja wohl nur eben dem Vater zu, seine Tochter über die Wege, die sie wandelt, zur Rede zu stellen, oder von mir, den sie zum Begleiter anzunehmen geruht hat, Rechenschaft zu fordern.«

Sich dann nach Angelika umwendend, sagte er:

»Fräulein Scharpe, geleiten Sie die Prinzessin nach Hause!«

Er ließ nun den Arm Korona's los, trat einen Schritt näher auf Garaschnin zu und sagte mit drohend befehlendem Tone:

»Geben Sie Raum, Herr!«

Da aber der Graf seinen Platz nicht verließ, so schob er denselben ohne Weiteres zur Seite, worauf die Damen eilig vorbeihuschten und ihren Weg rasch fortsetzten. Er aber trat zwischen die Fliehenden und den Grafen, seinen festen und kalten Blick auf ihn heftend, und

es war unverkennbar, daß er jeden Versuch gehindert haben würde, den Damen zu folgen.

»Für diese Unverschämtheit sollen Sie mir büßen und mir volle Genugthuung geben, so wenig es mir auch ziemt, mit einem Menschen Ihres Standes mich zu befassen!« stieß der Graf heftig hervor.

Eine unaussprechliche Verachtung in seinen Ton legend, erwiderte Vanhulsten:

»Ich kann nicht beurtheilen, welche Rücksichten Ihnen Ihr Stand in Beziehung auf den meinigen auferlegt, aber das weiß ich wohl, daß ich mich lange besinnen werde, bevor ich in ehrenhaftem Kampfe einem Manne gegenüberrete, der unter falschem Namen in Baden-Baden auftrat und sich rasch entfernen mußte, weil der dringendste Verdacht des falschen Spielers auf ihm ruhte.«

Sprachlos vor Schreck und Wuth starrte ihn Garaschin an, wie eine Klapperschlange auf einen Elephanten blicken würde, den sie weder mit ihrem Giftzahn zu verwunden, noch mit ihrem Giftblicke zu bezaubern vermag.

»Was übrigens den Fürsten Rumonowski betrifft,« – fuhr Vanhulsten fort – »dessen Gunst Sie sich durch sehr zweideutige Dienste in Paris erkaufte haben, so würde derselbe doch großes Bedenken tragen, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, wenn er davon unterrichtet wäre, welche Summen Sie auf den Grund hin, daß Sie

bald sein Schwiegersohn sein würden, geliehen bekommen haben; die Wechsel bei dem Haus Wolf und Rastädter würden ihm die Augen über den Vermögensstand des künftigen Schwiegersohns gewaltig öffnen.

Die entsetzliche Wuth Garaschnin's verwandelte sich in einen Unfall von blinder Raserei. In dem Bewußtsein, keine Waffe bei sich zu haben, womit er dem verhaßten Gegner eine tödtliche Wunde beibringen könne, stürzte er sich auf denselben, um ihn mit den Händen zu erwürgen, indem er eben blos seinen tödtlichen Haß, keineswegs aber die gegenseitigen Körperkräfte in Anschlag brachte. Vanhulsten hatte ihn keinen Moment aus den Augen verloren, und da er ihn jetzt auf sich zuspringen sah wie einen gereizten Tiger, schleuderte er ihn mit einer eben so plötzlichen als unwiderstehlichen Kraftentwicklung von sich. Der Arme fiel über eine Baumwurzel und blieb stöhnend auf dem Boden liegen.

Ohne das geringste Mitleid zu zeigen, setzte Vanhulsten hinzu:

»Schließlich sage ich Ihnen noch Folgendes. Wenn Sie sich unterstehen, der Fürstin auch nur ein Wort über die Vorgänge des heutigen Tages mitzutheilen, so lasse ich Ihre französische Maitresse aus Kissingen herkommen, die Sie unter trügerischen Vorspiegelungen dort festzuhalten gewußt haben.«

Damit schritt er von dannen, den Grafen seinem Schicksal überlassend, der sich in ohnmächtiger Wuth auf dem Boden krümmte, wahnsinnige Flüche in seiner Muttersprache ausstoßend.

Einige Stunden später, als schon die Abenddämmerung eingebrochen war, wurde Vanhulsten, der gedankenvoll in seinem Zimmer auf- und abging, die Meldung gebracht, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche. Er befahl sie einzulassen, und Angelika trat ein, an der Thüre stehen bleibend in jener demüthigen Weise, die immer Vanhulsten gegenüber annahm, und leise sprechend:

»Herr Nägli hat mir gesagt, daß Sie mich zu sprechen wünschten.«

In seinem Auf- und Abschreiten fortfahrend, fragte Vanhulsten:

»Wie ist's abgelaufen? Hat die Fürstin Etwas gemerkt?«

»Nein. Sie schien meine Nachricht, daß ich mit der Prinzessin, sobald sie sich Etwas wohler fühlte, einen größeren Spaziergang unternommen hätte, als ganz natürlich aufzunehmen, ebenso, daß dieselbe sich nach unserer Rückkehr ermüdet in ihr Schlafzimmer zurückgezogen habe.

»Ist Graf Garaschnin nicht da gewesen?«

»Nein. Die Fürstin fand einen Brief vor, und es scheint darin auf morgen Abend die Ankunft des Fürsten angekündigt zu sein; die Fürstin sandte zu dem Grafen Garaschnin, er möchte zu ihr kommen, wahrscheinlich um ihm diese Nachricht mitzutheilen, aber sie erhielt den Bescheid, der Graf habe sich im Walde den Fuß verstaucht und müsse das Bett hüten.«

Plötzlich vor Angelika stehen bleibend, sagte Vanhulsten:

»Ich muß über einen ernsten Punkt mit Ihnen reden. Sind Sie mir aufrichtig und treu ergeben?«

»Bis in den Tod!« sagte sie, ihre Arme vor der Brust kreuzend.

Er schaute eine Zeit lang vor sich hin, setzte dann seinen Wandelgang fort und sprach in abgerissener Weise, als ob er mit sich selbst rede:

»Ich habe die Zusicherung der Prinzessin, meine Gemahlin zu werden. Die Einwilligung der Eltern werden wir nie erhalten. Es bleibt uns Nichts übrig, als daß wir uns heimlich von hier entfernen und einstweilen unsere Wohnung in einer entfernten Gegend aufschlagen. Die Prinzessin bedarf einer treuen und zuverlässigen Begleiterin, die zugleich die Stelle einer Dienerin vertritt, bis die Umstände erlauben, eine Dienerschaft anzunehmen. Von da an tritt die Dame in die Stellung einer Gesellschafterin oder Hausverwalterin, je nach eigener Wahl. Wollen Sie diese Stelle annehmen?«

»Sehr gerne, doch stehe ich noch, wie Sie wissen, in einem anderweitigen Verhältniß.«

»Ist man Ihnen dort noch Etwas schuldig?«

»Nur die Zahlung für das laufende Vierteljahr.«

»Sie verzichten darauf. Sie schreiben noch heut Abend an die Familie, daß Sie ein zu vortheilhaftes Engagement gefunden hätten, um es ablehnen zu können. Sie bitten zugleich, Ihre Sachen, die Sie dort zurückgelassen haben,

an Ihre Mutter zu senden. Nehmen Sie meinen Vorschlag an?«

»Ich nehme ihn an.«

»Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie uns wahrscheinlich nach einem andern Welttheile zu begleiten haben, daß Sie Ihre Mutter und Schwester entweder erst sehr spät oder vielleicht auch nie wiedersehen werden.«

Angelika zögerte schwankend mit einer Antwort.

Vanhulsten fuhr fort:

»Ich zahle Ihnen jährlich, so lange Sie bei mir sind, tausend Thaler, von welcher Summe Sie über jeden beliebigen Theil, wo wir uns auch immer aufhalten mögen, für die Ihrigen verfügen können, denen er bestimmt ausbezahlt werden wird. Im Falle meines und meiner Gemahlin Ablebens sind Ihnen zwanzigtausend Thaler zugesichert, worüber geeigneten Ortes eine amtliche Akte ausgefertigt werden soll.«

Vanhulsten hatte sich bei seiner überhaupt scharfen Menschenkenntniß im Charakter Angelika's nicht verrechnet: sie gehörte zu den treuergebenen Naturen, wie man sie in Deutschland häufig findet, aber sie war auch vermöge ihrer früheren dürftigen Verhältnisse sehr abhängig von Geldrücksichten.

Nach einer kurzen Ueberlegung erklärte sie:

»Ich nehme Ihre Anträge an.«

»Also abgemacht! Ueberliefern Sie diesen Brief sogleich an die Prinzessin, sowie diesen andern an Nägli. Er

wird morgen früh um fünf Uhr abfahren und am Kieselhofe warten. Zur Promenaden-Zeit suchen Sie die Fürstin zu bewegen, im Bett zu bleiben; wenn Sie der ängstlichen Dame heut Abend noch sagen, sie habe ein schlimmes Aussehn und dürfe sich morgen der Frühluft nicht aussetzen, so wird sie die Gelegenheit gern benutzen, einmal später aufstehn zu dürfen. Statt auf die Promenade gehn Sie mit der Prinzessin nach dem Kieselhofe und fahren augenblicklich mit Joseph ab. Sollte die Fürstin darauf bestehen, die Promenade zu besuchen, so unterbleibt der Gang zum Kieselhof bis nach dem Brunnen trinken, wo die bequeme Fürstin sich immer nach Hause zurückzieht. Sie bitten die Prinzessin in meinem Namen, Ihnen nur die allernöthigste Kleidung und Leibwäsche zum Einpacken anzuweisen, sonst aber durchaus Nichts mitzunehmen. Dieses Nothwendige händigen Sie nebst Ihren eigenen Sachen Nägli ein, der die Nacht über aufbleiben wird, um in jedem Augenblick zur Hand zu sein. Und nun leben Sie wohl auf baldiges Wiedersehn! Die Augenblicke sind kostbar.«



Wir versuchen es nicht, die nach und nach wachsende Angst der Fürstin am andern Morgen zu schildern, als Stunde auf Stunde verlief, ohne daß Angelika oder ihre Begleiterin wiederkehrte. Man sandte nach allen Seiten

aus, doch ohne Erfolg. Endlich fand man bei näherer Untersuchung von Korona's Zimmer ein versiegeltes Schreiben an ihre Mutter, welches diese mit zitternden Händen öffnete. Es lautete folgendermaßen:

»Theuerste Mutter! Um dem Schicksal, mich mit dem Grafen Garaschnin verbunden zu sehen, welches mein höchstes Unglück sein würde, zu entrinnen, sehe ich mich genöthigt, meinen eigenen Lebensweg einzuschlagen. Verzeihen Sie mir diesen Ungehorsam, wenn Sie können; ich konnte nicht anders. Ich hoffe, es wird zu Ihrer Beruhigung beitragen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich allen Grund zu dem Glauben habe, einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen; das Einzige, was diesem Glücke fehlt, ist, daß ich es nicht mit Ihnen theilen kann. Herzlichen Dank für alle Liebe, die Sie mir erzeigt! Leben Sie wohl, so wohl, wie es die Gebete erfüllen Ihrer Tochter Korona.«

Die Fürstin ließ das unheilvolle Papier auf den Schooß sinken. Tausend quälende Gedanken durchzuckten ihr Inneres, und einer der schneidendsten darunter war die Erinnerung, daß sie selbst sich in ihrer Jugend von ihrem jetzigen Gemahl hatte entführen lassen, weil die beiderseitigen Familien in Feindschaft lebten. Natürlich sagte sie der Dienerschaft kein Wort von dem Inhalte des Schreibens, sondern sie sandte sogleich zum Grafen Garaschnin. Bald darauf hielt dessen Wagen vor dem Hause, und er kam die Treppe heraufgehumpelt, ein gedrucktes Papier in der Hand. Als er sich mit der Fürstin allein

sah, hatte er keine Augen für deren sichtliche Zerstört-heit, sondern begann sogleich nach einer flüchtigen Begrüßung:

»Erklären Sie mir um des Himmels willen, meine Gnädigste, was hat das zu bedeuten? So wie ich diese unbegreifliche Annonce las, ließ ich anspannen und war eben im Begriff einzusteigen, als Ihre Botschaft mich traf.«

»Welche Annonce?« fragte die Fürstin, die kaum wußte, was sie sprach. »Leben Sie mir dieselbe vor, denn meine Augen versagen mir den Dienst.«

Der Graf las aus dem Fremdenbatt, welches nicht bloß die ankommenden und abgehenden Badegäste, sondern auch gelegentliche Ankündigungen und Mittheilungen enthielt:

»Die plötzliche Abreise meiner Tochter, welche durch das schwere Erkranken einer Verwandten veranlaßt wurde, bitte ich Freunde und Bekannte entschuldigen zu wollen, indem durchaus keine Zeit zu Abschiedsbesuchen blieb. Die Fürstin Rumonowska.«

Verwundert hörte die Fürstin diese Anzeige an, aber ohne alle Antwort reichte sie dem Grafen die Abschiedsworte Korona's. Er las, fuhr sich mit der Hand gegen den Kopf, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume, und sagte:

»Aber die Prinzessin ist doch nicht fort?«

»Sie ist wirklich fort!« antwortete die Fürstin tonlos.

Mit einem schweren Fluche rief der Graf:

»Das ist der Teufel, der Holländer!«

Sogleich berief er einen Diener und sandte nach dem ›Schwarzen Adler‹, um Erkundigung einzuziehn, wann und wohin Vanhulsten abgereist sei. Als der Diener zurückkam und meldete, Herr Vanhulsten sei gar nicht abgereist, sondern scheine erst im Laufe des heutigen Tages oder morgen nach Karlsbad reisen zu wollen, da zeigte er ein nicht wenig verblüfftes Gesicht. Er ging nun selber hinunter in das Post-Comptoir und erkundigte sich, ob heute Jemand Postpferde genommen habe. Es war nur ein Fall dieser Art vorgekommen, indem Herr Nägli, Privatmann aus der Schweiz, in diesem selbigen Hause wohnhaft, heut Morgen um fünf Uhr mit vier Pferden Extrapost abgefahren war, und zwar nach Pilsen.

Rathlos starrten die Fürstin und der Graf sich an. Sie erinnerten sich der Blumenspenden, und Garaschnin rief in höchstem Erstaunen aus:

»Sollte es möglich sein? Mit diesem Duckmäuser, diesem Pavian wäre die Prinzessin durchgegangen?«

Seine Unruhe veranlaßte ihn nun, sich zu der Expedition fahren zu lassen, wo die aufzunehmenden Ankündigungen abgegeben wurden. Man erinnerte sich ganz deutlich, daß gestern Abend spät ein Hausknecht aus der ›Stadt Weimar‹ den Zettel abgegeben habe. Der Graf fuhr zurück und ermittelte den Hausknecht, der sogleich erklärte, er sei vom Herrn Nägli mit dem Papier und den Einrückungskosten zur Expedition gesandt worden.

»Also wirklich dieser Nägli, dieser Privatmann aus der Schweiz!« sagte Garaschnin knirschend, als er wieder mit der Fürstin allein war. »Wer hätte das für möglich halten

sollen! Mein Verdacht war ganz wo anders hin gerichtet. Was thun wir nun?«

Die Fürstin fühlte sich geistig höchst ermüdet und körperlich erschöpft, sie antwortete matt:

»Wir thun keine weiteren Schritte, bis mein Gemahl ankommt. Es ist jetzt schon gegen Mittag, also wird es nicht viele Stunden bis zu seiner Ankunft dauern. Er wird am Besten beurtheilen, welche Maßregeln zu ergreifen sind.«

Garaschnin mußte zugeben, daß dies das Rathsamste sei.

»Uebrigens« – fuhr die Fürstin fort – »bin ich der Ansicht, daß wir einstweilen die Kriegslist, die der Verräther uns wie eine Erbschaft hinterlassen und an die Hand gegeben hat, wirklich benutzen. Wir vermeiden vielleicht allen Skandal und lassen dem Fürsten freie Wahl, wie er handeln will. Wenn wir nur die Dienerschaft nicht alarmirt hätten?«

Der Graf fand den Gedanken ganz richtig und griff sogleich dahinter. Er ließ augenblicklich die ganze Dienerschaft zusammenrufen und hielt folgende Anrede an sie:

»Es ist ein eigenthümliches Mißverständniß vorgefallen. Die Erkrankung eines Mitgliebes der hochfürstlichen Familie machte die Anwesenheit der Durchlauchtigen Prinzessin Korona nöthig. Die Abreise derselben war auf heute Mittags felsgesetzt. Die Prinzessin bekam aber heute früh eine unerwartete Gelegenheit, nach dem Badeorte, wo die Kranke weilt, sicher und gut zu gelangen.

Sie benutzte diese Gelegenheit, ohne die leidende Mutter aus ihrem Morgenschlummer reißen zu wollen, ließ aber einen erklärenden Brief an dieselbe zurück. Dieser Brief wurde zu spät gefunden, daher rührte die Angst der Durchlauchtigsten Fürstin, die Prinzessin möchte sich vielleicht in den Wäldern verirrt haben oder ihr sonst ein Unfall zugestoßen sein. Ich theile den eigentlichen Thatbestand allen Betheiligten im Auftrage der Durchlauchtigsten Frau mit, damit die treuen Herzen der Dienerschaft sich nicht unnöthiger Weise bekümmern.«

Die Zuhörer wurden so ziemlich überzeugt, zumal da Niemand glauben wollte, daß die reizende Prinzessin sich wirklich von dem grundhäßlichen Herrn Nägli, einem bloßen Privatmann aus der Schweiz, hätte können entführen lassen. Das ferner stehende Publikum setzte überhaupt keinen Zweifel in die Sache. Als Abends Vanhulsten mit vier Pferden Extrapost von seinem Hause abfuhr, begegnete ihm, wo er nach Karlsbad abbiegen wollte, ein sechsspänniger Wagen, aus dessen Fenster sich der finstre, stolze Kopf eines bejahrten Mannes vorbeugte. Es war der Fürst Rumonowski.

9. DIE NACHFORSCHUNG.

Einige Monate später finden wir den Fürsten Rumonowski in einem der ersten Gasthöfe zu Frankfurt, wo er beim Bundestage zeitweilige Geschäfte betrieb. Er hatte gerade die Fürstin in ihrem Salon besucht, jedoch wohl

mehr des äußern Anscheins wegen, als aus Herzensbedürfniß oder aus irgend einer nothwendigen Veranlassung, denn er stand am Fenster und las in einer Zeitung, während seine Gemahlin auf einem Sopha ausgestreckt lag und sich mit einem Buche beschäftigte.

Die einförmige Stille, die im Zimmer herrschte, wurde unterbrochen, indem Graf Garaschnin anfragen ließ, ob er seine Aufwartung machen dürfe, was hastig vom Fürsten bejaht wurde. Auch die Fürstin erwachte aus ihrer Lethargie und nahm eine aufmerksamere Stellung ein, indem sie sagte:

»Da erhalten wir endlich Nachricht von unsrer – –«

Ein drohendes Aufheben der Hand des Fürsten ließ die Worte nicht vollenden. Der Graf trat ein und gebrauchte mehr Zeit zur Begrüßung und zum Austausch höflicher Redensarten mit der Fürstin, als der Ungeduld des Ehepaars lieb war. Endlich saß man zum ruhigen Gespräch nieder, und sowohl Worte als fragende Blicke forderten den Grafen zum Bericht auf.

Er begann:

»Daß der infame Schweizer seine Richtung nicht, wie er angegeben hatte, nach Pilsen, sondern nach Eger nahm, wissen die Durchlauchten schon.«

»Es ist uns durch den zurückkehrenden Kutscher berichtet worden, wie jener an einem einzelnen Gehöfte anhielt, um auf Mitreisende zu warten, und wie er nach deren Ankunft durch Geld den Postillon bewog, nach Eger statt nach Pilsen zu fahren. Weiter!«

»Es war sehr leicht, die Spur zu verfolgen. Sie führte nach Plauen in Sachsen, wo die Reisenden ihr Nachtquartier genommen hatten.«

»Ah, die sittenlose Person!« klagte die Fürstin entrüstet.

Der Graf sagte mit sauersüßem Lächeln:

»Es geschah hier Nichts, was die Ehre der Durchlauchtigen Familie unmittelbar kränkte. Der Herr Nägli hatte ein abgesondertes Logis genommen, die beiden Damen aber schliefen zusammen in einem Zimmer.«

»Weiter, weiter!« rief der ungeduldige Fürst.

»Hier hörte die Spur des Herrn Nägli auf, dagegen begann eine andere, nämlich die des Herrn Vanhulsten, der mit zwei Damen und einem Diener nach Leipzig gereist war.«

»Oh, der Verräther!« rief die Fürstin.

»Wer hätte das in Marienbad denken sollen, daß er in die Sache verwickelt war!«

Mit boshafem Spott sagte der Fürst:

»Sie scheinen allerdings in Marienbad Ihren Scharfblick nicht ssehr inkommodirt zu haben, Alexandrowna.«

»Was mich betrifft,« – sagte Garaschnin – »so war ich keineswegs ohne Argwohn gegen den Menschen, allein er führte sein Spiel zu versteckt durch, ohne Zweifel, wie sich jetzt ergiebt, im Einverständniß mit dem sogenannten Herrn Nägli und mit dem saubern Frauenzimmer, das sich als Gesellschafterin eindrängte.«

»Auch Sie, Graf, haben sich entsetzlich dupiren lassen, und das nimmt mich bei Ihnen weit mehr Wunder als bei

meiner werthen Frau Gemahlin, der ich nie ein unerfahrenes Kind hätte anvertrauen sollen; daß ich dieses that, war mein Fehler. Doch weiter!«

»In Leipzig verging viele Zeit, eh' ich wieder auf die richtige Fährte kam, ja ich verfolgte zuerst eine falsche Spur, die absichtlich vorbereitet war und mich nach Berlin sprengte. Nachdem ich mich von meinem Irrthum überzeugt hatte, kehrte ich nach Leipzig zurück und kam endlich zur Ermittlung, daß sich die ganze Gesellschaft nach Hamburg begeben hatte. Hier gelang es mir zu erfahren, daß die Flüchtigen Plätze auf einem holländischen Dampfschiff nach Amsterdam genommen hatten. Ich würde gleich dahin nachgefolgt sein, wenn man dasselbe Schiff nicht bald zurückerwartet hätte, ich also fürchten mußte, es zu verfehlen. Ich erwartete demnach die Ankunft, erkundigte mich bei dem Kapitän nach jenen Passagieren, wurde aber mit ächt holländischer Grobheit abgewiesen und mußte deshalb meine Zuflucht zu einzelnen Persönlichkeiten der Schiffsmannschaft nehmen. Hier brachte ich denn nicht unschwer heraus, daß die fraglichen vier Passagiere gar nicht nach Amsterdam gefahren, sondern in Cuxhafen ausgestiegen seien. Sogleich begab ich mich nach Cuxhafen, und da ergab sich denn mit vollster Sicherheit, daß *Herr* und *Frau* Vanhulsten nebst Dienerschaft sich von dem Segelschiffe *XXPhönix*, das nach Amerika fuhr, hatten aufnehmen lassen.«

»Pest!« knirschte der Fürst.

»Also wirklich verheirathet?« rief die Fürstin.

»Wenigstens haben sie als verheirathetes Paar gelebt, wie ich mich aus dem Arrangement der Wohnung überzeugte, die sie dort inne hatten.«

Während die Fürstin in nutzlose Klagen ausbrach, fragte ihr Gemahl:

»Und was thaten Sie weiter, Graf?«

»Ich kehrte nach Hamburg zurück und zog nähere Erkundigungen über das Schiff ein. Es gehörte dem großen Hause Kornelis in Amsterdam und sollte für dessen Rechnung beladen werden, um etwas später nach Amerika zu gehen. Plötzlich war aber die Beladung eingestellt worden, man hatte nur für die nöthige Mannschaft und Reisevorräthe gesorgt, und der Phönix war in auffallender Uebereilung abgesegelt, ohne daß man mir sagen konnte, welchen Hafen er erreichen wollte. Die Verhandlungen mit einer Assekuranz-Gesellschaft hinsichtlich der Ladung waren abgebrochen worden, und das Schiff ist abgegangen, ohne seine Ladung versichert zu haben. Es blieb mir nun nicht Anderes übrig, als nach Amsterdam zu reisen und bei dem Hause Kornelis Erkundigungen einzuziehen. Man schien mich mit Uebelwollen und Mißtrauen zu empfangen, hielt mich eine Zeit lang hin und erklärte mir endlich, der Phöniz sei mit seiner ganzen Mannschaft untergegangen.

»Mein armes Kind! O, ich unglückliche Mutter!« jammerte die Fürstin.

Der Fürst schien diese Botschaft mit ganz andern Empfindungen aufzunehmen, nämlich mit schadenfroher Genugthuung, indem er sagte:

»Es ist ganz gut, daß sie Beide unter den Wogen des Oceans begraben liegen, obwohl meiner Rache dadurch die Opfer entzogen sind.«

Sein Gesicht in sehr diplomatische Falten legend, sagte der Graf:

»Es ist denn doch wohl so ausgemacht nicht, daß sie unter dem Ocean begraben sind, und Ihre wie meine Rache dürfte sich noch nicht ganz einschläfern lassen.«

»Wie so? wie so?«

»Im ganzen Benehmen der Leute in Amsterdam lag Etwas, das mich befremdete und zugleich einen unbestimmten Verdacht weckte. Ich berief mich darauf, nahes Interesse an einigen Passagieren des Schiffes zu besitzen, und drang darauf, die Umstände zu erfahren, worauf sich die Gewißheit des Unterganges stützte, und da wußte man Nichts weiter anzuführen, als daß man Planken, in denen der Name des Schiffes eingebrannt gewesen sei, aufgefischt habe, zeigte mir auch diese Nachricht nach einigen Tagen in einer holländischen Zeitung. Ich erkundigte mich unter der Hand, ob auch das *Schiff* nicht affektuiert gewesen, und brachte in Erfahrung, daß es allerdings in einer Hamburger Gesellschaft versichert worden sei. Ich reiste also wieder nach Hamburg und überzeugte mich, daß bei dieser Gesellschaft durchaus keine Anzeige vom Untergang des Phönix eingetroffen sei; meine Hindeutungen auf die holländischen Nachrichten wies man als unglaubwürdig zurück.«

Der Fürst ging einige Male nachsinnend auf und ab, dann sagte er:

»Sie können leicht Recht haben mit Ihrer Vermuthung. Es sollte ohnehin ein diplomatischer Agent nach Washington gesandt werden, um gewisse schwebende Fragen einer rascheren Lösung entgegen zu führen. Ich werde dafür sorgen, daß *Ihnen* dieser ehrenvolle Auftrag gegeben wird, lieber Graf. Sie werden dann auch bald herausbringen, ob ein Schiff, Namens Phönix, in einen Hafen der Vereinigten Staaten eingelaufen, und was aus seinen Passagieren geworden ist. Es bleibt bei unserer Verabredung: Sie sind Erbe meines halben Vermögens, wenn wir die Verbrecher todt oder lebendig in unsere Macht bekommen!«

DRITTES BUCH. EINE LEHRER-IDYLLE.

Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen
Tage:

Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden
Werth?

Klein erscheint es nun, doch ach, nicht kleinlich
dem Herzen,

Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch
groß.

Goethe.

1. EIN STÜNDCHEN IN DER SCHULE.

In der dritten Klasse des Gymnasiums zu Zippelstedt gab der Hauptlehrer derselben, Doktor Bernhard Korn, das Thema zu einem deutschen Aufsätze. ›Das Betragen gegen Mitschüler‹ hieß die Aufgabe, und der Lehrer hatte längere Zeit mit den Schülern den Gegenstand von verschiedenen Seiten besprochen, weil er ihnen auf diese Art nicht nur einen hinreichenden Vorrath von Ideen zu geben pflegte, sondern auch die Absicht damit verband, die Sache selbst den jugendlichen Herzen näher zu legen. Die Jugend ist ziemlich unempfänglich für moralische Vorstellungen, wenn sie aber die praktische Anwendung vor sich sieht, aus dem gesammelten Gedankenvorrath eine christliche Arbeit zu schaffen, so folgt sie gern, zumal dem geachteten und geliebten Lehrer, auch in die ernstesten Untersuchungen, und indem sie

dabei ihr Urtheil schärft und ihren geistigen Horizont erweitert, wirft sie klarere Blicke in das eigene Innere, sich auf diesem oder jenem Fehler ertappend, begangene Mißgriffe bereuend und manchen guten Vorsatz fassend. Auf diese Weise sah der Lehrer gerade die Stunde für die deutschen schriftlichen Aufsätze als besonders fruchtbringend an, und er verwandte darum eine verhältnißmäßig lange Zeit zur freien Besprechung der gestellten Aufgaben.

Der Lehrer war aber unser alter Bekannter aus dem Fichtelgebirge, den wir in dem Augenblick verließen, wo er im Begriff war, mit dem eben erst gewonnenen Freunde Vanhulsten eine Reise nach Italien anzutreten.

Als die Unterrichtsstunde sich ihrem Ende näherte, schloß Bernhard – denn mit diesem seinem Vornamen gefällt es uns ihn auch ferner zu bezeichnen – die Besprechung, indem er folgende Anrede daran knüpfte:

»Obgleich während unserer Betrachtungen gewiß schon Manchem von Euch auf die Seele gefallen ist, daß erst vorgestern sich ein Fall ereignet hat, wo ein grober Verstoß gegen das Verhalten in Beziehung auf die Mitschüler begangen wurde, so scheint mir dies doch die passendste Gelegenheit, die Sache jetzt hier als eine Klassenangelegenheit zur Sprache zu bringen. Ein großer Theil der Quartaner vergnügte sich auf dem Schützenplatze mit dem Ballspiel. Es kamen Gymnasiasten höherer Klassen hinzu und geriethen mit den Quartanern in einen Zank, der zuletzt in rohe Balgerei ausartete; das Vergnügen der Quartaner war nicht bloß gestört, sondern es ist auch

einer derselben so geschlagen worden, daß er mit blutendem Gesichte nach Hause kam, und mehrere Andere haben sich wegen empfindlicher Mißhandlungen beschwert. Zu meinem großen Leidwesen habe ich hören müssen, daß fast alle Gymnasiasten, die sich in diesen widerwärtigen Streit mit den Quartanern einließen, unserer Klasse angehören, deren gesetzliches und ehrenhaftes Benehmen meiner Obhut besonders anempfohlen ist, deren unangemessenes Betragen also mich auch zunächst und am tiefsten schmerzt. Ich fordere nun vorerst alle Diejenigen, die bei der Sache betheilt gewesen sind, hiermit auf, sich dadurch als schuldig zu bekennen, daß sie aufstehen.«

Etwa zwölf Schüler standen auf, sich unter einander mit einem gewissen Zagen des schuldigen Bewußtseins anblickend, dann aber nicht ohne eine gewisse Zuversicht auf den Lehrer die Augen richtend. Bernhard schaute mit ernster Prüfung die jungen Uebelthäter an, fast lauter wackere tüchtige Knaben, die ihm sonst nur Freude machten, an denen sein Herz hing, von denen er Jeden gern seinen eigenen Sohn genannt hätte; selbst Eduard Haas, der Primus der Klasse, ein in jeder Beziehung musterhafter Schüler, befand sich unter der schuldigen Schaar. Es entging nun Bernhard keineswegs, daß erstaunte und mißbilligende Blicke sowohl der aufgestandenen wie der sitzengebliebenen Schüler den Nachbarn des Primus streiften, einen hochaufgeschossenen, kräftigen und blühenden Knaben, Namens Arnold Frei, und

daß dieser mit stark geröthetem Gesichte, aber trotzig-entschlossen auf seinem Platze sitzen blieb, die Augen fest vor sich auf den Tisch richtend. Aber Bernhard ließ einstweilen diese Beobachtung auf sich beruhen und sagte:

»Da sich ja auch der Oberste der Klasse unter den Beteiligten befindet, so ist es am einfachsten, daß dieser den Thatbestand berichtet. Haas, erzähle mir aufrichtig und einfach den Hergang der Sache!«

Haas kam dieser Aufforderung durch einen Fvollständigen und wahrheitsgetreuen Bericht nach. Sie hatten mit einigen Sekundanern einen gemeinschaftlichen Ausflug machen wollen und waren dabei auf die ballspielenden Quartaner gestoßen. Diese hatten sie geneckt und, da sie ruhig weiter gingen, immer lauter und zudringlicher verhöhnt. Einige von ihnen hatten darauf den Quartanern zugerufen, daß sie Prügel bekommen würden, wenn sie sich nicht ruhig verhielten. Die Quartaner hatten hierauf mit Steinwürfen aus der Ferne geantwortet. Den Sekundanern und Tertianern war nun die Geduld ausgegangen, sie hatten sich auf die Steinschleuderer gestürzt und diejenigen derselben, deren sie habhaft werden konnten, mit verschiedenen Püffen bestraft. Es war hieraus eine Art von allgemeinem Handgemenge entstanden, bis die Quartaner, die wohl an Zahl überlegen, aber nicht an Kräften gewachsen waren, das Weite suchten, heulend, schimpfend und drohend, sie würden es »nachsagen«. So habe sich die Sache verlaufen, und wenn die

Quartaner allerdings ziemlich fühlbare Schläge bekommen haben möchten, so hätten sie doch durchaus die Veranlassung dargeboten, und man habe darin noch einen Beweis von Mäßigung abgelegt, daß man die Ballschlägel, deren sich die Gegner anfangs als Waffe hätten bedienen wollen, ihnen zwar entwand, aber keineswegs wieder zum Schlagen gebrauchte, sondern einfach fortwarf, sich bloß der Fäuste als Angriffs- und Züchtigungsmittel bedienend.

Bernhard hörte den Bericht ruhig bis zu Ende, dann befragte er noch einige der Uebrigen, um den Thatbestand möglichst genau festzusetzen, und schließlich schien er geneigt, die Sache von diesem für seine Klasse nicht eben allzu ungünstigen Standpunkt zu betrachten.

Er sagte:

»Ich werde morgen in der Konferenz, die über die Angelegenheit abgehalten werden soll, anhören, was die Klassenlehrer von Sekunda und Quarta berichten, und ich gedenke auf eine möglichst milde Behandlung in Beziehung auf Euch anzutragen, vorausgesetzt, daß Ihr vollkommen wahrhaft und aufrichtig gewesen seid.«

Die Knaben schauten seinem fragenden Blick ehrlich und treuherzig entgegen.

»Aber« – fuhr er fort – »wer bekennt sich denn zu der angeblichen Mißhandlung, die dem Quartaner Schelring insbesondere zugefügt ist?«

Die Schüler schwiegen und sahen verlegen vor nieder; nur einige Seitenblicke flogen nach Arnold Frei hin.

Ernst und nachdrücklich sagte Bernhard:

»Ihr wißt, daß jedes richtige Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern, wie zwischen Eltern und Kindern nur auf *Wahrheit* gegründet sein kann, daß ich einen außerordentlichen Werth hierauf lege, daß durch Unwahrheit die leichteste Sache schlimm, durch Aufrichtigkeit auch die schlimme Sache leichter gemacht wird. Ich fordere also hiermit den Thäter alles Ernstes auf, sich zu nennen, und nur wenn dies gegen Erwarten ohne Erfolg bleibt, muß ich zu dem mir sehr unangenehmen Mittel greifen, jeden Einzelnen auf sein Gewissen und bei seiner Ehrenhaftigkeit zu befragen, was ihm persönlich von diesem besondern Umstand bekannt ist.«

Jetzt erhob sich Arnold Frei und sagte:

»Herr Doktor, den Schelring habe *ich* geschlagen.«

Bernhard maß ihn mit entrüsteten Blicken und sprach strengen Tones:

»Und wie kommt es, Frei, daß Du bei der allgemeinen Aufforderung nicht mit aufgestanden bist?«

Während sich die Blicke aller Schüler mit einer gewissen bangen Befürchtung auf den Befragten richteten, suchte dieser, wenn auch mit zweifelhaftem Erfolg, seine trotzigte Sicherheit beizubehalten.

Er antwortete:

»Weil ich mit dem ganzen Streit Nichts zu thun hatte.«

»Wie ist das möglich, da Du so eben noch eingestandest, daß Du Schelring geschlagen hast?«

»Ich war nicht bei den Andern und wollte ihnen nachgehn, weil ich mich etwas verspätet hatte. Wie ich auf

den Schützenplatz kam, war die Schlägerei schon in vollem Gange. Schelring und ein Paar andere Quartaner standen am Ende, weil sie so weit fortgelaufen waren. Da – schimpfte Schelring, dem ich gar Nichts gethan hatte, und ich schlug nach ihm. Ich wollte ihm bloß eine Ohrfeige geben, aber er bückte den Kopf, und so traf ich ihn gegen meinen Willen auf die Nase, daß es blutete.«

Nach einer Pause sagte Bernhard:

»Wenn ich den Fall selbst auch so annehme, wie Du ihn darstellst, und in demgemäß so milde wie möglich beurtheile, so bleibt doch das sehr große Unrecht übrig, daß Du Dich eines Vergehens gegen die Wahrhaftigkeit schuldig gemacht hast, indem Du Dich nicht mit den Andern erhobst.«

Noch immer eine gewisse Sicherheit auf die Gerechtigkeit seiner Sache affektirend, erwiederte Frei:

»Sie fragten bloß, wer bei dem Streit mit den Quartanern betheiliget gewesen sei, und da ich damit gar Nichts zu thun hatte, nicht einmal Etwas davon wußte, sondern nur einzig und allein mit Schelring aneinander kam, so gehörte ich ja nicht zu Denen, die Sie zum Aufstehn aufforderten.«

In mächtig aufloderndem Zorne rief Bernhard:

»Pfui, Arnold Frei, wie magst Du Dich mit so elenden Spitzfindigkeiten um die Wahrheit herumschleichen wollen! Solltest Du wirklich selbst an das glauben, was Du sagst, so thäte es mir aufrichtig leid um Dich, denn es fehlte Dir an jeder innern Ehrenhaftigkeit, die man, wie

ich schon oft Euch gesagt habe, auch in Eurem Alter bereits besitzt, und die es allein möglich macht, daß man Euch auch ehrenhaft und nicht wie Buben behandelt. Die Wahrheit wird nicht nach halben und viertel Ellen gemessen, sondern nur nach ganzem vollem Maß. Es sind Kniffe der Hölle, mit denen man sich selbst täuscht und belügt, um dann mit falschem Trotz Andere zu täuschen und zu belügen. Greife nur tief in Dein Herz hinein, und Du wirst nur niedrige Unwahrheit finden; lege Dir selbst die Frage vor, ob Du den wahren Sinn meiner Frage verstanden habest, und Du wirst Dir antworten müssen, daß Du mich vollkommen verstanden hattest, aber aus Feigheit und Trotz zugleich mich nicht verstehen wolltest. Pfui und abermals pfui über diese Schwäche! Jetzt ist es noch eine Schwäche, aber aus ihr entsteht die rechte Niederträchtigkeit, die schnöde Heuchelei, zuletzt das Verbrechen, welches auf die Straflosigkeit vor der Welt rechnet. Noch schlimmer wäre es, wenn Du mit vollem Bewußtsein mich hättest hintergehen wollen, doch das kann ich Dir nicht zutrauen. Du weißt gut genug, daß ich keineswegs Dein Unrecht nur wissen will, um es zu strafen, um Dir für Böses wieder Böses zuzufügen, sondern nur um es zu entfernen, um Dich zu bessern. Wenn Du mich mit Absicht und Bewußtsein belügest, so begehst Du einen Verrath an mir, der Dich in treuer Liebe zu einem braven Manne machen will, einen Verrath an Dir selbst, denn Du wirst Dein Gewissen belasten und mir nicht mehr wie sonst getrost in's Auge sehen können, und eine Sünde gegen Gott. Vor Gott und Deinem Gewissen

frage ich Dich nun: Hast Du wirklich den Sinn meiner Frage so aufgefaßt, wie Du es darzustellen versuchtest?»

Zerknirscht antwortete der Knabe mit leiser Stimme:

»Nein, Herr Doktor, ich hatte Sie ganz richtig verstanden, aber ich glaubte mit meiner Ausrede durchzukommen.«

Bernhard ließ nun alle Stehenden sich setzen und schloß die Stunde, weil es bereits seit einiger Zeit vier Uhr geschlagen hatte und die andern Klassen sich bereits lärmend aus dem Schulgebäude entfernten. Er wiederholte nochmals, daß ein Endurtheil erst nach der Konferenz ausgesprochen werden könne, und entließ die Klasse mit Ausnahme von Arnold Frei, der für eine besondere Strafe zurückbleiben solle. Still und geräuschlos gingen die Tertianer fort, noch einen letzten theilnehmenden Blick auf den Mitschüler und auf den geliebten Lehrer werfend.

Der Knabe saß bei seinen Büchern mit demüthiger Unterwerfung unter Alles, was über ihn verhängt werden möchte. Bernhard betrachtete ihn nachdenklich einige Zeit, dann sagte er:

»Ich werde Dich mit nach Hause nehmen und Dich unter meinen Augen eine Strafarbeit ausführen lassen.«

Es lag in dem Tone des Lehrers etwas so Väterliches, was auch in der Strenge fortliebt, daß der Schüler plötzlich in Thränen ausbrach und schluchzend stotterte:

»Bestrafen Sie mich nur viel strenger, aber verzeihen Sie mir dann, daß ich mich gegen Sie vergangen habe.«

»Das hab' ich Dir schon von dem Augenblick an rasch verziehen, wo ich Dir abmerken konnte, daß es Dir leid that, und die geringe Strafe, die ich aussprach, war nicht meinet-, sondern deinetwegen verhängt. Wenn ich überzeugt sein kann, daß Du ernsthaft bereust und den aufrichtigen Entschluß fassst, nicht wieder in solchen Fällen von der Bahn der Wahrheit zu weichen, so ist auch selbst diese milde Strafe überflüssig, und ich kann sie Dir ganz erlassen.

»Nein, strafen Sie mich nur, aber vergeben und vergessen Sie Alles.«

»Das brauch' ich Dir nicht zum zweiten Male zu sagen. Aber wie in aller Welt kam es, Frei, daß Du so rasch auf Schelring losschlugst?«

Der Schüler wurde offenbar verlegen, und da es ihm gewiß Ernst war, dem Lehrer gegenüber aufrichtig zu sein, so mußte diese Verlegenheit irgend einen besondern Grund haben. Nach einer Pause stotterte er:

»Schelring hatte mich geschimpft.«

»Das sagtest Du früher schon. Aber ich kenne Dich nicht von der Seite, daß Du auf ein gewöhnliches Schimpfwort gleich einen brutalen Gebrauch von Deiner Körperkraft gegen einen schwächern Mitschüler machst, zumal da Du behauptest, bis dahin in den Streit mit den Quartanern nicht verwickelt gewesen zu sein. War es denn ein so arges Schimpfwort, daß es Dich zu dem heftigen Schlage hinriß?«

Mit einem herzhaften Entschluß, ganz mit der Wahrheit hervor zu rücken, antwortete Frei:

»Er nannte mich einen Italiener.«

Höchst erstaunt rief Bernhard:

»Wie, einen Italiener? Aber, wenn das ein Schimpfwort sein soll, so ist es jedenfalls ein sehr schwaches, weil ja gar keine eigentliche Beleidigung darin liegt. Ich begreife die Sache nicht, wie hängt sie zusammen?«

Allen seinen Muth zusammen nehmend, gab Frei die Erklärung:

»Wir Tertianer haben uns mitunter den andern Klassen gegenüber unseres Ordinarius gerühmt, und mehr im Scherz als im Ernst behauptete ich einmal, *Sie*, Herr Doktor, wären weiter in der Welt herum gewesen, als alle übrigen Lehrer, und Sie hätten ganz Italien gesehen, schon darin allein hätten Sie vor den andern einen Vorzug. Deswegen nannte mich Schelring einen Italiener, und ich weiß jetzt selbst nicht, warum ich so böse wurde, als er den übrigen Knaben zurief: seht, da kommt auch der Italiener!«

Bernhard mußte sich Gewalt anthun, um ein Lächeln zu unterdrücken, er verstand zugleich den Zorn des Knaben besser, als dieser selbst, der nur ein dunkles Gefühl davon gehabt haben mochte, daß ein Theil des Spottes den Lehrer zu treffen schien; er sagte freundlich:

»Gewiß wirst Du Dir Deinen ganz ungerechtfertigten Zorn nicht erklären können, denn jenes Wort war ja mehr ein Scherz als ein Spott oder gar ein Schimpf.«

»Aber die andern Quartaner haben hernach gesagt, es wäre dem Schelring ganz recht geschehen, denn er hätte mich nicht einen Italiener nennen sollen.«

»Es war auf keinen Fall schlimm gemeint, und Du hättest nicht darüber böse werden, geschweige denn Dich zu einer so üblen Handlung hinreißen lassen sollen. Nun, geh' jetzt nur nach Hause und bewahre Dir ein anderes Mal mehr Deine Besonnenheit.«

Der Knabe packte seine Bücher zusammen und entfernte sich mit einem stummen Blick des Dankes und der Anhänglichkeit.

Auch Bernhard verließ nun das Gymnasium, traf aber vor demselben mit dem Direktor Heidekamp zusammen, seinem Vorgesetzten, einem freundlichen und wohlwollenden Greise.

»Nun, Herr Kollege« – fragte der Direktor – »haben Sie die Einzelheiten über den Unfug auf dem Schützenplatze konstatirt?«

Bernhard erzählte, was er in seiner Klasse erfahren hatte.

Der Direktor sagte:

»Ich dachte mir schon, daß die Quartaner die Hauptschuld tragen würden, denn es ist eine schlecht disciplinirte Klasse.«

»Aber das blutige Gesicht des Schelring?«

»Daran ist Schuld, daß ich in Italien gewesen bin.«

»Daß Sie in Italien gewesen sind?«

Lächelnd berichtete Bernhard den Zusammenhang, und auch der Direktor mußte lächeln.

»Nun, nun,« – sagte er – »die Konferenz wird wohl einen fernern Strafakt nicht für nöthig halten, sondern

sich mit Ihrem Verfahren einverstanden erklären. Hoffentlich ist dies die erste und letzte blutige Nase, welche auf Rechnung Ihrer italienischen Reise kommt, sonst muß ich Ihnen ja fürwahr in die Konduitenliste setzen, daß Sie sich's haben zu Schulden lassen kommen, in Italien gewesen zu sein. Ich wünsche Ihnen einen vergnügten Abend, lieber Herr Kollege!«

Bernhard empfahl sich und schlug den Weg nach Hause ein.

2. IN DER FAMILIE.

Bernhard's Wohnung lag in einer Vorstadt. Je weiter er seinen Weg fortsetzte, noch immer seine Gedanken mit der letzten Schulstunde beschäftigend, desto stiller und menschenleerer wurde es um ihn, und als er das Thor durchschritten hatte, war es fast, als befände er sich auf dem Lande. Endlich erreichte er sein Haus, welches so weit von der Straße lag, daß es von dieser durch ein kleines Gärtchen getrennt wurde. Noch immer mit dem Geist in der Schule weilend und darum für die Umgebungen achtlos, trat er durch die Pforte des hölzernen Gitters, welches sein Gärtchen von der Straße abgrenzte, und wollte auf das Haus zuschreiten, da hemmte ihn eine zarte Stimme, die leise rief, wie Kinder beim Verstecken hier zu Lande pflegten:

»Hut, hut, Papa!« Und eine lallende Kinderstimme wiederholte wie ein Echo: »Papa!«

Zugleich stürzte ein dreijähriges Mädchen aus dem Syringenbusch, der an der Seite, stand umklammerte die Kniee des Vaters und rief:

»Ich habe den Vater zuerst gefangen, ich bringe den ersten Kuß!«

Rasch der Kleinen den in Anspruch genommenen Kuß reichend, schaute Bernhard in den Syringenbusch, und da stand ein holdes junges Weib mit einem einjährigen Buben auf dem Arm, der noch immer der Mutter nachlallte: »Papa! Papa!« Bernhard küßte die hervortretende Gattin, aber er konnte ihr weiter keine Aufmerksamkeit widmen, denn der Bube auf ihrem Arm reichte mit so unwiderstehlichem Streben nach dem Vater hin, daß diesem Nichts übrig blieb, als seine Bücher der kleinen Rosa zu geben und den unbändigen eigenwilligen Schelm selbst auf den Arm zu nehmen. So bewegte sich denn der Zug in das Haus: voran die rothwangige Rosa, zugleich stolz und vorsichtig des Vaters Bücher tragend, dann Bernhard mit dem vor Vergnügen laut aufjauchzenden Arthur, zuletzt, sich leise an den Arm des Gemahl hängend, Dora, das Weib ernster und fast rührender Schönheit.

Als man in der Wohnstube anlangte, übernahm die Mutter wieder den kleinen Arthur, der ebenso gern zu ihr überging wie zum Vater, und dieser nahm einen kleinen Wechsel seiner Kleidung vor, um es sich häuslich und bequem zu machen, wozu ihm Alles mit aufmerksamer Vorsorglichkeit zurecht gelegt war. Nachdem die Bücher in die daranstoßende Studirstube gebracht waren, begab sich die Familie wieder in den Garten, wo in einer

kleinen, möglichst versteckten Laube der Nachmittags-Kaffee aufgesetzt war. Ein niedlicher Kuchen von freilich sehr bescheidenen Dimensionen, aber mit Blumen geschmackvoll umkränzt, erregte die staunende Aufmerksamkeit Bernhard's, und er warf einen fragenden Blick auf Dora.

»Du hast wohl nicht daran gedacht, lieber Bernhard, daß es heute der Jahrestag ist, wo wir uns zuerst sahen?« fragte Dora.

»Ach ja, Du hast Recht! Heute vor fünf Jahren – und auch bei einem Nachmittags-Kaffee – ich habe in diesen Tagen öfter daran gedacht, und gerade heute mußte es mir wegen mancher Schulangelegenheiten aus dem Sinne kommen!«

Dora gehörte nicht zu den vielen Frauen, die bei solchen Gelegenheiten mit mehr oder weniger Nachdruck hervorzuheben pflegen, daß das weibliche Geschlecht nur Sinn und Erinnerung für Feste des Herzens habe, das männliche aber immer erst daran gemahnt werden müsse; sie sagte freundlich:

»Es versteht sich von selbst, daß es eine Pflicht der Frau ist, den Liebes- und Familienkalender in Ordnung zu halten, während dem Mann sein Beruf mehr als genug zu schaffen macht.«

»Ja, ja,« – erwiderte Bernhard – »Ihr seid wahre Meisterinnen in so liebenswürdigen Ueberraschungen. Aber am Ende überrasch' ich Dich heute doch noch, meine Dora, wenn ich auch jetzt erst auf die Bedeutung des Tages aufmerksam geworden bin.«

»Nun, das wollen wir abwarten.«

Man nahm an dem Tische Platz, und Dora wußte, obgleich sie den unruhigen Arthur auf dem Schooß halten und verpflegen mußte, doch zwischendurch für die Bedürfnisse des Mannes und des Töchterchens zu sorgen. Letzteres rückte sich baldmöglichst mit seinem Schemel neben den Vater, lehnte sich an dessen Kniee und bat:

»Gieb mir ein Räthsel auf, lieber Vater!«

»Das will ich thun, und wenn Du es rathen kannst, so nehme ich Dich hernach auf den Schooß und lasse Dich reiten. Es sieht aus wie ein weißer Stein, wenn's aber in's Wasser kommt, so kann man's nicht mehr sehen, sondern nur schmecken, was ist Das?«

»Das ist *Milch*, wenn man Wasser und Milch draus macht.«

»Nein, Rosa. Milch sieht ja nicht aus wie ein weißer harter Stein.«

»Dann ist's ein Ei, wenn's Mutter entzwei schlägt und in's Essen thut.«

»Aber wann thu' ich wohl ein Ei in's Wasser?« rief Dora, deren Ehrgeiz bei der Bethätigung des Scharfsinns ihrer Tochter interessirt schien.

»Schmeckt's denn süß?«

»Ja.«

»Dann weiß ich's: es ist *Zucker*.«

»Richtig.«

Bernhard hob also Rosa auf seinen Schooß und sagte, indem er sie auf und ab schaukeln ließ:

»Nun reiten wir, nun reiten Dir, nun reiten wir nach Bremen,
Da wollen wir den kleinen Arthur mit uns nehmen.«

»Aber Mutter auch,« – bemerkte Rosa – »sonst weint uns Arthur die Ohren voll. Nun laß uns weiter reiten!«

Der gehorsame Vater fuhr fort:

»Nun reiten wir, nun reiten wir, nun reiten wir nach Polen,
Da wollen wir uns eine wunderschöne Puppe holen.«

»Die ist für mich,« – rief Rosa – »aber was bekommt denn Arthur und die Mutter?«

Der Vater fuhr fort:

»Nun reiten wir, nun reiten wir, nun reiten wir nach Lingen,
Was wollen wir der Mutter und dem Arthur wohl mitbringen?«

Rosa besann sich und antwortete dann:

»Für Arthur bringen wir ein hölzernes Lämmchen mit, aber mit ordentlicher Wolle und unten mit Rädern, daß es laufen kann. Der Mutter bringen wir einen großen Kuchen mit und ein Messer, daß sie Jedem von uns ein Stück abschneiden kann. Wo reiten wir nun hin?«

Der Vater sagte:

»Nun reiten wir, nun reiten wir, nun reiten wir nach Engeland,

Und wer nicht tüchtig reiten kann, der purzelt in den Gartensand.«

Und damit ließ er sie plötzlich von den Knien rutschen und auf den Boden gleiten. Sie wollte wieder hinaufklettern, aber Arthur, der jetzt sein körperliches Bedürfniß gestillt hatte, machte nun so deutliche Ansprüche, auch auf den Knien des Vaters zu reiten, daß dieselben nicht abzuweisen waren. Bernhard mußte ihn also auf den Schooß nehmen und reiten lassen, indem er ein Kinder-verschen dazu sang, während Rosa daneben stand und mit ihrer schwachen Stimme in den Gesang einzustimmen versuchte. Die Augen der Mutter hingen mit inniger Liebe an der häuslichen Gruppe. –

»Das nennt man ja wohl eine Familien-Scene!« so unterbrach plötzlich eine fremde Stimme das gemüthliche Treiben. »Ich bitte sich nicht stören zu lassen, denn wenn ich das fürchten müßte, so wollt' ich lieber wieder umkehren.«

»Ah, Herr Schwanhöfer« – sagte Dora aufstehend – »Sie treffen uns allerdings in einer sehr familienhaften Verfassung.«

»Die aber der Freund nicht übel nimmt, so wie am Ende der Fremdeste nicht, der unerwartet in einen Familienkreis tritt.«

Mit diesen Worten gab Bernhard den kleinen Reiter an die Mutter ab und reichte dem Freunde die Hand.

»O, im Gegentheil, es ist reizend, es ist süperbe!« versicherte Schwanhöfer. »Frau Doktorin, ich habe die Ehre,

Ihnen mein Kompliment zu machen. Was aber eine solche Scene betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß Ihr Anblick einen Junggesellen wie mich mit vollen Segeln in den Hafen des Ehehafens hineinbläst.«

»Es scheint Ihnen sonst noch ganz wohl zu gefallen, auf dem hohen Meere herum zu kreuzen.«

Mit süßlicher Galanterie versetzte Schwanhöfer:

»Nur weil keine Zweite, die Ihnen gliche, mir im Hafen gewinkt hatte. Indessen wird mich doch zuletzt das verführerische Beispiel verleiten, auch mit verminderten Ansprüchen zuzugreifen.«

»Darf man Glück wünschen?«

»So weit sind wir noch nicht!« antwortete er mit schlauer Verschmitztheit, indem er sich auf einen Stuhl niederließ. –

Es war noch derselbe Schwanhöfer, wie er in Alexandersbad gewesen war: dieselbe wohlbeleibte behäbige Gestalt, dasselbe Gesicht von Milch und Blut, derselbe zierliche und geputzte Anzug. –

»Was giebt es Neues, Freund Schwanhöfer?«

»Eben darum komm ich her, um Dir etwas Neues zu erzählen. Es ist zwar eigentlich etwas Altes, aber für uns ist es doch neu. Du weißt, daß ich Erkundigungen bei meinen Geschäftsfreunden nach unserm Freunde Vanhulsten einzog – –«

»Die aber nur geringen Erfolg hatten.«

»Oder vielmehr gar keinen, denn kein Mensch wollte dort einen Vanhulsten kennen. Ich ließ mich aber –

wie ich denn überhaupt festhalte, was ich einmal angefaßt – nicht abschrecken, sondern fragte immer wieder an, besonders bei einem Herrn Münzebrock, der, wie ich Dir sagen kann, in jeder Hinsicht ein sehr ausgezeichnete Mann ist. Heut Morgen nun bekomm' ich einen Brief, eigenhändig von Herrn Münzebrock geschrieben, worin er erst einige geschäftliche Sachen abmacht, dann aber auf die Angelegenheit kommt, in der er sich, wie er sagt, viele Mühe gegeben hat, weil er einsah, daß sie mich außerordentlich interessirte. Die Frau des alten, nun schon zehn Jahre verstorbenen Banquiers Kornelis war eine geborene Vanhulsten, und sie hat als einzige Erbin eines großen Vermögens wohl den Grund zu dem kolossalen Reichthum des Hauses Kornelis gelegt. Aber es existirt durchaus kein männlicher Träger dieses Namens. Dagegen ist von den beiden Brüdern Kornelis, welche das Geschäft und die Firma fortführten, der Zweite immer als Sonderling bekannt gewesen, hat keine Freude am Geschäft gehabt, sondern sich meistens in der Fremde herumgetrieben, indem er dem ältern Bruder die Disposition über Alles überließ. Dieser jüngere Kornelis nun ist ohne Zweifel unser Vanhulsten, der es vorzog, auswärts unter seinem mütterlichen Namen aufzutreten, um nicht überall die ungeheuren Ansprüche zu erwecken, die an den Namen Kornelis sich knüpfen.«

Nach einigem Besinnen sagte Bernhard:

»Die Sache ist sehr wahrscheinlich. Aber wo ist er? wie geht es ihm? lebt er glücklich?«

Mit plötzlich angenommenem Pathos antwortete Schwanhöfer:

»Er wandelt nicht mehr unter den Lebendigen, er liegt begraben auf dem Bodden des Atlantischen Ozeans, denn er ist untergegangen auf einer Ueberfahrt nach Nordamerika.«

Bernhard war sehr bestürzt über diese Nachricht, denn er besaß nicht bloß große Dankbarkeit, sondern auch tiefe Anhänglichkeit für Vanhulsten. Auch Dora vernahm die Trauerkunde mit vieler Theilnahme, da sie von Bernhard so manches Anziehende über den jungen Mann gehört hatte.

Endlich sagte Bernhard:

»Mit ihm ist ein großartiger Charakter untergegangen, von welchem die Welt Außerordentliches zu erwarten berechtigt war. Er hat mich auf die großmüthigste Weise tief verpflichtet, aber auch außerdem würde ich ihn nie vergessen haben, denn ich habe seines Gleichen sonst nicht gefunden.«

»Wenn ich an unser Zusammensein im Fichtelgebirge denke,« – sprach Schwanhöfer – »so fallen mir manche Stellen aus unsern Dichtern ein, ich kann mich nur nicht genau auf die Worte besinnen, worin beklagt wird, wie nur Einzelne von einem Kreise zurückbleiben, während die Andern ein früher Tod dahinrafft. Denn es ist kein Zweifel, daß auch der muntere Adams todt ist, sonst hätte man von ihm gehört, falls es ihr gut ging, oder er wäre einmal hierher gekommen, wenn er in Noth gerieth.«

Der in schmerzliche Gedanken versenkte Bernhard mochte durch Schwanhöfer's Worte veranlaßt werden, unwillkürlich vor sich hin zu sprechen:

»Ebert, sind sie nun Alle dahin, deckt unsere Freunde
Alle die heilige Gruft,
Und sind wir zween Einsame dann von Allen noch übrig,
Ebert: verstummst Du nicht hier? – –
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig,
Bin der Eine dann ich – –«

Hastig fiel Schwanhöfer ein:

»Ja, ja, das sind ganz solche Worte des Dichters, wie ich sie meinte. Wo kommt das vor?«

»In Klopstock's Ode an Ebert.«

»Kannst Du mir das Buch nicht leihen?«

»Gewiß.«

»So will ich es gleich mitnehmen. Die Worte passen gar zu köstlich auf unsern Fall, gerade als wenn sie besonders darauf gemacht wären. O, es ist doch etwas Herrliches um die Poesie, und ich muß nur beklagen, daß meine Geschäfte mich von einer häufigeren Beschäftigung mit der poetischen Literatur abhalten.«

Bernhard holte das Buch aus dem Hause, und Schwanhöfer empfahl sich bald mit demselben, muthmaßlich um in andern Kreisen seinen Schmerz und dessen poetische

Verklärung geltend zu machen, denn er wurde seit einiger Zeit in Zippelstedt als ein Schöngest angeesehen, namentlich vom schönen Geschlechte, und man bedauerte ihn oft als einen Märtyrer seiner poetischen Natur, die im Gedränge der prosaischen Geschäfte niedergehalten wurde.

Am Abend, als die Kinder zu Bett gebracht waren, und als das Ehepaar allein bei der traulichen Lampe saß, sagte Bernhard:

»Nun wäre es wohl Zeit, an meine Ueberraschung zu denken, nicht wahr?«

»Gewiß, lieber Bernhard. Ich dachte nur, die Nachricht vom Tode Deines Freundes hätte Dir die Sache aus dem Gedächtniß gebracht.«

»O nicht doch, dem Freunde bleibt die schmerzliche Klage und die liebevolle Erinnerung, aber *heute* muß ich Dir eine Novelle vorlesen, die ich gemacht habe, und bei deren Verfertigung ich mich immer darauf freute, sie Dir eben heute vorzulesen.«

»Wie, Du dichtetest Novellen?«

»Nur zu meinem eigenen Vergnügen und nur für *Dich* als mein einziges Publikum.«

Er holte aus seinem Zimmer ein kleines Manuscript, setzte sich die Lampe zurecht, so daß Dora zugleich volles Licht zu ihrer leichten Handarbeit hatte, und las Folgendes vor.

3. ALPENROSE. (NOVELLE.)

Ein jugendlicher Wanderer aus den gebildeten Ständen, wie wir beim Beginn unserer Erzählung einen solchen vor uns sehen, der mit grünem Ränzlein auf dem Rücken weite Fernen durchschreitet: ein solcher ist in unseren Tagen eine Seltenheit und wird immer seltener werden, denn die Bräuche und Sitten der Menschen ändern sich gar sehr. Aber so herrliche Septembertage, wie Deren einer unseren jungen Reisenden entzückt, Tage voll weichen Sonnenlichtes, das die schönen Färbungen der Landschaft noch reizender erscheinen läßt: solche unvergleichliche Tage sind jedem deutschen Leser bekannt, er hat sie schon erlebt, denn die Natur bleibt sich im Ganzen und Großen treu. Die Straße wand sich in wechsellvollen Biegungen zwischen bewaldeten Bergen und einem rauschenden halbversteckten Fließchen dahin, die Berge auf der anderen Seite des Thales waren von der Nachmittagssonne beleuchtet, und wo sie einmal eine Lücke bildeten und einen Durchblick gestatteten, dann glitzerte und blinkte es hoch oben in so phantastischer Weise, daß man nicht wußte, ob die kühn umrissenen Formen dort Bildungen des Himmels oder der Erde seien: es waren aber die Gipfel von Schneebergen, denn wir befinden uns in einem Thale der Schweiz, und zwar des Berner Oberlandes.

Der Jüngling sah eher aus wie ein rechter Träumer, als wie ein munterer Geselle, der keck die Blüten des Lebens bricht, aber diesmal schwellte doch die köstliche

Stunde dermaßen seine Brust, daß der Vers eines unvergessenen Studentenliedes daraus hervorquoll; er sang:

»Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liederklang,
Ein frohes Lied aus heit'rer Brust
Macht froh den Lebensgang.
Man geht bergauf, man geht bergein,
Heut' grad' und morgen krumm,
Durch Sorgen wird's nicht besser sein,
D'rum kümmer' ich mich Nichts d'rum.«

Plötzlich blieb er stehen, denn wie ein Echo wiederholten sich fein und zart der letzte Theil seiner Melodie, und dann schlossen sich lauter einige jodelnde Passagen an, die recht gut dazu paßten. Offenbar war es eine Frauenstimme, und sie mußte von dem Raine herab kommen, der hier mit seiner üppigen Blumenfülle von der Straße an aufstieg und an einer niedrigen Steinmauer endigte. Allerdings zeigten sich auch sogleich darauf zwei Bauermädchen, welche über die Mauerbrüstung schauten, den singenden Wanderer einige Augenblicke neugierig betrachteten und sich dann wieder zurückzogen. Der Jüngling fühlte sich durch das kleine Abenteuer zu sehr angezogen, um es sogleich wieder aufzugeben, er kletterte den Abhang hinauf und schaute unter dem Schirm eines Fliederbusches die liebliche Scene an, die sich ihm darbot. Der Bergabhang war hier durch Natur oder Kunst zu einer ganz ebenen Terrasse gebildet, in deren hinterstem Theile eines jener malerischen Schweizerhäuser

lag, die mit ihrem bunten Holzwerk, ihren offenen Gallerieen, ihren zahlreichen Fenstern so wohlbekannt sind. Der flache Raum davor war von einigen Bäumen beschattet, unter diesen stand ein weißgedeckter Tisch mit Kaffeegeräth, und mit dessen Anordnung waren die beiden Mädchen beschäftigt. Sie trugen die im Oberland übliche Kleidung: faltenreiche besäumte Röcke, ein kleines kurzes Mieder, darunter blendend weiße Hemden, welche die einzige Hülle für den oberen Theil der Brust und die Arme bildeten, und die langen bebänderten, über den Rücken fallenden Zöpfe. Sie mußten, da es heut' nicht Sonntag war, eine besondere Festlichkeit begehen, denn der Anzug war offenbar die Festkleidung, und sie mußten auch einem wohlhabenden Hause angehören, denn ihre zarte Hautfarbe schien nicht durch die Sonne bei der Arbeit im Freien gebräunt. Die eine der beiden Schweizerinnen war hoch und schlank, von untadeligem Körperbau und zierlichem Anstand, der im Verhältniß etwas kleine Kopf wurde von einem vielleicht zu langen aber schönen Halse getragen, die braunen Haare schienen mit Sorgfalt gepflegt, das Gesicht hatte sehr feingeschnittene, aber fast zu scharf markirte Züge; die Andere war kleiner, die Körperformen erschienen voller, aber dennoch in lieblichster Harmonie, das sanfte, fast rührende Gesicht mit seinen weichen Linien, seinen tiefblauen langbewimperten Augen, seinen reichen dunkelblonden Haaren zog unwiderstehlich an. Den Lauscher zu spielen lag keineswegs in der Absicht des Reisenden, er bog sich daher über die Mauer und sagte:

»Schöne Mädchen, erlaubt Ihr wohl, daß ich mich ein wenig auf diese Mauer setze und ausruhe?«

Die Mädchen schauten verwundert auf, und die Schlanke sagte:

»Gehet doch lieber in's Dorf. Wenn Ihr der Straße noch einhundert Schritte folgt und um die Bergecke biegt, so liegt's gleich vor Euch, und eins der ersten Häuser ist das Wirthshaus.«

Diese Worte wurden in richtigem Hochdeutsch gesprochen, während der Schweizer Dialekt nur hier und da bemerklich durchklang.

Es gefiel dem Jüngling hier zu gut, um sich so leicht abfertigen zu lassen, er sagte:

»Freilich, wenn Ihr mich hier nicht dulden wollt, so muß ich weiter gehen, aber ich dachte, es thäte Euch Nichts, wenn ich ein wenig hier bliebe, und mir machte es viel Vergnügen.«

»Nun, so bleibet denn ein wenig, aber führt Euch hübsch ordentlich auf.«

Als diese Erlaubniß trotz einer leisen aber hastigen Einrede des anderen Mädchens ertheilt war, schwang sich der Jüngling über die Mauer, schnallte seinen Ranzen ab, legte ihn mit seinem Wanderstab auf die Steinplatten und setzte sich selbst daneben. Er war darauf gefaßt, nun gehörig ausgefragt zu werden, denn das war ihm in diesen Tagen gar oft auf eine sehr unumwundene, aber doch zutrauliche Weise geschehen, es kam ihm daher nicht unerwartet, als die Schlanke fragte:

»Wie heißt Ihr denn?«

»Bernhard.«

»Habt Ihr weiter keinen Namen?«

»O ja: Bernhard Korn.«

»Wo feid Ihr denn her?«

»D’runten aus Deutschland.«

»Deutschland ist groß.«

»Aus Thüringen.«

»So, so. Was seid Ihr denn eigentlich? Ein Musikant oder Sänger wohl schwerlich, denn dafür sanget Ihr vorhin zu schlecht.«

Lächelnd erwiederte Bernhard:

»Nein, für einen Sänger will ich mich nicht ausgeben, singe auch sehr selten; vorher fiel mir’s nur gerade einmal so ein. Ich bin ein Schulmeister, oder vielmehr ich fange erst an einer zu sein.«

»So, ein Schulmeister? Mit der ganzen Schulmeisterei möcht’ ich nicht gern Etwas zu thun haben, und darum mit den Schulmeistern auch nicht.«

»Das ist ja schlimm. Seid *Ihr* auch so gegen die Schulmeister eingenommen?« wandte er sich fragend an die Blonde.

Erröthend und mit leiser Stimme erwiederte sie:

»Das kann ich eben nicht sagen.

»Sie heirathet aber doch in ihrem Leben keinen Schulmeister!« sprach die Andere mit schnippisch-leichtfertigem Tone. »Ihr seid wohl noch nicht verheirathet?«

»Nein.«

»Habt Ihr denn auch noch keine Braut?«

»Auch noch nicht.«

»Dann sorgt, daß Ihr bald eine krieget.«

Die Mädchen waren unterdeß mit ihren kleinen Anordnungen fertig geworden und setzten sich auf die beiden Stühle, um Kaffee zu trinken. Plötzlich begann die Schlanke:

»Weil Ihr ein Schulmeister seid, so schickt sich's schon eher, daß Ihr Euch zu uns setzt und eine Schale Kaffee trinket. Nehmet den Kessel von dem dreibeinigen Stuhle da herunter, rückt den Stuhl heran und setzet Euch zu uns.«

Die Blonde schien diese Einladung sehr zu mißbilligen und warf ihrer Gefährtin ängstlich fragende Blicke zu, aber diese rümpfte gleichgiltig die Nase und sagte:

»Es ist ja ein Schulmeister, da sieht Niemand ein Arges d'rin.«

Bernhard befolgte die Aufforderung sehr gern und saß bald am Tisch neben den Mädchen. Die Braune schenkte ihm Kaffee ein und sagte:

»Da ist auch Brot; schmieret Euch eine Scheibe mit Butter und dann thut von diesem Honig darauf, das schmeckt gar gut.«

Während Bernhard nach diesen Worten that, fragte er:

»Wie heißt *Ihr* denn?«

»Ich heiße Liesli, und die da heißet Elsi.«

Bernhard mußte lächeln, denn ihm fielen diese Namen aus einem in früherer Zeit sehr verbreiteten Romane Claren's ein, und er sagte:

»Die Namen sind bei uns gar wohl bekannt.«

»Wohl aus Büchern? Weiß der Himmel, was Eure Bücherschreiber all' für dummes Zeug von uns Schweizer-Mädchen sagen mögen.«

»Nur lauter Liebes und Gutes. Aber warum seid Ihr so geputzt?«

»Es ist heut' mein Geburtstag, den feiere ich mit meiner Freundin, und darum haben wir unseren Sonntagsstaat angethan. Aber esset und trinket nur tüchtig d'rauf los.«

Bernhard, der überhaupt nur einen sehr bescheidenen Gebrauch von der Einladung gemacht hatte, erklärte, daß er völlig gesättigt sei.

»Dann könnt Ihr nun wohl weiter gehen.«

»Das will ich auch, und zwar mit meinem besten Danke für Eure Freundlichkeit. Aber vorher hätte ich noch eine Bitte an Euch.«

»Was wäre das?«

»Ihr singet gewiß, und zwar besser wie ich, ich habe ja auch schon eine von Euren Stimmen gehört. Singet mir noch ein Lied, eh' ich weitergehe.«

Nach einigem Besinnen antwortete Liesli:

»Solches kann schon geschehen, aber da muß ich erst meine Laute aus dem Hause holen, denn ohne Musik kann ich nicht singen.«

Sie erhob sich und ging in's Haus. Bernhard blickte die holde Elsi an, die mit lieblicher Verwirrung die Augen niederschlug, und sagte:

»Es schien Dir nicht recht zu sein, Elsi, daß Deine Freundin mich zum Bleiben und zum Kaffee einlud – war es Dir so sehr zuwider?«

Wie er in seiner Anrede zu dem traulichen Du gekommen war, darüber hat er sich selbst nie genügende Rechenschaft geben können.

Nach einigem Zögern erwiederte Elsi:

»Ich wußte nicht, was die Leute dazu sagen würden, wenn sie uns so sähen. Und dann ist meine Freundin gar schelmisch, ich war bange, sie möchte nur eine Neckerei treiben wollen.«

»Und das wolltest Du nicht gern sehen?«

»Nein.«

In diesem Augenblicke kam Liesli mit einer ganz ordentlichen Gitarre zurück, deren seidenes Band sie um den Hals schlang; indem sie mit den Fingern hin und her griff, um die Reinheit der Stimmung zu prüfen, sagte sie:

»Ich glaub', Ihr wundert Euch über diese Laute, aber wir Schweizerinnen sind auch nicht so ganz zurück, wie die Deutschen vielleicht denken, wir hüten und melken nicht immer das Vieh.«

Und sie sang:

»Uf'm Bergli
Bin i g'sesse,
Han d' Vögli zug'schaut,
Heut g'sunge,
Heut g'sprunge,
Heut's Nestli g'baut u. s. w.«

Der geübte Vortrag, unterstützt von einer guten Stimme, nahm sich bei der eigenthümlich kecken herausfordernden Weise der Sängerin recht gut aus, und Bernhard konnte der Wahrheit gemäß versichern, daß ihm das Lied ungemein gefallen habe. Liesli nahm den Lobspruch gleichmüthig hin und reichte das Instrument ihrer Freundin mit den Worten:

»Nun ist die Reih' an Dir, Elsi.«

Sie sträubte sich, allein da auch Bernhard mit Bitten in sie drang, nahm sie die Guitarre und sang nach einem kurzen Vorspiel den ›Fischer‹ von Goethe nach der Reichardt'schen Composition so schön, daß Bernhard vor lauter Erstaunen ein wirklich dummes Gesicht machte und Liesli darüber ein eigenthümliches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Es klang im Vortrag auch nicht der mindeste mundartliche Ton durch, vielmehr perlten die schönen Dichterworte so rein und edel von den Lippen der Sängerin, daß Bernhard nie etwas Wohllautenderes gehört zu haben meinte, als die Stelle:

»Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?«

Und dabei lag ein so schmelzender rührender Ausdruck in der Stimme des Mädchens, daß man für das tiefste Verständniß der Dichtung zu halten bereit war, was vielleicht unbewußte Temperaments-Eigenschaft war.

Bernhard war so hingerissen und außer sich, daß er nicht bemerkte, wie Liesli nach dem Hause zuing und dort mit einem in der Thür' erscheinenden Manne Worte wechselte, daß er keinen Lobspruch wie vorher spendete, sondern nur halblaut für sich sagte:

»O, wie wunderbar, wie schön!«

Die zurückkommende Liesli aber riß ihn aus seiner Verückung, indem sie ihm zurief:

»Nun machet, daß Ihr fortkommt, Schulmeister!«

Er sah sie wie bittend an, er schaute sehnsüchtig nach Elsi hinüber, aber die Schlanke rief gebieterischer:

»Ihr sollt nun weggehen! Wenn Ihr für unsere Freundlichkeit Euch dankbar zeigen wollt, so macht Ihr Euch unverweilt auf den Weg, wenn Ihr aber da länger sitzt und träumt und den Mund aufsperrt, so kommen andere Leute herzu, und wir haben am Ende nur Ungelegenheit davon, daß wir Euch zu Willen waren.«

»Geht jetzt fort!« bat auch Elsi schüchtern.

Da sprang Bernhard auf und schien einige Worte zum Abschied sagen zu wollen, aber Liesli drängte ihn zur Mauer, reichte ihm sein Ränzlein und seinen Stock und rief:

»Wir schenken Euch alles Andere, geht mit Gott!«

Noch einen Blick warf Bernhard auf Elsi, die mit niedergesenktem Haupte da stand, dann entfernte er sich, aber er wußte selbst nicht, wie er über die Mauer und den Rain hinunter wieder auf die Straße gelangt war. Gleich einem Schlafwandler durchschritt er das Dorf, und nur

instinktmäßig wanderte er auf der Straße weiter, Stunden lang, immer noch mit seinem Geiste bei den sonderbaren Mädchen verweilend, vorzugsweise aber bei *ihr*, die es ihm wie durch eine Bezauberung angethan hatte. Schon war die Sonne für das Thal untergegangen und vergoldete nur noch die höchsten Waldränder, da weckte ein starkes Wagengerassel, das hinter ihm her kam, den Träumer, er sprang, sich umschauend, bei Seite – aber täuschten ihn seine Sinne, hatte er den Verstand verloren? War das wirklich, was er sah, oder gaukelte ihm die Einbildungskraft ein phantastisches Scheingebilde vor? Der von vier raschen Pferden gezogene Wagen war in der Mitte durchgetheilt und nach hinten wie nach vorn zurückgeschlagen; im Fond saß ein älthlicher Herr, dessen Ordensband an der Brust ebensowohl wie seine nachlässig hingegossene Haltung den vornehmen Mann verrieth, neben ihm saß – Liesli, dieser gegenüber – Elsi, die wirkliche leibhafte Elsi; beide Mädchen hatten weite Reisemäntel übergeworfen, ihre Haarflechten waren jetzt leicht um den Kopf geschlungen. Während Bernhard versteinert in den Wagen starrte, flog ein boshaftes Lächeln über die feinen Züge Liesli's, während Elsi erröthend den Kopf wandte – und dann war die ganze Erscheinung in einer Staubwolke verschwunden. Plötzlich kam Leben in die versteinerte Gestalt des Jünglings, er begann, als wenn dies seine höchste und einzige Aufgabe wäre, sehr rasch voran zu schreiten: er mußte dem Wagen folgen, koste

es, was es wolle. Zu seiner Beruhigung zweigte sich keine andere Straße ab, er konnte also die Spur nicht verlieren, er mußte es darauf ankommen lassen, im Nothfalle die ganze Nacht durch zu wandern.

Mit einbrechender Dämmerung erreichte Bernhard ein Städtchen und erblickte vor einem Gasthof haltend den so hartnäckig wie rüstig verfolgten Reisewagen; die Pferde waren abgespannt, die Reisenden wollten hier ohne Zweifel übernachten, es mußte also natürlich hier auch eingekehrt werden. Damals wenigstens war in der Schweiz ein Fußwanderer mit dem Ranzen auf dem Rücken auch im ansehnlichsten Gasthof keine seltene oder unbeliebte Erscheinung, und so wurde auch Bernhard nicht nur in der Gaststube vom Oberkellner freundlich aufgenommen, sondern auch in jeder Hinsicht rücksichtsvoll behandelt. Die gelegentlich an ihn gestellte Frage, woher er komme, ließ sich leicht beantworten, viel schwieriger aber die folgende Frage, wohin er nun zunächst zu wandern gedenke. Es hatte im ursprünglichen Plan gelegen, dieses Städtchen zu erreichen, von hier aus aber wollte er seinen Weg in ein Seitenthal richten und höhere Gegenden erreichen, welcher Plan nun sehr in Frage gestellt war.

Nach kurzem Besinnen erwiederte er:

»Ich muß mich erst entschließen, ob ich der großen Straße weiter folge oder seitwärts in's höhere Gebirg abbiege. Aber sagen Sie mir doch: wer ist die Herrschaft, die in dem grünen Reisewagen angekommen ist.«

»Ich kann Ihnen wirklich nicht dienen, aber ich geh' gleich hinauf und lege der Herrschaft das Fremdenbuch vor, das bring' ich dann zu Ihnen, und Sie können's selbst lesen.«

Bald lag das Fremdenbuch vor Bernhard, und er las darin:

»Hofmarschall Graf Rotheneck mit Tochter Comtesse Julie Rotheneck und Nichte Fräulein Dora von Wangenhain, nebst Dienerschaft, aus Deutschland.«

Nachdem Bernhard seinen bescheidenen Namen darunter gesetzt hatte, überließ er sich seinem Nachdenken. So viel war ausgemacht, daß die vornehmen jungen Damen zu ihrer eigenen harmlosen Unterhaltung eine kleine Maskerade vorgenommen hatten, die dem gleichsam hineingeschneiten Fremden gegenüber fortgeführt wurde, dies jedoch wohl nur auf Liesli-Juliens Betrieb, denn Elsi-Dora schien von Anfang an gegen diesen Scherz gestimmt zu sein; obwohl dem unbewußten Mitspieler im Lustspiel allerdings Manches aufgefallen war, so ließ ihn doch seine natürliche Arglosigkeit und seine geringe Bekanntschaft mit landesüblicher Art zu seinem eigentlichen Zweifel gelangen, bis der Vortrag von Goethe's ›Fischer‹, der in *dieser* Weise nur einer feingebildeten Deutschen möglich war, dem Hörer es wie Schuppen von den Augen hatte fallen lassen, ohne ihn auch nur im

geringsten über das eigentliche Sachverhältniß aufzuklären. Sich diese Aufklärung zu verschaffen, dazu war er dem grünen Wagen so eilig nachgereist; er hatte seinen Zweck erreicht und kannte Rang und Namen der verkappten Schweizerinnen – – aber was nun? Hätten sie einer bescheidenen bürgerlichen Lebensstellung angehört, dann hätte er es wohl nicht aufgegeben, ein weiteres Zusammentreffen zu suchen, denn er konnte sich darüber nicht täuschen, einen wie tiefen Eindruck die Sängerin des ›Fischers‹ auf ihn gemacht hatte, doch gegenüber einem adligen Fräulein, der Nichte eines gräflichen Hofmarschalls, lag die Möglichkeit jeder wünschenswerthen Annäherung viel zu fern, um mehr als flüchtig darauf zu verweilen. Es blieb demnach weiter Nichts übrig, als die junge Pflanze einer zarten Neigung aus dem Boden des eigenen Gefühls gewaltsam zu reißen, nicht achtend den Schmerz, der damit verbunden sein mochte, und höchstens als getrocknetes Andenken in das Herbarium der Erinnerung zu legen. Mit einem leisen aber recht ernstlich gemeinten Seufzer schloß Bernhard seine Betrachtung und nahm wehmuthsvoll von einem leuchtenden Sterne Abschied, der ihm nur einige kurze Stunden geschienen hatte. Da er noch im Laufe des Abends erfuhr, daß die Fremden morgen der großen Straße thalabwärts folgen würden, so bestärkte dies ihn nur in dem Vorhaben, sich in das hier mündende Seitenthal zu wenden. Nur *sehen* wollte er die holde Liebliche noch einmal, wenn sie das Haus verließ, um in den Wagen zu steigen.

Er verbrachte eine unruhige Nacht, denn er mußte immer zuhören, ob auch nicht Lärmen im Hause sei, und die Fremden vielleicht ihre Abreise rüsteten; bei dem ersten Lebenszeichen, das durch ein Thürknarren irgendwo gegeben wurde, verließ er eilig das Lager und kleidete sich rasch an, um sich demnächst zu überzeugen, daß es viel zu früh sei. Als endlich die Dienerschaft des Hauses in Bewegung kam, bestellte er sich ein Frühstück und ließ dies in den Garten tragen, dessen Pavillon zugleich den anstoßenden Theil der Straße beherrschte. Hier saß er, scheinbar in Betrachtung einer eigenmächtig gepflückten Georgine vertieft, in Wirklichkeit aber mit der Phantasie sich ausmalend, wie es sein würde, wenn er noch einmal mit Dora zusammenkäme wie gestern, aber ganz allein und ungestört, so daß er Alles sagen könne, was sein volles Herz empfinde; er würde nicht um *ihre* Liebe werben, sondern sie solle nur die *seinige* wissen; dann sehe sie ihn doch wohl einmal bedauernd aber innig an, und mit *diesem* Blick wolle er scheiden. Das Glück in seiner unberechenbaren Laune wendet bald den flehend ausgestreckten Armen der heißesten und gerechtesten Bitte seinen Rücken, bald lächelt es der im phantastischen Reiche der Möglichkeiten aufsteigenden Seifenblase eines gelegentlichen Wunsches seine Gewährung zu. Noch saß Bernhard in Gedanken, da knisterte der Sand unter leichten Schritten, der sinnende Träumer blickte auf und vor ihm stand das Traumbild, nicht luftig aus Morgengewölke gewebt, sondern wesenhaft und leibhaftig, prangend

in Jugend- und Morgenfrische, angethan in eine kleidsame Reisetracht. Er sprang in froher Bestürzung auf, auch ihr übergoss die Ueberraschung das Gesicht mit rosigem Morgenroth.

Da hatte nun der Begünstigte sein Glück, aber – er wußte es nicht zu gebrauchen. Von all' den schönen wehmuthsfreudigen entsagungsseligen Worten, die er hätte sagen wollen, sagte er kein einziges, sondern stotterte nur unbeholfen die Worte:

»Haben – haben – Sie – wohl geruht, gnädiges Fräulein?«

Das ›gnädige Fräulein‹ mochte seinerseits auch in einer hinreichend befangenen Stimmung sein, um seinen Anstoß an der tölpischen Begrüßung zu nehmen, oder es mochte der Gemüthsart desselben mehr entsprechen, sich die Verwirrung einer blöden unverkünstelten Natur gegenüber zu sehen, als wenn der junge Mann etwa mit der Sicherheit vornehmer Lebenskenntniß ihr entgegen getreten wäre, mit feinem Scherz auf das gestrige Zusammentreffen angespielt und daran in geistreicher Wendung den Wunsch einer fortgesetzten Bekanntschaft geknüpft hätte.

Dora antwortete einfach:

»Ich danke Ihnen – recht wohl. Da der Morgen schön ist und unsre Abfahrt sich noch etwas verzögert, so suchte ich den Garten auf in der Voraussetzung, ihn in so früher Stunde noch unbesucht zu finden.«

»Er ist auch noch unbesucht!« sagte Bernhard ziemlich albern, indem er seine eigne Person gar nicht in Anschlag zu bringen schien.

»Ich benutze diese Gelegenheit,« – fuhr Dora mit niedergeschlagenen Augen fort – »Sie um Entschuldigung zu bitten, wenigstens was mich betrifft, daß wir uns gestern einen gewiß tadelnswerthen Scherz mit Ihnen erlaubten. Ich würde denselben nie gewagt haben, aber meine Cousine ist etwas sehr muthwillig, und ich besaß nicht Entschlossenheit genug, mich der unpassenden Mystification zu widersetzen. Verzeihen Sie die Unbedachtsamkeit!«

Lebhaft erwiderte Bernhard:

»Es bedarf um so weniger der Entschuldigung, da dieser heitere Einfall meine Erinnerung ja mit einem höchst anmuthigen Reiseabenteuer bereicherte, das ein unvergeßliches Andenken in mir zurückläßt.«

Niemand kann wissen, wohin die wärmer werdende Situation den Jüngling geführt hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke fernes Pferdetrappel sich hätte vernehmen lassen, und Dora in Eile gesagt hätte:

»Da werden unsere Postpferde kommen, ich muß nachsehen, ob alle Sachen zum Wagen geschafft sind. Leben Sie wohl, und wenn uns der Zufall einmal wieder zusammenführen sollte, so werde ich mich mit um so ungetrübter Freude unseres kleinen Abenteuers erinnern, da ich von Ihnen höre, daß Sie es ohne Empfindlichkeit nur von der heiteren Seite auffassen.«

Damit wandte sie sich und begab sich raschen Schrittes zum Hause zurück, nur einmal bei der Biegung des Gartenwegs noch einen halben Blick zurücksendend. Bernhard blieb im Garten, um von hier aus noch einmal die Scheidende zu sehen; er machte sich während des Harrens bittere Vorwürfe über die alberne Art, wie er sich des ihm vom Glück so günstig zugeworfenen Augenblickes bedient hatte, aber das war nun zu spät. Es dauerte nicht lange, so traten die beiden jungen Damen aus dem Hause, schienen jedoch mit dem Einsteigen auf den Grafen zu warten; indem sie an der Gartenmauer plaudernd hin- und herwandelten, konnte Bernhard, sich im Gebüsch versteckend, den Lauscher und Horcher spielen.

Julie war am Reden:

»Wie ich Dir sage, er ist hier, wenigstens über Nacht hier gewesen. In der Neugier der Langeweile ließ ich mir vorher das Fremdenbuch geben, um zu sehen, wer außer uns noch hier logire, und da fand ich ihn unmittelbar hinter uns eingeschrieben.«

Dora schaute verlegen nach der anderen Seite in die Höhe, und so hatte Bernhard sich der Gunst ihres vollen Anblicks zu erfreuen, was ihn eben so sehr entzückte, als ihn die Wahrnehmung, daß sie ihr hiesiges Zusammentreffen verschwiegen hatte, ein heimliches Vernügen bereitete.

»Ich finde es ganz abscheulich,« – setzte Julie hinzu – »daß sich der Mensch so aufdrängt.«

Sanft bemerkte Dora:

»Aber das wird ja ohne Absicht und Wissen von seiner Seite so geschehen sein. Er reist auf derselben Straße wie wir, es ist also Nichts natürlicher, als daß er hier ebenfalls übernachtet.«

»Nein, nein, er benutzt wie alle plebejischen Naturen den Umstand, daß sich Vornehmere zu einem kleinen Scherz mit ihm herabgelassen haben, um sich nun mit plumper Vertraulichkeit an sie zu hängen.«

»Aber das geschieht doch nicht. Hast Du hier schon etwas von ihm gesehen?«

»Noch nicht, aber ich setze voraus, daß er gleich herauskommen, uns ›einen schönen guten Morgen‹ wünschen und sich händereibend erkundigen wird, wie wir nach der gestrigen ›allerliebsten Partie‹ geruht haben.«

Diese Voraussetzung zeigte sich nun aber als falsch, denn statt des jungen Reisenden kam der Hofmarschall, ließ sich vom Gastwirth und Oberkellner in den Wagen helfen und verabschiedete dieselben mit gnädigem Kopfnicken; dann stiegen die Damen ein, ein Diener und ein Kammermädchen nahmen hinter dem Wagen ihren hohen Sitz ein, und fort ging es in den schönen Morgen hinein.

Als hätte er etwas sehr Eiliges und Nothwendiges zu thun, ließ sich Bernhard seine Rechnung geben, setzte sich in fertigen Stand und wanderte auf derselben Straße hinaus, auf der man noch die Spuren des Wagens erkennen konnte. Vergessen war jeder sonstige Reiseplan, jeder andere Entschluß: wie mit einem magischen Bande war der Jüngling an die holde Dora gefesselt, er wurde

nachgezogen, ohne einen Willen oder auch nur ein Bewußtsein davon zu haben. Daß er den Wagen gar nicht wieder einholen würde, daran dachte er nicht.

Gegen Mittag langte er in einer größeren Stadt an. Ruhigeres Nachdenken bei der körperlichen Anstrengung des Fußwanderns hatte sein Blut abgekühlt, außerdem war nun ohne vielfache Erkundigung die Spur des Wagens nicht mehr zu erfahren, er schlug also von hier aus eine Richtung ein, die ihn wieder seinem ursprünglichen Plan gemäß mehr in's Hochgebirg führte. Als er die Stadt verließ, mußte er eine lange Brücke überschreiten, eine von jenen seltsamen Holzbrücken, die mit ihren durchbrochnen Seitenwänden und ihrem fortlaufenden Dach einen unmalerischen aber charakteristischen Bestandteil mancher Landschaften in der Schweiz bilden. Langsam fortwandelnd und das gewaltige Gefüge dieser Holzmassen betrachtend, stieß er auf einen jungen Mann, der ebenfalls mit der Neugier eines Reisenden sich umsah, und der nun nach einem leichten Gruße sagte:

»Ein wunderliches Bauwerk, mühsam und kostbar, und doch in dieser Art zwecklos und geschmackwidrig. Wozu soll die Ueberdachung dienen, da es wenig Nutzen haben kann, während der kurzen Zeit eines Flußüberganges vor dem Regen geschützt zu sein?«

Bernhard erwiderte:

»Ich glaube, die früheren Schweizer errichteten solche Bauwerke aus einem ähnlichen frommen Trieb, aus welchem man in größeren Städten Dome oder Rathhäuser

baute, nämlich aus dem Trieb, mit vereinten Kräften etwas Großes und Bleibendes zu allgemeinem Nutz und Frommen hinstellen. Die geringe Bevölkerung und die Natur des Landes ließen einen Brückenbau als besonders geeignet erscheinen, um etwas Ausgezeichnetes zu liefern.«

»Sie bereisen wohl als junger Gelehrter zu ihrem Vergnügen dieses Land?«

»Allerdings.«

Man war aus der Brückengalerie herausgetreten und sah vor derselben einen leichten eleganten Wagen halten; der Postillon saß auf dem Bock, ein Bedienter stand beim offenen Wagenschlag.

Mit gewinnender Freundlichkeit sagte der Fremde:

»Da Ihr Weg dieselbe Richtung zu haben scheint wie der meinige, so darf ich Ihnen wohl einen Platz in meinem Wagen anbieten. Sie werden ja keiner der leidenschaftlichen Fußgänger sein, die jede andere Fortbewegungsart mit Entrüstung verschmähen.«

Bernhard zögerte.

»Damit Sie wissen,« – setzte jener hinzu – »wer sich die Ehre und das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu verschaffen wünscht, stelle ich mich Ihnen als den Kammerherrn von *Kaiserwart* vor, der gleich Ihnen zu seinem Vergnügen hier umherschweift.«

Mit einer Verbeugung nahm Bernhard das Anerbieten an und saß bald neben dem Kammerherrn im Wagen. Der so unerwartet gewonnene Gönner gehörte zu jenen

vornehmen Leuten, welche ihre Herablassung zu gebildeten Bürgerlichen dadurch bethätigen, daß sie fortwährend mit der größten Leutseligkeit Fragen vorlegen, ohne zu erwarten oder zu berücksichtigen, daß auch an sie Fragen gestellt werden möchten; sie haben sich diese Umgangsform muthmaßlich von den fürstlichen Personen entlehnt, deren Unterhaltung da, wo sie in irgend einer Weise zu repräsentiren haben, ja meistens aus Fragen besteht. So kam es, daß der Kammerherr bald die ganze Lebenslage seines Begleiters kannte, aber Bernhard fühlte sich Nichts weniger als behaglich bei diesem inquisitorischen System und tröstete sich nur damit, daß er an der nächsten Station das unliebsame Verhältniß lösen könne. Aber es kam doch anders.

Die Heerstraße trennte sich: ein Zweig nahm seine Richtung nach den ebneren Theilen des Landes hin, der andere wandte sich dem höheren Gebirgsland zu; ohne weitere Nachfrage lenkte der Postillon in den letzteren Weg ein. Als man nach einiger Zeit bei einem Schlagbaum hielt, fragte der Kammerherr den Weggeldempfänger mit jener sichern Nachlässigkeit, die eigentlich keiner Antwort bedarf:

»Vor Kurzem sind ein Herr und zwei Damen hier vorbeigefahren, nicht wahr?«

»Ja, solche Leute sind vorbeigefahren in einem vier-spännigen Wagen.«

»War der Wagen nicht grün, mit einem großen Wappen?« rief Bernhard, in Ueberraschung und Uebereilung sich selbst vergessend.

»Ja, so war er.«

Ohne scheinbar die Aufregung Bernhard's zu beachten, fragte der Kammerherr weiter:

»Wir werden den Wagen wohl nicht einholen bis zum Nachtquartier in Mariensteg?«

»Nein, das werden Sie wohl nicht.«

Als der Kammerherr dem Kutscher befohlen hatte, weiter zu fahren, warf er einen erstaunten Blick auf Bernhard und sagte:

»Wie ich höre, kennen sie den Grafen Rotheneck und seine Damen?«

Mit einiger Verwirrung erwiderte Bernhard:

»Ich traf zufällig gestern mit ihnen zusammen, das heißt, nicht mit dem Herrn Grafen – –«

»Also nur mit den Damen?« fragte der Kammerherr, mit steigender Verwunderung das Erröthen und die Verlegenheit des Jüngling beobachtend.

Bernhard wußte sich dem zu erwartenden Drängen unablässiger Fragen nicht besser zu entziehen, als daß er in aller Kürze berichtete, wie er die jungen Damen in der Schweizertracht getroffen, ein Stündchen mit ihnen sich unterhalten und die Nacht in demselbem Gasthof zugebracht habe, aber er verschwieg das heutige Zusammentreffen mit Dora.

Mit feinem Lächeln sagte der Kammerherr:

»Also Sie haben sich von den muthwilligen Dämchen mystificiren lassen und schämen sich nun ein wenig der Rolle, die Sie bei dieser Gelegenheit spielten? Dazu haben Sie aber keine Ursache. Ich freue mich der kleinen

Ueberraschung, wenn ich nachher den munteren Damen unerwartet den Gegenstand ihres harmlosen Scherzes vor Augen führe, das giebt dem kleinen Abenteuer eine pikante Wendung.«

Stotternd sagte Bernhard:

»Entschuldigen Sie, Herr Baron – – ich gedachte am nächsten Orte Ihre Güte nicht weiter in Anspruch zu nehmen – – ich wollte da aussteigen und – –«

»Nicht doch, nicht doch,« – fiel Kaiserwart ein – »Sie müssen mit nach Mariensteg, es giebt hier ja keinen andern gangbaren Weg, und Sie finden sonst in der Nähe kein annehmbares Nachtquartier. Sie fühlen sich etwas befangen, den Damen wieder unter die Augen zu treten, nicht wahr? Aber Sie haben wirklich keine Ursache und müssen die kleine Empfindlichkeit unterdrücken. In höchstens zwei Stunden sind wir in Mariensteg, und es wird eine allerliebste Ueberraschung sein.«

Weniger die Sicherheit, mit welcher Kaiserwart die Sache anordnete, als die geheime Herzenssehnsucht Bernhard's beschwichtigte seine Bedenklichkeiten, so daß er sich in willenlosem Geisteszustande dem abermaligen Zusammentreffen mit Dora entgegenführen ließ. Wenn ihm sein Gewissen ernstere Vorwürfe machen wollte, so betäubte er dasselbe mit der Ausrede, daß dies ohne sein Zuthun so geschehe, und mit ähnlichen Scheingründen. So verging die Zeit unter schwerbekämpften Selbstvorwürfen und unter banger aber doch froher Erwartung des Wiedersehens, bis man bei bereits eingetretener Dunkelheit in Mariensteg vor dem Gasthof zum ›Blauen Engel‹

hielt, wo Bernhard mit ängstlich verstärktem Herzklopfen den wohlbekanntem Wagen abgespannt stehen sah. Der Kammerherr bestellte bei dem herbeieilenden Kellner ein Zimmer für sich, sowie ein anderes für seinen Reisegefährten, ordnete die Hineinschaffung des Gepäcks an und fragte dann:

»Wo befindet sich der Graf Rotheneck, der in jenem Wagen da angekommen ist?«

»Die Herrschaften haben sich so eben zum Souper in den kleinen Salon begeben.«

»Nun, so werden wir dort ebenfalls soupieren, treffen Sie die nöthigen Anstalten. Lassen Sie uns eintreten, Herr Kandidat!«

Als Kaiserwart und Bernhard im Speisesaal eintraten, entstand eine Erkennungs- und Bewillkommungsscene. Während sich die jungen Damen mit einigen üblichen Redensarten ihrer Pflicht der Begrüßung eines Bekannten entledigten, sprach der Hofmarschall:

»Wissen Sie auch, lieber Herr Baron, daß wir eigentlich sehr erzürnt auf Sie sind?«

»Ich werde ja nicht so unglücklich sein!«

»Doch, doch! Sie haben das Zusammentreffen, welches wir in Genf verabredeten, versäumt, wir haben beinahe einen ganzen Tag auf Sie in einem uninteressanten Dorfe vergebens gewartet, und Sie werden Mühe haben, sich bei den jungen Damen zu entschuldigen, welche so viele

Stunden lang ohne alle Comforts bloß auf ihre eigne Unterhaltung angewiesen waren, während ich durch Lektüre die Zeit hinzubringen suchte.«

Sich verbindlich an die Mädchen wendend, sagte Kaiserwart:

»Obgleich ich die triftigsten Entschuldigungen hinsichtlich meiner Säumniß anführen kann, so würde ich es mir dennoch nie verzeihen, wenn ich wirklich die Ursache gewesen wäre, daß Sie, meine Gnädigen, sich gelangweilt hätten, aber das ist zum Glück bei so geistreichen Damen unmöglich, und ich bin überzeugt, daß Ihre eigene Erfindungsgabe Ihnen hinreichende Unterhaltung wird an die Hand gegeben haben.«

»Nun ja, Herr Baron,« – entgegnete Julie – »wir haben allerdings unsere Erfindungsgabe angestrengt, aber sie fand nicht Besseres heraus, als das Schweizerkostüm, das wir mitnahmen, anzuprobiren, und wenn Sie in den Nachmittagsstunden eingetroffen wären, so würden wir Sie als rechte Berner Oberländerinnen zu einem Schweizer-Kaffee eingeladen haben,«

»Um so mehr bedaure ich, gnädigste Comtesse, daß ich durch einen Prinzen, der mit meinem Herrscherhause nahverwandt ist, aufgehalten wurde, und beneide um so mehr den Glücklichen, den ein günstiges Geschick an die mir zugedachte Stelle schob.«

Mit einiger Verwirrung sagte Julie:

»Ich verstehe Sie in Wahrheit nicht.«

»Kommen Sie doch hervor, Herr Kandidat!« rief Kaiserwart seinem Begleiter zu, welcher in ängstlicher Schüchternheit an der Thüre stehen geblieben war, das dort herrschende Halbdunkel benutzend, um theils nicht beachtet zu werden, theils aber seine Blicke auf Dora zu richten, die ziemlich theilnahmlos gewesen zu sein schien, bis die letzte Wendung des Gesprächs sie offenbar in größere Aufregung brachte.

Es blieb nun Bernhard nicht Anderes übrig, als näher heranzutreten, was jedoch zögernd geschah und mit dem Gefühl, plötzlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden; der Hofmarschall richtete seine Augen mit einiger Verwunderung auf den Fremden, Julie warf ihm stechende Blicke unangenehmer Ueberraschung zu, Dora wendete sich erröthend ab.

Kaiserwart schien sich sehr an der verblüfften Gruppe zu weiden, er verharrte deshalb einige Zeit in Schweigen, bis er mit höflicher Förmlichkeit sagte:

»Herr Graf, ich gebe mir die Ehre, Ihnen hiermit den Herrn Kandidaten – Korn war ja wohl der Name? – vorzustellen. Se. Excellenz der Hofmarschall Herr Graf Rotheneck.«

Mit unzufriedenem Erstaunen sagte der Graf:

»Aber, Herr Baron, ich verstehe in der That nicht, welcher Umstand mir diese Bekanntschaft verschafft.«

»Ah, die jungen Damen haben ihr kleines Abenteuer noch nicht erzählt?« rief Kaiserwart mit anscheinendem Erstaunen.

Julie wandte sich zu ihrem Vater mit den Worten:

»Man kann das unbedeutende Ereigniß wohl kaum ein Abenteuer nennen, lieber Vater. Als ich mit Dora in dem Bauernhaus, das uns so gut gefiel, den Scherz der Umkleidung vorgenommen hatte, um den Herrn Kammerherrn, falls er noch anlangte, ein wenig zu necken, ließ sich dieser fremde Herr durch unsere Tracht täuschen, um uns einige Augenblicke seine Gesellschaft zu schenken; wir ließen das um so eher zu, als wir anzunehmen berechtigt waren, daß die Bekanntschaft hiermit auch zugleich ihr Ende erreicht haben würde, und daß die Wege des Herrn Kandidaten die unsrigen nochmals zu kreuzen keine Veranlassung finden dürften.«

Mit seinem feinen Lächeln sagte der Kammerherr:

»Herr Korn erscheint nicht mit bewußter Absicht hier, sondern auf meine Veranlassung; ich fand ihn unterwegs und bat ihn, mir seine Gesellschaft zu gönnen, weil ich eine gebildete Unterhaltung der Einsamkeit vorziehe. Da ich aber gar hörte, daß er schon das Glück hatte, den beiden Damen bekannt zu werden, so wollte ich diesen die angenehme Ueberraschung nicht entziehen.«

Julie, die vorher mit der schneidenden Schärfe des Unwillens gesprochen hatte, sagte nun mit süßem Lächeln zu Kaiserwart:

»Sie sind ein muthwilliger Spötter, der uns arme Mädchen wegen eines vielleicht unbedachten Scherze in die Enge treiben wollte, und das ist Ihnen trefflich gelungen.«

Der Hofmarschall, für den, nachdem einmal seine Neugierde hinsichtlich des jungen bürgerlichen Reisenden

gestillt war, derselbe gar nicht mehr existirte, sagte zum Kammerherrn:

»Nehmen Sie bei uns Platz, Herr Baron, und theilen Sie unser frugales Abendbrot.«

In diesem Augenblick legte der eingetretene Kellner zwei Couverts auf, was vom Hofmarschall und seiner Tochter höchst mißfällig bemerkt wurde. Bernhard, der bis dahin eine sehr peinliche Rolle gespielt hatte, wandte sich an Kaiserwart mit den Worten:

»Sie erlauben, daß ich mich nun mit dem besten Danke für die mir bewiesene Güte von Ihnen verabschiede.«

Mit ernsterem Nachdrucke, als sonst seine Art war, widersprach der Kammerherr:

»Nein, nein, Sie sind heute *mein* Gast; wollten Sie anderswo speisen, so müßte ich es auch; aber ich zweifle nicht, daß man uns gern einen Platz an dieser Tafel bieten wird.«

Der Hofmarschall verbeugte sich förmlich und sagte:

»Es versteht sich von selbst, daß uns auch der Gast des Herrn Baron von Kaiserwart erwünscht ist. Lassen wir uns nieder.«

Es war übrigens ein unerquicklich steifes Abendessen. Der Graf war stets sehr verbindlich gegen den Kammerherrn, ignorirte aber dessen Gast vollkommen; Julie suchte mitunter in einen muntern Ton zu verfallen, aber es kam sehr gezwungen heraus und fand seinen rechten Anklang; Dora ging nur schüchtern auf die Unterhaltung

ein, die Kaiserwart vorzugsweise an sie richtete; Bernhard verhielt sich ganz stumm, wenn er nicht eine unmittelbar an ihn gerichtete Frage seines Gönners zu beantworten hatte. Er freute sich, als das Essen beendet war, denn unter diesen Umständen war selbst die Nähe Dora's nicht wohlthuend; sobald es daher irgend schicklich war, erhob er sich, sprach seinen Dank und Abschied gegen Kaiserwart aus, verbeugte sich stumm gegen die Uebrigen und wagte nicht einmal Dora besonders anzublicken, da er zu bemerken glaubte, wie Juliens Augen scharf beobachtend auf ihm ruhten. Wenn ihm die unübersteigliche Kluft, die ihn von dem lieblichen Wesen trennte, nicht schon hinreichend deutlich gewesen wäre, so hätten ihm die Augen in diesem Kreise, wo schon seine bloße Gegenwart erkältend und störend einwirkte, aufgehen müssen. Erst an der Thüre wagte er noch einen letzten Blick rückwärts nach Dora zu werfen, aber sie stand abgewandt und mit gesenktem Haupte da.

Nach einer unruhigen und unerquicklichen Nacht, wo wüste Träume angenehme und abschreckende Bilder verworren durcheinander warfen, stand Bernhard ziemlich spät auf, berichtigte nach hastigem Frühstück seine Rechnung und verließ eilig das Haus, denn er fürchtete sich, mit irgend wem von der Reisegesellschaft zusammen zu treffen. Er begann den berühmten Alpenpaß von Mariensteg hinauf zu steigen, der nur für Fußgänger oder höchstens für Maulthiere passirbar war und an der Grenze des ewigen Schnees her in ein anderes inneres Alpenthal führte.

Anfangs lief der Pfad die steile Berglehne im Zickzack hinauf, so daß man bei jeder Wendung einen prächtigen Blick in's Thal hatte, dann aber trat er in eine enge Schlucht ein, wo die düstere Einsamkeit schroffer Felswände nur durch das Rauschen eines wilden Baches belebt wurde, und darauf erstieg er jene heiteren Anger und Matten, die sich auf dem Gebirgsrücken ausbreiteten, ihr saftiges Grün dem tiefen Himmelsblau und dem blendenden Weiß der Schneeberge entgegenstellend. Hier und da weidete eine Heerde, deren friedliches Geläute das bald nahe, bald ferne Donnern ablöste, womit Eisbrocken der Gletscher oder Schneemassen an abhängigen Stellen in einsame Abgründe stürzten. Es mag Reisende geben, welche nur den Kunststraßen folgend die Alpen durchreist haben, ohne auch nur einmal diese wundervollen Hochflächen der Alpmatten zu betreten, die eine Welt für sich bilden, eine Welt zugleich der Erhabenheit und des Friedens, von der man Nichts ahnt in den Tiefen der eingengten Thäler, aber solche Reisende haben nur einen sehr einseitigen Eindruck von der Alpenwelt erhalten.

Bernhard folgte dem Pfade aufwärts, bald eine Sennhütte, bald ein Gehölz verkümmerter Arvenbäume zur Seite lassend, eine Höhe des wellenförmigen Bodens nach der andern ersteigend, bis der sammtartige Rasen schwand und wild durcheinander geworfenem Gestein Platz machte, bis die Bäume ganz aufhörten und durch die niedrigen Gebüsche hochroth blühender Alprosen ersetzt wurden; rechts und links ragten Felshörner mit schneebedeckten Abhängen hervor, dazwischen

bildete ein Einschnitt, mit trümmerhaften Steinblöcken bedeckt, die Uebergangshöhe des Passes, hinter welcher, sowie man weiter hinaufstieg, die weißen Schneeberge der Hauptkette sich mehr und mehr hervorhoben. Aber sie schimmerten diesmal nicht in dem gewöhnlichen reinen Silberglanz, sondern ein matter Duft umschleierte sie halbverhüllend.

Nun war die eigentliche Höhe erreicht, und Bernhard überließ sich ganz dem tiefen Eindruck der großartigen Umgebung. Von dem zu tiefen Thale an der andern Seite des Passes konnte er zwar Nichts gewahren, denn hier verlor sich der Bergpfad zwischen dem labyrinthischen Felsgestein eines jähren Abfalls, aber darüber hinaus zog sich eine ganze Kette wunderbar geformter Schneeberge und seltsamer Felsen her, zwar augenblicklich, wie schon gesagt, nicht leuchtend in voller Klarheit, aber um so zauberhafter und kolossaler in den Umrissen gezeichnet; die Felshörner zur Seite starrten drohend in das feine Gewölke hinaus, das sich um ihre Spitze sammelte; der rückwärts gewandte Blick aber traf auf die herrlichen sonnenhellen Matten und weiterhin auf ein Gewirre sich abstufer Berge, deren bewaldete Gipfel hier und da eine Lücke ließen, um bald einen blitzenden See, bald eine offene Landschaft hervorschimern zu lassen. Der Gebirgspaß war vollständig öde, denn ein schwerfälliges steinernes Gebäude, welches offenbar nur zum gelegentlichen Schutz gegen Schneestürze oder ähnliche Unbilden errichtet war, machte mit seinen fensterlosen Wänden den Eindruck des gänzlichen Unbewohntseins, und

man schaute durch die geöffneten Thorflügel in einen dunklen unheimlichen Raum wie in die Augenhöhle eines Schädels; von lebenden Wesen gewahrte man Nichts als von Zeit zu Zeit einen scheuen Alpenvogel, der in hastigem Fluge vorüberschoß.

Bernhard konnte sich nicht sobald von dieser wunderbaren Stelle trennen, er wandelte und kletterte zwischen dem Gestein umher, hier und da eine schöne Alpenrose pflückend und so einen wunderlieblichen Strauß sammelnd. Zwischen den tiefen Eindrücken der mächtigen Natur durchzuckte dabei sein Herz ein tiefes Weh, ein schmerzliches Sehnen nach dem holden Wesen, das ihm ein günstiger Augenblick zugeführt, um es ihm dann sogleich für immer zu entreißen. Er sagte halblaut die Verse vor sich hin:

»Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll:
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.«

Nur gar zu wohl wußte er, wem er seine Blumen hätte geben wollen – –

»Sie aber ist weggezogen
Und weit in das Land hinaus!«

O, wenn *sie* diese Blumen hier von ihm hätte empfangen können, wenn *sie* diese einsame Stelle voll so überwältigender Naturschönheit geteilt hätte!

Er setzte sich auf einen flachen Stein, den Rücken an einen andern moosigen Stein lehrend, und überließ sich

seiner wehmüthigen Sehnsucht. Aber die körperliche Anstrengung, vielleicht auch das Angreifende der dünnen Gebirgsluft senkte eine milde Ermattung auf seine Augen, so daß er in einen jener seltsamen Halbschlummer verfiel, die nur theilweise die bewußte Thätigkeit des Geistes unterbrechen und dennoch den täuschenden kaum hereinschlüpfen lassen. So saß er da auf seinem Steine, neben sich das leichte Reisegepäck, in der Hand den Strauß der Alpenrosen und träumte. Es stand aber im Traume vor ihm ein verhüllter Mann, dessen Gesicht sich nicht erkennen ließ, der sagte zu ihm:

»Wenn Du den Muth hast, mir zu folgen, so will ich Dich an Orte führen, wo Du erst recht die Wunder der Alpenwelt schauen sollst; was Du sonst gesehen, ist Nichts dagegen.«

Und Bernhard stand auf und folgte, sein Gepäck und seinen Stock zurücklassend, aber die Alpenrosen fest in der Hand behaltend. Sie wandelten auf einem Pfade, der sicher und bequem schien, um das Felshorn zur rechten Hand und betraten einen Gletscher; in einer breiten Spalte desselben führten Stufen bis auf den Boden hinunter, und sie beschritten die Stufen so leicht, als wenn es die Treppe eines Hauses gewesen wäre, so daß sie sich bald auf vom Grunde befanden. Die Farbe des Eises ging sehr bald aus dem schmutzigen Weiß in Hellgrün über, und dann in das reinste Dunkelgrün, neben welchem der Smaragd erblichen sein würde, und darauf in ein Blau, das immer tiefer und brennender wurde, so daß man

nie auf der Erde etwas Aehnliches von einer Farbe gesehen hatte. Der Gletscher aber bildete die wundersamsten Gänge, Hallen und Grotten, durch welche man auf dem fast ebenen und trockenen Boden bequem wandeln konnte. Bald war man in den geschlossenen Räumen von einem tiefblauen Dunkel umgeben, als befände man sich auf dem Boden eines Meeres, bald schimmerte das Tageslicht durch die dünne Decke wie durch das Dach eines Glaspalastes, bald fielen durch offene Spalten glänzende Sonnenstrahlen von oben herab und ließen die Eiswände derart glitzern und blitzen, daß das Auge es kaum aushalten konnte. Weiter und weiter ging der Weg durch die Wunder des Zauberpalastes, immer voller wurde der Geist von Erstaunen und Entzücken, bis er ganz berauscht war, immer ferner lag die Oberfläche der Erde mit ihren Erinnerungen, und Bernhard fühlte sich so gestimmt, als wenn er endlos fort so hinter seinem Führer schreiten könne, ohne je müde zu werden. Aber in einer hohen glänzenden Halle drehte sich der geheimnißvolle Führer plötzlich um, die Hülle um den Kopf war zurückgefallen, das Gesicht war vollkommen erkennbar: Bernhard bebte erschrocken zurück, denn nie hatte er einen vollendeteren Ausdruck von Bosheit gesehen, als in diesen verzerrten Mienen. Seltsamer Weise schienen sie bald die stolzen Züge des Hofmarschalls, bald die kalte Ironie des Kammerherrn darzustellen, aber ihr beständiger Wechsel hielt seine Aehnlichkeit dauernd fest. Und die Gestalt sprach mit grimmigem Hohne:

»Blödsinniger Thor, Du bist verloren! Ich bin Werwolf, das Alpengespenst. Du hast Dich in diese Gründe verlocken lassen, aus denen es kein Entrinnen für Dich giebt; in diesem Deinem kalten Grabe wirst Du erst in Wahnsinn verfallen und dann sterben.«

Nach diesen Worten verflüchtigte sich die Gestalt wie in einen dunklen Nebel, so daß man nicht wußte, ob sie noch da war oder nicht. Bernhard wandte sich entsetzt um, den Weg suchend, auf dem er hierher gelangt war, damit er den Ausgang gewinne aus dem prachtvollen und doch so schauerlichen Gletschergrabe. Aber er fand keinen Ausgang; wohin er sich auch wenden mochte, da traf er überall auf eine glatte, festgeschlossene Eiswand. Und wie er verzweifelnd da stand, da wurde es allmählich dämmeriger, als wenn sich die Decke oben verdichte: ja, sie verdichtete sich und senkte sich immer tiefer, so daß die Dämmerung fast in Dunkel überging, die vorher so schimmernden Wände des Gletschers entfärbten sich und rückten langsam näher, an ihnen hörte man Tropfen herunterrieseln, die fallenden Tropfen sammelten sich auf dem Boden, der schon ganz durchfeuchtet und naß war; das schwache eintönige Geräusch des Wassers wurde nur unterbrochen durch den dumpfen Ton, wenn in der Ferne der Gletscher berstend riß. Als es schon fast ganz dunkel war und die Eiswände sich schon fast ganz nahe an einander gerückt hatten, da preßte Bernhard in höchster Verzweiflung die Hand mit den Alpenrosen an die Brust, hob die andere Hand in die Höhe und rief in stöhnendem Aufschrei:

»Helft mir, so helft mir, gütige Mächte!«

Und in demselben Augenblicke erhellte ein neuer milder Glanz die furchtbare Eishöhle, der Glanz aber ging aus von einer holdseligen Gestalt, die halb stehend halb schwebend immer mehr Form und Farbe gewann, bis Bernhard in den sanftlächelnden Gesichtszügen Dora zu erkennen glaubte. Die Erscheinung sprach mit Tönen, die tröstend und erhebend wie ferner leiser Orgelklang das Ohr des Verzweifelnden trafen:

»Fasse Muth, ich werde Dir helfen. Ich bin Alpenrose, die Schutzgottheit des Gebirges. Reiche mir Deine Hand!«

Bernhard ergriff mit Wonneschauern die dargereichte Hand und schwebte, wie von Wunderkräften gehoben, neben der Huldgestalt durch die sich öffnende Decke des Gletschers zur Oberwelt empor. Hier wollte er der Befreierin danken, aber sie war verschwunden, und der Schmerz unerfüllter Sehnsucht schnitt so tief und weh in das Herz des Jünglings, daß er erwachte.

Erstaunt und verstört schaute sich Bernhard um und mußte sich auf sich selbst besinnen, wie er da zwischen wildem Gestein mit seinem Alpenrosenstrauß, neben Stock und Reisetasche, saß. Aber die gewaltige Aenderung, die sich in der Natur zugetragen hatte, half ihm rascher zum vollkommenen Bewußtsein, als sonst der Fall gewesen wäre. Verschwunden war die phantastische Alpenreihe, die ihn vorher entzückt hatte, dagegen sagte

von dort ein heulender kalter Wind dunkel zusammengeballte Wolkenmassen heran; verschwunden war die Aussicht auf sonnige Matten und blitzende Seen, statt dessen breitete ein undurchsichtiger Nebel seinen grauen Mantel über die weite Landschaft. Rasch erhob sich Bernhard, belud sich mit seinem Gepäck und eilte den Gebirgsweg wieder aufzufinden. Aber bereits fegte der Wind, der bis dahin aus der Ferne seine drohende Stimme hatte vernehmen lassen, mit wildem Ungestüm über den öden Gebirgspaß, jetzt schwoll er zum rasenden Sturm an, vor dem Nichts bestehen zu können schien, die zerrissenen Wolken huschten wie unheimliche Gespenster heran, selbst die nächsten Gegenstände in ein unbestimmtes Dunkel verhüllend. Hin und her tappte Bernhard, strauchelnd stolpernd über das Gestein, oft genöthigt hinter einem höhern Felsblock augenblicklichen Schutz gegen die Wuth des Sturmes zu suchen, aber es wollte ihm nicht gelingen, den verlorenen Pfad wieder zu finden. Sich von der Höhe abwärts zu senken, wagte er nicht, weil er unversehens in einen Abgrund gerathen und so verunglücken konnte, darum bewegte er sich in einem verhältnißmäßig kleinen Raum auf dem Plateau des Passes irrend umher. Jetzt zerstoben die Wolken gar in ein Gemisch von Schnee und Regen; die Flocken bedeckten bald den Boden, überzogen den Verirrten, die Tropfen schlugen ihm in's Gesicht, drangen mit der vom Sturm verliehenen Gewalt durch die Kleidung, durchnässten den ganzen Körper. Rathlos war Bernhard eben im Begriff, das erfolglose Umherirren aufzugeben und

an einer möglichst geschützten Stelle das Ungestüm des furchtbaren Wetters austoben zu lassen, da stieß er an eine steinerne Wand an und überzeugte sich alsbald, daß er zu dem Gebäude gerathen war, welches man hier als Zufluchtsort errichtet hatte. Dankbar den günstigen Zufall preisend, suchte er die offene Pforte auf und trat in den schützenden Raum. In völliger Erschöpfung warf er das Reisegeräth hin und ließ sich auf eine hölzerne Bank nieder, unempfindlich gegen das in unverminderter Wuth fortirasende Unwetter.

Einige Zeit hatte er so gelegen, da verdunkelte eine Gestalt den helleren Raum des Eingangs. Bernhard sprang auf und näherte sich dem menschlichen Wesen, das so unerwartet seine Einsamkeit zu theilen kam, das aber, unkenntlich entstellt durch die weißen Schneeflocken, zögernd stehen blieb, als es die sich nähernden Schritte vernahm. Bernhard trat ganz heran: es war ein Weib – – wer schildert seine Empfindungen, als er genauer zuschaute? – – es war Dora!

»Gerechter Himmel!« rief er aus, »wie kommen Sie hierher?«

Aber in demselben Augenblick wankte die zarte Gestalt und brach zusammen; er fing sie in seinen Armen auf und trug sie auf die Bank, auf der er eben geruht hatte.

Die Reisegesellschaft des Hofmarschalls war einig geworden, die Weiterfahrt um einen Tag zu unterbrechen, diesen Tag aber zu einem Ausflug nach dem berühmten Paß von Mariensteg zu benutzen und seine vielgepriesenen Schönheiten zu bewundern. Man hatte beschlossen, den größeren Theil des Wegs auf Mauthieren hinauf zu reiten, dann aber den Rest zu Fuß zurück zu legen. Demnach brach am Morgen – nicht allzu lange nach Bernhard's Abreise – bei schönem Morgen der Zug auf. Ein gedungener Führer hatte mit den Treibern der gemietheten Thiere bereit vor dem Aufbruch einige Worte gewechselt, die eine Verständigung darüber enthielten, daß schwerlich auf die Dauer des guten Wetters zu rechnen sei, indessen lag es im gemeinschaftlichen Interesse, hierüber gegen die Herrschaft zu schweigen, denn wenn diese aus einer angeregten Besorgniß den Ausflug unterließ, so setzte sie statt dessen muthmaßlich gleich ihre Reise fort, und ein sehr annehmbarer Gewinn ging verloren. Der Führer schritt voran, darauf folgten die berittenen Reisenden, und den Zug schloß ein Mann, beladen mit Lebensmitteln, die man auf der unwirthlichen Höhe des Passes genießen wollte. Der Hofmarschall hüllte sich wie gewöhnlich in ein vornehmes Schweigen wie in eine undurchdringliche Rüstung, und selbst die Schönheit der Umgebungen vermochte ihm nur eine sehr getheilte und einsilbige Anerkennung zu entlocken. Julie war ebenso ausgelassen munter, als Dora sich still und niedergeschlagen zeigte. Der Baron wich den beständigen Angriffen,

die von Julie in heiterer Koketterie auf ihn gerichtet wurden, mit kurzen geistreichen Erwiderungen oder Gegenangriffen aus, indem er sich mit sichtlicher Vorliebe immer wieder an die schweigsame Dora wandte, zum stillen Verdruß Juliens, aus deren Augen manchmal ein Blitz eifersüchtigen Hasses auf die Begleiterin schoß, der jedoch sogleich in vollendeter Selbstbeherrschung sich zum Ausdruck der unbefangenen Freundlichkeit umwandelte.

Man kam an der Stelle an, wo man die Maulthiere verlassen wollte. Nachdem der Befehl an die Treiber ertheilt war, daß sie hier die Rückkehr der Gesellschaft erwarteten, wurde die Fußwanderung angetreten, und Julie wußte es durch Anwendung einiger kleiner Künste dahin zu bringen, daß der Kammerherr nicht umhin konnte, ihr seinen Arm anzubieten. Der Führer und der Mann mit den Lebensmitteln gingen voraus. Die Anzeichen eines Umschlags der Witterung mehrten sich rasch. Als die Höhe des Uebergangs erreicht war, wo das steinerne Zufluchtshaus stand, wurden die Wanderer plötzlich von einem so heftigen Sturme empfangen, daß sie stehen bleiben mußten, und da sogleich auch Schneeflocken und Regentropfen ihnen entgegenschlugen, so erklärte der Führer, der bereits manche Blicke und Worte mit seinem Landsmann gewechselt hatte, mit großer Entschiedenheit, daß er zur schleunigen Umkehr rathen müsse; dem Einwand, ob man nicht in dem steinernen Gebäude das Vorübergehen des augenblicklichen Unwetters abwarten könnte, setzte er die Versicherung entgegen, daß allem Ermessen nach der Sturm noch viel stärker werden, lange

anhalten und von einem starken Schneefall begleitet sein würde, so daß man sich in dem Gebäude auf eine sehr mißliche Art abgeschnitten sähe. Ohne Weiteres machte der zum Tragen gedungene Landmann kehrt und trat den Rückweg wie eine eilige Flucht an. Der Graf faßte den Arm des Führers und folgte möglichst rasch. Ebenso nöthigte Julie ihren Begleiter zum Umdrehen und drängte zum schnellen Hinabgehen. Der Baron drehte sich nach Dora um und wollte stehen bleiben, aber Julie rief unmuthig, daß er doch eilen möchte: zu Dreien könne man nicht neben einander gehen, und Dora brauche sich ja nur dicht hinter ihnen zu halten, um wohlbehalten hinab zu kommen. Halb mit Gewalt zog sie ihren Begleiter fort.

Dora war durch eigene bescheidene Unterordnung und durch die Rücksichtslosigkeit ihrer Verwandten mit einigen großen Umschlagtüchern beladen; sie zögerte einige Augenblicke, um sich die Last besser zurecht zu legen, daher entfiel ihr Juliens Tuch ganz, so daß das Aufheben und Zurechtlegen noch mehr Zeitverlust verursachte; in demselben Moment brach der Sturm mit verdoppeltem Ungestüm los, und die viel dichter fallenden Schneeflocken bedeckten nicht nur völlig den Boden, sondern verdunkelten auch dermaßen die Luft, daß man kaum zwei Schritte weit vor sich sehen konnte. Dora hatte ihre Vorderleute aus den Augen verloren und vermochte nicht einmal mehr ihre rasch verwehten Spuren auf dem Boden zu erkennen. Plötzlich drehte sich der Wind in einem unerwarteten Wirbel, trieb ihr Schnee und Regen in's Gesicht, versetzte ihr den Athem und nöthigte

sie, sich umzuwenden und sich eine Strecke weit von der unwiderstehlichen Gewalt treiben zu lassen. Aber eine neue Luftströmung drängte sie wieder nach einer andern Seite, und so verlor sie bald jede Einsicht, welche Richtung sie eigentlich einzuschlagen habe, halb bewußtlos irrte sie einige Zeit umher, bis sie plötzlich sich vor dem Gebäude wiederfand, in welchem Bernhard Schutz gesucht hatte.

Mit der zärtlichsten Sorgfalt bereitete der überraschte Jüngling der Entkräfteten, halb Ohnmächtigen einen möglichst bequemen Platz auf der Bank, indem er eins der Umschlagetücher zum Sitze unterbreitete, das andere zur Erwärmung um die erstarrten Glieder hüllte. Dann griff er nach seinem kleinen Reisevorrath, mit welchem er sich für Fälle vorgesehen hatte, wie sie leicht auf Fußreisen in Gebirgen eintreten können: er tröpfelte etwas Kirschgeist auf ein Stück Zucker und reichte dies Dora. Als sie folgsam von dem einfachen Mittel Gebrauch gemacht, fühlte sie sich sichtlich gestärkt, und als nun Bernhard ihr Stirne und Schläfen leicht mit Kirschgeist benetzte, da wich die Erstarrung ganz, und aus den sich belebenden Zügen brach Etwas von der sanften Freundlichkeit hervor, die das Herz des Jünglings so völlig gewonnen hatte.

Sie sagte mit weicher Rührung:

»Ich danke Ihnen sehr. Mein günstiges Geschick ließ mich Sie hier finden, denn ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich hier ohne allen Beistand geblieben wäre. Aber wie kommen Sie hierher?«

Bernhard erzählte kurz, wie er hier oben vom Unge-
witter überrascht worden sei.

Nachdem nun auch Dora mitgetheilt hatte, wie sie von
ihren Begleitern abgekommen war, fügte sie schüchtern
die Frage hinzu:

»Wird dieses böse Wetter wohl lange anhalten? Und
wie komme ich wieder zu den Meinigen?«

»Ich glaube nicht,« – erwiderte Bernhard – »daß der
Sturm von Dauer ist, denn bei dieser außerordentlichen
Heftigkeit muß er, wie man denken sollte, bald ausra-
sen. Jedenfalls bringe ich Sie, sobald es möglich ist, nach
Mariensteg hinunter, aber vorerst ist daran gar nicht zu
denken, und Sie müssen es sich einstweilen hier gefallen
lassen. Wir wollen jedoch diesen Ort etwas wohnlicher
zu machen versuchen.«

Mit den Blicken dankbaren Vertrauens folgten Dora's
Augen dem Jüngling, als dieser den halbdunkeln Raum
genauer durchspähete, um eine flüchtige Beobachtung,
die er bereit früher gemacht, zur Gewißheit zu führen.
Er fand allerdings einen Feuerherd mit einigen Kochge-
räthschaften, daneben einen Vorrath trockenen Holzes
und sogar feingespaltne Kienspäne, um das Feuer anzu-
machen.

»Wie recht aus vollem Herzen« – sagte er – »muß man
es den biedern Leuten Dank wissen, die solche Sorgfalt
für Reisende im voraus und auf's Ungewisse hin tragen!
Es ist leicht, Verunglückten beizustehen, weil das augen-
scheinliche und handgreifliche Bedürfniß dazu auffor-
dert, weil der gegenwärtige Lohn des Augenblicks für die

Mühe waltung anfeuert, aber es ist rührend, wenn die Bewohner der Umgegend für zukünftige Zeit und für unbekannte Personen Wohlthaten vorbereiten, für die sie nie einen Dank zu erwarten haben.«

Unter diesen Worten hatte er sein Feuerzeug hervorgeholt und brachte bald eine lodernde Flamme hervor, welche, von dem größeren Holzstücken genährt, zum erleuchtenden und erwärmenden Feuer wurde. Nun rückte er die Bank nahe an den Herd heran, sorgte dafür, daß seine Schutzbefohlene in möglichst behaglicher Lage darauf Platz nahm, und ließ sich selbst auf einem Holzkloß, welcher beim Spalten der Splitter mochte gebraucht worden sein, dergestalt nieder, daß er in Dora's Gesicht blicken konnte, sich innig darüber freuend, wie er auf diesem bei der wohlthuenden Wärme die natürliche Röthe nach und nach zurückkehren sah.

Er sagte heiter:

»Nicht wahr, es geht schon besser? Und wenn wir auch noch einige Stunden, ja den ganzen Tag durch den leidigen Sturm hier in Belagerungszustand gehalten werden und von aller Welt abgeschnitten bleiben, so bin ich im Besitz einiger Bouillon-Tafeln: Kochgeräthe ist da, an Wasser fehlt's draußen nicht, und so können wir und eine ganz leidliche Suppe bereiten, die wenigstens den Hunger abwehrt. Hätte ich nur auch einen kleinen Vorrath von Thee bei mir!«

Lächelnd entgegnete sie:

»Ich wenigstens fühle vorerst gar kein Bedürfniß solcher Art, und weiterhin wird ja wohl eine Befreiung oder ein Entsatz uns aus dieser Lage erlösen.«

»Was mich betrifft,« – sagte Bernhard – »so möchte ich gar nicht daraus erlöst sein, denn die Lage gefällt mir ganz gut, aber freilich für Sie ist es etwas Anderes, Sie werden sich freuen, wenn Sie aus meinem Schutze und meiner Bewirthing heraus sind.«

So heiter diese Worte klingen sollten, so tönte doch leise etwas Schmerzliches daraus hervor, was Dora nicht zu entgehen schien, denn sie sagte ernst und weich:

»Nie in meinem Leben werde ich vergessen, wie seltsam uns das Schicksal zusammengeführt hat, und wie innig dankbar ich Ihnen für Ihre Güte bleiben muß. Selten sind wohl Menschen, die gegenseitig so wenig von ihren äußeren Verhältnissen kennen, unter so eigenthümlichen Umständen in eine Beziehung zu einander gesetzt worden, wie ich namentlich zu Ihnen, dem ich so Vieles, vielleicht meine Lebensrettung zu danken habe.«

Mochte es nun sein, daß Bernhard in Dora's Worten den Wunsch heraushörte, von seiner Lebensstellung etwas Näheres zu erfahren, oder daß er ihr durch sein Plaudern die Zeit verkürzen wollte, oder daß er auf solche Weise der Gefahr, unwillkürlich und gegen sein besseres Wissen einen zärtlichen Ton anzuschlagen, zu entgehen gedachte: genug, er gab über sich selbst folgenden Bericht:

»Von mir ist gar wenig zu sagen, und das Wenige entbehrt alles Interesses. Ich stehe allein in der Welt ohne

Eltern, ohne Geschwister, ohne nähere Verwandte, mein Vater war ein untergeordneter Beamte und hinterließ mir ein sehr bescheidnes Vermögen, das jedoch hinreichte, um mich die Lehranstalten durchmachen zu lassen, auf denen ich mich zum höheren Schulfach vorbereitete. Als ich im Frühling dieses Jahres meine Studien beendet hatte, kam mir zur Kenntniß, daß der Vorstand der gelehrten Schule einer entfernten Stadt einen Lehrer suchte; ich bewarb mich um die Stelle und erhielt sie, jedoch mit der Anweisung, erst zu Anfang des Winterhalbjahres in die neue Wirksamkeit einzutreten. Zu gleicher Zeit händigte mir bei eingetretener Volljährigkeit mein bisheriger Vormund den Rest meines Vermögens ein, und weil dieser nicht bloß zu meiner kleinen Einrichtung hinreichte, sondern auch die Mittel darbot, die mir zur Verfügung stehende Zeit des Sommers auf Reisen hinzubringen, so beschloß ich dies Letztere zu thun und mir, bevor ich in die ernste aber gleichförmige Amtsthätigkeit trat, Lebensfreudigkeit und Lebenserfahrung in der Fremde zu suchen. Meine Reise dehnte sich aber viel weiter aus, als ich mir nach meinen bescheidenen Verhältnissen den Zugschnitt gemacht hatte. Ein wohlhabender – ich muß vielmehr sagen: ein *reicher* Freund nahm mich mit nach Italien, wo ich so lange mit ihm schöne und glückliche Tage verlebte, bis mich die herannahende Zeit meiner Berufspflicht nach Deutschland zurückrief. Jetzt eben durchstreife ich auf der Rückreise – denn der Freund will den Winter in Italien verleben – die Schweiz, um in einigen

Tagen den Weg nach meinem Bestimmungsort in geradester Richtung einzuschlagen.«

Dora versank nach dieser Mittheilung einige Augenblicke in sinnendes Nachdenken, dann sagte sie:

»Unsere Lebenslage hat in so fern Aehnlichkeit mit einander, als auch ich eine Waise bin. Mein Vater war Officier und starb, nachdem ihm meine Mutter schon lange vorangegangen war, vor einigen Jahren, worauf der Schwager meiner Mutter, Graf Rotheneck, mich zu sich nahm und mich mit seiner Tochter erziehen ließ. Wir beide Mädchen haben das letzte Jahr in einer Pension der westlichen Schweiz zugebracht, von wo uns vor Kurzem der Onkel abholte, um nach einem Umweg durch die höheren Theile der Schweiz die Rückkehr nach seinem Wohnort einzuschlagen.«

»Und der Kammerherr von Kaiserwart?« fragte Bernhard.

»Der Kammerherr ist der Familie des Hofmarschalls befreundet, und es war schon lange Verabredung, daß er einen Theil dieser Reise gemeinschaftlich mit uns machen sollte.«

Beide schwiegen nun. Bernhard legte noch etwas Holz in das Feuer und schaute dann gedankenvoll den Flammen zu. Endlich sagte er:

»Das Schicksal hat uns allerdings in *einer* Hinsicht ähnlich gestellt, indem es uns derjenigen beraubte, die unseren Herzen die Nächsten sein sollten, in jeder andern Beziehung aber führt es uns ganz verschiedene Wege; *mich* stellt es in die möglichst bescheidene Thätigkeit

und in die möglichst beschränkten Umgebungen, Sie hebt es auf die hervorragenden und bevorzugten Stufen des Lebens; *ich* werde Kämpfe jeder Art zu bestehen haben, die ich nicht scheue, aber die doch oft kleinlich und entmuthigend sein mögen, Sie sind dazu bestimmt, von sonnenheller Höhe herab auf die Tiefen voll Nebel und Dunst zu schauen und sich der ungetrübten Himmelsreinheit zu erfreuen.

Ein schmerzlicher Ausdruck zuckte um den Mund Dora's, und ihre Wimpern senkten sich tief über die Augen. Sie sprach mit etwas zitternder Stimme:

»Vielleicht beurtheilen Sie die verschiedene Lebensstellung nicht ganz richtig. Wenn ich Ihr Bild von der sonnigen Berghöhe aufnehmen darf, so verweise ich Sie nur auf die Höhe, auf der wir uns augenblicklich befinden: ein schrecklicher Sturm umtobt uns und gefährdet fast unser Leben, während in den Thälern zwar auch schlechtes Wetter sein mag, das man aber im Gefühl der Sicherheit nicht fürchtet und nur wenig beachtet.«

Ueberrascht blickte Bernhard auf und rief mit dem Tone inniger Theilnahme:

»Sie sind nicht glücklich?«

Nach kurzem Zögern antwortete Dora:

»Ich weiß nicht, was mir den Muth oder nur das Recht giebt, so offen gegen Sie zu sein, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht glücklich bin.«

»Ihre Verwandten behandeln Sie nicht gütig und rücksichtsvoll?«

»Meine Verwandten verpflichten mich durch die Art, wie sie sich der sonst verlassenen Waise annehmen, zum höchsten Danke, aber sie können doch kaum anders, als mich wie eine hinderliche und unbequeme Last anzusehen.«

»Und Ihre Cousine, die junge Gräfin?«

»Unser Charakter ist wohl gar zu verschieden, um das Verhältniß so herzlich zu machen, wie ich es zu meiner eigenen Beruhigung wünschen müßte.«

»Das ist beklagenswerth. Unter solchen Umständen ist freilich eine Stellung auf der Höhe des Lebens keineswegs zu beneiden.«

»Sie hat ihre großen Schattenseiten. In der vornehmen Welt findet sich mancher Glanz, der nur nach Außen blendet, und manche tiefe Wunde, die durch eine trügerische Hülle verdeckt wird. Mit wahrer Sehnsucht habe ich oft, wenn die Equipage meines Onkels mich durch die schmalen Straßen einer Vorstadt führte, durch die kleinen Fenster in die engen Familienstuben geblickt, wo Gruppen einfacher Menschen in regem Fleiß oder in gemüthlichem Zusammensitzen bei der Mahlzeit den Eindruck der friedlichsten Ruhe gewährten.«

»Schön – aber traurig!« sagte Bernhard halblaut vor sich hin.

Ohne seine Unterbrechung zu beachten, fuhr Dora, die sich vielleicht zum ersten Male einem offenen Vertrauen hingab, mit ihren Bekenntnissen fort:

»Wie gern hätte ich in einem Berufe, der meinen Kräften angemessen ist, als Lehrerin oder Erzieherin meine

Lebensaufgabe und damit befriedigende Genugthuung gesucht, aber der Stolz meiner Verwandten würde nie zugeben, daß ich ihnen durch eine solche Stellung Unehre bereite.«

Bernhard wurde sehr aufgeregt; es arbeitete in ihm wie das Wogen und Branden eines unruhig aufgewühlten Meeres. Ohne die Augen zu erheben, sagte er wie aus innerem Groll heraus:

»Und Ihre stolzen Verwandten würden ebenso wenig zugeben, daß Sie an der Hand eines bürgerlichen Gemahls in beschränkten Verhältnissen das Lebensglück suchten, was Ihnen die vornehme Welt nicht gewährt.«

Dora erschrak, denn sie mochte sich den Vorwurf machen, daß es in ihrem selbstvergessenden Vertrauen eine Gedankenfolge bei dem jungen Manne hervorgerufen habe, die sie nicht im entferntesten beabsichtigt und berechnet hatte, Sie sagte mit leiser Stimme:

»An eine solche Entwicklung meines Schicksals kann ich freilich in meiner Lage nicht denken und habe nie daran gedacht. Wie meine Verhältnisse einmal sind, so bleibt mir Nichts übrig, als ein abhängiges und nutzloses Dasein in der Umgebung meiner Verwandten zu führen. Doch auch hier findet sich vielleicht unerwartet eine Gelegenheit, mich in irgend einer Weise nützlich zu machen, und so verzweifle ich nicht völlig an der Hoffnung, daß auch mein Leben irgend eine Aufgabe hat, in deren Lösung ich meine Bestimmung erkennen kann.«

Bernhard ließ sich immer mehr von seinem Gefühl, das in wildem Aufruhr alle Zügel verlor, hinreißen und sagte

in einem Tone, der zugleich von Unmuth und Zärtlichkeit hervorgerufen war:

»Aber wenn Sie nun einen muthigen Entschluß faßten! Wenn Sie alle Rücksichten auf die Verwandten einfür allemal abwürfen und in ein Leben einträten, wo Sie eigene Befriedigung fänden und fremdes Glück begründeten?«

Er ergriff ihre Hand, die sie nicht wegzog, obwohl dieselbe zitterte, und fragte leidenschaftlich:

»Möchten Sie nicht diese Hand einem Manne geben, der zwar durch seine Gunst des Schicksals bevorzugt ist, den aber seine innige Liebe berechtigt, die Augen zu Ihnen zu erheben, und der in dieser Liebe das hoffnungsvolle Vertrauen findet, Sie glücklich machen zu können?«

Sie zog noch immer die Hand nicht fort, obgleich diese jetzt kalt in Bernhard's heißer Hand lag; eine vollständige Blässe erstarrte die frischen lebensvollen Züge des Gesichtes; die Augen waren gesenkt, fast geschlossen. Die letzte Frage umgehend, antwortete sie auf die erste matt und tonlos:

»Ich fühle nicht die Kraft in mir, einen solchen muthigen Entschluß zu fassen; ich kann die Rücksichten, in denen ich erzogen bin, nicht abwerfen.«

In diesem Augenblick sagte hinter ihnen eine feine schneidende Stimme:

»Das ist ja ein allerliebstes Rendezvous, welches zu stören eigentlich sich kaum verantworten läßt.«

Entsetzt fuhren Bernhard und Dora in die Höhe.

Die beiden jungen Leute, die so eigenthümlich zusammengeführt und in eine so tiefgreifende Unterredung verwickelt worden waren, hatten bei ihrer Aufregung nicht darauf geachtet, daß bereits seit einiger Zeit der Sturm nachließ und der Himmel sich aufklärte, sie hatten nicht darauf geachtet, daß die in einen Mantel gehüllte Gestalt eines Mannes in das Gebäude trat, während ein ländlich gekleideter Mann in der Thüre stehen blieb. Der Mann im Mantel aber, der die höhnischen Worte sprach, war der Kammerherr von Kaiserwart, sein Begleiter war der Führer aus Mariensteg. Dora blieb, als sie aufgesprungen war, in der Bewegungslosigkeit der Bestürzung stehen und starrte den Kammerherrn an. Bernhard war zu überrascht, um sogleich die nöthige Fassung zu erlangen, er stotterte unbeholfen und verlegen:

»Ich will nicht hoffen, Herr Baron, daß Sie diesem Zusammensein eine Deutung geben, die – die – —«

Mit scharfem Spott unterbrach Kaiserwart:

»Die Sie sich nicht zur Ehre anrechnen würden! Nun, der Scharfsinn, mit dem diese Zusammenkunft eingefädelt scheint, macht wenigstens Ihrer Erfindungsgabe alle Ehre, wenn auch in viel geringerem Grade Ihrem Charakter.«

Bernhard hatte sich nun hinreichend gefaßt, die Entrüstung trieb ihm eine flammende Röthe auf die Wangen, er sprach, während seine Augen blitzten, mit einem so

nachdrücklichen Tone, daß man sich der Wahrheit seiner Worte nicht leicht entziehen konnte:

»Herr Baron, ich verbitte mir auf das Entschiedenste jedes fernere Wort, welches die Ehre dieser Dame kränken oder mich beleidigen könnte! Ich erstieg diese Höhe und verweilte daselbst, ohne das Geringste davon zu wissen, daß Sie mit Ihrer Gesellschaft hierher kommen würden, bis ich vom Sturme überrascht und genöthigt wurde, in diesem Gebäude eine Zuflucht zu suchen. Als das Fräulein von Ihnen und Ihren Gefährten auf eine unbegreifliche und schwer verantwortliche Weise im Stich gelassen war, flüchtete es ebenfalls in diesen Raum, ohne meine Anwesenheit zu ahnen. Die Wahrheit dieser meiner Erklärung versichere ich auf meine Ehre, und wer nun noch daran zu zweifeln wagt, wird für solche Kühnheit einzustehen haben.«

Die Augen des Kammerherrn schlugen sich vor den drohenden Blicken Bernhard's unwillkürlich nieder, als er sie wieder aufhob und Dora anschaute, begegnete ihm so unverkennbar der vollste Ausdruck jungfräulichen Stolzes und Unwillens, daß er in der begonnenen Weise nicht fortzufahren wagte, sondern er sagte zu Bernhard, indem er jedoch Gesicht und Blick nur halb zu ihm wandte:

»Herr Kandidat, ich muß die Absicht, Sie zu beleidigen, durchaus in Abrede stellen, und wenn dennoch in meinen Worten Etwas gelegen haben sollte, worin Sie eine Beleidigung finden können glauben, so nehme ich dasselbe bereitwillig zurück.«

Nicht beachtend, daß Bernhard mit nicht völlig bekämpftem Groll Etwas erwidern zu wollen schien, wandte er sich mit der ganzen Geschmeidigkeit eines feinen Weltmannes an Dora:

»Gnädiges Fräulein, der Vorwurf dieses Herrn scheint nicht ganz unberechtigt, doch wird Ihre Güte ohne Zweifel den Fall mit mehr Nachsicht beurtheilen. Wir Alle glaubten, daß Sie uns auf dem Fuße nachfolgten, und das Ungestüm des Sturmes erlaubte kaum, stehen zu bleiben und sich umzublicken. Als wir an der Stelle ankamen, wo die Maulthiere geblieben waren, bemerkten wir mit eben so großem als natürlichem Schrecken, daß Sie fehlten, und ich kehrte sogleich, indem die Uebrigen nach Mariensteg zurückkehrten, mit dem Führer um, Sie aufzusuchen. Da ich nun so glücklich gewesen bin, Sie hier unter dem Schutze dieses Herrn anzutreffen, so darf ich Sie wohl ersuchen, den Rückweg anzutreten und Ihre Verwandten möglichst bald aus der großen und angstvollen Sorge um Sie zu reißen.«

Er näherte sich, um ihr verbindlich seinen Arm zu bieten, aber sie wandte sich rasch, wie von einem plötzlichen Widerwillen durchschauert, von ihm ab und schaute nach Bernhard, als wenn sie Hilfe bei ihm suche. Dieser näherte sich sogleich und sagte zu Kaiserwart:

»Sie werden es sehr erklärlich finden, Herr Baron, wenn sich das Fräulein durch Ihre frühern Worte noch zu verletzt fühlt, um sie so bald und leicht zu vergessen, Sie werden mir also erlauben, die Beschützerrolle, mit

der mich der Zufall beehrt hat, noch eine kurze Zeit lang fortzusetzen.«

Als er hierauf Dora seinen Arm bot, nahm sie denselben schweigend aber hastig an. Mit einem Wink den Führer bedeutend, daß er die zurückgelassenen Sachen mitnehme, schritt Bernhard aus dem Gebäude, Diejenige zur Seite, mit der er so gern durch's ganze Leben geschritten wäre. Seinen verbissenen Zorn unter einem leichten Lächeln verbergend, ging Kaiserwart hinter ihnen her und blieb ihnen so nahe, daß sie kein Wort hätten sprechen können, ohne von ihm vernommen zu werden, so daß sie lieber schweigend den Weg fortsetzten.

So langte man an der Stelle an, wo die Treiber mit ihren Thieren Rast gemacht und hinter einer günstig gelegenen Felswand leidlichen Schutz gegen das Ungewitter gefunden hatten; der Hofmarschall und seine Tochter waren gleich nach Mariensteg geritten, die beiden anderen Thiere harrten des Kammerherrn und Dora's.

»Werden Sie nun« – fragte Ersterer die Letztere – »aufsteigen, um den übrigen Weg zu reiten?«

»Ich glaube,« – antwortete Dora – »es ist besser, wenn ich auch diesen Weg zu Fuß zurücklege, weil ich mich nur dadurch vor einer Erkältung zu schützen hoffe, daß ich in beständiger Bewegung bleibe. Lassen Sie sich aber ja nicht durch mich zurückhalten, Herr Baron, sondern reiten Sie voran, der Führer kann mich begleiten. Auch Sie, Herr Kandidat, sollen nun nicht weiter durch mich aufgehalten werden, nachdem Sie mir schon das große

Opfer einer so langen Zeitverschwendung brachten. Setzen Sie Ihren Weg fort, geleitet von meinem besten und aufrichtigsten Danke.«

Mit entschiedener Bestimmtheit erklärte Bernhard:

»Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen diesmal nicht gehorsam sein kann. Ich werde Sie bis Mariensteg geleiten.«

Dora schien unschlüssig, da trat Kaiserwart heran und sagte:

»Dürfte ich Sie wohl um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bitten, Fräulein von Wangenhain? Ihr ritterlicher Beschützer und erwählter Begleiter wird ja wohl hierin Nichts finden, was seiner Ehre zu nahe tritt.«

Zwar zeigte sich Dora sogleich bereit, dieser Aufforderung Folge zu leisten, indem sie Bernhard's Arm losließ, allein ihr plötzliches Erbleichen deutete an, daß sie der Unterredung nicht mit Gemüthsruhe entgegen ging; Bernhard sah ihr fragend in die Augen, aber da sie durch ein bestimmendes Nicken ihre Einwilligung zu bestätigen schien, so hatte er weiter keinen Grund zu einer Einsprache und entfernte sich zu den Landleuten, um an den Felsen gelehnt das Ende des Gesprächs zu erwarten.

Kaiserwart führte Dora abseits nach einem Bergvorsprung, wo er mit ihr auf- und abwandelnd folgendermaßen begann:

»Vor allen Dingen bitte ich nochmals angelegentlichst um Verzeihung wegen der großen Uebereilung, zu der ich mich auf den ersten Anschein hin fortreißen ließ. Ich habe diese Verzeihung um so nöthiger, je weniger ein

Grund vorliegt, die erläuternden Worte des jungen Mannes auch nur im mindesten zu bezweifeln. Daß er Ihre Hand gefaßt hielt, als ich eintrat, erklärt sich mehr als leicht aus der Eigenthümlichkeit der ganzen Situation, aus der daraus hervorgehenden Aufregung seines Geistes, und – aus Ihrer siegreichen Schönheit.«

»Haben Sie mir nichts Anderes mitzuthemen?« fragte Dora mit einiger Ungeduld.

»Erlauben Sie mir nur fortzufahren, mein Fräulein. So einfach und unverfänglich das ganze kleine Abenteuer ist, so muß es doch jetzt seine Erledigung finden, wenn es nicht einen bedeutungsvolleren und – schlimmeren Anschein gewinnen soll. Bestehen Sie mit Festigkeit auf der Entfernung des jungen Menschen! Noch finden unsere Begleiter aus Mariensteg nicht das mindeste Auffällige in dem ganzen Verlauf, kehrt aber der Abenteurer mit Ihnen nach Mariensteg zurück, so ist den boshaftesten Deutungen Raum gegeben, die Dienerschaft trägt unbegründete, aber unangenehme Gerüchte bis in die Heimath, und auch an unerquicklichen Szenen mit Ihren Verwandten wird es nicht fehlen. Senden Sie also den Menschen fort, besteigen Sie lieber Ihr Maulthier und kehren Sie mit mir nach Mariensteg zurück.«

Nach einigem Besinnen antwortete Dora:

»Eben der Gedanke an meine Verwandten und an etwaige Auseinandersetzungen mit ihnen könnte mich wünschen lassen, daß der fremde Herr uns nach Mariensteg begleite. Bei einer möglichst vollständigen Erörterung des Vorfalles glaube ich mich besser zu befinden und

vor etwaigen Mißdeutungen mehr geschützt zu sein, als wenn ich mich hinsichtlich der Darstellung und Beurtheilung meines Benehmens gewissermaßen auf Gnade und Ungnade irgend Jemand überlassen muß.«

Der Kammerherr biß sich auf die Lippe, sagte aber mit mildem Tone, als er seiner dünnen scharfen Stimme abgewinnen konnte:

»Wenn Sie hiermit etwa auf mich anspielen, so thun Sie mir ein großes Unrecht. Ich bin der Letzte, der Ihr Benehmen in dieser wie in jeder andern Angelegenheit tadeln oder in den Augen der Welt anders als völlig fleckenlos erscheinen lassen möchte, und es würde mir nicht schwer fallen, Sie von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, wenn Zeit und Ort dafür geeignet wäre.«

Dora wußte hierauf Nichts zu erwidern, während die lauernden Blicke ihres Begleiters auf ihrem Gesicht zu lesen versuchten. Nach einer kleinen Pause fuhr Kaiserwart fort:

»Nur eine kurze Andeutung will ich mir erlauben. Man glaubt, und auch Sie theilen vielleicht diesen Glauben, daß ich mich um die Hand von Comtesse Julie Rotheneck bewerbe. Dem ist nicht so, wenigstens entbehrt diese Anschauung bis jetzt aller Begründung. Es könnte möglicher Weise diese Verbindung bei der höchst günstigen Lage meiner finanziellen Verhältnisse gegenüber der in dieser Hinsicht weniger glücklich situirten gräflichen Familie von einer gewissen Seite nicht ungern gesehen werden, aber es könnte sein, daß meine Absichten ganz wo anders hin gerichtet wären, es könnte sein, daß ich einen

Stolz darein setzte, nur die wahre Anmuth und Schönheit als Herrin in Schloß Kaiserwart einzuführen, ohne dabei Rang und hohen Namen zu beanspruchen.«

Nach dieser sehr diplomatisch gehaltenen Ansprache hielt er abermals inne und blickte scharf nach Dora hin, sei es, daß er den Eindruck seiner Worte beobachten wollte, oder sei es, daß er sich besann, ob er noch weiter in seinen Enthüllungen gehen solle. Dora war in große Verlegenheit gerathen, doch schwieg sie natürlich still.

»So wenig also« – fuhr er nach kurzer Pause fort – »für den als möglich angedeuteten Fall Vornehmheit oder Vermögen in Betracht kommen würde, so dürfte doch desto mehr Anspruch auf einen Namen gelegt werden müssen, an welchem die Verleumdung auch nicht den geringsten Makel zu hängen gewagt hat.«

Aus dem bisherigen Tone, der in Beziehung auf den vorliegenden Fall wohl Etwas trocken genannt werden konnte, plötzlich in einen natürlicheren, ja herzlicheren überschlagend, fragte er nun:

»Darf ich nun annehmen, Fräulein von Wangenhain, daß Sie die Begleitung des fremden Abenteurers nicht weiter dulden, daß Sie in *meiner* Begleitung zu Ihren Verwandten zurückkehren werden?«

Dora hatte, wie sich von selbst versteht, den Kammerherrn vollkommen begriffen, und sie war mit sich keinen Augenblick unklar über ihren zu fassenden Entschluß: sie wollte weder als Nebenbuhlerin Juliens auftreten, deren Pläne in Beziehung auf den Kammerherrn sie recht wohl

kannte, noch hatte sie außerdem die allergeringste Neigung, als Herrin in Schloß Kaiserwart eingeführt zu werden.

Aber sie war in Zweifel, wie sie ihren Gefühlen und Absichten den rechten Ausdruck geben sollte. Doch war sie durch die unmittelbare Frage des Barons zu einer Antwort gedrängt und erwiderte daher:

»Ich kann nur wiederholen, Herr Baron, daß ich mich durchkältet fühle, und daß ein Frösteln, welches den ganzen Körper durchläuft, mich davor warnt, den Rückweg anders als zu Fuß zurück zu legen. Was den fremden Herrn betrifft – –«

»Genug, gnädiges Fräulein,« – unterbrach Kaiserwart – »ich sehe hinreichend, daß meine Grundidee *verstanden* und – *abgelehnt* ist. Hinsichtlich des fremden Herrn treffen Sie gefälligst Ihre Disposition nach eigenem Ermessen.«

Er verbeugte sich bei diesen Worten förmlich, und nur dem scharfen Blick des Menschenkenners würde es möglich gewesen sein, unter der Hülle seines höflichen Benehmens den Zorn der Kränkung wahrzunehmen. Er führte Dora zu der Gruppe der Uebrigen zurück und sagte, sogleich sein Reitthier besteigend, zu dem Führer:

»Das Fräulein wird zu Fuß zurückkehren, Ihr geleitet dasselbe nach Mariensteg!«

Dann sich nochmals durch eine höfliche Verbeugung von Dora verabschiedend, Bernhard aber keines Blickes würdigend, ritt er fort, gefolgt von dem Treiber mit dem

ledigen Thiere, so daß er bald aus den Augen der Zurückbleibenden verschwand.

Durch die vorhergegangenen Auftritte war Dora sehr angegriffen, und die Erschöpfung ihrer Körperkräfte war sichtlich. Bernhard trat augenblicklich mit besorgten Mienen heran und bot ihr seinen Arm. Vielleicht war es Dora Ernst gewesen mit der Versicherung, daß sie die Anwesenheit des Fremden beim Zusammentreffen mit ihren Verwandten wünsche, vielleicht fühlte sie auch bei ihrer augenblicklichen Schwäche das Bedürfniß, einen stützenden Beistand zu haben: sie nahm den dargebotenen Arm des Jünglings ohne fernere Weigerung an. Der Führer schritt vorauf, indem er das Gepäck trug, mit Ausnahme des Straußes von Alpenrosen, den er aus der Steinhütte mitgenommen hatte, den aber nun Bernhard wieder trug. Es gewährte ein eigenthümliches Bild, die schöne Jungfrau zu sehen, wie sie in sichtlicher Ermattung, aber in vertrauender Hingebung sich auf den Jüngling stützte, in dessen Gesicht sorgenvolle Theilnahme, Stolz auf den ihm vertrauten Dienst und ein Strahl schwacher, aber nicht zu unterdrückender Hoffnung sich ausdrückten; der Blumenstrauß in seiner freien Hand nahm sich dabei recht hübsch aus, und die Alpenrosen schienen röther zu glühen mit jedem Schritte, den man tiefer hinab in das niedere Land that, wo die Farben der Blumen nicht mehr die reine und leuchtende Stärke besitzen wie in den oberen Regionen.

Als man schweigend einige Zeit fortgeschritten war, und da der Führer weit genug vorausging, um ein nicht

zu laut geführtes Gespräch nicht verstehen zu können, sagte Bernhard mit Theilnahme:

»Sie fühlen sich wohl sehr angegriffen, gnädiges Fräulein? Hat der Baron von Kaiserwart gewagt, Sie zu beunruhigen?«

Mit leiser, aber sanfter Stimme sagte Dora:

»Sie erfüllen wohl meine Bitte, mich jetzt ein wenig mir selbst zu überlassen. Es stürmt so mancherlei auf mich ein, daß ich eines ruhigen Nachdenkens bedarf, um mich einigermaßen wieder zu sammeln.«

Bernhard am natürlich diesem Wunsche nach, und so wandelten sie schweigend dahin, bis sie Mariensteg und den Gasthof erreichten, wo sie von einem wartenden Diener sogleich in den Salon geführt wurden.

Die Anwesenden schienen dem Eintritt Dora's entgegesehen zu haben, wie ein Gerichtshof auf das Erscheinen eines schwer Angeklagten harrt. Der Graf stand fast in der Mitte des Zimmers, dem Olympischen Zeus wenigstens darin ähnlich, daß sich Wolken des Ernstes um seine Stirne gesammelt hatten. Julie stand ihm zur Seite, doch etwas zurück; sie hatte das zierliche kleine Haupt ein wenig in den Nacken geworfen, und der Ausdruck einer inneren Bitterkeit entstellte die sonst so wohlgeformten Züge. Der Kammerherr hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und erwartete dort, sich leicht an die Brüstung lehrend, den weiteren Verlauf der

Dinge. Als der Bediente die Thüre geöffnet hatte, trat Dora ein, bleich vor Schwäche und Aufregung, doch gefaßt, viel eher ein Gegenstand der Rührung und der Theilnahme, als des Unwillens und der Anklage. Hinter ihr trat Bernhard ein, ebenfalls blasser und ernster als gewöhnlich, aber nicht so gefaßt wie Dora, sondern eine nur halbunterdrückte Leidenschaft verrathend, die leicht zum Ausbruch hervorgerufen werden konnte; auffallender Weise trug er noch immer die Alpenrosen in der Hand. Der Diener, der außerhalb der Thüre geblieben war, verschloß dieselbe wieder.

Sich in seinem ganzen Wesen zusammenrückend und emporrichtend, gleichsam um einen gewichtigen Anlauf zu nehmen, sagte der Graf:

»Meine Nichte, Du wirst nicht ohne das Gefühl hier auftreten, daß Dich ernste und gewichtige Vorwürfe erwarten. Wenn Du Deine Stellung im Leben überhaupt, wenn Du insbesondere Dein Verhältniß zu uns, die wir uns nicht ganz leichten Verwandtschaftspflichten gegen Dich mit christlicher Liebe unterziehen, gehörig erwogen und bedacht hättest, so würdest Du kaum Dich in eine Lage versetzt und Beziehungen herbeigeführt haben, welche uns zum Verdrusse, Dir aber zum großen Schaden gereichen müssen.«

Dora war bei der Anrede einige Schritte vor dem Grafen stehen geblieben. Sie sprach jetzt mit leiser, vielleicht etwas zitternder, aber keineswegs zaghafter Stimme:

»Herr Oheim, ich bin allerdings in Verhältnisse gerathen, die mir eben so neu als erschreckend waren, ich bin

sogar in wirklicher Lebensgefahr gewesen, aber wenn es mir nicht einfällt, meinen Verwandten einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie mich in den Schrecken des entsetzlichen Sturmes und der einsamen Gebirgsöde zurückließen, so begreife ich doch nicht, wie man andererseits mir einen Vorwurf daraus machen kann, in diese Lage gerathen zu sein. Wenn ich zufällig ein schützendes Obdach fand und diesen Herrn darin antraf, so bin ich dem Himmel und diesem Herrn für meine Rettung verpflichtet.«

Der Hofmarschall zog die Augenbraunen hoch an der runzelvollen Stirn hinauf und sagte geringschätzig:

»Was diesen Herrn betrifft, der da mit den Blumen in der Hand eine mehr als seltsame Figur darstellt, so würde ich seinen Zutritt zu diesem für ihn wenig geeigneten Kreis gar nicht gestattet haben, wenn ich nicht schließlich einige besondere Worte an ihn zu richten hätte.«

Bernhard war im Begriff Etwas zu erwiedern, aber da er sah, daß der Hofmarschall weiter reden wollte, so hielt er an sich in der Aussicht, daß es bald eine gelegener Zeit geben würde, um das Wort zu ergreifen.

Der Graf fuhr fort, indem er mit einer Seitenwendung des Kopfes nach dem Fenster zu, wo Kaiserwart stand, diesen mit dem einen Auge streifte:

»Wenn mich nun auch die Eröffnungen des Herrn Barons von Kaiserwart darüber aufgeklärt hätten, daß das Zusammentreffen in dem einsamen Gebäude wirklich ein

zufälliges war, so mußte es doch einer jungen Dame Deines Standes jedenfalls als ein höchst unpassendes erscheinen.«

»Sollte ich« – fragte Dora mit muthiger Offenheit – »wieder in den Sturm hinaustreten? oder konnte ich erwarten, daß der Herr, der diesen Zufluchtsort bereits vor mir eingenommen hatte, ihn verließ?«

Mit Strenge erwiederte der Graf:

»Ich muß bitten, meine Nichte, hier Deinerseits keine unpassenden Fragen vorzulegen, sondern vielmehr Dich darüber zu rechtfertigen, warum dem ungeeigneten und – ich darf wohl so sagen – beklagenswerthen Zusammentreffen mit diesem Herrn nicht alsbald ein Ende gemacht wurde, als in der Person des Herrn Barons ein Schützer und Geleiter auftrat, der besser zu Deinem Stande und Deinen Verhältnissen paßte. Schenke ich also den Ansichten des Herrn Barons (hier fiel wieder ein schräger Blick auf den Baron) auch den Glauben, daß ich in dem Zusammentreffen mit jenem Herrn nur Zufall erblicke –«

Hier wurde er von seiner Tochter unterbrochen, die schon lange vor Begierde brannte, sich in die Verhandlung zu mischen, und deren funkelnde Augen verriethen, daß sie in Dora eine gefährliche Nebenbuhlerin errathen oder erkannt habe. Sie sagte:

»Erlauben Sie, lieber Vater, daß ich dieser Annahme als höchst unwahrscheinlich widersprechen muß. Ich habe so eben erst von meinem Kammermädchen Lina Etwas gehört, was wohl geeignet ist, die Sache in das rechte

Licht zu stellen. Lina hat gestern Morgen eine geheime Zusammenkunft Dora's mit jenem Herrn im Garten des Gasthofes, wo wir übernachtet hatten, belauscht. Es ist also sonnenklar, daß dort die Verabredung getroffen wurde, in deren Verlauf der Herr uns verfolgte, um wieder im gleichen Gasthof mit uns am Abend einzutreffen, und es ist doch nun mehr als wahrscheinlich, daß auf irgend eine Art eine neue Verständigung stattfand, in deren Folge die abermalige Zusammenkunft herbeigeführt wurde.«

Diese Mittheilung brachte einen großen Eindruck hervor. Dora und Bernhard waren so betreten, als wenn sie einer wirklichen Schuld überführt worden wären. Der Baron fuhr auf wie in zorniger Ueberraschung, daß er sich habe täuschen lassen, und daß es wirklich ein verabredetes Rendezvous gewesen sei. Der Graf entbrannte in um so lebhafterem Unwillen, als er in den Mienen der Angeklagten das Eingeständniß ihrer Schuld deutlich zu lesen glaubte. Er sprach mit vor Zorn zitternder Stimme:

»Wenn es so steht, so haben wir eine Schlange an unserm Busen genährt, und es wird die höchste Zeit, daß wir uns einer unwürdigen Verwandten entledigen, die uns Nichts als Unehre einbringt!«

Dora hüllte sich etwas enger in ihr Umschlagetuch ein und sagte mit Festigkeit:

»Sollte wirklich der Schein gegen uns sprechen, so irrt der Schein dennoch. Wir verdienen diese Vorwürfe nicht, denn wir haben keine Verabredung irgend einer Art getroffen.«

Bernhard trat ganz an ihre Seite hervor und sprach mit heftiger Stimme:

»Ja, der Schein trügt, und es macht sich Jeder der schnödesten Verleumdung schuldig, wer der Handlungsweise des Fräuleins auch nur die geringste Absicht und Berechnung unterlegt. Es war Zufall, daß ich die beiden Damen vorgestern in einem harmlosen Verkleidungsscherz traf, Zufall, daß ich gestern morgen in dem Garten des Gasthofes diesem Fräulein begegnete, Zufall, daß wir uns heute in dem Hause auf der Berghöhe fanden.«

Mit höhnischem Lächeln sagte Julie:

»Es läßt sich viel auf den Zufall schieben, aber es fehlt an leichtgläubigen Gemüthern, die das Alles als Zufall annehmen mögen.«

Gereizt wandte sich Bernhard gegen sie:

»Ich verzichte darauf, Sie zu überzeugen, denn Sie scheinen einer eben so unerklärlichen als unverantwortlichen Gereiztheit gegen Ihre Verwandte Raum in Ihrer Seele zu gönnen. Aber Sie, Herr Hofmarschall, haben als Mann, als väterlicher Vormund dieser Dame die Pflicht, sich nicht von einem flüchtigen Scheine täuschen zu lassen. Wo sollte sie Schutz gegen unbegründete Verdächtigungen finden als bei Ihnen, wer sollte ihre Ehre mehr vertheidigen als Sie?«

Mit erbostem Poltern erwiderte der Hofmarschall:

»Ich werde mich wohl in Acht nehmen, eine Ehre in Schutz zu nehmen, die bereits verloren ist. Selbst wenn ein Theil der Vorwürfe, die meine Nichte durch ihr leichtsinniges Benehmen auf sich geladen hat, sich widerlegen

oder entkräften ließe, so bleibt genug in diesem Benehmen übrig, was einer Dame von Stande nicht verziehen werden kann. Aber ich glaube kein Wort von Allem, was Sie zur Beschönigung Ihrer eigenen unverantwortlichen Handlungsweise und des Leichtsinns meiner Nichte vorgebracht haben.«

Bernhard wurde, wenigstens dem Anschein nach, immer kälter und ruhiger, je maßloser die Gegenpartei sich ihrem Zorn überließ. Er wandte sich plötzlich zum Kammerherrn:

»Von Ihnen, Herr Baron, als einem ehrenhaften Kavalier, dürfte man sicher erwarten, daß Sie sich der gekränkten Unschuld einer wehrlosen Dame annähmen, daß Sie der Wahrheit in den gereizten Gemüthern ihrer Ankläger Geltung verschafften.«

Der Baron erhob sich aus seiner gebeugten Stellung, trat einen Schritt vor und sagte kalt:

»Die Wahrheit oder Unwahrheit der vorgebrachten Beschuldigungen lasse ich ganz dahin gestellt sein, denn sie ist in der That fast gleichgiltig. Als Kenner der Welt und Menschen weiß ich, daß dem Namen des Fräuleins eine unheilbare Wunde beigefügt ist. Die Sache ist jetzt schon im Munde zu vieler untergeordneter Menschen. Das Schweigen von Dienern und Miethlingen mit Gold zu erkaufen, wird immer unmöglich sein. Ich kann das Unglück, welches Fräulein von Wangenhain zugestoßen ist, nur beklagen; was Sie sich selbst vorzuwerfen haben

in der Art, wie Sie dieses Unglück herbeiführten und vergrößerten, mögen Sie mit Ihrem eigenen Gewissen abmachen.«

Mit dem Ausdruck der wahrsten Empfindung sagte Bernhard:

»Ich fühle mich nicht frei von aller Schuld, indem ich, durch die liebenswürdige Erscheinung dieser Dame angezogen, ihrer Spur folgte; ich bekenne mich offen dazu, und ich beklage meine unbesonnene Uebereilung um so tiefer, je trauriger die Folgen sind. Auf Ehre und Gewissen aber kann ich versichern, daß wirklich nur der Zufall zu den verschiedenen Malen mich mit der Dame wieder zusammengeführt hat. Wer Anderes behauptet, der sagt wissentlich oder unwissentlich eine Unwahrheit. Sie sollten doch sämtlich am Ende einmal der einfachen Wahrheit Ihre Herzen öffnen, der jungen Dame das ihr zugefügte Unrecht abbitten und die ganze Sache dann vergessen.«

»Das fehlte noch, daß *wir* Dora um Verzeihung bäten!« rief Julie bitter.

»Und doch« – sagte Bernhard mit Bestimmtheit – »kann ich nicht eher von hier scheiden, bis ich mich überzeugt habe, daß eine völlige Aussöhnung stattgefunden hat. Wenn ich das Fräulein in diese Unannehmlichkeiten stürzte, so will ich ihm wenigstens nach Kräften treu zur Seite stehen; dem unverdienten Zürnen verblendeter Verwandten kann ich es nicht überlassen.«

Höhnisch erwiderte der Graf:

»Uns von einem lästigen Abenteuerer zu befreien wird nicht schwer fallen.«

»Also Sie wollen Ihr unwürdiges Benehmen gegen das Fräulein nicht ändern?«

»Nein! nein! und abermals nein! *Sie* aber werde ich für Ihre Unverschämtheit nach Gebühr zu züchtigen wissen.«

»Der lächerliche Mensch mit seinem Blumenstrauß!« spottete Julie.

»Diese Blumen« – sagte Bernhard mit einem Aufflug inniger Empfindung – »pflückte ich auf der einsamen Bergeshöhe in der Erinnerung an eine holde Erscheinung, die mir, wie ich glauben mußte, auf immer verschwunden war, und doch waren sie vielleicht zur wirklichen Uebergabe bestimmt. Denn« – hiermit wandte er sich ganz zu Dora – »ich lege Ihnen eine entschiedene Frage vor.«

»Er wird ihr am Ende noch seine Hand anbieten!« sagte Julie verächtlich.

Ungestört in seinem ruhigen Ernst, aber zugleich mit warmer Herzlichkeit fuhr Bernhard fort:

»Ja, ich biete Ihnen meine Hand an, Fräulein von Wangenhain. Ich frage Sie: wollen Sie diesen Verwandten folgen und die demüthigende Lage annehmen, in welche deren unversöhnlicher Groll Sie versetzen wird, oder wollen Sie mir folgen in die höchst bescheidene Lage, die ich Ihnen zu bieten vermag, wo aber die innigste und treueste Liebe Sie erwartet?«

»Dies übersteigt alle Schranken!« rief der Graf. »Der Mensch ist reif für das Irrenhaus. Die Nichte des Hofmarschalls Grafen von Rotheneck – –«

»Wird« – unterbrach Julie – »Frau Schulmeisterin.«

»Unmöglich – nimmermehr!«

»Nun, Sie werden sich überzeugen, Vater.«

Dora kämpfte schwer mit sich selbst, ihre Arme waren herabgesunken, ihre Augen niedergeschlagen, aber ihre Brust hob sich krampfhaft.

»Scheeren Sie sich zur Thür' hinaus« – rief der Graf – »oder ich rufe die Dienerschaft!«

»Mäßigen Sie sich, Herr Graf!« flüsterte ihm Kaiserwart zu.

»Ich *will* mich nicht mäßigen! Ich will die Frechheit dieses hergelaufenen Menschen nicht ferner ertragen, die hervorgerufen ist durch die Leichtfertigkeit dieser – dieser – Person, die ich sonst meine Nichte nannte.«

Die rechte Hand langsam erhebend, bleich und ernst wie eine Priesterin, sagte Dora:

»Genug! Häufen Sie nicht weiter Beleidigungen und Beschimpfungen auf mich und auf diesen edlen jungen Mann.«

Sie wandte sich ganz zu Bernhard und fragte ihn langsam, während jedoch eine tiefe innere Bewegung auch ihrem Tone hervorzitterte:

»Ist es nicht bloß eine augenblickliche Anwandlung von Großmuth, welche Sie zu Ihrem Anerbieten treibt?«

»Nein, so wahr mir Gott helfe, es ist meine ganze Seele, die sich in jenen Worten ausspricht.«

»So nehme ich Ihren Antrag an.«

Diese letzte Wendung, obwohl durch das Vorausgehende tief begründet und folgerichtig herbeigeführt, machte

doch eine tiefe Wirkung auf die Anwesenden. Bernhard ergriff Dora's Hand und tauschte mit ihr einen seelenvollen Blick, Julie schlug ein Gelächter auf, das aber hohl und fremd klang, wie von einem Krampf herrührend. Der Graf war einige Augenblicke völlig sprachlos.

»Uebereilen Sie sich nicht, Fräulein« – sagte Kaiserwart – »das Zerwürfniß mit Ihren Verwandten wird sich ja ausgleichen, aber durch einen solchen unwiderrufflichen Schritt brechen Sie mit Ihrer ganzen Zukunft!«

Der Graf, hochroth vor Zorn, fand nun Worte und rief:

»Ich thue Einspruch gegen eine so beschimpfende Mißheirath, ich verbiete sie kraft meines Rechtes als Familienoberhaupt.«

»Herr Graf,« – sagte Bernhard – »Sie haben bereits meine Braut als Ihre Nichte verstoßen, Sie haben ihr Liebe und Schutz eines Verwandten aufgekündigt: mit welchem Recht wollen Sie noch irgend einen Anspruch gegen sie erheben?«

Begütigend suchte Kaiserwart zu vermitteln:

»In der ersten Aufregung werden manche Worte gesprochen, die nicht in der vollen Schwere ihrer Bedeutung gemeint sind. Ihre Verwandten, Fräulein von Wangenhain, werden Ihnen ihren Schutz und ihre Liebe nicht versagen.«

Dora erwiederte einfach und fest:

»Es sind mir Dinge gesagt worden, die ich nie vergessen kann, die mir den Aufenthalt bei den Verwandten für immer unmöglich machen. Durch ihre Wohlthätigkeit aber irgendwo untergebracht und unterhalten zu werden, dagegen sträubt sich mein Herz ebenso sehr.«

»Vater,« – sagte Julie – »lassen Sie sie doch hinziehen, wohin ihr niedriges Gemüth sie treibt.«

»So ziehe sie hin« – schrie der Graf – »und nehme meinen Fluch mit sich. Aber nie komme ihr Name wieder über unsere Lippen, nie verrathe sie mit einer Silbe, daß sie mit dem Grafen Rotheneck verwandt gewesen ist, nie denke sie mit einem Athemzuge, daß sie mir wieder vor die Augen kommen darf, denn ich würde sie mit Füßen von mir stoßen!«

Er hatte sich so überschrien, daß ihm die Stimme versagte; ohne weiter einen Blick auf die Anwesenden zu werfen, verließ er das Zimmer.

Julie verbeugte sich höhnisch vor dem Paare und sagte:

»Meinen Glückwunsch wird man wohl nicht erwarten, aber ich nehme hiermit einen ewigen Abschied. Ich werde den Koffer und die sonstigen Effekten der Schulmeistersbraut durch den Bedienten hierher besorgen lassen. Kommen Sie, Herr Baron, unseres Bleiben ist ja wohl nicht länger hier.«

Damit nahm sie den Arm des Kammerherrn und führte ihn fort, ehe er ein Abschiedswort sagen konnte, wenn er überhaupt ein solches beabsichtigt hatte.

Bernhard und Dora standen allein, Hand in Hand, in dem Zimmer.

Nochmals tief in Dora's Augen blickend und ihre Rechte hoch in die Höhe erhebend, sagte Bernhard:

»Taudend Dank, Dora, für Ihren muthigen Entschluß! Diese Hand ist nun mein höchstes Glück, und ich will dessen würdig sein bis zum letzten Athemzuge meines Lebens.«

Indem jetzt Thränen aus Dora's bisher unbenetzten Augen hervorbrachen, erwiderte sie sanft:

»Dieser Bund ist unter traurigen Umständen geschlossen, aber ich will ihm treu sein mein Leben lang.« –

Bernhard zog nun die Klingelschnur und fragte den eintretenden Kellner, ob möglichst bald ein Fuhrwerk zu haben sei. Es war ein Wagen im Hotel, und er konnte gleich angespannt werden. So ertheilte denn Bernhard die nöthige Weisung. Als der Wagen vorfuhr, waren auch bereits die Sachen Dora's in's Zimmer gestellt und konnten sogleich aufgeladen werden. Bernhard und Dora stiegen ein und fuhren, nach kurzem Bedenken des Kutschers, von dannen, ohne daß sich Jemand von der bisherigen Reisegesellschaft hätte blicken lassen.

Anfangs saßen sie stumm neben einander, als sie aber Mariensteg verlassen hatten und sich im Freien befanden, da blickte Bernhard zuerst prüfend und gedankenvoll auf seine Nachbarin, die sich sinnend in die Wagen-ecke gelehnt hatte, und die jetzt eben die Augen gut und treu mit herzlichem Vertrauen zu ihm aufschlug, dann sagte er:

»Und nun überreiche ich Ihnen doch am Ende, geliebte Dora, diese Alpenrosen, die ich in sehnächtiger Erinnerung an Sie gepflückt. Sie selbst aber sind die schönste und beste Rose, die ich mir von den Alpen geholt: meine liebe herrliche Alpenrose!«

Sie nahm die Blumen, indem ihr Blick mit schüchterner Liebe auf ihm weilte, und erwiderte:

»Ich nehme die schönen Alpenrosen mit Dank an. Verzeihen Sie aber, mein Freund, wenn ich noch nicht so leicht in die neue Lage eingehn kann, wie es eigentlich die Verhältnisse bedingen. Mein Geist ist noch zu verwirrt durch die überraschende Folge der Ereignisse; ich werde mich bald fassen und zurecht finden.«

»Wenn Sie mir nur gerne gefolgt sind!« sagte Bernhard mit einem Anflug von bangem Zweifel.

»O gewiß! Wäre ich nur eben so sicher die Bedenklichkeit los, daß Sie einst den heute gethanen Schritt bereuen möchten.«

»Werfen Sie diese Bedenklichkeit von sich, Dora! So lange ich mir selbst treu bin, werde ich auch Ihnen und meiner Liebe treu sein. Sollte aber – was der Himmel verhüte! – einmal ein Augenblick kommen, wo ich mich selbst verlöre, dann erinnern Sie mich nur an diese Alpenrosen, und ich werde der Erste sein, der mich anklagt und verurtheilt. Aber sind Sie auch ganz vorbereitet, in ein häusliches Verhältniß einzutreten, das so himmelweit verschieden von Allem ist, was Sie bisher umgab?«

»Darüber kann ich Sie völlig beruhigen. Meine Lage war dem äußeren Anschein nach glänzend, aber, wie ich schon heute Morgen sagte, nicht glücklich.«

»Und Sie haben noch gar nicht gefragt, wohin ich Sie zunächst führe.«

»Führen Sie mich, wohin Sie wollen, ich folge Ihnen mit Vertrauen.«

»Für jetzt werde ich Sie nach Interlaken führen und dort in eins der stilleren Pensionshäuser bringen. Dann eile ich nach meinem Bestimmungsort, unserem künftigen Wohnplatze, suche eine passende Häuslichkeit auf und richte sie einigermaßen ein. Es ist ganz leicht und passend, daß ich dort mit der Erklärung auftrete, verlobt zu sein, und daß ich sobald als möglich meine Braut heimführe. Zu Weihnachten komme ich dann nach Interlaken und hole mir meine Alpenrose. Ist es so gut und recht?«

»Es ist vollkommen gut!« flüsterte Dora und besann sich nicht, sich von dem geöffneten Arm umfassen zu lassen und sich an die treue Brust Bernhard's zu lehnen.

4. NACHWORT.

Als Bernhard geendigt hatte, versank er kurze Zeit in Nachsinnen, wie er dann wieder aufschaute, bemerkte er, daß Dora's Augen feucht waren. Er fragte besorgt:

»Diese Erinnerungen haben Dich doch nicht verletzt, meine Dora?«

In ihrer Rührung hold lächelnd erwiderte sie:

»Wie könnten sie das, theurer Bernhard? Sie haben mich nur bewegt, und das ist wohl sehr natürlich. Deine Schilderungen haben mir all' die köstlichen und schmerzlichen Augenblicke, die uns zusammenführten, vor die Seele gerufen, und ich habe sie gleichsam noch einmal durchlebt. Du hast mich recht überrascht durch ein Talent der Darstellung, das ich noch nicht an Dir kannte, Du bist ja eine Art von Dichter.«

»Wenn ich im Garten der Poesie Blüten pflücke, so ist's nur für meine geliebte Dora; diesmal war es ein Sträußlein poetischer Alpenrosen. Verwahrst Du die wirklichen noch, jene, die ich damals pflückte?«

»Wie kannst Du fragen! sie sind mir das theuerste Erinnerungszeichen, und ich habe sie noch heute mit freudiger Rührung und tiefem Ernste betrachtet.«

»Mit tiefem Ernste, Dora?«

»Ja, Geliebter, und dieselben Empfindungen der Rührung und des Ernstes hat Deine Novelle wieder in mir hervorgerufen, nur noch stärker und klarer, als es der bloße Anblick der welken Blumen vermochte.

»Die *Rührung* lasse ich gelten, aber den *Ernst* kann ich mir weniger erklären.«

Sie versetzte gedankenvoll:

»Durch Beides, die Blumen und die Novelle, ist mir die Frage wieder einmal recht nahe gerückt, ob es wirklich ein Glück für Dich war, daß wir uns unter so besonderen Umständen kennen lernten und einen so raschen Bund für's Leben schlossen.«

Fast erschrocken blickte Bernhard auf und sagte:

»Aber, Dora, was sprichst Du da? Du weißt ja gut genug, daß Du mein einziges und höchstes Glück ausmacht, das nur vervollständigt werden konnte durch die lieben Kinder, die uns geschenkt sind.«

Sie sprach sanft und fast schüchtern:

»Ich würde mich selbst ja höchst unglücklich fühlen, wenn ich denken müßte, daß Du keine Genugthuung in unserem Zusammenleben fändest. Aber es gab tausend liebenswürdige und brave Mädchen, von denen Dir jedes dasselbe sein konnte, was ich Dir bin, und – dann noch mehr.«

»Noch mehr? Ich verstehe Dich gar nicht, liebe Dora.«

»Mehr innige Liebe konnte Dir gewiß keine Braut mitbringen als ich, aber wohl mehr – irdische Güter.«

»Will es da hinaus?« sagte er lächelnd und die schöne Frau zärtlich umfassend. »Es mag freilich tausend Mädchen gegeben haben, die mir mehr irdische Güter mitgebracht hätten, aber dagegen sicher weniger geistige wie Du, meine einzige süße Alpenrose. Das wahre Glück hängt aber nicht von den irdischen, sondern von den geistigen Gütern ab.«

Da er ihr einen herzlichen Kuß aufdrückte, lächelte auch sie, gleichsam getröstet, doch setzte sie hinzu:

»Nachdem ich erst einige Einsicht in die Lebensverhältnisse erlangt hatte, konnte ich mich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß Du durch die – – übereilte Verbindung mit mir Dir manche Vortheile Deiner hiesigen Stellung abgeschnitten hast.«

»Wie so denn?«

»Wenn Du ein Mädchen aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie dieser Stadt oder dieser Gegend geheirathet hättest – – und ein solches hättest Du ja ohne Zweifel bekommen können – –«

Lachend unterbrach sie Bernhard:

»O ja, Freund Schwanhöfer taxirte mich schon in Alexandersbad zu einer – – ich weiß nicht mehr, wie geldschweren Braut, und es gab hier einige lange Gesichter, als ich ankündigte, daß ich demnächst eine junge Frau aus der Schweiz holen wollte.«

»Nun ja« – fuhr sie fort – »wenn Du Dich auf solche Weise verheirathet hättest, so würdest Du Dir eine nach mancher Seite hin gesichertere Lage verschafft haben, während Du jetzt fremd und mittellos dastehst.«

»Possen!« – rief er aus – »wie kann ich fremd dastehen, wenn ich in meiner Schule mich zu Hause fühle, und in meinem Hause erst recht! Die guten Zippelstädterinnen, unter denen ich etwa hätte ein Ziel meiner Bewerbung wählen können, sind mir nun so ziemlich bekannt, aber es ist wahrhaftig keine darunter, deren Wagschale mit ganz Zippelstedt obendrein diejenige meiner Dora hätte in die Höhe steigen lassen.«

»Du hast sie mit voreingenommener Parteilichkeit betrachtet.«

»Mag sein; in dieser Hinsicht liegt die Scala bloß im eigenen Herzen, und die meinige wies Dir einen solchen Werth an, daß von Anderen keine Rede sein konnte.

Müßte ich, wenn man solche Bedenklichkeiten hervorru-
fen dürfte, nicht auch *Dich* beklagen, daß meine Dazwi-
schenkunft Dich der hohen Stellung entzog, die Dich an
der Seite des Barons von Kaiserwart, jetzigen Gesandten
seines Hofes in Paris erwartete?«

Ihm einen leichten Schlag versetzend, sagte sie:

»Böser Mann, Du weißt gut genug, daß ich die beschei-
denste Stellung selbst als Dienerin Derjenigen vorzöge,
die jetzt, wie wir zufällig hörten, meine Cousine Julie
einnimmt.«

Heiter versetzte er:

»Ich beneide ihn gewiß eben |o wenig um sie, wie Du
sie um ihn. Es ist also ganz gut, nicht wahr, daß Du Frau
Doktor Korn geworden bist?«

»*Ich* danke täglich dem Himmel tausend Mal dafür,
wenn ich in mir nur nicht die Befürchtung aufkeimen las-
sen muß, daß Du jemals Deine Wahl zu bereuen hättest.«

»*Niemals!* Und wenn ich aber- und abermals, mag uns
das Leben bringen, was es will, vor eine neue Wahl ge-
stellt würde, so riefe jede Stimme meines Geistes, jede
Faser meines Herzens: *Dora!* Aber thu' mir den Gefallen,
süßes Lieb, und tröpfele nicht solche Gedanken unnöthi-
ger Bedenklichkeit in den Trank eines bescheidenen, aber
innigen Glückes, dessen wir uns zu erfreuen haben, und
wofür wir dankbar sein müssen. Mich bewegt eigentlich
ein anderer Kummer, welcher, obgleich ich ihn eben heu-
te fern halten möchte, doch immer und immer wieder
hervortaucht.«

»Ich kann es mir denken: Du meinst den Tod Deines Freundes Vanhulsten.«

»Allerdings. Ich habe seinen vernünftigen Grund, Schwanhöfer's Nachricht zu bezweifeln. Auf der anderen Seite will es mir gar nicht in den Sinn, daß ein so außerordentlicher Charakter von dem Schauplatz dieser Erde verschwunden sein soll, ohne bedeutende Spuren seiner Thatkraft zurück zu lassen; ein solcher Geist, auch ohne die geringsten äußeren Mittel, hätte sich durch sich selbst Bahn gebrochen und sich Geltung verschafft, um wie viel mehr, wenn er durch so bedeutende Reichthümer unterstützt würde!«

»Vielleicht« – meinte Dora – »haben ihn gerade seine reichen Mittel verwöhnt, indem sie nicht alle seine geistigen Kräfte zur Entwicklung führten, oder indem sie ihn die übrigen Menschen, die nicht durch solche Reichthümer unterstützt werden, falsch beurtheilen und darum unrichtig behandeln ließen.«

»In Beziehung auf den ersten Punkt kann meine kluge Dora Recht haben, in Beziehung auf den zweiten aber muß ich entschieden widersprechen. Es konnte keinen schärferen Menschenkenner geben, als Vanhulsten war, das hab' ich bei manchen Gelegenheiten bemerkt, besonders bei *einer* – – hab' ich Dir vielleicht schon erzählt, wie er zu seinem Diener Joseph kam?«

»Nein, lieber Bernhard.«

»Wir Beide, Vanhulsten und ich, machten einen Spaziergang bei Bellinzona in der italienischen Schweiz und kamen bei einer Schaar schwerer Gefangener vorbei,

welche unter Aufsicht einiger bewaffneter Begleiter an der Ausbesserung der Landstraße arbeiteten, soviel nämlich ihre Ketten das Arbeiten zuließen. Ich sagte, daß zwar die militairische Eskorte auch nicht weniger als großes Zutrauen einflöße, daß ich aber nie so infame Galgen-Physiognomieen auf einem Haufen zusammen gesehen hätte, wie diese Sträflinge. Vanhulsten bestritt das, und ich zeigte auf einen Mann von noch nicht vorgerücktem Lebensalter, der in unserer Nähe eine Pause in seiner Arbeit machte und uns mit einer zugleich verstockten und tückischen Neugierde betrachtete, mit den Worten: ›Kann die Natur einem Verbrecher deutlicher ihren Stempel aufgedrückt haben?‹ Der Mensch verstand Deutsch, was ich in meiner Unbedachtsamkeit nicht vorausgesehen hatte, und bückte sich nach einem Steine, um mich damit zu werfen, als ihn Vanhulsten's beherrschender Blick traf und gleichsam festbannte. Nachdem die Augen meines Freundes einige Zeit fest und scharf auf dem Gesichte des Menschen geruht hatten, sagte er zu mir im Weitergehen: ›Du bist völlig im Irrthum, der Mann dort war keineswegs zum Verbrecher bestimmt, und es würde daher noch jetzt ein leichtes sein, aus ihm den besten und bravsten Mann zu machen.‹ – Da ich einige ungläubige Zweifel äußerte, so ereiferte sich Vanhulsten und rief: ›Mit bloßen *Meinungen* ist hier Nichts geschafft, wir können ja den Versuch machen!‹ – Eh' ich noch entfernt begriff, wie Dies möglich sei, hatte sich Vanhulsten bereits demjenigen Bewaffneten genähert, welcher die Eskorte zu befehligen schien, zog ihn bei Seite und erkundigte

sich nach jenem Sträfling; es war ein Veltliner, der auf einem ihm nicht zuständigen Boden Gemenjagd betrieben und, als er hierbei ertappt wurde und als Wilddieb verhaftet werden sollte, seinen Gegner erschossen hatte. Vanhulsten bestellte den Aufseher zu einer unbeobachteten Zusammenkunft, sobald demselben sein Dienst es erlaubte, und der Erfolg war, daß der Beamte der hohen Summe, die ihm geboten wurde, nicht widerstand, sondern die heimliche Befreiung des Gefangenen für die nächste Nacht zusagte. Wir trafen unsere Anstalten so, daß wir in jedem Augenblick abreisen konnten, und in der That wurden mitten in der Nacht zwei verhüllte Männer zu uns geführt, von denen der Eine der Gefangene, der Andere sein Befreier war; dieser Letztere erhielt seine Belohnung ausbezahlt, mit Jenem reisten wir sofort ab. Und das war eben der Joseph, der uns von da an als der treueste Diener begleitete, der noch bei Vanhulsten sich befand, als ich von ihm schied, und der ihn gewiß auch bis zu seinem letzten Athemzuge nicht verlassen hat.«

Nachdenklich fragte Dora:

»War es nicht ein großes Waagstück, sein Hab und Gut, ja möglicherweise sein Leben einem Menichen anzuvertrauen, der schon einen so fürchterlichen Beweis geliefert hatte, wie wenig er Herr seiner Leidenschaften war?«

»Vanhulsten ging nicht von dieser Ansicht aus, er vertraute von Anfang an dem Manne vollkommen, und der Erfolg sprach für ihn.«

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung, und das Ehepaar begab sich bald darauf zur Ruhe.

VIERTES BUCH. AUS DEM WANDERLEBEN EINES
KÜNSTLERS.

Unstern, diesem guten Jungen
Hat es seltsam sich geschickt:
Manches wär' ihm *fast* gelungen,
Manches wär ihm *schier* geglückt.

Uhland.

1. ADAMS IM SAUERLAND.

Wir führen den folgsamen Leser in eine Landschaft, deren Besuch ihm kaum jemals zugemuthet worden ist, nämlich in den südlichen Theil Westfalens, welcher, weil er lange Zeit zum Erzbisthum Köln gehört hat, noch jetzt gewöhnlich das kölnische Sauerland (d. i. Süderland) genannt wird. Das Land ist sehr gebirgig, indem der Hauptkamm des süd-westfälischen Gebirges, besonders von dem Knotenpunkt des Astenberges aus, zahlreiche Aeste aussendet; die hierdurch entstehenden Thäler öffnen sich fast Alle nach dem hübschen geräumigen Thale der Ruhr hin. Wenn man die Gegend keineswegs milde nennen kann, so verdient sie doch keineswegs den Ruf des unfruchtbaren Bodens und des rauhen Klima's, in welchem sie steht, mit Ausnahme der Hochebenen von Winterberg und Brilon, und ebenso trifft der Vorwurf versunkener Armuth und geistiger Rohheit, womit die Anwohner von fränkischem Stamm so oft die ›Sauerländer‹

behaften, auf keine Weise zu, denn die Bewohner dieses Gebirgslandes sind fleißig, genügsam, wohlhabend, verständig und duldsam, in welcher letztern Eigenschaft sie sich namentlich höchst vortheilhaft von den angrenzenden Paderbornern unterscheiden. Von Fremden, die nicht etwa durch Geschäfte hierher geführt werden, wird das Land selten besucht, obgleich es kaum ein einziges Dorf giebt, wo man nicht in einem guten Wirthshause ein durchaus genügendes und dabei sehr billiges Unterkommen fände.

In einem Dorfe dieses Sauerlandes, Namens Velmede, finden wir die gewöhnliche Abendgesellschaft in der Wirthsstube versammelt.

»Wohnt denn der fremde Maler – Adams heißt er ja wohl – noch bei Dir?« fragte der Krämer Schulte den Wirth. »Ich hab' ihn, sollt' ich meinen, weder gestern noch heute gesehen.«

Der Wirth versetzte:

»Er treibt sich seit gestern droben in Eversberg herum; was er da thut, weiß ich nicht, denn zu malen giebt's in Eversberg nicht.«

»Es ist eine wilde Fliege,« – sagte der Amtmann Borheck – »aber sein Paß ist in Ordnung.«

»Ob er wohl katholisch ist?« fragte der Kaplan Klein.

»Ja, katholisch ist er nach seinem Passe, aber er scheint – wenig Gebrauch davon zu machen, denn warum? 's ist eine wilde Fliege, sag' ich.«

»Hat man denn« – fragte der Schulmeister Spikerkötter – »schon Etwas von den Leistungen seiner Kunst, d. h. Gemälde oder Zeichnungen, bei ihm wahrgenommen?«

Der Wirth entgegnete:

»Auf seiner Stube liegt allerlei Zeugs herum, ein paar Bäume und Felsen oder Dergleichen, aber etwas Ordentliches hab' ich noch nicht gesehen.«

Borheck wiederholte zum dritten Male:

»Ja, ja, 's ist eine wilde Fliege!«

»Die Maler« – bemerkte der Kaplan – »treiben sich manchmal so umher, nur um verschiedene Eindrücke zu sammeln und gelegentlich kleine Zeichnungen zu entwerfen, die sie Skizzen nennen; später verfertigen sie dann daraus große Gemälde.«

»Was bringt denn ein solches Gemälde wohl ein?« fragte der Krämer.

»Das ist wohl sehr verschieden, je nach der Geschicklichkeit und dem Rufe des Künstlers.«

In diesem Augenblick trat der Maler Adams ein, warf das leichte Geräthe, das er bei sich trug, in eine Ecke und setzte sich zu den Gästen, die ihm schon mehr oder weniger bekannt waren. Er trug einen grauen Kittel mit schwarzem Ledergürtel, seine dunklen Haare umwallten ordnungslos das blasse Gesicht.

Der gesprächige Krämer begann die Unterhaltung mit ihm.

»Sie sind in Eversberg gewesen, Herr Adams? Da werden Sie sich gewundert haben über –«

»Ueber diese köstliche Perle der Gegend, meinen Sie?«

Der Krämer, der die Worte des Malers für Spott hielt, ergänzte seine Rede:

»– über die Armseligkeit des Ortes.«

»Es ist einzig,« – sagte der Maler – »wie die Ruine auf dem Bergkegel liegt, zunächst umgeben vom saftigen Grün der jungen Nadelholzwaldung, wie sich dann an diese das Städtchen im Halbkreis anhängt, als wenn Beides an den Berg angeklebt wäre. Und die Aussicht von der Burg: das lange und weite Ruhrthal, die Klause auf jener Seite, die wunderlichen Felsen am östlichen Horizont, der unermessliche Wald auf der ganzen Nordseite – es ist köstlich!«

Etwas kleinlaut sagte Schulte:

»Aber es ist ganz todt und still im Orte, kein Handel und Verkehr.«

»Es ist ein Nest!« fügte Borheck bei.

»Ei was! Braucht's zur Naturschönheit der Kramläden und Schänkstuben? Im Paradies wird muthmaßlich auch nicht verkauft und gekauft, und doch stellen Sie sich selbiges, wie ich voraussetze, ganz passabel herrlich vor.«

»Eversberg ist nur ein Nest!« bestätigte Borheck nochmals, eine dichte Rauchwolke ausstoßend. »Was früher noch von Behörden da war, ist Alles nach Meschede versetzt. Ja, Meschede ist eine hübsche Stadt, die hat einen Landrath, einen Major, ein Gericht – –«

»Aber keine Ruine wie Eversberg« – fiel Adams ungeduldig ein – »und ist überhaupt an der unbedeutendsten Stelle des Thales angelegt, wofür seine Erbauer Schläge verdienten. Kann man nicht so vortreffliche Dinge,

wie Landrath und Major, Gericht und was sonst noch Alles sind, kann man diese Persönlichkeiten und Anstalten nicht ebenso gut malerisch placiren als unmalerisch?«

Der Kaplan bemerkte lächelnd:

»Von diesem Gesichtspunkt sind freilich die Erbauer der Stadt Meschede nicht ausgegangen.«

»Ich behaupte« – sagte Adams – »diese Erbauer sind überhaupt von gar keinem Gesichtspunkt ausgegangen, sonst hätten sie ihrer Stadt nicht bloß eine passendere Lage, sondern auch einen wohllautenderen Namen gegeben. Kann wohl ein Name schauderhafter klingen wie *Me-sche-de*? Ich glaube, es giebt in der ganzen Welt, unter allen Völkern, zahmen und wilden, keinen schrecklicher klingenden Namen!«

»Daß ist mir nie aufgefallen,« – meinte Borheck – »aber allerdings ist die Lage von Velmede hübscher als die von Meschede. Velmede hat eine schöne Lage.«

Sich räuspernd fügte Spikerkötter hinzu:

»Und Velmede ist auch sonst merkwürdig und berühmt, von wegen dessen, daß es seinen Namen von der Seherin *Velleda* hat, die zu den Römerzeiten eines hohen Ansehns bei den alten heidnischen Deutschen – oder *Teutschen*, wie man lieber sagen sollte, da es vom Stammvater *Teut* herkommt, genoß.«

»Ja, Velmede ist weit und breit in der Welt bekannt!« bekräftigte Borheck.

»Wie russischer Kaviar, der in Hamburg fabrizirt wird!« sagte der kecke Maler, der aber hierdurch ein befremdetes Erstaunen hervorrief.

»In der That,« – versicherte der Kaplan – »die gewiegtesten Forscher leiten den Namen unseres Ortes von jener Velleda her, und als Wohnsitz derselben wird die Höhle bezeichnet, die oben auf der Höhe liegt.«

Mit streitfertig gerüstetem Gesicht fügte der Wirth bei:

»Zahlreiche und ansehnliche Fremde verweilen hier und besuchen die berühmte Höhle der Velleda.«

»Das kann ich bestätigen,« – sagte der Krämer – »denn ich setze ein Ansehnliches an Lichtern ab, welche die Fremden mit in die Höhle nehmen.«

Mit voller Gemüthsruhe erwiederte Adams:

»Meine Herrn, ich bin zwar kein Gelehrter, aber ich habe mir von Gelehrten sagen lassen, daß die Seherin Velleda viel nördlicher in Westfalen gewohnt haben muß.«

»Aber der Name unseres Ortes?« rief der Schulmeister hitzig.

»Nur ruhiges Blut!« sagte Adams.

»Wie heißt das Flößchen, das etwa eine Viertelstunde von hier weiter aufwärts in die Ruhr fällt?«

»Das ist die Valme.«

»Nun sehen Sie, von dieser Valme hat Ihr Ort den Namen, indem man die hier zu Land beliebte Endung – *ede* angehängt hat, so wie es der Natur gefiel, manchem Thiere ein wedelndes Schwänzchen anzuhängen.«

Der Kaplan sagte überrascht:

»Das hat fürwahr Etwas für sich!«

Aber der Schulmeister sagte gereizt:

»Valmede liegt ja gar nicht an der Valme!«

Adams entgegnete:

»Es ist aber muthmaßlich der älteste Ort in der Nähe der Valme-Mündung. Als man später rechts und Links von dieser Dörfer erbaute, nannte man sie *Ostwig* und *Westwig*, d. h. nach meiner geringen Einsicht nur so viel als ›östlicher Ort‹ und ›westlicher Ort‹, weil die Bezeichnung nach dem Fließchen Valme bereits durch das ältere Dorf vergriffen war.«

Die Zuhörer waren, vielleicht mit einziger Ausnahme des Kaplans, sehr erbost. Mit giftigem Tone sagte der Schulmeister:

»Und mit der Höhle der Velleda wär's also nach Ihrer Ansicht auch Nichts?«

»Die Höhle der Velleda ist der Ruhm unseres Ortes!« sagte der Amtmann.

»Wer die Höhle der Velleda angreift,« – rief der Wirth – »versündigt sich an unserem Ort und an der ganzen Gegend!«

Adams ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen, sondern sagte:

»Die Höhle ist da, das kann ich nicht leugnen, denn ich habe sie besucht. Mit Ausnahme des Eingangs, wo durch die Seitenöffnung ein scharfes Licht auf die grünen Moose und Flechten fällt, ist übrigens die Höhle keinen Schuß Pulver werth.«

»Das ist empörend!« rief Schulte.

»Eine wahre Schwerenoths-Behauptung!« rief der Wirth.

»Die Höhle der Velleda ist der Ruhm und Stolz der ganzen Gegend!« brummte der Amtmann.

»Es giebt in der ganzen Welt keine interessantere Höhle!« versicherte der Schullehrer. »Ohne Zweifel versündigt sich Jeder an unserem Ort, an der ganzen Gegend, ja an ganz Deutschland, wenn er die Behauptung aufstellt, daß die Höhle nicht die echte und rechte Wohnung der heidnischen Seherin Velleda gewesen sei; die Kunde davon hat sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Mund zu Mund fortgepflanzt.«

Mit kaltem Hohn erwiderte Adams:

»Das muß ich bestreiten; die Sage ist noch sehr neu und erst aus der falschen Deutung des Ortsnamens Velmede hergeleitet; das eigentliche Volk weiß noch jetzt Nichts von dem ganzen Velleda-Schwindel, sondern nennt die Höhle, wie sie wahrscheinlich schon lange geheißen hat, das ›Hollenloch‹, d. h. das Loch der *Frau Holle*, einer wohlbekanntten Gestalt im Volksglauben früherer Zeiten – –«

Ein stürmischer Widerspruch unterbrach die etymologische Entwicklung des Malers, und der Amtmann erklärte geradezu:

»Ich muß gegen eine solche Auslegung ernstlich mich verwahren und kann dieselbe nicht gestatten.«

»Aber ist Ihnen denn Frau Holle am Ende nicht interessanter und lieber als die Priesterin Velleda!«

»Gott bewahre!« – rief der Wirth – »um Ihre Frau Holle kümmert sich sein Mensch, aber die Höhle, worin Velleda gewohnt hat, interessirt alle anständigen Reisenden.«

Der hartnäckige Adams entgegnete:

»Reisende, die nicht etwa Geschäfte abzumachen haben, kommen wohl überhaupt kaum in's Land.«

Abermals ein Sturm des Unwillens und eine Aufzählung von Reisenden, welche die Höhle der Velleda besucht hätten!

»Der verstorbene Ober-Präsident von Vincke und der Minister von Bodelschwingh haben die Höhle besucht, und das waren doch ganz andere Leute!«

»Und warum kommen *Sie* denn in's Land, wenn ich fragen darf, da es nach Ihrer Behauptung nichts Interessantes darin giebt?« fragte Spikerkötter.

»Das hab' ich nicht behauptet, daß es hier nichts Interessantes gäbe, denn um mich nicht auf *nähere* höchst interessante Beziehungen von Land und Leuten einzulassen, erwähn' ich nur, daß Eversberg sehr anziehend ist –«

»Das Nest!« schaltete der Amtmann ein.

»– Und daß die Felsen, die ich von dort sah, mir sehr eigenthümlich vorkamen –«

»Es sind die Bruchhäuser Steine!« erklärte der Kaplan.

»– So daß ich sie näher betrachten will. Ueberhaupt kam ich in dies Land, weil ich der rauchenden Schornsteine von Dampfmaschinen und des Pfeifens der Dampfswagen müde war.«

»Wir werden bald genug eine Eisenbahn durch's Ruhrthal bekommen!« sagte Borheck gleichsam drohend.

»Das thut mir leid.«

»Und Dampfmaschinen haben wir im Lande auch!« rief der Krämer triumphirend.

»Um so schlimmer.«

Man wollte sich mit dem Maler in einen neuen Streit über seine letzten schnöden Aeüßerungen einlassen, aber der wohlmeinende Kaplan schnitt dies ab, indem er sagte:

»Wenn Sie die Bruchhäuser Steine besuchen wollen, so rathe ich Ihnen zu dem kleinen Umweg über Ramsbeck, um von da aus den Wasserfall der ›Pleisterlei‹ zu besuchen.«

»Ein Wasserfall?« fragte Adams ungläubig.

»Er ist freilich nur klein, aber gewiß recht hübsch; seine versteckte Lage nur ist die Ursache, daß er so wenig bekannt ist.«

Ich danke Ihnen und werde die Pleisterlei besuchen, denn Wasserfälle sind in Norddeutschland selten, und bei jedem Wasserfall kann ein Maler Etwas lernen. Ich wünsche Ihnen eine ruhige Nacht, meine Herren.«

Als Adams in der Frühe des andern Morgens seinen Weg antrat, sagte er für sich:

»Da lass' ich nun in diesem Dorfe fünftehalb erbitterte Feinde zurück – denn den Geistlichen rechne ich nur halb, wofür freilich der Wirth und der Schulmeister doppelt gerechnet werden könnten – weil ich ihrer Dummheit entgentrete, und doch ist's mir völlig einerlei, ob sie an die Seherin Velleda oder an die Frau Holle glauben, aber es macht mir nun einmal Vergnügen, Menschen in ihren Vorurtheilen anzugreifen und zu ärgern; sie haben das nöthig, denn sie überlassen sich sonst mit gar zu großer Selbstgefälligkeit ihren Dummheiten, da muß

man sie zuweilen ein wenig in ihrem selbstgenügsamen Phlegma stören. Uebrigens seh' ich an der billigen Rechnung des Wirthes, daß er doch zu ehrlich ist, um seinen Zorn über mich an meiner Börse auszulassen, und das ist in sofern gut, als das Geld, welches ich in Düsseldorf für mein letztes Bild erhielt, auf die Neige zu gehen scheint.

2. WEITERE FAHRTEN IM SAUERLAND.

Nach einer rüstigen Bergwanderung stand Adams an dem steilen Thalrand der Valme, und unter ihm lag Ramsbeck, das westfälische Kalifornien, eingeklemmt in die schmale Bergschlucht, seit wenigen Jahren durch Bergwerkschwindel so angewachsen und mit Neubauten bereichert, daß es einem Badeorte glich, der durch plötzlichen Ruf ein außerordentliches Glück gemacht hat; diese stattlichen Gebäude trugen den amtsmäßigen Charakter von Comptoirs und Bureau's, jene den nachlässigen Reiz eleganter Villen an sich, schlanke Schornsteine der Dampfmaschinen stiegen hier und dort empor. Aus seiner sinnenden Betrachtung wurde Adams durch die Worte emporgeschreckt:

»Ein überraschender Anblick, nicht wahr?«

Ein Spaziergänger in der Tracht der gebildeten Stände war unbemerkt herangetreten, ein Mann in der Mitte des Lebens, dessen Gesicht trotz aller Freundlichkeit kein rechtes Vertrauen zu erwecken vermochte.

Da Adams nur schweigend mit dem Kopf nickte, so fuhr der Mann geschäftig fort:

»Ja, es ist für einen Fremden sehr überraschend, aber noch weit überraschender für den, der diese Gegend vor zwanzig Jahren gekannt hat, wo hier nur ein kleines verlassenes und vergessenes Dörfchen lag, noch armseliger als die gewöhnlichen Dörfer des Sauerlandes. Man kennt die Gegend gar nicht wieder, so hat sie sich verändert!«

Langsam erwiderte der Maler:

»Nun, was die Veränderung der Gegend betrifft, so ist die schwerlich zum Vortheil gewesen, denn Sie werden doch sicherlich behaupten wollen, daß die Berge nicht früher schöner gewesen seien, als ihre Seiten noch nicht angewühlt und durch jene abscheulichen Schutthaufen verunstaltet waren, die jetzt an ihnen hängen wie Düngerhaufen oder noch etwas Anderes an Bauerhäusern?«

Etwas unsicher fuhr der Mann fort:

»Wer hätte je gedacht, daß einmal in einem sauerländischen Thale die Dampfschornsteine wie hier sich erheben würden!«

»Diese Schornsteine« – sagte Adams bitter – »sind freilich die Ausrufungszeichen der Neuzeit, während die Vorzeit andere Ausrufungszeichen errichtete, z. B. den Straßburger Münsterthurm. Aber sagen Sie: was ist das für eine Ortschaft, die da drüben auf der Bergeshalde liegt?«

»Das ist die Bergmannskolonie Neu-Andreasberg; nach der anderen Seite liegt noch eine solche Kolonie, die wir aber hier nicht sehen können, beide sind für die Bergleute angelegt, die man vom Harz hierher gezogen hat.

Wenn Sie in Ramsbeck oder der Umgegend sich gründlicher umsehen wollen, so kann ich Ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, denn ich bin ein Agent der französischen Gesellschaft, welcher man diese Unternehmungen verdankt.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden. Also haben Sie auch vielleicht das Heranziehen der Bergleute vom Harz vermittelt?«

Nicht ohne einiges Widerstreben antwortete der Agent:

»Allerdings bin ich mit thätig dabei gewesen.«

Sich immer mehr in Hitze sprechend, sagte Adams:

»Von Ihrer Gesellschaft habe ich schon genug gehört; wie sie in kürzester Zeit unermeßliche Summen verschwindelt hat, so daß sich die Aktien-Zeichner – was ich ihnen übrigens von Herzen gönne – hinter den Ohren kratzen; wie sie theure Poch- und Hüttenwerke anlegte, in denen es nun Nichts zu pochen und zu hämmern giebt, und kostbare Lagerhäuser, in denen Nichts lagert; wie sie jene trübseligen kasernenartigen Dörfer baute, die jetzt schon zu zwei Dritteln leer stehen, wenn sie überhaupt noch stehen und nicht bereits zusammengefallen sind; wie sie eine große Anzahl armer Bergmannsfamilien verlockte, die theils enttäuscht und noch ärmer als vorher in ihre Heimath zurückkehrten, theils entmuthigt und grollend hier geblieben sind, um sich in unfruchtbaren Prozessen ganz aufzureiben. Dies Alles und noch vieles Andere habe ich von Ihrer Gesellschaft gehört, die zum Glück sich baldigst in das leere Nichts auflöst, aus dem sie hervorgegangen ist, damit ehrliche *deutsche* Hände sich

der Sache annehmen, und aus den Trümmern französischer Schwindelei Dasjenige machen, was vernünftiger und redlicher Weise noch daraus zu machen ist. Auf Ihr Anerbieten, mich näher in die Wunder Ramsbeck's einzuführen, leiste ich dankend Verzicht.«

Der beleidigte Agent sagte:

»Ich bedauere, Ihnen das Anerbieten gemacht zu haben, da Ihre Ansichten so höchst – –«

Ein Blick auf die drohenden Mienen des Malers und seinen derben Knotenstock hemmten die Rede des Agenten und ließ ihn darauf sie ergänzen:

»– – so sehr eigenthümlicher Art sind.«

»Guten Morgen!« sagte Adams kurz ab, stieg in noch immer unmuthiger Stimmung den steilen Pfad abwärts, durchschritt das Dorf und fand sich erst wieder behaglich, als er den gegenüberliegenden Waldberg hinschritt. Als er auf der Höhe eine baumlose Fläche erreichte, bot sich ihm ein wunderbarer Anblick dar. Nach Osten hin eröffnete sich über die niedrigeren Berge und die zwischen ihnen versteckten Thäler eine weite Landschaft. Während über ihm nur leichtes Gewölke den blauen Himmel theilweise überdeckte, zog nah vor ihm ein dünner Regen sich dahin, einen durchsichtigen Vorhang bildend; dahinter lag die Landschaft in vollem Sonnenschein, gewann aber durch die davor schwebende Regenwand eine höchst sonderbare feurig-braune Färbung, welche grell abstach gegen den Vordergrund diesseits der Wand, wo ein kurz vorhergegangener Regen das frische

Grün in leuchtender Freudigkeit glänzen ließ. Im Hintergrunde ragten in jenem halb sonnigen, halb nebelhaften Duft gespensterhaft die riesigen Felsen empor, die Adams bereits unter dem Namen der Bruchhäuser Steine kannte, indem sie in schräger Abstufung an der Spitze und Seite eines ansehnlichen Berges sich so anordneten, daß sie sich frei vom Boden ablösten und ihre gewaltigen Formen vollständig entwickelten. Noch weiter zurück zog sich die Hauptkette des südwestfälischen Gebirges in Nebelwolken dahin, so daß ihre Umrisse undeutlich wurden und mit dem dunstigen Gewölk verschwimmend eine großartige, aber räthselhafte Hinterwand bildeten.

Athemlos vor Erstaunen blieb Adams stehen und starrte das unvergleichliche Schauspiel an. Endlich sagte er für sich:

»Etwas so Außerordentliches und Prachtvolles hab' ich nie gesehen und werd' ich wohl nie wieder sehen! Vielleicht verdank' ich diese Gunst der guten ›Frau Holle‹, die sich dafür dankbar erzeigt, daß ich sie gegen die halb romanisirte Velleda so eifrig in Schutz genommen habe.«

Nachdem der Regen vorübergezogen, erfreute sich der Maler noch lange an der nun sonnenhellen Aussicht, entwarf einige kurze Zeichnungen und stieg dann auf's Gerathewohl den Berg hinab, einem Fußsteig folgend, welcher in allerlei Windungen schräg in's Thal hinunter führte. Den Wasserfall, den er eigentlich in dieser Gegend aufgesucht hatte, verfehlte er freilich, doch tröstete er sich mit der Gewißheit, denselben vom nächsten Dorfe aus, auf das er stoßen würde, leicht erfragen

und auffinden zu können. In der That zeigte sich bald ein Kirchthurm, und ein nicht unansehnliches Dorf entwickelte nach und nach seine Häusermassen. Vorher aber lag am Wege ein Gehöfte, halbversteckt unter Baumgruppen, von einer niedrigen Steinmauer in weitem Umfang umzogen. Als Adams an dieser Mauer entlang ging, stieß er auf einen etwa sechsjährigen Knaben, welcher sich vermittelst eines umgeschnallten Kindersäbels und eines aufgesetzten Papierhutes in einen Soldaten verwandelt hatte, doch war letztere Zierde aus ihren Fugen gegangen, und der Eigenthümer schien sich vergebens zu bemühen, sie wieder in einen leidlichen Zustand herzustellen.

»Wart', Junge,« – sagte Adams – »ich werde Dir helfen.«

Der Knabe schaute im ersten Augenblick verwundert auf, ließ sich aber dann den ebenso unerwarteten als willkommenen Beistand gern gefallen.

»Wie heißt Du?« fragte Adams, während er den Hut auf seine ursprüngliche Form zurückführte.

»Ich heiße Konrad.«

»Was bist Du denn, wenn Du den Säbel in der Hand und den Hut auf dem Kopfe hast, ein Infanterist oder ein Kavallerist?«

»Ich bin ein Officier.«

Den wieder hergestellten Hut dem Knaben kunstgerecht aufsetzend, sagte der Maler:

»Aber Du hast ja keine Soldaten; ein Officier muß auch Soldaten haben.«

»Willst Du mein Soldat sein?«

Adams lachte über diese Zumuthung, antwortete aber gutmüthig:

»Nun ja, ich will Dein Soldat sein, Du mußt nur recht ordentlich vor mir hermarschiren.«

Konrad überzeugte sich, daß sein neuangeworbener Soldat den Stock wie eine Flinte gehörig schulterte, machte dann weitausgreifende gravitatische Schritte, und Adams ging in gleicher Weise hinter ihm her, und mit dem Munde den Marschtakt einer Trommel nachahmend. Plötzlich bog der kommandirende Officier durch den geöffneten Thorweg in den innern Hofraum des Gebäudes, und der nachfolgende Soldat marschirte in seinem Pflichteifer getreulich nach, immerfort Wirbel und Taktschläge hervorbringend. Plötzlich erschallte von der Seite her ein lautes Gelächter, und die Marschkolonne machte sogleich Halt, um die Quelle dieser unehrerbietigen Aeüßerung zu erkunden. Unter einem breitästigen Baume saßen an einem einfachen Tische zwei hübsche Mädchen bei einer weiblichen Beschäftigung, die ältere etwa neunzehn Jahre, die jüngere vielleicht siebzehn zählend; ihre Kleidung war städtisch, doch dem Ländlichen einigermassen anbequem. Sie waren lachend aufgesprungen und hatten sich dem sonderbaren Aufzug genähert.

»Was stellt dies vor?« fragte die Aeltere.

»Wir sind Soldaten,« – antwortete Konrad – »ich bin der Officier, und dies ist der gemeine Soldat.«

»Woher hast Du denn den gemeinen Soldaten?«

Adams nahm das Wort:

»Ich habe mich anwerben lassen, weil ich wohl denken konnte, daß mein Befehlshaber mich in ein gutes Quartier führen würde. Kann es aber wohl ein besseres Quartier geben, als wo man so schöne Wirthinnen antrifft? Findet aber etwa nur der Officier hier Aufnahme und nicht seine Mannschaft, so wird Letztere sofort weiterziehen und im Dorfe ein entsprechendes Unterkommen suchen.«

Er war zugleich aus dem Gliede getreten, mit dem gesenkten Stocke zierlich salutirend und durch Abnahme des Hutes grüßend.

Die ältere Schwester sagte:

»Was meinst Du, Agathe, wir dürfen doch wohl eigentlich einen Soldaten, der unter unserem Konrad gedient hat, nicht ohne einen Imbiß abziehen lassen?«

Muthwillig versetzte Agathe:

»Wir können ihm zwar Nichts bieten, als ein Butterbrot mit kaltem Fleisch oder Wurst und etwa ein Gläschen Kornbranntwein dazu, denn der Vater hält seinen kleinen Weinorrath selbst unter Verschuß, aber das ist ja am Ende auch passend für einen gemeinen Soldaten, nicht wahr, Agnes?«

»Gewiß, zumal für einen solchen, der sich auf der Landstraße vom ersten besten Officier anwerben läßt.«

»Er hat mir auch meinen Hut wieder zurecht gemacht!« sagte Konrad ernsthaft, um seinen neuen Bekannten der Gastfreundschaft seiner Schwestern desto nachdrücklicher zu empfehlen.

»Nun, wie ist's, Herr Soldat,« – fragte Agnes »beliebt's, ein kleines Frühstück einzunehmen, bevor Sie Ihren Weg weiter fortsetzen, um anderswo Dienste zu nehmen?«

Adams erwiderte:

»Es beliebt sehr, und die Wahrheit zu gestehen, so könnte es mir hier schon so gut gefallen, daß ich mich gar nicht nach anderweitigen Diensten umsehen möchte.«

Lächelnd sagte Agnes:

»Leider muß Konrad seine Truppen entlassen, da wir im tiefen Frieden leben. Um nicht länger ein *stehendes* Heer zu bilden, so setzen Sie sich einstweilen.«

Die Mädchen gingen in's Haus, begleitet von Konrad, der wahrscheinlich die Verpflegung seines Schützlings überwachen wollte, Adams aber trug sich einen Stuhl an eine entferntere Stelle, zog das nöthige Geräthe hervor und begann mit dem Stifte eine Skizze zu entwerfen, während die Mädchen, mit dem Decken des Tisches und dem Auftragen der Nahrungsmittel beschäftigt, sein Treiben nicht sonderlich beachtetten.

Die guten Kinder wußten offenbar nicht recht, wie sie mit dem unvermutheten Gaste daran waren.

»Es ist am Ende nur eine Art von Bettler und Landstreicher!« flüsterte Agathe ihrer Schwester zu.

»Das glaub' ich nicht,« – erwiderte diese – »sein Wesen ist nicht darnach, und sein Gesicht noch weniger. Und was für feine Hände hat er!«

»Vielleicht verkauft er Mittel wider Ratten und Mäuse,« meinte Agathe, aber Agnes wies auch diese Vermuthung zurück.

Jedenfalls wurde auf Betrieb der älteren Schwester das Frühstück sorgfältiger und reichlicher hergestellt, als wohl ursprünglich beabsichtigt war, und in demselben Verhältniß dauerten die Zurüstungen längere Zeit.

Endlich rief Agnes:

»Wenn's gefällig ist, Herr Soldat, so nehmen Sie am Tische Platz und greifen Sie zu.«

Adams ging unbefangen zu dem aufgetragenen Frühstück, gab aber, bevor er sich dabei niederließ, Agnes das Blatt, worauf er gezeichnet hatte; kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, so entfuhr ihr ein Schrei des Erstaunens, der auch die Schwester herbei rief, und Beide vertieften sich in bewunderndes Betrachten des Blattes. Mit wenigen, aber kecken Zügen hatte Adams den Knaben Konrad, durch Säbel und Papiermütze leicht kenntlich, und dahinter sich selbst mit dem geschulterten Stock dargestellt; zur Seite standen zwei lachende Mädchen, denen Agnes und Agathe gegenseitig eine große Aehnlichkeit zuerkannten, so flüchtig dieselbe auch sein mochte; leichte Umrisse deuteten das Wohnhaus und den Baum an. Während die Mädchen sich gar nicht von ihrem Erstaunen über ein so rasch entstandenes Bild erholen konnten, hatte Adams gemüthlich Platz genommen und

ließ es sich trefflich schmecken, nur von Konrad beachtet, welcher seine Thätigkeit dem ihm zu Theil gewordenen Butterbrote, seine stumme Aufmerksamkeit aber dem Fremden widmete.

Mit dem Bilde herantretend, sagte Agnes:

»Sie sind ein Maler?«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Entschuldigen Sie nur unseren sonderbaren Empfang, den Sie unserer Unbekanntschaft mit der Welt zuschreiben müssen. Wir haben zwar Beide einige Jahre bei Verwandten in Arnsberg gewohnt, um dort eine Schule zu besuchen, aber Arnsberg ist auch nur eine keine Stadt, und ein Maler verirrt sich selten genug dahin.«

»Es hat gar Nichts zu sagen, ich bin mit dem mir zu Theil gewordenen Empfang mehr als zufrieden.«

»Malen Sie auch Portraits?« fragte Agathe.

»Das ist eben nicht meine starke Seite, indem ich eigentlich Landschaftsmaler bin, aber dennoch geh' ich einem guten Portrait eben nicht aus dem Wege.«

»Dürfen wir dies Bild behalten?«

»Ja, wenn Sie es vielleicht nicht gegen ein besseres eintauschen, das ich möglicher Weise später mache.«

»Da kommt der Vater!« rief Konrad.

Herr Hartwig, der Besitzer des Gehöftes, trat in den Thorweg. Er war ein stämmiger, wohlbeleibter Mann in mittleren Jahren, sein rundes braunrothes Gesicht drückte gemüthliche Behaglichkeit aus, seine kleinen, aber lebhaften Augen verkündeten zugleich Verstand und Gutmüthigkeit.

»Was habt Ihr denn vor, Kinder?« fragte er, den Gast, der ganz unbefangen aufgestanden war, mit einiger Verwunderung betrachtend.

»Ihre Töchter« – sagte Adams – »müssen die Entschuldigung übernehmen, daß ich mich auf Ihrem Grund und Boden bei einem vortrefflichen Frühstück betreffen lasse.«

Agnes erklärte:

»Es ist ein Maler, Vater, der zufällig hier vorbei reiste; sieh' nur auf diesem Bildchen, wie er auf den Hof kam.«

Hartwig betrachtete die Skizze und brach in ein lautes Gelächter aus:

»Das ist ja wahrhaftig der Konrad, und das da seid Ihr wohl, Ihr beide lustige Hummeln? Nun, nehmen Sie nur wieder Platz, Herr Maler, und greifen Sie tüchtig zu, ich setze mich zu Ihnen und nehme auch einen Bissen.«

Die treuherzige Gemüthlichkeit des Hausherrn würde es Adams leicht gemacht haben, alle schüchterne Befangenheit abzulegen, wenn er überhaupt solche besessen hätte.

»Wie sind Sie aber nur in diese Weltgegend verschlagen, Herr Maler?« fragte Hartwig. »Ich bin ziemlich in der Welt herumgekommen und hab' hier und da auch Maler getroffen, aber dies ist das erste Mal, daß ich hier mitten im Sauerlande Etwas von einem solchen gehört oder gesehen habe.«

Adams erwiederte mit behaglicher Breite:

»Sehen Sie, das geht folgendermaßen zu. Erstlich war ich meiner Kunstgenossen, der Maler, und ihres Kunstgeschwätzes einigermaßen müde geworden, ich suchte daher ein Land zu entdecken, wo es noch keine Maler giebt, und das scheint mir nach eigener Erfahrung und nach Ihrer so eben ausgesprochenen Bestätigung ziemlich gelungen zu sein. Zweitens war ich auch der Eisenbahnen und Dampfmaschinen müde, wollte ihnen daher gern für einige Zeit entfliehen, und das ist mir nur theilweis gelungen, wie ich mich heut' Morgen in Ramsbeck überzeugen mußte.«

»Mit Ramsbeck ist's eine faule Geschichte!« schaltete Hartwig seufzend ein.

»Und drittens dachte ich, es müßte doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn man in einer so weitläufigen Gebirgslandschaft nicht Einiges finden sollte, was für einen Maler zu brauchen wäre. Ich fuhr also von Hamm aus mit der Post nach Arnsberg, was übrigens eine recht schön gelegene Stadt ist, und trat von da zu Fuß meine Entdeckungsreise an.«

»Haben Sie denn schon Etwas gefunden?«

»Einiges wohl, doch find' ich erst hier in der Gegend Etwas, was ganz der Mühe lohnt, nämlich die sogenannten Bruchhäuser Steine.«

Beifällig nickend, sagte Hartwig:

»Ja freilich, so etwas von Felsen findet man weit und breit nicht. Aber man muß Sie über den Weg ganz falsch berichtet haben, denn Sie hätten an der Ruhr aufwärts gehen müssen bis Bigge.«

»Ich suchte hier in der Gegend eine andere Naturmerkwürdigkeit, einen gewissen Wasserfall.«

»Die Pleisterlei, die Pleisterlei!« riefen die Mädchen.

»Wie hat Ihnen die Pleisterlei gefallen?« fragte Agnes.

»Ich muß dabei vorübergegangen sein, ohne sie zu bemerken, denn ich fand, seitdem ich vom Berg herunterkam, nicht Besonderes als Ihren Bruder, mit dem ich Soldaten spielte.«

»Aber Sie müssen die Pleisterlei sehen, wir sind stolz darauf, und sie ist kaum eine Stunde von hier entfernt.«

Hartwig sagte:

»Ich finde nun gerade an der Pleisterlei nicht viel Besonderes, seitdem die Hagelfabrik eingegangen ist, denn es war etwas Artiges und Kurioses, wie der Hagel aus der großen Höhe herunterfiel, aber manche Leute machen von dem Wasserfall viel Wesens, und für einen Maler mag er gut genug sein. Ich will Ihnen etwas sagen. Es ist bald Mittag, bleiben Sie zum Essen bei uns, Sie sind dazu herzlich willkommen, und dann gehen Sie den Nachmittag mit den Kindern nach der Pleisterlei. Die Nacht können Sie auch hier bleiben, weil's ziemlich spät wird, bis Sie zurückkommen. Wär' Ihnen das so recht?«

»Warum nicht? Es ist ja ein allerliebster Vorschlag.«

»Na gut, so stecken Sie sich jetzt eine Pfeife oder eine Cigarre an, wenn Sie ein Raucher sind, und Ihr, Mädchen, sorgt für das Mittagessen.«

»Leider hab' ich mir das Laster des Rauchens angewöhnt, da ich sah, daß so viel Dampf in der Welt gemacht wird.«

Als der Friedensrauch aus Hartwig's Pfeife und Adams' Cigarre stieg, fragte Letzterer ganz unbefangen:

»Wer sind *Sie* denn nun eigentlich, mein freundlicher Herr Wirth?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich schreibe mich Hartwig, bin hier im Dorfe geboren und erzogen, fing bald an, wie es viele meiner Landsleute thun, auf die Wanderschaft zu gehen, um in Holland, Ostfriesland und da herum allerlei Eisenwaaren und dergleichen zu verkaufen, machte erst kleinere Geschäfte, dann größere, und da ich ziemliches Glück mit meinem Handel hatte, so konnte ich mich um die Erbin dieses Eigenthums bewerben. Leider ist mir meine Frau vor einigen Jahren gestorben, aber da meine Töchter herangewachsen sind, so wird mir der Verlust weniger empfindlich. Weil ich des Wanderns in der Fremde überdrüssig bin und es auch gerade nicht so sehr nöthig habe, so mache ich nur zwischendurch einige Handelsgeschäfte durch Andere, betreibe aber nebenbei die kleine Landwirthschaft, die mit diesem Hofe verbunden ist, und so bin ich nichts Rechtes, kein rechter Kaufmann und kein rechter Oekonom, kein Städter und kein Bauer, kein Gebildeter und kein ganz Unwissender, sondern von Allem Etwas.«

Adams bemerkte:

»Es kommt nicht darauf an, was Sie *nicht* sind, sondern was Sie wirklich sind, und das ist meines Erachtens ein *glücklicher Mann*.«

»Nun ja, ich bin dem Himmel dankbar für das, was er mir gegeben und gelassen hat. Uebrigens finden Sie im

Sauerlande gar viele Leute meines Schlages. Ich kenne wohl den großen Bauernstand da drunten im flachen Lande und habe allen Respekt davor, aber hier in unserem steinigen und zum Theil kalten Gebirge bringt die Landwirthschaft nicht viel auf, darum werfen wir uns auf den Handel, und weil der Sauerländer ehrlich ist, sich keine Mühe verdrießen läßt und mit dem Erwerb sparsam umgeht, so bringt er's leicht zu Etwas und kann sich seiner späteren Lebensstage in Behaglichkeit erfreuen. Wenn Fremde einmal droben nach Winterberg kommen, wo kein Obst mehr reift und kein Gemüse gedeihen will, oder gar nach Astenberg,¹ wo man im Juli einheizt, so beklagen und bejammern sie die armen Leute, die da kaum das dürftigste Brot finden könnten, aber Sie würden anders urtheilen, wenn sie sich die Sache genauer ansähen.«

Nachdenklich sagte Adams:

»Freilich, freilich, mancher Prunk blendet, und mancher geringe Kittel täuscht.«

3. AN DER PLEISTERLEI.

Die kleine Gesellschaft brach nach dem Wasserfalle auf. Die Mädchen hatten eine vollkommen städtische Toilette gemacht, so daß sie wohl für sogenannte Damen gelten konnten, und Konrad, der auch von der Partie

¹Dieses Dorf liegt etwa 2400 Fuß über dem Meere auf einer kahlen allen Winden ausgesetzten Hochfläche.

war, trug eine solidere Kopfbedeckung als die Offiziers-Papiermütze und entbehrte des Kommandosäbels. Auf hübschen Waldpfaden stieg man die Höhen hinauf, plaudernd und scherzend; den ebenso klugen als hübschen Mädchen war es ein seltenes Vergnügen, mit einem so aufgeweckten und gebildeten Manne, wie der Maler war, zu verkehren, und sie gaben sich diesem Vergnügen mit der ganzen Unbefangenheit unverdorbenen ländlicher Naturen hin. Plötzlich trat man aus dem Gebüsch und stand an der einzigen Stelle, welche eine volle Anschauung des Wasserfalles von oben herab gestattet; ein eigenthümliches plätscherndes Rieseln unterbrach die sonst ungestört herrschende Stille und kündigte die Nähe des Wanderungszieles an. Man hatte in schwindliger Höhe vom Rand der Felswand aus unmittelbar über dem Wasserfall auf festem Gebälke eine balkonartige Hütte gebaut, zum Behuf jener Hagel-Fabrikation, deren Eingehen Hartwig bedauerte; da diese Bestimmung weggefallen war, so diente das waaghalsige Bauwerk jetzt nur zu einem sehr günstigen Standort für die Betrachtung des Wasserfalls, indessen forderte sein etwas baufälliger und wackeliger Zustand zu einiger Vorsicht auf.

Die Bergspalte, welche sich im Lauf der Jahrtausende das Bächlein freigespült hat, bis es den nackten Fels bloßlegte, ist fast senkrecht und mag eine Höhe von achtzig Fuß messen, und der Bach stürzt sich zertheilend, schäumend, zerstäubend in diesen Abgrund hinab, um sich unten wieder zu sammeln.

Nachdem man lange genug das Schauspiel betrachtet, fragten die Mädchen den Maler, wie ihm dasselbe gefalle.

Er erwiderte:

»Die Wassermasse ist für die Höhe der Felswand eigentlich zu gering, indessen gewährt sie doch einen hübschen Anblick, und wahrhaft lieblich ist in dieser tiefen Abgeschlossenheit und vollkommenen Stille das seltsame Rauschen, das sich mit nicht Anderem vergleichen läßt, ebenso wie das Anschlagen des ruhigen Meeres an einen einsamen Uferstrand auch etwas Eigenes hat, was sonst nicht wiederkehrt. Man nennt den Ort die Pleisterlei – hier an Ort und Stelle kann man sich den Namen leicht deuten; *pleistern* heißt ja wohl im Plattdeutschen so viel als *regnen*?«

»Man gebraucht es von einem dichten und rauschenden Regen.«

»Nun ja, und *Lei* ist so viel als Fels, wie z. B. die *Lorelei* den Namen davon hat und die Schieferdecker in andern Gegenden *Leiendecker* heißen. Der Name bedeutet demnach ›Plätscherfels‹ und bezeichnet streng genommen die Felswand und nicht das Wasser.«

»Sie haben wohl schon viel größere Wasserfälle gesehen?« fragte Agnes, einigermaßen bang in ihrer patriotischen Vorliebe.

»Freilich wohl« – antwortete Adams lächelnd – »den donnernden Rheinfall, den in den Luftraum sich verlierenden Staubbach und hundert andere; aber beruhigen Sie sich, meine schöne Sauerländerin, ich gehöre nicht zu

denen, die kein Gedicht mehr gut finden, weil sie Schiller und Goethe kennen, oder in kein Theater geben mögen, weil sie einmal einer Aufführung in Wien oder Berlin beiwohnten; ich finde die Pleisterlei, diesen fast einzigen Wasserfall des nördlichen Deutschlands, recht schön, zumal durch seine Umgebung. Ist dies nicht der verschwiegenste und lauschigste Felswinkel, den man sich nur denken kann, wo sich bloß das anmuthig eintönige Geplauder des Bächleins vernehmen läßt? Diese Felswand aber mit ihrem Plätscherbad ist unübertrefflich eingefast durch den Hochwald mit seinem mannichfachen Grün; es ist gerade, als wenn ein Kunstgärtner absichtlich all' unsere schönsten Waldbäume hier angepflanzt hätte. Das Ganze bildet eine Verbindung von Schroffheit und Lieblichkeit, von Ruhe und Belebung, von Stille und Geräusch, die Nichts zu wünschen übrig läßt – – kurz und gut, die Pleisterlei gefällt mir sehr gut.«

Die Mädchen blickten sich mit beruhigter Genugthuung an, und Agathe fragte:

»Möchten Sie wohl den Wasserfall malen?«

Adams erwiderte lächelnd:

»Ein Wasserfall malt sich nicht so leicht wie ein großes und ein kleines Kind, die Soldaten spielen, und zwei hübsche Mädchen, die darüber lachen. Zumal diesen Wasserfall kann man nicht malen, denn seine feinen Wassertheile sind nicht wohl darzustellen, seine schönste Eigenschaft, das eintönige Plätschern, fiele selbst weg, und

die ihn umgebende Waldespracht würde ihn bis zur Unscheinbarkeit, bis zur völligen Unbedeutendheit herabdrücken. – – Aber es ist sonderbar: man kann auf dieser schwindelnden Höhe nicht lange stehen, ohne die Empfindung zu haben, als müsse man sich da hinunter stürzen, und diese Empfindung wächst rasch bis zu einem gewissen Gelüste heran.«

Erschrocken blickte Agnes in das bleiche Gesicht des Malers, dessen Augen ihr in diesem Augenblick unheimlich zu funkeln schienen, aber Agathe sagte lachend:

»Gegen solche Anwandlungen ist ein leichtes Mittel zur Hand, nämlich daß man fortgeht, und dazu ist es außerdem für uns Zeit, wenn wir den Wasserfall auch von unten ansehen wollen.«

In diesem Augenblick ereignete sich ein unerwarteter Zwischenfall. Der kleine Konrad, den Agnes bis dahin sorgsam an der Hand gehalten hatte, benutzte die Verwicklung seiner Beaufsichtigerin in das Gespräch, um sich leise und unvermerkt von ihr los zu machen, da auch seine Empfindungen sich bis zu einem bestimmten Gelüste verstärkt hatten, zwar nicht in den Abgrund hinunter zu springen, wohl aber einen Stein hinunter zu werfen. Er hatte sich unbeachtet nach dem Gebüsch entfernt und einen Stein geholt, dessen Gewicht er nicht ganz nach den Kräften seines Armes bemaß. Als er nun außerhalb des Häuschens sich dem Abgrund genähert hatte und

zum Wurfe ausholte, stürzte er vornüber und war in Gefahr, dem Steine nachzufolgen, wenn Adams nicht herbeigesprungen wäre, um ihn zu ergreifen und von dem gefährlichen Rande fort zu ziehen.

Die Schwestern erhoben ein gewaltiges Zetergeschrei, so daß Adams halb ärgerlich rief:

»So schreien Sie doch nicht länger, der Junge ist ja wohlbehalten; wenn er wirklich hinuntergestürzt wäre, dann wär' es Zeit zum Wehklagen, aber jetzt kommen Sie mir beinah vor, wie der sonderbare Mensch, der vor Schreck starb, *nachdem* er aus Versehen über den zugefrorenen Bodensee geritten war – beiläufig bemerkt eine der dümmsten Todesveranlassungen, von denen ich jemals gehört habe.«

»Aber« – sagte Agathe – »wenn Sie ihn nicht gefaßt hätten, so läge er ja nun zerschmettert da unten, und wir könnten unserem armen Vater gar nicht wieder unter die Augen treten.«

»Ich *habe* ihn nun aber gefaßt, er liegt *nicht* zerschmettert da unten, Sie können Ihrem Vater getrost unter die Augen treten, also beruhigen Sie sich nur.«

»Wie viel Dank sind wir Ihnen schuldig!« rief Agnes mit gefühlvollem Tone.

»Sie thäten besser, außer der jammernden auch die dankende Tonart abzustellen, denn wenn ich nur die Hand auszustrecken brauche, um einen stolpernden Knaben aufzufangen, so ist das Verdienst nicht größer, als wenn ich einen umfallenden Stuhl aufhalte. Bei dieser sentimentaln Art, die Ereignisse nach ihren Ursachen

und Wirkungen zu beurtheilen, kommt ja das verkehrteste Zeug von der Welt zum Vorschein. Wenn z. B. der Bube wirklich verunglückt wäre, so müßte ich mich als die Ursache betrachten, denn ohne mich wären Sie nicht mit Ihrem Bruder hierher gegangen, folglich wäre ihm ohne mich der Unfall nicht zugestoßen. Wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen wollen, so reden Sie kein Wort mehr von der Geschichte, erwähnen sie auch zu Hause nicht, denn bei der ersten Silbe, die ich wieder davon höre, suche ich das Weite.«

Die Mädchen schwiegen verschüchtert still.

»Nicht wahr, Konrad, Du bist nicht einmal sehr erschrocken?«

Weinerlich antwortete Konrad:

»Das bin ich aber doch, denn wie Du mich so hart anfaßtest, hast Du gemacht, daß ein Loch in meine neuen Hosen gekommen ist. Was wird der Meister Dreyer sagen, wenn er das Loch in den neuen Hosen sieht, die er mir genäht hat?«

Adams und die Mädchen mußten lachen, und darüber hob sich die kleine Verstimmung, welche sich eingeschlichen hatte. Man trat nun den Weg zum Fuße des Wasserfalles an, mußte aber einen großen Umweg machen, um dieses Ziel zu erreichen. Als man unten anlangte, äußerte sich Adams, der Wasserfall als solcher sei jetzt auch von hier aus ganz hübsch, aber doch nicht so sehr wie von oben. Dann verfiel er in tiefe Gedanken, bis er mit einem gewissen Ungestüm begann:

»Ich habe ein Blatt in der Geschichte der Zukunft aufgeschlagen und gesehen, wie es hier nach fünfzig Jahren, oder nach dreißig, oder nach noch weniger, aussehen wird, wenn erst die Eisenbahn durch das Ruhrthal läuft. Ein reicher Mann oder ein spekulirender Gastwirth kauft diese ganze Landpartie. Hier unten wird sich ein Gasthaus erheben, zu dem fahrbare Wege aus dem Thal heraufführen. Droben, wo jetzt das Hagelhäuschen allerdings etwas albern über den Abgrund hängt, wird ein stattlicher Pavillon mit lauter Glasfenstern fest auf einen künstlichen Vorsprung gebaut sein; man wird sogar durch farbige Gläser den Wasserfall in allerlei unmöglichen Färbungen betrachten können. Durch den Wald werden sich Parkwege ziehen, die an überraschenden Plätzen mit Ruhesitzen versehen sind –«

»Das wäre ja eine Pracht!« unterbrach ihn lebhaft Agathe.

»Wie man's nimmt. Doch wenn's Ihnen recht ist, so können wir jetzt den Rückweg antreten.«

Die Mädchen kannten von hier aus einen näheren und bequemeren Weg, den man einschlug, so daß man bei guter Zeit zu Hause anlangte. Hartwig erfuhr von den Töchtern die Gefahr, woraus der Maler sein Söhnchen gerettet, aber auch die Abneigung des Ersteren, von der Sache zu hören; er erwähnte daher dieselbe nicht, aber er machte im Laufe des Abends Adams den herzlich gemeinten Vorschlag, derselbe möge, wenn es ihm in der Gegend gefalle und er darin Ausbeute für seine Kunst

hoffen dürfe, hier im Hause bleiben, so lange es ihm anstände. Adams befand sich in seiner gegenwärtigen Lage zu wohl, um nicht ohne Zögern dieses gastliche Erbieten anzunehmen. Das Zimmer, das man ihm anwies, war für ihn passend, er ließ von Arnsberg seine dort zurückgelassenen Sachen nachkommen, richtete sich unter dem Beistand Hartwig und eines Tischlers aus dem Dorfe gehörig ein und war auf diese Art bald in den Stand gesetzt, ganz seinen Neigungen zum Arbeiten oder zum Herumschweifen zu folgen.

Die Stellung des Malers zu seinen Hausgenossen war eine sehr zusagende. Hartwig bot keine recht angreifbare Seite dar: er war weder ein fanatischer Katholik noch ein einseitiger Bewunderer seiner Heimath, weder mit irgend einem hervortretenden Aberglauben noch mit einer sich lächerlich machenden Unwissenheit behaftet, er sprach einsichtsvoll über die Dinge, die er verstand, und schwieg über diejenigen, die er nicht verstand, kurz er reizte in seiner Weise die Opposition seines Gastes, die sonst nur gar zu leicht mit Schroffheit hervortrat. Und Adams hütete sich überhaupt, diese Schroffheit zu entwickeln, einmal weil er wirklich jetzt dem großmüthigen Wirthe von Herzen dankbar war, dann weil er dessen geistiger und moralischer Haltung Achtung zollen mußte, und endlich aus einem anderen Grunde, auf den wir später zurückkommen. Desto lustiger neckte er sich mit Agathe herum, deren Muthwille ihm so leicht keine Antwort schuldig blieb, oft sogar ihn keck herausforderte;

aber wenn er dem Vater gegenüber die Krallen ganz zurückzog, so zeigte er sie der anmuthig lebhaften Tochter gleichsam nur spielend. Ebenso blieb das Verhältniß zu Konrad ein ungetrübtes, denn wer mit einem Kinde tändelt und spielt, ihm sogar Soldaten und andere köstliche Sachen malen kann, der hat leicht dessen Herz gewonnen; das Loch in den neuen Hosen war bald verschmerzt, da Meister Dreyer den Schaden wieder herstellte, ohne sich zu einer anderweitigen Aeußerung hinreißen zu lassen, als zu der freilich sehr sonderbaren Behauptung:

»Die Löcher in Kleidern seien dafür da, daß sie von den Jungen gerissen würden.«

Am eigenthümlichsten gestaltete sich das Verhältniß zwischen Adams und Agnes. Sie nahm offenbar Antheil an dem etwas wilden oder verwilderten Manne, sie bethätigte dies in echt weiblicher Weise durch rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, durch eine fast zarte Pflege, sie forderte nie durch Widerspruch seine Reizbarkeit heraus, sie wich mit scheuer Elasticität den Ausfällen seiner Laune aus, kurz – sie hätte es auf eine geschicktere Weise anfangen können, wenn sie als gewandte Kokette sich zur eigenen Genugthuung das Ziel gesetzt hätte, dieses unfüg-same Herz zu bezwingen und in ihre Fesseln zu schlagen, aber sie verfolgte überhaupt keine Absicht, nicht einmal diejenige, dem Sohn der Wildniß Achtung vor der Weiblichkeit beizubringen, sondern sie gab nur dem Instinkt ihres Gemüths unbewußt nach.

Und Adams? Es war unverkennbar eine große Aenderung mit ihm vorgegangen. Während sonst planloses Umherstreifen das liebste Element war, worin er sich bewegte, hatte er jetzt oft die Empfindung, als zöge es ihn ›nach Haus‹, d. h. nach dem Hartwig'schen Hause, und wenn ihn dieses Heimweh überkam, so konnte ihn eine hastige Ungeduld befallen, die nicht eher Ruhe fand, als bis er den Schornstein seiner einstweiligen Wohnung rauchen sah; so fühlte er sich erst wieder heimlich und behaglich, wenn er in den traulichen Räumen die liebgewordenen Menschen, besonders aber die still und doch aufmerksam waltende Agnes, wiedersah, zumal wenn er glaubte beobachtet zu haben, daß deren Begrüßung eine besonders freundliche gewesen sei. Ueber den eigentlichen tieferen Sinn ihrer ersten Bewillkommungsworte, z. B. ›Sind Sie schon wieder zurück, Herr Adams?‹ oder: ›Sie sind diesmal recht lange ausgeblieben!‹ konnte er sich förmlich den Kopf zerbrechen.

Aber auch nach einer anderen Seite hin hatte er sich geändert: er war *fleißig* geworden. Einmal veranlaßte ihn dazu der Wunsch, der Familie, die ihn so freundlich aufgenommen, durch die Ausführung des Bildes von seinem ersten Auftreten im Hofraum des Hartwig'schen Hauses eine Freude zu machen; er konnte jetzt, wozu es ihm gar nicht an Befähigung fehlte, eine treue Aehnlichkeit der Personen herstellen, und er fügte auch noch den Vater Hartwig hinzu, der unter dem Baume sitzend und verwundert aufschauend dargestellt wurde. Dann aber wollte er auch *Geld verdienen*, nicht blos um vor der Familie

nicht als ein armer Schlucker dazustehen, sondern auch aus dem ihm selbst nicht ganz klaren Bestreben, seinem Hauswirth den Beweis zu liefern, daß die Malerkunst etwas Erhebliches abwerfe. Dieser letztere Wunsch war besonders seit der Zeit hervorgetreten, wo Hartwig in unbefangener und argloser Weise sich darnach erkundiget hatte, in wie weit die Malerei finanziellen Vortheil bringe, denn es drängte ihn nun darzuthun, daß Gemälde nicht nur den Maler, sondern auch – dessen Familie zu ernähren vermöchten. So arbeitete er denn vorerst mit wahrer Hast an einem Bilde, das zum Verkauf bestimmt war, um dann das andere Bild zu vollenden, woran freilich auch schon zwischendurch in besonders günstigen Stunden die Hand gelegt wurde. Da er hierzu ein wirkliches Portraitiren der Hausgenossen bedurfte, so konnte er denselben die fortschreitende Arbeit nicht entziehen, aber von dem anderen Bilde bekamen sie Nichts zu sehen.

In einer einsamen Stunde finden wir ihn unten am Fuß der Pleisterlei auf einem Felsblock sitzen, nachdenklich zur Höhe schauend, von wo das Wasser herunter plätscherte, die Zeichenmappe müßig auf dem Schooß haltend. In seinem Selbstgespräch knüpfte er unwillkürlich an die Gedanken wieder an, die er an dieser Stelle geäußert hatte, als er zum ersten Male von den Mädchen hierher geführt worden war.

»Ja gewiß, es werden früher oder später bedeutende Aenderungen mit Dir vorgehen, Du jetzt in Deiner

ländlichen Zurückgezogenheit so bescheidener Wasserfall! Wenn man erst droben auf der Hochfläche einen künstlichen Teich anlegt, um Wasser zu sammeln und es dann vor reichen oder vornehmen Besuchern – vielleicht auch vor jedem Reisenden für eine mäßige Vergütung – in Masse herunterstürzen zu lassen, dann wirst Du Dir vorkommen wie eine ländliche Schönheit, die eine Krinoline anlegt. Wenn sich selbst die Natur so verändert, wie sollte sich das Menschengeschick nicht verändern, das so höchst wandelbar ist, und wie nicht viel mehr das Menschenherz, das noch viel wandelbarer ist? *Unbeständigkeit* ist der Wahlspruch alles Erschaffenen! Und welche Wandelungen wird das Herz dieses lieblichen Mädchens, der Agnes, noch durchmachen? welche Phasen wird ihr Lebensschicksal durchlaufen? – Aber was geht mich ihr Herz, was geht mich ihr künftiges Schicksal an? Kann und muß mir beides nicht völlig gleichgiltig und einerlei sein? – Und doch, und doch: ich fürchte, es ist mir nicht ganz einerlei. Diese unerzogene keine Hexe, die Phantasie, die noch sicherer verlockt als die alten bärtigen Hexen Macbeth's, sie gaukelt mir wunderliche Bilder vor, Bilder, worin ich mich an das Leben gefesselt finde mit manchem Interesse, vor Allem mit dem Interesse an der guten hübschen Agnes. Sollte ich wirklich ein solches Leben, was man im gewöhnlichen Leben ein *glückliches* nennt, in Erwartung und in Anspruch nehmen können? Es kommt am Ende wahrhaftig auf einen Versuch an, und es ist mir in der That – *nicht einerlei*, wie er ausfällt.

4. DER BRUCH.

Das Bild, dessen Verfertigung so geheim betrieben worden war, überraschte nicht wenig die Hausgenossen, als Adams dieselben vor dasselbe führte; er suchte zwar nach seiner gewohnten Weise den Ernst der eigenen Stimmung zu verdecken, aber es war ihm unschwer anzumerken, daß er ein bedeutendes Gewicht auf den Eindruck legte, den es hervorbrachte.

»Die Bruchhäuser Steine!« riefen wie aus einem Munde Hartwig und seine Töchter.

»Aber wie sonderbar sehen sie aus!« fügte Agathe hinzu.

Es waren in der That die Bruchhäuser Steine, so wie sie Adams von der Berghöhe aus gesehen hatte; die Regenwand fehlte, aber die seltsame Luftfärbung war geblieben, so daß in dieser ›Götterdämmerung‹, wie es Adams nannte, die Felsmassen gespenstisch hervortraten; auch der Hintergrund ließ wie damals die ansehnliche Gebirgsmasse mit unbestimmtem Nebelgewölke verschmelzen.

Zwar die auch dem vollkommenen Laien verständliche *Kunst* des Makers bewundernd, schüttelte doch Hartwig ein wenig mit dem Kopfe und sagte bescheiden:

»Aber das ist wohl gar zu wenig *natürlich*, Herr Adams.«

Und Agnes meinte:

»Man könnte sich ja ordentlich davor fürchten!«

Mit einem leichten Lächeln entgegnete Adams:

»Treten Sie nun näher heran, meine Herrschaften, und betrachten Sie sich Ihre Lands – – leute etwas genauer.«

Ein abermaliger Ruf des höchsten Erstaunens entfuhr jedem Munde, als man in der Nähe das Bild beschaute. Die Felsen waren nämlich eigentlich gar keine Felsen, sondern – ungeheure Riesen, welche die steile Bergeshöhe hinaufschritten, alle bewaffnet mit kolossalen Keulen, auf die sie sich stützten, oder mit gewichtigen Steinmassen, die sie auf verschiedene Weise trugen; die Gesichter waren in Bärte oder wallende Haare verhüllt und gleichsam so verworren, daß man auf den ersten Blick nur bewachsene Felsgipfel zu sehen vermeinte, ebenso wie die langen Gewänder mit den Spalten und Vorsprüngen der Felsen sonderbar zusammenschmolzen und verschwammen.

»Was stellt denn dies nun eigentlich vor?« fragte Hartwig.

»Es sind Riesen, die zum Kampf gegen die nordischen Götter ausziehen.«

»Gewiß ist das sehr artlich und besonders, aber Sie dürfen es uns schlichten Landleuten nicht verübeln, wenn wir's nicht so recht und ganz verstehen.«

»Ich setze Ihnen die Sache gelegentlich Etwas näher auseinander.«

Schüchtern sagte Agnes:

»Wenn ich zu malen verstünde, wie Sie, so würde ich nicht so gräuliche, sondern liebliche Bilder malen.«

Mit einigem Spott sprach Adams:

»Etwa Soldaten spielende Kinder und zwei lachende Mädchen?«

»O nein, das mein' ich nicht, das wäre wohl zu unbedeutend, aber Gegenstände, die das Herz erfreuen oder ergreifen.«

»Je nun, wie's kommt. Ich bin aber eigentlich nur Landschaftsmaler.«

»Sie sind ein Herr und Gebieter über die Farben, Sie können Alles malen, was Sie nur wollen.«

Mit dieser Anerkennung mußte sich Adams begnügen und das Herbe dadurch zu versüßen suchen, was er sonst gehört hatte. Agathe fand ›die zum Götterkampf ausziehenden Riesen‹ recht interessant, meinte jedoch, daß man aus ihren Trachten nicht recht klug werden könne, und daß es um die Nasen einiger Gesichter sehr zweifelhaft bestellt sei.

Adams packte das Bild ein und sandte es einer Kunsthandlung am Rheine zu. Er hatte dieser einige Gemälde verkauft, namentlich ein Zigeunerlager in den Felsen der Luisenburg, was eigentlich für Vanhulsten bestimmt gewesen, aber nicht eingefordert war, und die Handlung hatte so gute Geschäfte dabei gemacht, daß sie sich gern bereit erklärt hatte, fernere Bilder derselben Hand zu übernehmen. Es dauerte auch nicht lange, so traf der Ehrensold ein, und der Maler konnte das kindische, vielleicht auch kindliche Vergnügen nicht versagen, die ansehnliche Reihe gewichtiger Goldstücke der Familie zu zeigen, was von Vater Hartwig mit beifälligem

Kopfnicken, von den Töchtern aber mit großer Verwunderung aufgenommen wurde.

Agathe fragte:

»Ist das Bild, worauf wir Alle gemalt sind, auch so viel werth?«

»Wenn's erst fertig ist, kann's leicht Liebhaber zu demselben Preise finden; es ist jedenfalls kostbar, denn *Ihr* holdes Angesicht ist allein seine hundert Thaler werth, das Ihrer Schwester wenigstens noch einmal so viel – –«

»O Sie Spötter! Ich dachte eben, daß das Bild wegen unserer alltäglichen Gesichter nicht einmal dadurch, daß es auch *Ihre* werthe Person darstellt, preiswürdig sein könne, es ist dies aber sehr Schade!«

»Warum? oder *was* ist eigentlich Schade? um methodischer zu Werke zu gehen.«

»Daß das Bild so viel Geld werth ist, weil wir es nun nicht kaufen können. Ich wüßte einen so hübschen Plata dafür.«

»Nun, lassen Sie es nur erst fertig sein, oder vielmehr hüten Sie den Platz gut, das Bild dafür wird sich schon finden. Sie glauben gar nicht, was für ein Malheur es ist, wenn sich ein Bild einstellt und kein Platz dafür da ist.«

Aber das Familienbild wurde noch immer nicht fertig, wenigstens behauptete Adams, er müsse erst noch

gelegentlich die letzte Hand daran legen. Dagegen malte er mit fast fieberhaftem Fleiß an einem neuen Bilde, welches Folgendes darstellte. Vor einem offenen Muttergottes-Kapellchen, wie man sie im katholischen Westfalen so oft sieht, erblickte man zwei Männer, die eben von langer Wanderschaft zurückgekehrt schienen; die niedergesetzten Kiepen mit Sensen und ähnlichen Waaren paßten auf die ärmeren Sauerländer, deren Tracht auch genau beibehalten war. Hinter der Kapelle lag ein Wald, aus dem sich der Weg hervorwand, gegenüber aber ein romantisch gelegenes Städtlein mit einer Ruine darüber. Der eine Mann kniete mit seiner Frau, die ihm entgegengekommen war, vor dem Muttergottesbilde, während ihr kleiner Knabe mit einem hölzernen Pferdchen spielte, das der Vater mitgebracht. Der zweite Mann war im Begriff, einer jungen Frau entgegen zu eilen, die von der Stadt herkam, einen keinen Buben auf dem Arme tragend, indessen ein munteres Mädchen ihr mit ausgestreckten Händen vorauslief, als wolle es zuerst in die geöffneten Vaterarme sich stürzen. Wer in der Gegend bekannt war, mußte sogleich das Städtchen Eversberg erkennen, und zwar von da aus gesehen, wo man aus dem Arnsberger Walde tritt.

Wenn Kunstgenossen den Maler gefragt hätten, wie es komme, daß er sich plötzlich der Genre-Malerei zuwende, und daß er namentlich einen Moment doppelter Familienzärtlichkeit zum Gegenstand gewählt habe, so würde er Etwas verlegen über Anführung des wahren Grundes gewesen sein, obwohl – er ihn gut genug wußte.

Auch dieses Bild war beendet, abgesandt, mit Freuden aufgenommen und anständig bezahlt; es war nun wohl Zeit, an die Abreise zu denken, da kein neues Bild in Angriff genommen wurde, und da der Herbst mit starken Schritten herankam. Adams arbeitete zwar gelegentlich an dem Familienbild, aber das wollte nicht viel bedeuten, und es blieb immer noch verschoben, ›die allerletzte Hand‹ daran zu legen. Er wurde träumerisch und suchte einsame Wege auf, besonders nach dem Wasserfall. Als er einstmals wieder dort saß, brach er in die unmuthigen Worte aus:

»Bin ich nicht ein rechtes Kameel oder noch etwas Schlimmeres, daß ich zu keinem mannhaften Entschluß gelangen kann? Ich komme mir ja vor wie eine hungrige Ratte, die nicht weiß, ob sie ein lockendes Speckstückchen angreifen darf, weil es vielleicht in einer Falle liegt. Aber dieser elende Zustand soll ein Ende haben. Der Vater wird schon nicht dagegen sein, nachdem er sich überzeugt hat, daß auch die Kunst einen goldenen Boden besitzt. Und sagt sie *ja* – – nun, so werde ich ein ordentlicher fleißiger Hausvater; mit dem Herumstreichen und mit dem ›Ein freies Leben führen wir!‹ hat's dann freilich ein Ende – – das ist mir ja dann auch einerlei. Sagt sie aber *nein* – – je nun, so greif' ich wieder zum Wanderstab, die ganze Welt steht mir wieder offen, die sentimentale Dummheit ist bald vergessen – – und so ist's auch in *dem* Falle mir einerlei.«

Und augenblicklich, als wenn jeder Augenblick ein unersetzlicher Verlust wäre, rannte er mehr, als daß er gegangen wäre, nach Hause. Gleich als wollte das Schicksal seinen Vorsatz unterstützen, ließ es schon in geraumer Entfernung von der Wohnung ihm Agnes begegnen, die ein Körbchen trug; er dachte bei sich:

»Wenn ich ein ungläubiger Heide wäre, so könnte ich dies für ein gutes Omen halten, da ich aber ein gläubiger Christ bin, so muß ich dieses Begegnen für eine Veranstaltung meines Schutzheiligen ansehen, der die Sache so oder so zur Entscheidung bringen will, damit ich aus dem Zwischenreich des Zweifels erlöst werde.«

Rasch auf sie zutretend, sprach er die Erröthende an:

»Wohin so allein, meine schöne Dame?«

»Sie sollen mich nicht *Dame* nennen, auch im Scherz nicht.«

»Sie wissen aber doch, daß Sie die Dame meines Herzens sind, in diesem Sinne darf ich Sie *Dame* nennen.«

Ausweichend antwortete sie auf die ursprüngliche Frage:

»Ich bringe dem Vater ein kleines Frühstück nach der Mühlenwiese; er hat da mit dem Knecht zu thun bis Mittag und unterbricht seine Arbeit nicht gern.«

»Gut, ich begleite Sie. Um wieder auf das Vorige zurück zu kommen: Sie haben doch Nichts Dagegen einzuwenden, daß ich Sie die Dame meines Herzens nenne?«

Das erglühende Haupt abwendend, erwiederte sie sanft:

»Ich hab' es nicht gern, wenn Sie dergleichen Redensarten der vornehmen Leute oder der Bücher gegen mich anwenden.«

»Nun gut, Agnes, ich kann auch in treuem und aufrichtigem Deutsch mich ausdrücken. Haben Sie Etwas dagegen, wenn ich Sie das *Mädchen meiner Liebe* nenne?«

Sie schrak zusammen und schritt schweigend, aber mit beeilten Schritten weiter.

Er fuhr milde fort:

»Ich muß Ihnen diese Frage vorlegen, Agnes, denn sehen Sie, der Herbst fängt an das Laub gelb zu färben, und das ist eine Mahnung für mich, fort zu fliegen wie die Schwalben, um mir in irgend einer Stadt ein Winterquartier zu suchen.«

Sie schaute sich mit einer halben Wendung betroffen um und sagte zögernd:

»Können Sie nicht auch den Winter über bei uns bleiben? Mein Vater wird es gewiß gern sehen.«

»Auf den *Vater* kommt's diesmal nicht an, sondern auf die *Tochter*.«

»Meine Schwester und ich sehen es auch gern.«

»Auch Agathe müssen wir aus dem Spiele lassen, denn es kommt einzig und allein auf *Sie* an, ob ich länger in Ihrem Hause bleiben kann. Ich habe Sie von Herzen lieb, Agnes. Es ist da erste Mal, daß ich ein solches Gefühl hege, und es wird auch wohl das letzte Mal sein. Natürlich ist mein höchster und einziger Wunsch, daß Sie meine *Frau* werden. Erwidern Sie meine Gefühle nicht, so kann ich nicht länger bleiben, so bin ich schon zu lang

geblieben, erwidern Sie aber dieselben – nun, so bleib' ich schon von selbst.«

Die Befangenheit des Mädchens ging in tiefen Ernst über, gesenkten Hauptes wandelte sie schweigend neben dem Begleiter fort, der ihr eine so bedeutsame Eröffnung gemacht hatte. Endlich sagte sie leise, aber fest:

»Ohne meinen Vater kann ich in dieser Sache kein Wort sprechen.«

Lebhaft rief Adams:

»O mit Ihrem Vater will ich schon reden; mit dem denke ich leichter fertig zu werden, als mit Ihnen! Ich will gleich zu ihm hin, geben Sie mir nur das Körbchen, ich kenne ja die Mühlenwiese und bringe ihm sein Frühstück und meinen Antrag.«

Hiermit nahm er ihr ohne Weiteres das Körbchen ab, und sie ließ es willig geschehen, vielleicht weil es ihr erwünscht war, das Zusammensein mit Adams für jetzt abzubrechen.

Er rief:

»Auf baldiges Wiedersehen!« und setzte munter den Weg nach der Wiese fort. Wenn er jedoch die Aeußerung von Agnes für ganz gleichbedeutend mit der gewöhnlichen verschämten Antwort: ›Sprechen Sie mit meinen Eltern!‹ hielt, die eine baldige Braut zu bedeuten pflegt, so war er denn doch im Irrthum, und wenn er jetzt die langsam hinwandelnde Agnes gesehen hätte, die gar nicht aussah wie eine ahnungsvolle glückliche Braut, sondern wie Jemand, der plötzlich an einem unerwarteten Abgrund betreten stutzt und sich ernstlich fragt, wie er nur

habe so weit kommen können, ohne es zu merken, so würde er vielleicht eine unglückliche Vorbedeutung in dem Umstand erkannt haben, daß er eben – ein *Körbchen* von ihr nahm. Er machte sich aber solche Gedanken nicht, sondern eilte nach der Wiese und überraschte seinen ›Schwiegervater in Hoffnung‹ nicht wenig, als er, das Körbchen hoch in der Hand haltend, auf ihn zutrat.

Alle Redensarten der Verwunderung kurz abschneidend, sagte er:

»Kommen Sie dorthin an den Rand des Gebüsches, setzen Sie sich auf den alten Baumstumpf und bedienen Sie sich Ihres Frühstücks, ich werd' Ihnen dann schon klar machen, warum ich hergekommen bin.«

Nachdem die Anordnung nach seinem Vorschlag getroffen war, sagte er ohne weitere Umschweife:

»Ich komme deshalb zu Ihnen, Herr Hartwig, um Ihnen die Frage vorzulegen, ob ich Ihnen wohl als Schwiegersohn anstände?«

Hartwig legte den Imbiß, den er eben zum Munde führen wollte, wieder in das neben ihm stehende Körbchen, blickte Adams sehr nachdenklich an und sprach dann langsam:

»Nun, die Wahrheit zu sagen, so hätte ich früher nicht im Traume daran gedacht, meine Tochter an einen Künstler wegzugeben, sondern wenn ich mir den Fall vor dem Geist vorübergehen ließ, so dachte ich mir am liebsten einen Mann meiner Art als Schwiegersohn. Indessen: meine *Tochter* soll ihren Mann heirathen, und nicht *ich*.

»Hört, hört!« rief Adams in fast ausgelassener Fröhlichkeit. »Dieser Satz ist fast so einfach wie das Einmaleins, und dennoch fassen ihn die meisten Väter nicht, weil sie oft – Esel sind.«

Nicht beirrt durch diese Exclamation fuhr Hartwig fort:

»Daß der künftige Mann seiner Tochter ein Geschäft betreibt, welches eine Familie ernährt, darauf muß gewiß jeder Vater sehen, aber ich überzeuge mich, daß Ihr Metier, Herr Adams, seinen Mann gleichsam spielend ernährt, wenn man's so weit darin gebracht hat, wie Sie.«

»O, ich bitte recht sehr!« schaltete Adams mit komisch nachgeahmter Bescheidenheit ein.

»Ich wär' also nicht gegen die Verbindung, vorausgesetzt, daß meine Tochter einwilligt.«

»O, das hoff' ich, das hoff' ich stark!«

»Ich sollt' es fast selbst glauben – – und vorausgesetzt ferner, daß Ihre werthe Familie Nichts dagegen hat, in Verwandtschaft mit so geringen Leuten, wie wir doch eigentlich sind, zu treten.«

»Meine *Familie*,« – rief Adams jubelnd – »meine Familie! Die brauchen wir wahrhaftig nicht um ihre Einwilligung zu befragen, über meine Familie beruhigen Sie sich nur, Herr Hartwig, denn die zieht, wenn sie nicht längst schon unter fremder Erde ruht, mit ihrer Bande ebenso ruhelos wie anspruchslos in allerlei Herren Ländern umher.«

Hartwig schaute höchst betroffen auf.

»Sie müssen nämlich wissen,« – fuhr Adams arglos fort – »daß ich die Ehre habe, von *Zigeunern* abzustammen.«

»Das kann Ihr Ernst nicht sein!« preßte Hartwig aus einer gleichsam zugeschnürten Kehle hervor.

Jetzt erst wurde Adams aufmerksam und faßte Hartwig genau in's Auge; aber er erschrak selbst über die Aenderung, die in den sonst so freundlichen Mienen des Mannes vorgegangen war.

Sich einigermaßen sammelnd sagte Hartwig langsam und ernst:

»Auf diese Art kann freilich von einer Verwandtschaft unter uns weiter keine Rede sein.«

»Wie, Herr Hartwig! Sie sehen nicht auf den *Menschen*, sondern auf seine *Herkunft*? Meine Eltern, die ich selbst nicht einmal kenne, werden Ihnen nie zu Gesicht kommen, also auch nicht als Verwandte beschwerlich fallen.«

»Ich kann sie auch nicht in Gedanken als meine Verwandten ertragen.«

»Ist das möglich? Ein Mann wie Sie, in allen Dingen so klar verständig und so streng gerecht, sollte einen Mann, dem er sonst Anerkennung schenkt, seine Abkunft zur Schuld anrechnen, woran derselbe doch vollkommen unschuldig ist?«

»Es ist ein Unglück für den, welchen es trifft, und es ist mir selbst leid, aber es läßt sich Nichts daran ändern.«

»Also wenn die Menschennatur auch noch so rein und gut auftritt, so liegt doch irgendwo Vorurtheil und Wahnglaube versteckt und kommt unerwartet zum Vorschein?«

»Nennen Sie es Vorurtheil oder wie Sie es wollen, ich nenne es *Ehre*.«

»Ich glaubte, dieses Gespenst spuke nur in den adeligen und vornehmen Kreisen.«

»Wie es die höheren Stände mit ihrer Ehre halten, weiß ich nicht, in meinem Stande aber gehört nicht blos zur Ehre, daß man von mir selbst nichts Anstößiges sagen kann, sondern auch, daß man von meinen nächsten Angehörigen mit der nöthigen Achtung sprechen muß. Die Zigeuner sind bei uns verachtet, und wenn sie einmal aus dem benachbarten Wittgensteinischen herüber kommen, so macht sich Jeder darauf gefaßt, auf irgend eine Art bestohlen oder betrogen zu werden. Ich wollte mir eher die Hand abhauen lassen, als meine Tochter einem Abkömmling dieser Leute geben, und wenn er alle Schätze dieser Welt besäße oder an Wissenschaft und Kunst alle Menschen überträfe.«

Adams fühlte sich unbeschreiblich enttäuscht und niedergeschlagen, er versetzte kleinlaut:

»Es ist möglich, daß ich eigentlich nicht von Zigeunern abstamme, und man hat schon vermuthet, sie möchten mich als kleines Kind irgend einer guten Familie geraubt haben.«

»Woher aber haben Sie denn Ihren Namen?«

Zögernd antwortete Adams:

»Den hab' ich mir selbst beigelegt.«

»Da sehen Sie wohl, Herr Adams, daß es Ihnen unter solchen Umständen unmöglich sein wird, in meine oder

jede andere ordentliche Familie hinein zu heirathen. Welcher Geistliche wird Sie ohne Taufschein und sonstige Papiere trauen? Welches Mädchen wird sich auf einen Namen trauen lassen, der blos so nach Willkür und Laune angenommen ist?«

»Also Sie versagen schlechterdings und unwiderruflich Ihre Einwilligung?« fragte Adams traurig.

Hartwig fühlte sich von Theilnahme und Mitleiden bewegt, er sagte mit milderem Tone:

»*Unwiderruflich* will ich's eben nicht nennen. Denn es wäre ja möglich, daß Sie, wie Sie sagen, einer ordentlichen christlichen Familie geraubt worden seien und bei gehöriger Nachforschung diese Familie wieder auffinden. Ich würde das an Ihrer Stelle auch thun, ich würde mich nicht zur Ruhe geben, bis ich Alles aufgeboten hätte, meine Herkunft heraus zu bringen; irgendwo müssen sich ja die Punkte finden, von denen die Forschung ausgehen kann. Und wenn es Ihnen gelingt, Ihre Abstammung von braven Eltern, so geringen Standes sie auch sein mögen, nachzuweisen, und wenn Sie dann noch Neigung für meine Tochter haben und diese nicht anderweitig versagt ist, so will ich von meiner Seite Nichts gegen die Sache einwenden.«

Mit schmerzlicher Bitterkeit erwiderte Adams:

»Ich könnte ungefähr mit gleicher Aussicht auf Erfolg die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen suchen. Nein, Herr Hartwig, unter diesen Umständen muß ich Verzicht leisten. Ich will Sie jetzt nicht länger in Ihrer Arbeit stören. Gott befohlen!«

Damit stand er rasch auf und entfernte sich. –

In der einfachen Laube des Hausgartens saß Agnes allein, nachdem Agathe, mit der sie eine lange traute schwesterliche Unterredung gehabt, von ihr gegangen war; man sah es der Röthe ihrer Augen an, daß es geweint hatte. Da ließen sich rasche Schritte vernehmen, aber sie schaute nicht auf, sie wußte wohl, wer es sein würde.

Adams trat in die Laube und sagte mit einem gewissen hastigen übereilten Tone:

»Wir müssen scheiden, Agnes.«

Ohne aufzublicken, erwiderte sie:

»Ja, Herr Adams, es wird das Beste sein.«

»So wissen Sie schon – –«

»Ich habe mein Inneres treu und gewissenhaft befragt, und so wenig klar ich mir vorher über mich selbst war, so wenig ist es mir jetzt mehr ein Zweifel, so daß ich nicht auf Ihren Vorschlag eingehen kann, so sehr ich Sie auch schätze und achte.«

»So?« sagte Adams langgedehnt.

Noch immer mit niedergeschlagenen Augen fuhr sie fort:

»Wir passen nicht für einander. Sie hätten an mir eine Gefährtin, die Ihnen in Ihrer Kunst eher zum Hemmniß als zur Förderung gereichen würde, und es träte gewiß früher oder später ein Augenblick ein, wo Sie Ihre Wahl bereuten. Ich aber würde mich auch nicht glücklich fühlen, denn ich verstehe Sie nicht immer – manchmal wohl,

z. B. wie Sie das Bild von den zurückkehrenden Familienvätern malten – aber dann wieder nicht, und das könnte nicht zum Guten ausschlagen. Sie müssen sich eine fein Gebildete wählen, die Sie und Ihr Walten besser begreift, dann werden Sie glücklich werden und glücklich machen.«

»So?« sagte er noch länger gedehnt. »Also ein *doppelter* Korb, erst vom Vater und dann von der Tochter?«

Sie schaute auf und erschrak über die verzerrten Züge des Malers; um wenigstens den Vater außer Anklage zu stellen, fügte sie hinzu:

»Ich glaube sonst nicht, daß mein Vater Etwas gegen Sie einzuwenden gehabt hätte.«

»So? meinen Sie das? Doch das ist nun einerlei, er wird Ihnen schon gelegentlich seine Ansicht von der Sache mittheilen. Ich habe weiter Nichts hinzuzufügen, als Ihnen eine recht glückliche Zukunft zu wünschen.«

Damit rannte er fort. Als Hartwig zurückkehrte und das Mittagsessen bereit war, wartete man einige Zeit vergeblich auf den Maler; endlich setzte man sich zu Tische, doch waren Alle einsilbig und befangen, nachdem wenige Worte gegenseitiger Mittheilung hingereicht hatten, sich über die Sachlage aufzuklären.

Während dessen saß Adams in zürnendem Selbstgespräch am Wasserfall:

»Was gräm' ich mich denn um die ganze Geschichte, es ist ja nur dummes Zeug, und es mußte mir am Ende völlig einerlei sein, was dabei heraus kam. Ist's mir denn aber

wirklich auch einerlei? Ja, ja! verflucht sei jede schwachherzige Empfindung, die sich unbeachtet in mein Inneres stahl! Verflucht sei ich selbst, wenn ich jemals wieder meine Gefühle an Etwas hänge, so daß ich es nicht mit einem gleichgiltigen ›Fort mit Dir!‹ wegwerfen könnte! Verflucht sei Alles, wovon man sogenanntes *Glück* erwartet! Die Welt ist ein Irrenhaus, der größte Narr wird zum König darin, das bischen gesunde Vernunft, was noch hier und da steckt, kann sich in Lumpen kleiden und an den Thoren der Narrheit betteln.«

Und dennoch überschlich ihn eine gewisse Rührung; es war, als wenn das gleichmäßige Plätschern des Wasserfalls die zornige Wuth von seinem Herzen abspülte. Es überkam ihn eine weiche Sehnsucht, die er nicht kannte, die sein Herz gleichsam körperlich zusammenpreßte, daß es wehthat, die wie ein schmerzliches Heimweh ihm beinahe Thränen in die Augen lockte.

»Was ist das?« – fuhr er fort – »ist noch so viel schwache Empfinderei in mir versteckt und macht sich gegen mein besseres Wissen und Willen geltend? wie kann ich mich wundern, daß bei diesem Hartwig noch Vorurtheile schlummern und gelegentlich erwachen? Aber ich möchte doch Jemand haben, dem es nicht gleichgiltig wäre, wie es mir geht, und den ich ein wenig lieb haben könnte. Soll ich den braven Bernhard Korn aufsuchen? Doch der hat gewiß seine eigenen Freuden und Leiden und würde mir blos die dritte Hand, wenn er sie hätte, entgegenreichen. Oder soll ich wirklich, wie Hartwig rieth –

aber nicht *darum*, denn das ist ja nun einerlei – nachforschen, ob ich eine Spur von Eltern oder Verwandten finden kann? Es ist mir fast zu Muthe, als könnte mir wohler werden, wenn ich Jemand hätte, der sich freute, mich zu sehen, möchte es nun ein Zigeuner oder ein Chinese sein. Und find' ich Nichts – *so ist's ja auch einerlei!*«

Er eilte in seine Wohnung, ohne Jemand von den Hausgenossen zu begegnen, schloß sich darin ein, legte wirklich die ›letzte Hand‹ an das Familienbild und war am anderen Morgen verschwunden. Auf dem Tische lag die Angabe, wohin seine Sachen zu senden seien, ein Geschenk für die Dienerschaft und ein Zettel, worauf er Agnes Lebewohl sagte und ihr das Bild als Andenken vermachte.

5. EIN ALTER STANDPUNKT MIT NEUEN AUSSICHTEN.

Von Hallgarten her, jenem in nachlässigem Reiz hingegossenen malerischesten aller Dörfer des Rheingaaues, schritt Adams den waldigen Hügel des Boß hinan, dessen sich die Leser wohl noch aus seiner Jugendgeschichte erinnern; an diesem Punkte hatte er von Kloster Eberbach Abschied genommen, von hier aus wollte er wieder dahin zurückkehren. Er erreichte den Pavillon und labte sich wieder an dem herrlichen Blick über die Rheinfläche, doch er konnte der Aussicht nicht in Ruhe froh werden, denn eine Anzahl von unheimlich aussehenden Männern in gleichmäßig grauer Kleidung trieb sich da umher, die Parkwege reinigend und dabei beaufsichtigt von einem

Soldaten, den die grüne Uniform mit dem gelben Lederzeug für den genauen Kenner der deutschen Bundestruppen, wofür der Maler freilich kaum gelten konnte, als einen Herzoglich Nassauischen ›Gardisten‹ herausstellte. Adams überzeugte sich daher mit einem flüchtigen Blicke, daß die imposanten Gebäude des Klosters noch unversehrt in ihr grünes Waldbette eingesenkt lagen und der ›Geißgarten‹ noch dahinter in seiner idyllischen Lieblichkeit ruhe; darauf eilte er die nächsten Pfade hinab auf das Kloster zu. Aber auch da unten begegneten ihm befremdliche Gestalten, denn es lustwandelten daselbst Frauenzimmer von verschiedenem Alter, theils in vornehmer, theils in bescheidener bürgerlicher Kleidung.

»Das Kloster scheint jetzt sonderbar bevölkert!« dachte er bei sich selbst und machte einigen Damen Platz, die ihn mit sehr eigenthümlichen Blicken betrachteten, so daß er gar nicht wußte, was er davon denken sollte, und noch andere der Wandlerinnen schritten vorbei, jede etwas Besonderes im Ausdruck ihres Gesichtes und Wesens tragend, was man sonst nicht leicht antraf.

Eine Dame trat plötzlich auf Adams zu, faßte ihn scharf in's Auge und sagte hastig:

»Sie kommen von Frankfurt? Ja, ich weiß – geben Sie mir geschwind den Brief – –«

Aber eine andere Dame, in deren Gesicht sich ein milder Ernst aussprach, eilte herzu, unterbrach jene, faßte sie unter den Arm und zog sie fort, ihr Worte zuflüsternd, die theils begütigend, theils befehlend zu sein schienen.

Während Adams noch verwundert stand und den Abgehenden nachsah, näherte sich ein Herr von gewandtem und geistreichem Aeüßerem.

»Entschuldigen Sie,« – sagte Adams – »wenn ich Sie in Ihrem Wege aufhalte, aber wollten Sie mir wohl eine Frage gütigst beantworten?«

»Warum nicht, wenn ich dazu im Stande bin,« erwiderte der Herr höflich.

»Daß das Kloster Eberbach nicht mehr von den alten Mönchen bewohnt wird, habe ich wohl in Erfahrung gebracht, nun möchte ich gern wissen, welche Bevölkerung es jetzt beherbergt.«

»Es ist theils eine Corrections-Anstalt, theils ein Irrenhaus für das Herzogthum.«

»So, so – dann waren die etwas eigenthümlichen Damen, die eben hier vorbeipassirten, wohl – –«

Er zeigte mit dem Finger auf die Stirn.

»Ganz recht, es waren unsere irren Damen, wie wir sie zu nennen pflegen; ich bin nämlich Arzt in der Anstalt.«

»Und die Herren, die sich oben am Boß mit Gartenbelustigungen beschäftigten, gehören denn wohl einer geschlossenen Gesellschaft an?«

»Allerdings, es sind Sträflinge des Corrections-Hauses.«

»Ich kann es mir denken nach dem *maître de plaisir*, den sie bei sich hatten. Aber nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doktor, wenn aus meiner ersten Frage zwei werden: Sind gar keine von den geistlichen Herren, die früher hier hausten, mehr im Kloster anwesend?«

»Nein; Diejenigen, welche die Aufhebung des Klosters überlebten, haben sich nach anderen Klöstern ihres Ordens oder nach ihrer Heimath begeben, und nur ein einziger wohnt noch in der Nähe, im benachbarten Hattenheim.«

»Ich möchte ihn aufsuchen, dürft' ich Sie daher wohl um die Adresse ersuchen.«

»Fragen Sie nur nach Pater Antonius, jedes Kind wird Sie zurechtweisen.«

»Pater Antonius – – ist's möglich? und ist's nicht derselbe fröhliche Herr, der einen guten Scherz und ein gutes Glas Wein sehr wohl leiden mochte?«

Lächelnd erwiderte der Arzt:

»Ohne Zweifel ist's derselbe, den Sie meinen. Doch ich muß mich Ihnen empfehlen, denn ich wollte den Spaziergang der Damen mitmachen.«

Adams dankte für die erhaltene Auskunft und trat sogleich den Weg nach Hattenheim an. Er hatte das alterthümliche Städtchen bald erreicht und erfuhr leicht, wie der freundliche Arzt ihm gesagt hatte, die Wohnung des Paters. Es war ein unscheinbares Haus, wahrscheinlich die Besetzung eines Winzers, aber nach der Rheinseite zu hatte es ein Gärtchen und sah überhaupt da viel freundlicher aus; eine hübsche Stube öffnete ihre Thüre und ihre zwei Fenster nach dem Gärtchen hin und schien eine Laube zu sein, so allerliebste waren Thüre und Fenster mit üppigem Rebengrün umrankt, das sich jetzt zumal mit den reifen Trauben und dem sich färbenden Laub gar prächtig ausnahm; daran stieß eine kleine Schlafstube,

deren einziges Fenster sich aber auch nach dem Garten öffnete. In dieser kühlen luftigen Wohnung, mit der freien Aussicht auf den Rhein zu, saß der Pater Antonius, ein altes Buch vor sich haltend, dessen Schrift er noch ohne Brille lesen zu können schien; auf dem Tische stand eine Weinflasche mit einem Glase; die wenigen weißen Haare, die das glänzend kahle Haupt umsäumten, schienen im Widerspruch zu stehen mit dem stark gerötheten Gesicht und den klugen munteren Augen.

»Es thut mir leid, Sie stören zu müssen,« – sagte Adams nach seinem Eintreten – »aber ich habe eine für mich wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen.«

Pater Antonius legte ruhig das Buch hin, beschaute sich rasch, aber fest den Fremdling und sagte dann mit wohlwondend heiterem Tone:

»Sind Sie der Mann darnach, daß man mit Ihnen ohne Umstände ein Glas Wein trinken kann, und ist Ihre Angelegenheit darnach, daß sie sich bei einem Glase Wein besprechen läßt?«

»Ja, ich bin der Mann, und meine Sache ist auch darnach angethan, wie Sie bald hören werden.«

Antonius hatte sich ohne Weiteres erhoben und aus einem Schranke ein frisches Glas sowie noch eine Reserve-Flasche hervorgeholt. Nachdem er eingeschenkt und seinen Besuch zum Sitzen aufgefordert hatte, sagte er:

»Nun trinken Sie erst einmal; mit Geschäften *braucht* man sich nicht zu übereilen, aber mit dem Trinken *kann* man sich nicht übereilen.«

Adams stieß mit seinem Glase an das des Wirthes, kostete sorgfältig prüfend den Wein und sagte dann langsam und gemessen:

»Das Weinchen ist gut, aber es ist doch nicht so gut wie ein gewisses Weinchen, welches aus dem Refectorium zu Eberbach durch eine gewisse Oeffnung in höhere Regionen spedirt wurde.«

Der Pater setzte das Glas, das er bereits zum Munde zu führen im Begriff stand, wieder auf den Tisch und sagte halb überrascht, halb unwillig:

»Herr, welche alten Geschichten rühren Sie da auf? Wollen Sie mich uzen¹?«

»Ei bewahre, ich will blos damit andeuten, daß dies nicht der erste Wein ist, den wir Zwei zusammen trinken, nur war der damalige besser, und das würde Pater Bonifacius auch sagen, wenn er noch lebte und hier bei uns säße.«

»Herr, Sie sind entweder der leibhaftige Gottseibeius oder der verlaufene Ambrosius Kieselbach!«

»Nur der Letztere, obwohl ich den Namen abgelegt habe.«

»Also wirklich – also wirklich – der leibhaftige Ambrosius Kieselbach? Aber trinken Sie doch einmal. Und wie heißen Sie jetzt, oder was stellen Sie jetzt vor?«

»Ich bin für jetzt der Maler Adam Adams.«

¹In der Rheinischen Mundart so viel als *foppen*.

»Das ist die Möglichkeit! Und wie hat sich das aufgeklärt mit dem alten Herrn und dem Zeitungsartikel? Was ist aus der Geschichte geworden?«

Befremdet antwortete Adams:

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Na, ich meine mit dem Artikel, worin Sie aufgefordert wurden, sich bei dem alten Herrn – – Dingskirchen – wer kann die Namen behalten? – zu melden. Aber trinken Sie doch einmal aus. Haben Sie sich denn nicht bei dem – – Dingskirchen gemeldet?«

»Ich habe mich bei dem Dingskirchen nicht gemeldet, weil ich den Zeitungsartikel nicht gelesen, und den Artikel hab' ich nicht gelesen, weil ich überhaupt seit Jahren keine Zeitung in der Hand gehabt habe.«

»Das ist ja, um – – die Verwunderung zu kriegen. Ich muß es demnach für einen rechten Glücksfall ansehen, daß Sie hergekommen sind, sonst erführen Sie am Ende Nicht von der ganzen Geschichte.«

»Nun, so erzählen Sie mir die ganze Geschichte.

»Das will ich thun, das will ich thun, aber trinken Sie erst einmal. Sehen Sie, vor zwei Jahren kommt ein Herr und erkundiget sich im Kloster nach einem Buben, den vorüberziehende Zigeuner vor der Pforte niedergelegt haben; man erinnert sich dunkel, von der Geschichte gehört zu haben, kann aber keine Auskunft geben, weil kein einziger von den früheren Bewohnern mehr im Kloster ist. Man verweist daher den Mann an mich, und ich wußte von dem aufgefundenen Buben um so besser Bescheid, als sich die Erinnerung an gewisse Begebenheiten

daran knüpfte, die man in theilweiser Beziehung Jugendstreiche nennen könnte – –«

Adams unterbrach:

»Jugendstreiche von dem Buben? Nun, man weiß ja, Jugend hat keine Tugend.«

»In gewisser Hinsicht nicht bloß von dem Buben, da sich auch ältere Personen dabei betheiligten, denn Alter schützt nicht immer vor Thorheit. Doch wir lassen nun, denk ich, die Veranlassung für immer ruhen, warum ich mich des Ambrosius Kieselbach besonders deutlich erinnerte. Also ich forsche erst so ein wenig nach, was der Herr eigentlich für einen Grund hat, Erkundigungen über den verschollenen Ambrosius Kieselbach anzustellen, und bringe denn bald heraus, daß er ein sehr naher Verwandter desselben sein muß, so ein Onkel oder dergleichen, vielleicht sogar der Vater –«

»Wie, mein Vater?«

»Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, denn er sprach sich nicht ganz deutlich darüber aus, übrigens sprach er von guten Aussichten und dergleichen. Aber Sie trinken ja gar nicht; der Fremde war auch ein herzlich schlechter Trinker, obgleich ich ihm ein recht trinkbares Glas vorsetzte. Er erzählte, der Zigeuner, der einstmals das Kind entführt habe, sei so sehr in Mangel und Elend versunken, daß er sich zu seinen Eröffnungen durch die Hoffnung habe bestimmen lassen, eine wesentliche Unterstützung zu erhalten; ob diese Erwartung in Erfüllung gegangen, hab' ich nicht erfahren.«

»Weiter, weiter!« rief der ungeduldige Adams.

»Ruhig Blut, ruhig Blut! Der Zigeuner also bekannte, das Kind an die Pforte des Kloster Eberbach im Rheingau niedergelegt zu haben, weil es ihm lästig geworden, die Wohlthätigkeit des Klosters aber bekannt gewesen sei. Darauf war denn der Herr hierher gereist und wollte nun wissen, was weiter aus dem Jungen geworden sei. Das war nun mehr, als ich selber wußte, denn Pater Bonifaz, der wohl am ersten hätte Auskunft geben können, war zufällig bald nach der Entfernung des Knaben gestorben. Ich theilte aber mit, so viel ich konnte. Der Herr sagte, er wolle einen Aufruf in den Zeitungen erlassen, und in der That las ich bald darauf in der Frankfurter Zeitung einen solchen Aufruf, und ich dachte seitdem, der Ambrosius Kieselbach, wenn er noch lebe, würde gewiß auch denselben gelesen haben und bereits im Besitz aller der goldenen Berge sein, welche der fremde Herr in Aussicht stellte, was aber doch nicht der Fall ist, wie mir vorher der Maler Adam Adams berichtet hat.«

»Und wohin beschied mich jener Aufruf?«

»Ja, das hab' ich wieder vergessen. Aber da fällt mir ein, daß ich das Zeitungsblatt zum Aufbewahren weggelegt habe, vielleicht findet es sich noch vor.«

Er begab sich zu einer Kommode, zog eine Schieblade heraus und fing darin zu kramen an, indem er einige Gegenstände schnell beseitigte, weil er sie vielleicht nicht für geeignet hielt, fremde Blicke auf sich zu ziehen, dann aber sprach er murmelnd:

»Dies wird's sein, dies wird's sein – – aber es ist's doch nicht, es enthält die Preise, wofür in dem gesegneten Jahre die Kabinetsweine versteigert worden sind – – doch halt, dies ist es vielleicht, ja, dies ist's wirklich, und da steht auch der Aufruf, lesen Sie ihn selbst.«

Adams las:

»Ambrosius Kieselbach, der sich längere Zeit zu Kloster Eberbach im Herzogthum Nassau aufgehalten hat, dessen jetziger Wohnort aber unbekannt ist, wird dringend aufgefordert, sofort seine Adresse dem Gutsbesitzer von Werneuchen auf Werneuchen bei Bamberg zukommen zu lassen, oder noch besser sich baldmöglichst selbst diesem Herrn vorzustellen, der ihm eine höchst wichtige und erfreuliche Nachricht mitzutheilen hat.«

»Also sehen Sie wohl,« – sagte Antonius – »daß Ihr Glück auf die eine oder andere Art blüht.«

Adams äußerte bedenklich:

»Auf diese Aufforderung hin kann irgend ein Abenteurer den alten Herrn garstig angeführt und sich für Ambrosius Kieselbach ausgegeben haben.«

Mit listigem Schmunzeln erwiderte Antonius:

»Dafür ist gesorgt. Ich sagte dem alten Herrn: wenn sich Jemand präsentirt als Ambrosius Kieselbach, so fragen Sie ihn nur, *wozu die runde Dachöffnung im Refectorium zu Kloster Eberbach gebraucht worden sei?* Wenn's nicht der rechte ist, sagt' ich, so wird er Nichts zu antworten wissen oder in's Blaue hinein irgend eine dumme Antwort geben, wenn's aber der rechte ist, sagt' ich, so wird ihn diese Frage an eine lustige Geschichte, d. h. an

einen muthwilligen Jugendstreich erinnern, wo der Ambrosius Kieselbach durch diese Oeffnung stieg, wenn man es so nennen will, und wo durch diese Oeffnung in ungewöhnlicher Weise Wein befördert wurde. War das nicht schlaue genug ausgedacht?«

»Ohne Zweifel, mein alter Gönner und Freund.«

»Nun werden Sie selbst wohl nach – – dem Dingskirchen dort bei Bamberg reisen?«

»Das wird wohl das Kürzeste sein.«

»Aber heute treten Sie doch den Weg noch nicht an, d'rum lassen Sie uns ein Glas Wein zusammen trinken und in der Erinnerung an alte Zeiten recht vergnügt sein. Ich habe da in einem Eckchen des Kellers noch einige Flaschen liegen, deren Inhalt nicht allzu weit vom Kloster gewachsen ist, den will ich holen.«

6. AUFKLÄRUNGEN.

»Also das ist Werneuchen?« fragte Adams, der eben aus einem Gebüsch hervortretend die weitläufigen Gebäude eines Landgutes erblickte, wie sie sich freundlich in der hellen offenen Gegend an einen Hügel anlehnten.

»Ja, Herr, das ist Werneuchen!« erwiderte der Bursche, der als Wegweiser aus dem letzten Dorfe mitgegangen war.

»So kannst Du wieder umkehren; hier ist Dein Lohn.«

Der Bursche bedankte sich und schlug dem Rückweg ein.

Langsam und in ernste Betrachtungen versenkt näherte sich Adams dem Orte, wo ihn Eröffnungen erwarteten, die auf irgend eine Weise in sein Schicksal eingreifen konnten. Doch zuletzt rief er:

»Was zerbrech' ich mir länger den Kopf? Im Grunde kann mir's ziemlich einerlei sein, was ich dort hören werde. Gefällt es mir nicht, so pack' ich alsbald meine Sieben-sachen zusammen und ziehe wieder ab; ist es aber etwas Gutes, nun so muß ich versuchen, wie mir zu Muthe ist, und wie ich's ertragen kann, wenn mir einmal etwas Gutes widerfährt; sonderlich verwöhnt bin ich eben nicht.«

Er beschleunigte seine Schritte und trat bald in den großen Hofraum ein. Die Gebäude, Gärten und Anlagen schienen in großem Stil angelegt, aber vernachlässigt, doch machte das Ganze einen gewissen Eindruck, als rühre die Vernachlässigung nicht aus der Mittellosigkeit, sondern aus der Gleichgiltigkeit des zeitigen Besitzers her.

»Ist Herr von Werneuchen zu Hause?« fragte Adams einen vorbeigehenden Knecht.

»Das weiß ich nicht.«

»So fragt doch einmal nach.«

»Das mögt Ihr selbst, ich hab' etwas Anderes zu thun.«

Damit ging der Mensch seines Weges, den unscheinbaren Reisenden nur mit einem geringschätzigen Blick streifend.

»Freundlich und zuvorkommend kann man den ersten Empfang gerade nicht nennen!« dachte Adams und

schrift die breite Treppe hinauf in die geräumige Vorhalle, auf deren steingetäfeltem Boden seine Schritte einen hohlen und leeren Wiederhall hervorriefen.

Er pochte an einige der Flügelthüren, aber es erfolgte keine Einladung zum Eintreten. Eigenthümlich unangenehm, ja fast unheimlich berührt durch diese Todtenstille, fühlte er sich versucht, aus diesem verzauberten Schloß zu entfliehen, doch gewann er es über sich, noch einen Versuch im höheren Stockwerk zu machen; er schritt daher die stattliche Steintreppe hinauf, aber zögernd und leise, als habe er kein gutes Gewissen.

Als er oben angelangt war und sich rathlos umsah, öffnete sich eine Thüre, die nah' an der Treppe lag, und es trat ein Mann heraus von finsterem Ansehen, in einfacher dunkler Kleidung, bis an den Hals zugeknöpft. Stumm maßten sich die Beiden einige Zeit mit den Augen.

»Wenn das« – dachte Adams – »der angebliche Onkel oder dergleichen ist, so suche ich sofort wieder das Weite.«

»Was hat man hier im Schloß herum zu schleichen?« fragte endlich der Dunkele.

Adams erwiederte:

»Man schleicht hier herum, weil man den Herrn von Werneuchen sprechen will. Sind Sie es etwa selbst?«

Ohne diese Frage zu beantworten, betrachtete Jener noch einmal den Fremdling mit Schärfe, aber, nach den sauren Mienen zu urtheilen, mit geringer Befriedigung, dann sagte er:

»Wenn man ein Ansuchen um Unterstützung hat, so hat man sich an die gnädige Frau zu wenden, d. h. nicht unmittelbar, sondern an den Rentmeister Eberhard oder den hochwürdigen Beichtvater Ignatius.«

»Man beabsichtigt sein Unterstützungsgesuch, wie man andererseits so eben voraussetzte, sondern man ist vom Herrn von Werneuchen aufgefordert, vor ihm zu erscheinen, und wenn man daher andererseits weitere Umstände macht, so geht man seiner Wege, und man wird andererseits die Verantwortung zu übernehmen haben. Man fragt also zum letzten Male, ob man gemeldet werden soll oder nicht?«

Der Mann war Etwas verduzt und sagte ein wenig gefügiger:

»Unter welchem Namen und Charakter soll ich die Meldung machen?«

»Name Kieselbach, Charakter *gutmüthig*, weil ihm sonst schon längst die Geduld gerissen wäre.«

Als der Diener, denn mehr wie ein solcher schien der anmaßende Mensch nicht zu sein, fortgegangen war, brummte Adams für sich:

»Eine schöne Wirthschaft scheint hier zu herrschen. Gott gebe, daß ich nicht zu nah' mit diesem konfusen Haushalt verwachsen bin. Wäre ich nicht selbst neugierig, was für eine Katze am Ende aus dem Sacke heraus

kommen wird, so hätte ich diesem Haushofmeister Malvolio, oder wie er sonst heißen mag, meine Herzensmeinung mit den einfachen Worten: ›Man ist ein Esel!‹ ausgesprochen und den Staub dieses alten Gebäudes von meinen Stiefeln geschüttelt, oder ich thäte Letzteres noch in diesem Augenblick und ließe Herrn Malvolio das Nachsehen.«

Der Diener kehrte zurück und sagte mit einer kurzen Verbeugung:

»Der gnädige Herr will Sie empfangen, folgen Sie mir.«

Nachdem sie einen langen Gang durchschritten hatten, traten sie in ein schönes Zimmer, worin sich ein alter schwächlicher Herr befand, aus dessen runzelvollem Gesicht die großen wässerigen Augen etwas stier und leblos hervorschauten; die Kleidung war fein und vornehm, aber nicht sehr sorgfältig, die ganze Haltung hatte etwas Gedrücktes und Unentschlossenes. Da der Diener an der Thüre stehen geblieben war, so sagte der alte Herr:

»Sie können gehen, Baptist.«

Nur zögernd entfernte sich Baptist, und Herr von Werneuchen – denn er war es selbst – überzeugte sich erst, daß Jener die Thüre hinter sich geschlossen hatte, dann winkte er Adams geheimnißvoll mit dem Finger und führte ihn in ein Seitenkabinet, wo man allerdings vor etwaigem Horchen gesicherter war.

In sonderbarem Gemisch von ungeduldiger Hast und verlegenem Zögern sagte Werneuchen:

»Also Sie wären – – Sie sind wirklich – – der sogenannte Ambrosius Kieselbach – den ich schon so lange erwartete?«

»Ich habe wenigstens unter diesem Namen eine Reihe von Jahren im Kloster Eberbach gelebt.«

»Hm, hm – nehmen Sie nicht übel, wenn ich eine Frage – – die vielleicht dem Umständen wenig angemessen scheint – – über das Refectorium jenes Klosters – –«

»Ah, Sie meinen, wozu die runde Dachöffnung im Refectorium gebraucht worden sei? Was ihre eigentliche Bestimmung gewesen, kann ich nicht angeben, indeß zu meiner Zeit wurde sie zu einer lustigen Komödie benutzt, indem ich selbst einen Weg hindurch fand und mit mir eine Anzahl von sehr achtbaren Weinflaschen.«

»Vortrefflich, vortrefflich – – ich meine nicht diese Unternehmung selbst, die wohl in keiner Weise gebilligt werden kann, sondern das Zutreffen der Umstände. Und ganz das Profil der Mutter! Sehen Sie sich doch einmal jenes Bild an!«

Zugleich zog er rasch den Vorhang von einem Gemälde.

Adams folgte der Hinweisung mit den Augen und erblickte das Portrait einer nicht so sehr schönen, als höchst interessanten und geistreichen Frau; wie festgezaubert hing er an dem Antlitz, indem der einzige Gedanke: »*meine Mutter!*« alle Fibern seines Nervensystems mit tausend Schauern durchrieselte. Nie gekannte, ja selbst nie geahnte Empfindungen erfüllten und beklemmten sein

Herz, und er stammelte nach einer langen Pause bloß die Worte:

»Lebt sie?«

Werneuchen zog den Vorhang wieder vor und erwiderte schmerzlich:

»Sie ist schon lange – lange heimgegangen. Wollte Gott, daß sie noch lebte!«

Adams war in einer so weichen Stimmung, wie er sie nie gekannt, er fragte sanft:

»Und mein Vater?«

Sich mit der Hand über das Gesicht fahrend, sprach Werneuchen:

»Bevor ich Ihnen hierauf antworte, nur noch eine einzige Frage – tragen Sie nicht ein braunes Mal an Ihrem Körper?«

»Ja, eine geschwulstartige Erhöhung am rechten Oberschenkel.«

Mit unbezwingbarer Rührung stammelte Werneuchen:

»Ja, Sie sind – Du bist mein einziger, mein verlorener und wiedergefundener Sohn Theodor!«

»Er umarmte den jungen Mann und schluchzte wie ein Kind.

Adams vermochte diese Liebkoßungen nicht mit gleicher Wärme zu erwidern, aber er gab sich ihnen hin, indem jedoch merkwürdiger Weise mehr das Bild der gestorbenen Mutter als der lebende Vater seine Empfindung in Anspruch nahm. Nachdem bei Letzterem die stürmischen Wogen der Gefühle sich einigermaßen gelegt hatten, sagte Adams:

»Also Sie sind wirklich überzeugt, daß ich Ihr Sohn bin? Sie überlassen sich nicht vielleicht einer trügerischen Voraussetzung, die nur aus täuschenden Zufälligkeiten hervorgegangen ist?«

»Nein, nein, Du bist es wirklich, bist mein Theodor! Ich will es beschwören, ich will sogleich einen reitenden Boten zum nächsten Landgericht absenden, daß es eine Kommission herausschickt, um die Akte auszufertigen, worin ich Dich feierlich und unumstößlich als meinen Sohn anerkenne. Du kannst und mußt mich aber jetzt schon als Deinen Vater betrachten.«

»Wenn ich ein Recht habe, Sie meinen Vater zu nennen, so will ich es gerne thun, so ungewohnt es mir auch ankommt, nachdem ich mein Leben lang mich als eltern- und verwandtenlose Waise betrachten mußte.«

»Es ist Dir wohl schlecht genug im Leben ergangen, mein Theodor? Ich sehe jetzt erst an Deinem ganzen Aufzuge, eine wie bescheidene Stellung Du eingenommen hast – – der letzte Stammhalter der Werneuchen in einer Blouse? Das wird nun anders, ganz anders! Du bist nicht mehr arm, mein Sohn, hier nimm Dir gleich Geld, so viel Du willst, nimm Alles, was hier liegt.«

Mit seiner unruhigen Hast, worin er kaum wußte, was er sprach und that, schloß er ein Pult seines Schreibtisches auf, worin zahlreiche Rollen von Goldstücken lagen.

Adams – denn wir werden bei diesem uns geläufigen Namen bleiben – machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, indem er sagte:

»Lassen Sie das, Vater, ich habe vorerst so viel Geld, als ich brauche.«

»Du hast Geld? Wer hat es Dir gegeben?«

»Ich hab' es redlich mit der Kunst, die ich erlernte, verdient, ich bin nämlich ein Maler.«

»Du warst Maler, Du warst Maler, Theodor, das ist nun unnöthig und vorbei. Nun, Du kannst ja in jedem Augenblick von mir so viel Geld erhalten, wie Du irgend wünschest, das eilt freilich nicht.«

Er schloß das Pult wieder zu und sagte, in einen andern Ideengang fallend:

»Aber Du wirst hungrig und durstig sein, Baptist soll augenblicklich für Erfrischungen sorgen.«

»Wenn ich Sie bitten darf, so lassen Sie das für jetzt, denn ich fühle durchaus kein Bedürfniß nach Speise und Trank, aber wenn Sie mir meinen ersten Wunsch erfüllen wollen, so klären Sie mich über die Verhältnisse einigermaßen auf, da meine Ungeduld, etwas Näheres über mich selbst zu erfahren, eben so lebhaft als erklärlich ist.«

»Das will ich, das will ich sogleich, mein Sohn.«

Aber bevor er hierzu kommen konnte, pochte es an die Stubenthüre, und Baptist trat herein, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, mit der Meldung:

»Die gnädige Frau haben vernommen, daß ein Fremder sich als Besuch bei dem gnädigen Herrn befindet, und weil die gnädige Frau eben heute sehr an den Nerven leidet und irgend eine Unannehmlichkeit für den gnädigen Herrn besorgen, so soll ich ihre Ungeduld baldmöglichst

durch die Auskunft befriedigen, welchen Besuch der gnädige Herr erhalten hat.«

Das eben noch so freudestrahlende Gesicht des alten Mannes wurde von einer dunklen Wolke überflogen, so daß ein bedeutender Schatten zurückblieb, doch einen Blick auf den wiedergefundenen Sohn werfend, schien er daraus Ermuthigung und Selbstgefühl zu gewinnen, denn er sagte mit mehr Würde, als der Diener bei ähnlichen Gelegenheiten gewohnt sein mochte:

»Gehen Sie zu meiner Gemahlin, Baptist, und melden Sie ihr, daß endlich *mein Sohn*, Theodor von Werneuchen, bei mir eingetroffen ist. Meine Gemahlin möge selbst den Zeitpunkt bestimmen, wo ich ihr diesen meinen Sohn vorstellen soll.«

Baptist blickte höchst erschrocken auf den jungen Mann, aber eine gebietende Handbewegung seines Herrn ließ ihn ohne Weiteres den Rückzug antreten.

»Sie haben sich wieder verheirathet, mein Vater?« fragte Adams überrascht.

Mit einem nur halb unterdrückten Seufzer erwiderte Werneuchen:

»Ja, Theodor, und ich wollte, es wäre nie geschehen; doch ich will Dir das Alles im Zusammenhang auseinandersetzen. Nimm Platz in diesem Sopha, daß ich mich neben Dir niederlassen kann. Ich will nur einen Augenblick mit der Erzählung warten, weil Baptist gewiß gleich wiederkommt.«

In der That kehrte Baptist bald zurück und meldete, die gnädige Frau fühle sich heute so angegriffen, daß sie

sich das Verlangen, die beiden Herren zu empfangen, auf morgen versparen müsse; es sei bereits nach dem hochwürdigen Beichtvater gesandt, um seinen ärztlichen Rath einzuholen.

Offenbar sich erleichtert fühlend, sagte Werneuchen:

»Das Unwohlsein meiner Gemahlin an einem so festlichen Tage thut mir leid, doch wird Pater Ignatius mit seinem geistlichen und ärztlichen Zuspruch sein Bestes thun. Schicken Sie mir den Friedrich mit Wein und etwas Backwerk herauf, und demnächst will ich mit meinem Sohne allein bleiben, *Niemand* soll mich stören.«

Bis die Erfrischungen kamen, wechselte der Vater mit dem Sohne nur gleichgültige, hin- und herspringende Bemerkungen, als aber ein anderer Diener in Livree das Gewünschte aufgesetzt und Adams Etwas davon zu sich genommen hatte, nahmen Beide zusammen Platz, und Werneuchen begann seine Erzählung.

»Die Herren von Werneuchen sind immer sehr angesehen im Lande gewesen, und Werneuchen ist eine schöne Besizung, welche einen standesmäßigen Aufwand wohl zu bestreiten gestattet. Mein Vater hatte nur mich als einziges Kind, ich wurde daher fast zu zärtlich erzogen, so daß es wenigstens zum Theil daher rühren mag, wenn es mir in meinem späteren Leben einigermaßen an Entschlossenheit und Festigkeit gefehlt hat. Mein Vater starb, als ich etwa vier und zwanzig Jahre alt war, und ich verheirathete mich nicht sehr lange darauf mit Fräulein Thekla von Mainfeld, einer Officierstochter ohne Vermögen, aber mit desto mehr Geist, deren Liebenswürdigkeit

die allgemeinste Bewunderung auf sich zog. Wir führten ein sehr glückliches, aber freilich auch sehr kostspieliges Leben, denn meine junge Frau kannte denn Werth des Geldes nicht, und ich warf Tausende weg, um ihr ein flüchtiges Gefühl der Genugthuung zu verschaffen. Die Freude einer Nachkommenschaft blieb uns längere Zeit versagt, und als Du endlich geboren wurdest, mein Sohn, mußte Deine arme Mutter sterben. Mein Schmerz war groß und schien ganz unheilbar, dennoch glaubte ich nach Jahr und Tag, auf eine neue Verbindung denken zu müssen, einestheils um meinem Knäbchen eine mütterliche Pflege zu verschaffen, anderntheils um vielleicht meine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, endlich auch in der Hoffnung, mir selbst das einsame, öde Leben zu erheitern. Nur eine von diesen Erwartungen ist in Erfüllung gegangen, nämlich diejenige von einer Verbesserung meines Vermögens, die beiden andern dagegen wurden schmerzlich getäuscht, denn ich verschaffte meinem Kinde eine Rabenmutter, mir selbst aber eine Zuchtruthe, die kaum ihres Gleichen hat.«

Hier hielt Werneuchen eine Zeit lang inne, um die traurigen Gefühle, die ihn übermannen wollten, einigermaßen zu bekämpfen. Adams hörte dem Bericht nicht bloß mit Spannung, sondern auch mit wirklicher Theilnahme für den Mann zu, der einen einzigen Irrthum mit einem ganzen unglücklichen Leben erkaufte zu haben schien.

Nach einer Pause fuhr der Vater fort:

»Du bist ein *Mann*, Theodor, ich kann Dir daher mein ganzes Herz ausschütten, und es ist mir eine Wohlthat, daß ich Dir Nichts zu verschweigen brauche, außerdem beziehen sich die Geheimnisse, die sonst Niemand erfuhr und erfahren hätte, ja zunächst auf Dich selbst und haben Dich am schwersten betroffen. – Meine Aufmerksamkeit wurde auf die verwittwete Freifrau Regina von Gonzenhausen gelenkt, die aus einer kurzen Ehe nur ein Töchterchen von Deinem Alter behalten hatte, deren sehr bedeutendes Vermögen aber ganz zu ihrer freien Verfügung stand. Mein Antrag wurde angenommen, und zwar mit *der* Vereinbarung für den Fall, daß die neue Ehe nicht mit Kindern gesegnet wäre: wenn ich früher als meine Gemahlin stürbe, so sollte deren Tochter als Haupterin das nun ganz schuldenfreie Rittergut Werneuchen, mein Sohn aber das in Papieren angelegte baare Vermögen erben, wenn aber meine Gemahlin früher stürbe, so sollte umgekehrt auf meinen Sohn als den Haupterben das Rittergut, auf meine Stieftochter aber das sonstige Vermögen übergehen; falls eins von den beiden Stiefgeschwistern stürbe, sollte an das überlebende die ganze Erbschaft fallen. Wie die Sachen werden sollten, wenn neue Kinder hinzukämen, war ebenfalls stipulirt, indessen brauch' ich das jetzt nicht auseinander zu setzen, da dieser Fall nicht eintrat. Die in jeder Hinsicht unglückliche Ehe wurde geschlossen.«

»Also ich hatte nun auch eine Schwester, wenn freilich eine Stiefschwester? fragte Adams.

»Du hast sie noch.«

»Wie? sie lebt auch? sie lebt hier im Schlosse? oder ist sie verheirathet?«

»Sie lebt unverheirathet hier im Schlosse, und Du wirst mehr von ihr hören. Meine neue Gemahlin zeigte sehr bald die ganz entschiedene Absicht, mich ihrem Einfluß völlig zu unterwerfen, und dies wurde ihrem ebenso klugen als entschlossenen und wahrhaft männlichen Geist nicht schwer, gegenüber meinem nur allzu weichen und nachgiebigen Charakter; indem ich es anfangs vermied, ihrem Willen entgegen zu treten, war es mir bald nicht mehr möglich, und widerstandslos, wenn auch seufzend mußte ich ein Joch über mich nehmen, von dem mich nur der Tod befreien kann. Aber auch sie war nicht frei, sie lag in den Banden des düstersten religiösen Fanatismus, und dieser hatte ihr in der Person unseres Hausgeistlichen, des Pastors Maximinus, den gewaltthätigsten Meister und Herrn bestellt. Von da an regierte in meinem Hause, wo sonst nur Frohsinn und heiterer Lebensgenuß waltete, die Unduldsamkeit und Heuchelei, und die ganze darnach ausgewählte Dienerschaft stimmte in den allgemeinen Ton ein. Der nächste Erfolg, der mir abgerungen wurde, bestand in dem gerichtlich festgestellten Zugeständniß, daß auf jeden Fall Brigitta von Gonzenhausen, meine Stieftochter, als Haupterin das Gut Werneuchen erhalten solle, denn Pater Maximinus, von dem man wohl mit Recht vermuthete, daß er ein heimliches Mitglied des damals aufgehobenen Jesuiten-Ordens sei, hatte im Einverständniß mit meiner Frau sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, aus diesem Gute mit seinen

ansehnlichen Gebäuden und ausgedehnten Besitzungen ein Nonnenkloster zu bilden, worin muthmaßlich Fräulein Brigitta einmal die Oberin werden soll. So hat meine Schwäche Dich, mein Sohn, als Du kaum einige Jahre alt warst, bereit in Deinen Rechten verkürzt, wofür ich Dich nun herzlich und demüthig um Verzeihung bitte.«

Mit aufrichtiger Herzlichkeit sagte Adams:

»Nicht doch, lieber Vater, das haben Sie gar nicht nöthig. Ich billige vollkommen diesen Schritt, durch den Sie sich vielleicht einen leidlichen Hausfrieden sicherten, und was mich selbst betrifft, so glauben Sie mir nur, ich bin durchaus nicht dazu geboren, einen auch nur halberträglichen Gutsbesitzer abzugeben.«

Nach kurzer Pause fuhr der Vater fort:

»Dies war Nichts gegen die Prüfung, die mir demnächst bevorstand. Nicht gar lange nach jenem schmachvollen Zugeständniß wurde mein Söhnchen geraubt.«

»Geraubt?« rief Adams.

»So mußte man annehmen, da alle Versuche fehlschlagen, die Leiche des etwa verunglückten Kindes aufzufinden. Ich übergehe meine Angst, meinen Verdacht, meinen trostlosen Schmerz. War ich schon früher wie ein biegsamer Zweig gewesen, so glich ich jetzt einem geknickten Halme; ich ließ Alles über mich ergehen, gab die Verwaltung des Vermögens aus der Hand und zog mich in ein abgeschiedenes Einsiedlerleben zurück. Das dauerte so viele Jahre. Endlich ereilte die Vergeltung den Pater Maximinus durch einen gräßlichen Tod; er zerschmetterte sich die Brust bei einem unglücklichen Sturze, mußte

aber noch vierundzwanzig Stunden bei voller Besinnung in den entsetzlichsten Schmerzen liegen. Nur ungern willigte er darein, daß nach dem nächsten Weltgeistlichen geschickt wurde, weil kein Ordenspriester, den er vorgezogen hätte, so rasch zu beschaffen war. Dieser Geistliche war der Pfarrer Meister aus dem nächsten Dorfe, ein frommer und rechtschaffener Mann. Nachdem derselbe die letzten Stunden bei dem Sterbenden zugebracht und darauf die Beerdigung besorgt hatte, hielt er eine lange geheime Unterredung mit meiner Frau, die aber nicht nach seinen Absichten und Wünschen ausfiel, denn er wurde im höchsten Zorn entlassen, und es wurde ihm streng verboten, das Schloß wieder zu betreten. Bald darauf jedoch suchte ein Schlagfluß meine Frau heim, sie kam zwar mit dem Leben davon, blieb aber für ihre übrige Lebenszeit gelähmt. Dieser Unfall erschütterte ihren starren Geist, zumal da sie nach ihren Ansichten eine Strafe und Mahnung des Himmels darin erblickte. Sie ließ mich an ihr Krankenlager rufen und bekannte das schwere Unrecht, das sie an mir begangen. Maximin war der hauptsächliche Urheber und der Theilnehmer ihrer Verbrechen gewesen. Nachdem sie ihren kirchlichen Zwecken das Gut Werneuchen gesichert hatten, konnten sie der Lockung nicht widerstehen, auch das übrige Vermögen in ihre Gewalt zu bekommen, weil sie jedoch vor einem Morde – hauptsächlich wohl nur wegen der Furcht einer Entdeckung – zurückschreckten, so hatten sie den

teuflichen Plan ausgeheckt, den Knaben durch eine Zigeunerbande, die in den benachbarten Gegenden umherstreifte, rauben zu lassen, und der gewandte Pater wußte seine Anstalten so gut zu treffen, daß das Bubenstück vollkommen gelang.«

Adams nickte mit dem Kopfe und sagte:

»Ganz richtig, mit meinem Aufenthalte unter den Zigeunern beginnen meine ersten Erinnerungen.«

Der Vater fuhr fort:

»Die damaligen unruhigen und kriegerischen Zeiten hatten bald alle Spuren der Zigeuner und ihres Menschenraubes verwischt, und die Pläne der beiden Verbrecher waren soweit völlig gelungen, wie es denn auch Maximin fertig gebracht hatte, meine Stieftochter in einem so finstern Fanatismus zu erziehen, daß sie ihr künftiges Leben der strengsten Ascetik, ihr einstiges Erbe der Kirche bestimmte. Weil einstweilen, d. h. bis zu meinem Tode, ihr Eintritt in ein Kloster nicht für vortheilhaft gehalten wurde, so ist sie, glaub' ich, ausnahmsweise und insgeheim in einen Orden aufgenommen, so daß sie jedoch hier im Hause leben darf; ihr Zimmer ist ganz wie eine Zelle eingerichtet und durch einen besonderen Zugang mit der Schloßkapelle verbunden. Als wenn der Himmel selbst Mitleid mit meinem Mißgeschick gehabt hätte, so mußte das wunderbare Ereigniß eintreten, daß ich wahrnahm, wie mein armer Sohn vielleicht noch lebe, als ich schon längst trostlos an der Möglichkeit seiner Auffindung verzweifelte. Ein alter Bettler wußte sich an mich heranzudrängen und gab sich als den damaligen Führer

der Zigeunerbande zu erkennen, mit welchem die Entführung des Knaben verhandelt worden war. Seine Bande war im Verlauf der Zeit zersprengt, die Mitglieder gestorben und verdorben, er hatte sich daher als einen letzten Rettungsanker den Gedanken ausgebildet, sein Geheimniß möglichst theuer zu verkaufen. Er verlangte von mir eine bedeutende Summe, wenn er mir die sichere Spur des verlorenen Kindes nachwiese; ich bewilligte dieselbe, und er theilte mir mit, daß er den Knaben, der ihm lästig geworden sei, an einer Pforte des Klosters Eberbach ausgesetzt habe. Ich eilte dorthin, fand aber das Kloster aufgehoben und nur noch einen einzigen der früheren Mönche, der mir zwar Aufschluß über das fernere Geschick meines Kindes geben konnte, aber nur bis zu dem Augenblick, wo es von neuem in dem Getreibe des Lebens spurlos verschwunden war. Das Uebrige weißt Du. Unbegreiflich bleibt mir nur, wie Dich mein in verschiedenen Zeitungen so oft erneuerter Aufruf nicht erreicht hat.«

»Der Grund lag darin,« – sagte Adams – »daß ich den Namen Ambrosius Kieselbach abgelegt und mich Adam Adams genannt hatte, sonst wären meine Umgebungen vielleicht aufmerksam geworden. Einige Freunde zwar kannten auch jenen Namen, aber sie sind selbst verschollen oder wandten sich in's nördliche Deutschland, wo ihnen die betreffenden Zeitungen nicht zu Gesicht kamen, abgesehen davon, daß auch sie mich kaum aufzufinden gewußt hätten.«

»Nun, ich habe Dich ja jetzt wieder, und ich danke dem Himmel herzlich dafür, alle ausgestandene Angst und Noth vergessend.«

Nach längerem Sinnen fragte Adams:

»Wie hat sich denn nun das Verhältniß hier im Hause gestaltet?«

»Du meinst in Beziehung auf meine Frau? Sehr schlecht. So lange Anfangs die Zerknirschung des erschütterten Gewissens vorhielt, benahm sie sich leidlich, legte mir nicht nur Nichts hinsichtlich meiner Nachforschungen in den Weg, sondern begünstigte dieselben eher und gestattete auch nothgedrungen, daß ich die Hauptleitung der Geschäfte in die Hand nahm. Nicht lange darauf aber kam ein neuer Hausgeistlicher und Beichtvater an, der Pater Ignatius, ein erklärter Jesuit, und von diesem Augenblick an änderte sich die ganze Sachlage. Er wußte die gestörte Stimmung meiner Frau bald wieder in's rechte Gleis zu bringen, suchte mir zu beweisen, daß, wenn auch in Beziehung auf meinen Sohn die angewandten Mittel vor der Welt nicht gerechtfertigt schießen, doch der Zweck ein durchaus frommer gewesen sei, und daß es unverantwortlich von mir wäre, wenn ich meiner frommen Frau nicht die vollkommenste Verzeihung angedeihen ließe; der Himmel selbst würde entscheiden, wie die Sache zu beurtheilen sei, denn wenn er den Absichten meiner Frau oder den angewandten Mitteln nicht seinen Beifall schenke, so würde er schon die Wege wissen, um den Verlorenen wieder zum Vorschein

zu bringen, im entgegengesetzten Falle müsse man sich ruhig den höheren Anordnungen fügen.

»Da haben sie ich nun selbst im voraus eine Ruthe gebunden!« meinte Adams.

»Das wohl, indessen sind sie nie um eine Auslegung in ihrem Sinne verlegen. Leider ist die Herrschaft der Hausfrau und des Geistlichen so ziemlich wieder hergestellt, wenn ich mir auch einige Vorrechte aus der Zwischenzeit der Krisis gerettet habe. Das Beste ist, daß ich Dich wieder habe, und durch Deine Anwesenheit wird auch manches Andere wieder besser werden.«

»Wir wollen's hoffen!« sagte Adams, obgleich in seinem Innern sich manche Bedenklichkeiten geltend machten.

7. ADAMS UNTER DEN HEILIGEN.

Als Adams am andern Morgen erwachte, mußte er sich erst gehörig die Augen reiben, um sich auf seine neuen Umgebungen zu besinnen. Sein Vater hatte ihm einige schöne Zimmer neben den seinigen angewiesen, aber er fühlte sich noch so wenig heimisch darin, wie überhaupt in den neuen Verhältnissen; man hatte ihm Wäsche und Kleidungsstücke aus der gutsherrlichen Garderobe hingelegt, aber er konnte sich kaum dazu bestimmen, sie anzulegen, und er schaute mit wehmüthiger Sehnsucht nach dem Kostüm eines armen fußreisenden Malers, das er bis gestern getragen.

Kaum war er fertig angekleidet, so öffnete sich geräuschlos die Thüre, und Baptist trat herein, mit gesenktem Blick fragend, was und wann der junge gnädige Herr zu frühstücken beliebe, und was er etwa sonst zu befehlen habe.

Adams sagte:

»Ich habe Ihnen als ersten und letzten Befehl mitzutheilen, daß Sie nicht wieder in meinem Zimmer erscheinen, wo ich es nicht etwa besonders wünschen sollte, und daß Sie sich überhaupt nicht mit meiner Bedienung bemühen, der andere junge Mensch, den ich gestern sah – Friedrich heißt er, wie ich glaube – soll heraufkommen, und ich werde ihm meine Wünsche mittheilen.«

Ein giftiger Blick schoß aus dem gebeugten Haupte hervor, und mit einer Stimme, welcher man die gewaltsame Mäßigung anhörte, erwiderte Baptist:

»Ich muß Ihnen bemerken, daß es nicht in meiner Macht liegt, die Hausordnung zu ändern oder umzustossen, über welche höheren Orts verfügt ist.«

»Von wem verfügt?«

»Von der gnädigen Frau.«

»Wo ein gnädiger *Herr* im Hause ist, steht diesem zunächst die Feststellung der Hausordnung zu.«

»Es wird nicht ohne dessen Zustimmung geschehen sein, und Sie werden sich daher meine Bedienung gefallen lassen müssen, so unlieb Ihnen auch dieselbe zu meinem großen Leidwesen zu sein scheint.«

»Ich *will* sie mir aber nicht gefallen lassen! Meinen Sie, ich wäre ein Kind und ließe mich behandeln wie ein Kind, Herr Malvolio?«

»Ich heiße nicht Malvolio, mein Name ist Baptist.«

»So verbiete ich Ihnen also, Herr Baptist, sich jemals wieder in meinen Wohnräumen betreten zu lassen, wenn Sie nicht sehr unangenehme Erfahrungen machen wollen, und ich gebe Ihnen außerdem den wohlgemeinten Rath, mir auch außer meinen Zimmern so viel als möglich aus dem Wege zu gehen.«

Baptist blieb in verlegenem Trotze stehen.

»Wird's bald? Soll ich Sie hinauswerfen?« rief Adams zornig und trat drohend einen Schritt näher.

Einige unverständliche Worte in sich hinein murmelnd, trat Baptist seinen Rückzug an. Nach einiger Zeit stellte sich der andere Diener ein und besorgte das Frühstück nach den ertheilten Anweisungen. Bald darauf kam der Vater und begrüßte Adams herzlich, doch mit etwas befangenem Wesen.

»Du hättest« – begann er alsbald – »es nicht gleich mit dem Baptist verderben sollen, mein Sohn, denn der übt hier einen großen Einfluß.«

»Er würde« – antwortete Adams – »auch auf mich einen großen Einfluß üben, d. h. er würde mich in acht Tagen tödten, weil mich sein Anblick vergiftet. Glauben Sie mir, er ist eins der geheimen Werkzeuge der Jesuiten, nur dazu angestellt, Sie zu überwachen und nun auch seine guten Dienste auf mich auszudehnen. Ich danke dafür! Wenn ich auch nun zu groß bin, um mich an

die Zigeuner verhandeln zu lassen, so fände ein solcher Hallunke im Nothfall doch schon andere Wege, mich aus dem Wege zu räumen.«

Dieser Gedanke schien vom Vater als eine erschreckende Wahrheit aufgefaßt zu werden, denn er sagte erblasend:

»Das ist wahr, das ist wahr, er könnte Dir auf die eine oder andere Weise gefährlich werden, und Du hast Recht, ihn aus Deiner persönlichen Nähe zu verbannen; auch ich will ihn so viel als möglich von mir entfernen. Komm jetzt mit in mein Zimmer, wo die Leute sind, die ich bestellt habe; es ist schon Alles vorbereitet, und es bedarf nur noch des Schlusses der Verhandlungen. Der Landrichter Glöckle ist ein durchaus braver und zuverlässiger Mann, ebenso die beiden anderen Beamten, die als Zeugen erschienen sind. Komm jetzt, daß ich Dich ihnen vorstelle.«

Wir übergehen die Einzelheiten der Verhandlung und begnügen uns mit dem Resultate, daß die Anerkennung Theodor's von Werneuchen, ehemals genannt Ambrosius Kieselbach, dann als Maler den Namen Adam Adams führend, als eheleiblicher Sohn des Rittergutsbesitzers Karl von Werneuchen rechtskräftig und unumstößlich festgestellt wurde. Die Beamten waren in der That ebenso brave als in ihrem Fach kundige Männer, sie haßten außerdem die immer dreister hervortretenden Umtriebe der Jesuiten, sie boten also um so lieber die Hand, dem früheren Opfer derselben sein Erbe zu sichern. Sein Testament zu Gunsten des Sohnes hatte der alte Werneuchen

schon vorher aufsetzen lassen, ohne desselben nun gegen den Sohn zu erwähnen. So reisten denn die Gerichtsherren mit den beiden Dokumenten ab, um sie auf dem Landgericht niederzulegen, nachdem sie beglaubigte Abschriften in den Händen des Herrn von Werneuchen zurückgelassen hatten.

Um die Mittagsstunde ließ die Frau von Werneuchen entbieten, daß es ihr genehm sei, die beiden Herren zu empfangen. Es war sichtlich ein saurer Gang für den Vater, während der Sohn mehr Neugierde als Befangenheit in sich verspürte; Zorn und Rachegefühl hegte er nicht gegen die Frau, die so unheilvoll in sein Leben eingegriffen hatte, wohl aber schweren Unmuth über das ganze Treiben, das unter der Decke der Religion hier verübt wurde. Während des Weges nach einem ganz anderen Schloßflügel sagte der Vater ängstlich:

»Nimm Dich nun sehr zusammen, mein Sohn, und bedenke, daß die schwache kranke Frau Deine Mutter ist, wenn auch Deine Stiefmutter, reize sie nicht, da sie ein sehr lebhaftes Temperament besitzt, verzeih' ihr die Schuld, die sie gegen Dich begangen hat, und erwähne namentlich nicht, daß Du ihren Antheil daran kennst, denn ich habe einmal feierlich versprochen, daß ihr das Geschehene nie vorgerückt, noch weniger, daß es vor der Welt ruchbar werden soll.«

Vor der Thüre des Zimmers, in welchem sie die Dame finden sollten, stand Baptist, der sich hier auf sicherem

Boden fühlen mochte, denn er begegnete den unwilligen Augen des jungen Mannes mit tückischen trotzigem Blicken, als er die Flügelthüre öffnete.

Das Gemach war groß, aber düster, es herrschte darin eine ausgesuchte, aber dennoch schwerfällige Pracht. In einer Art von Rollstuhl saß Frau von Werneuchen, in reiche, aber dunkle Seidenstoffe gekleidet, den Kopf vornehm zurückgeworfen. Ihre Züge waren zu scharf gezeichnet, um jemals schön gewesen sein zu können, die großen Augen hatten etwas Unbewegliches, wie Diejenigen eines Vogels, die schmalen zusammengepreßten Lippen drückten einen hohen Grad von Eigenwillen aus. Neben ihr stand ein Schreibtisch mit allerlei Schriftstücken bedeckt, an dessen anderer Seite lehnte ein Mann von mittleren Jahren, mit einem schwarzen, bis auf die Füße herunterfallenden Rock mit steifem Kragen bekleidet, in der Nische des nächsten Fensters; sonst war Niemand im Zimmer anwesend.

Werneuchen führte seinen Sohn bis in die Nähe des Rollstuhles und sagte dann förmlich:

»Meine theuere Gemahlin, ich habe die langersehnte Freude, Ihnen meinen Sohn Theodor vorzustellen, den ich Ihrer Gewogenheit und Theilnahme bestens empfehle.«

Sie neigte, ohne eine Miene zu verziehen, ein wenig den Kopf und streckte die Hand aus, die aber Adams nicht, wie wohl erwartet wurde, küßte, sondern nur leicht mit der seinigen berührte. Nach einer kurzen Pause begann sie:

»Ohne Zweifel werden Sie, mein Gemahl, auf ganz sicheren Beweisgründen fußen, indem Sie diesen jungen Mann als Ihren Sohn in unserem Hause einführen.«

»Auf den unwiderleglichsten, die Sache ist so klar wie das Sonnenlicht, auch ist die gerichtliche Anerkennung bereits geordnet.«

Sie warf einen leichten Blick des Einverständnisses zur Seite nach dem Mann in der Fensternische hin und sprach dann mit scharfer schneidender Stimme:

»Ich muß mich nur einigermaßen wundern, daß eine so wichtige Verhandlung vorgenommen wurde, ohne mich hinzuzuziehen.«

Aengstlich erwiederte Werneuchen:

»Ihre Gesundheit war angegriffen, ich vermied es daher aus rücksichtsvoller Schonung, Sie mit der Sache zu behelligen.«

»Schon gut!« sagte sie mit dem Tone gekränkter Unschuld, die ihr Recht nicht weiter verfolgen will; sich dann an Adams wendend, sprach sie:

»Sie haben, wenn ich nicht irre, bisher ein bürgerliches Gewerbe betrieben.«

»Ich war Maler, gnädige Frau.«

»Das heißt, doch wohl ein dekorativer Maler, und nicht, was wir hier darunter gewöhnlich verstehen, ein Stubenmaler oder Anstreicher.«

»Verzeihen Sie,« – fiel Werneuchen ein – »mein Sohn war ein Maler im höchsten Sinne des Worts, ein eigentlicher Künstler, wie wir deren in München sehr angesehene und berühmte haben.«

»Gleichviel,« – sagte sie geringschätzig – »es ist immer ein Gewerbe.«

Adams sagte ruhig und kalt:

»Ich habe nie gehört, daß die Malerei geringer wäre angesehen worden, weil die Gemälde verkauft werden, sowie ja auch der Gutsbesitzer vom ältesten Adel seine Getreidevorräthe verkauft, ohne daß ihn ein Makel trifft; wenn aber dennoch in meiner bisherigen Beschäftigung Etwas liegt, was eigentlich dem Stiefsohn der Frau von Werneuchen nicht zustehend ist, so bleibt wohl zu beachten, daß dieser Stiefsohn seine Laufbahn kaum aus eigener Wahl ergriffen hat, sondern veranlaßt durch drängende Umstände, deren Gewicht und Verantwortlichkeit am wenigsten auf ihn zurückfällt.«

Sie kniff unmuthig die Lippen noch fester zusammen und erwiderte Nichts.

Zur Begütigung nahm Werneuchen das Wort:

»Obgleich mein Sohn es in jener Kunst weit genug gebracht haben muß, da sie ihm eine sorgenfreie Existenz bereitete, so wird er doch natürlich nun völlig auf sie verzichten und sich angemessneren Beschäftigungen widmen.«

Die Worte ihres Gemahls so völlig unbeachtet lassend, als wenn sie gar nicht gesprochen wären, sagte sie zu Adams:

»Sie sind ohne Zweifel doch römisch-katholisch?«

»Zufällig.«

»Wie soll ich diesen sonderbaren Ausdruck verstehen?« fragte sie gereizt.

»Dieselben Umstände, von denen ich vorher sprach, haben mich als verlassenes oder verstoßenes Kind, wie die Woge eine abgerissene Schiffsplanke zufällig an irgend einen Strand wirft, an die Schwelle fremder Menschen getrieben, diese waren zufällig Katholiken, und so wurde ich im katholischen Glaubensbekenntniß erzogen, sie hätten ebenso gut Protestanten sein können, und in diesem Falle würde ich als Protestant erzogen worden sein.«

Diesmal wandte Frau von Werneuchen das ganze Haupt dem Mann in der Fensternische zu wie mit einer vorwurfsvollen Frage, und es wurde derselben entsprochen, indem der Mann einen Schritt vortrat, dann noch immer gesenkten Hauptes stehen blieb und mit einer wohlklingenden sanften Stimme sagte:

»Sie dürfen gewiß nicht für einen Zufall halten, junger Herr, was ja sichtlich eine Veranstaltung des Himmels war, um Sie nicht dem alleinseligmachenden Glauben, dem Glauben Ihrer Eltern zu entfremden.«

Adams wandte sich gleichmüthig um und fragte:

»Von wem habe ich die Ehre in diesem Augenblick angesprochen zu werden?«

Hastig fiel Werneuchen ein:

»Es ist der Pater Ignatius, mein Sohn.«

Mit pathetischer Emphase nahm die Dame das Wort:

»Es ist der hochwürdige Pater Ignatius, unser gefeierter Beichtvater und Gewissensrath.«

Mit bitterem Nachdruck sagte Adams zu dem Geistlichen:

»Nach Ihrer Ansicht war es ohne Zweifel auch eine göttliche Veranstaltung, daß ich als Kind aus dem Schooße meiner Familie gerissen wurde, doch wäre es meines Erachtens, wenn ich dem rechten alleinseligmachenden Glauben gesichert bleiben sollte, am kürzesten gewesen, wenn ich gleich in meiner Familie und der Erziehung so erprobter Beichtväter und Gewissensrätthe anvertraut geblieben wäre – – meinen Sie nicht, Herr Pater?«

Noch tiefer in sich zusammengebeugt und mit noch sanfterer Stimme sprach Ignatius:

»Des Himmels unerforschliche Rathschlüsse wage kein vermessener und endlicher Verstand ergründen zu wollen!«

»Aber die *menschlichen* Rathschlüsse und Pläne darf man doch wohl einer Untersuchung und Beurtheilung zu unterwerfen wagen?«

Der Pater zuckte stumm die Achseln.

Frau von Werneuchen zitterte vor Zorn und Bosheit, sie sprach zu ihrem Manne mit dem giftigsten Ton ihrer schneidenden Stimme:

»Ihr Sohn scheint auf seiner weltlichen Laufbahn seltsame Ansichten aufgesammelt zu haben.«

Mit einer gewissen Demuth erwiederte Werneuchen:

»In dem bunten Getreibe des Lebens treten mancherlei Ansichten an den Menschen heran, bei einer gesicherten Lage und in ruhigeren Verhältnissen gelangt manches zur Klarheit, was früher verworren war.«

Seine Frau setzte hinzu:

»Es wird aber sehr der Anleitung unseres würdigen Geistlichen bedürfen, um den jungen Mann von den Abwegen zurückzuführen, auf die er gerathen ist.«

»Ich bin« – sagte der Geistliche – »zu jedem Dienste gern bereit, der zum wahren Vortheil unserer heiligen Kirche oder zum Nutzen verirrter Seelen gereicht, wenn sich bei letzteren nur die gehörige Empfänglichkeit findet.«

»Mein Gemahl« – sagte die Dame – »wird demnach in der hohen Verpflichtung, für das Seelenheil seines Sohnes zu sorgen, demselben bestimmte Stunden des Tages ansetzen, wo es sich der hochwürdige Pater Ignatius zur Aufgabe macht, durch Unterweisung und gemeinschaftliche Andachten jenes erhabene Ziel zu erreichen. Nicht wahr, mein Gemahl, Sie werden zu diesem heiligen Zwecke bereitwillig die Hand bieten?«

Werneuchen war in großer Verlegenheit, er brachte mühsam die Worte hervor:

»Gewiß, gewiß, es wird Alles geschehen, was in Beziehung auf die heilige Kirche als nöthig oder zweckmäßig erscheint.«

Adams hatte bisher gar keine Gelegenheit gefunden, sein Wort anzubringen, er sagte aber jetzt:

»Ich habe wohl auch mitzusprechen bei dieser beabsichtigten Veranstaltung, da sie ja hauptsächlich mich und meine Dressur betrifft – –«

Die Stiefmutter unterbrach ihn mit dem Aufschrei:

»Was hör' ich – Sie nennen das eine *Dressur* – sowie man Hunde *dressirt*? Wie abscheulich!«

Gleichmüthig versetzte Adams:

»Nun, ich kann keinen wesentlichen Unterschied erkennen.«

»Aber, Theodor – –« wollte der bestürzte Vater beginnen, doch seine Frau unterbrach ihn:

»Sie sind ein fürchterlicher Mensch, ich muß mich von aller Gemeinsamkeit mit Ihnen lossagen!«

»Nicht doch, gnädige Frau,« – sagte Ignatius sanftmüthig – »es wird unter dem Beistand der Heiligen schon gelingen, auch in diesen starren Boden den Samen des Heils zu senken, daß es keime und Frucht trage.«

Aber die Dame ließ sich nicht beruhigen, sondern sie fuhr mit kreischender Stimme fort:

»Nein, nein, es wird nicht gelingen, er ist ein entsetzlicher Mensch! Hat er doch schon den frommen Baptist tödtlich beleidigt und während des kurzen Verweilens in dieser sonst so frommen und friedlichen Familie bereits in unerhörter Weise Aergerniß und Anstoß gegeben.«

Adams wurde nun auch heftig und entgegnete mit gereizter Stimme:

»Ich bin doch wohl alt genug, um mit meinem Willen keinen Heuchler und Duckmäuser in meiner nächsten Umgebung zu dulden!«

Die erboste Frau wandte sich an ihren Gemahl:

»Sie sind verantwortlich für diesen Skandal, Herr von Werneuchen; wenn Sie nicht Einhalt thun, so wird der gerechte Zorn der Frommen und die verdiente Strafe des Himmels über Sie hereinbrechen!«

»Lassen Sie uns heute abrechnen,« – sagte der gebeugte Mann – »wir werden das nächste Mal beruhigter diese Dinge besprechen.«

Und er nahm hastig Adams am Arme und nöthigte ihn so, sich nach einer stummen Verbeugung mit ihm zu entfernen.

8. ABERMALS EIN BRUCH.

Der übrige Tag verlief für Vater und Sohn gleich unerquicklich; wenn Ersterer dem Letzteren Vorwürfe über sein Auftreten bei dem Familien-Kongreß machen wollte, so wies dieser sie kurz und entschieden ab, und Werneuchen war nicht der Mann darnach, um bei irgend einem Vorgehen zu beharren, sobald er auf eine feste Opposition stieß.

Am nächsten Morgen sagte der Vater zu Adams:

»Ich bin so eben von meinem Rentmeister benachrichtigt, daß ich ein nothwendiges unaufschiebliches Geschäft mit ihm abmachen muß, und ich werde daher leider wohl für den ganzen Vormittag von Dir getrennt sein. Vertreibe Dir die Zeit, so gut es geht, vor allen Dingen aber – vermeide Alles, was neue Zerwürfnisse herbeiführen könnte.«

Der gute Mann ahnte wohl kaum, daß das nothwendige und unaufschiebliche Geschäft von seiner Frau und dem Pater künstlich herbeigeführt war, um ihn für einige Stunden zu beseitigen, die man zu einem neuen Angriff auf den Sohn benutzen wollte.

Adams war im höchsten Grade verstimmt. Er kam sich vor wie ein Vogel, der zum ersten Mal aus der freien Natur in einen Käfig versetzt ist und an dessen vergoldeten Stäben keinen Trost finden kann, doch waren seine Empfindungen noch zu gemischt, um ein deutliches Gefühl zu entwickeln, und seine Gedanken zu verworren, um ein klares Urtheil oder gar einen bestimmten Entschluß zu bilden. Er wurde auch bald in seiner unbehaglichen Stimmung unterbrochen, als der Diener Friedrich hereintrat und meldete:

»Die gnädige Frau lassen ihren Herrn Sohn ersuchen, sich doch sogleich zu ihr zu begeben, um ein erfreuliches Verständniß herzustellen.«

Dieser Aufforderung konnte sich Adams nicht wohl entziehen, denn wenn seine Stiefmutter die Hand zum Frieden reichen wollte, so durfte er dieselbe schon aus Rücksicht für den Vater nicht zurückstoßen. Er ließ also zurücksagen, daß er sofort erscheinen würde.

Nachdem abermals Baptist die Flügelthüren geöffnet hatte, und zwar mit einem gewissen höhnischen Triumph auf seinem bösen Gesichte, bot sich dem Eintretenden wieder der Anblick der in dem Rollstuhl thronenden Stiefmutter dar, aber diesmal stand ihr zur Rechten der Pater, zur Linken eine noch ziemlich junge Dame in halbklösterlicher Kleidung, ohne Zweifel das Fräulein Brigitta von Gonzenhausen. Sie glich ihrer Mutter, war aber weit häßlicher, und ihre Augen hatten noch weit mehr etwas Stieres, aber dabei Glühendes; wäre sie in männlicher

Ordenstracht gewesen, so würde sie ganz vollkommen einen jungen Fanatiker dargestellt haben.

Frau von Werneuchen begann:

»Ich habe Sie um Ihre Gegenwart ersucht, zuerst um Sie mit meiner Tochter Brigitta von Gonzenhausen bekannt zu machen.«

Adams schritt auf die ihm Vorgestellte zu, um ihr die Hand zu bieten, aber sie wehrte ihn ab, indem sie den Arm erhob und ihm ein kleines Kruzifix vorhielt, gleichsam wie eine Waffe.

Die Dame fuhr fort:

»Die entfernte Beziehung, worin meine Tochter zu Ihnen steht, macht eine weitere Annäherung und Befreundung erst dann rätlich oder auch nur möglich, wenn sich eine Uebereinstimmung in den Ansichten über die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten gefunden haben wird dazu den Grundstein zu setzen und somit zu einem gegenseitigen Verständniß zu gelangen, war die zweite und wichtigste Veranlassung, Ihren Besuch zu wünschen.«

Adams war sehr einverstanden damit gewesen, mit dem häßlichen Frauenzimmer, das gewissermaßen seine Schwester war, nicht fraternisiren zu müssen, jetzt aber fühlte er sich sehr neugierig in Bezug auf den angekündigten Grundstein eines Tempels der Eintracht, und er schaute darum die Damen mit gespannter Erwartung an.

Sie fuhr nach einer Pause fort:

»Meine Gesundheitsumstände erschweren es mir sehr, mich in die Schloßkapelle zu begeben, darum ist hier

in einem Nebenzimmer, wohin ich leicht gerollt werden kann, eine besondere keine Kapelle hergerichtet. Dahin werden wir uns begeben und dort einige Stunden in tiefer Andacht zubringen, theils für Sie und Ihr verwahrlostes Seelenheil still betend, theils andere Andachtsübungen vornehmend, wie sie der hochwürdige Vater für gut halten wird. Diese Hausandacht werden wir so lange fortsetzen, bis Sie fühlen, daß das harte Herz erweicht, und bis Sie das Bedürfniß spüren, an heiliger Stelle Ihre Sünden auszuschütten in das Ohr des gottgeweihten Priesters. Später können dann freie Unterhaltungen über religiöse Dinge mit den Andachtsübungen abwechseln. Baptist mag jetzt hereinkommen, um mich in die kleine Kapelle zu rollen.«

Hastig fiel Adams ein:

»Lassen sie Baptist vorerst noch draußen, gnädige Frau, denn wir sind so weit noch nicht.«

Indem sich drohende Gewitter auf den Angesichtern der Drei sammelten, die hier eine Art geistlichen Gerichts zu bilden schienen, sagte Frau von Werneuchen:

»Sie werden es doch nicht wagen, Widerspruch gegen diese meine Anordnungen zu erheben, die noch dazu weiter Nichts bezwecken, als Ihr eigenes Bestes?«

»Ich bin allerdings so frei dies zu sagen, indem ich ein für allemal erkläre, daß ich mich diesen und allen ähnlichen Anforderungen nicht unterwerfe.«

»Ich, die Frau und Herrin des Hauses, befehle es Ihnen!«

»Sie haben mir Nichts zu befehlen.«

»Ist solch ein Gräuel wohl erhört? Wenn Sie mir da, wo ich Sie aus einem verlorenen Heiden zu einem geretteten Christen machen will, den Gehorsam aufzukündigen, so werde ich noch genug Einfluß auf Ihren Vater besitzen, um ihn zu vermögen, daß er Ihnen die Wahl zwischen unbedingter Unterwerfung oder völliger und unwiderruflicher Verstoßung stellt.«

Adams, der sich bisher zusammengenommen und eine, wenn auch nur künstliche Ruhe behauptet hatte, ließ nunmehr die lose Maske fallen und erwiderte mit Heftigkeit:

»Ich kann's mir denken, daß Sie dem armen Manne die Hölle heiß genug machen werden, obwohl sein ganzes Leben eine fortwährende Hölle gewesen ist, seitdem er in einem Augenblicke der Unzurechnungsfähigkeit Ihnen seine Hand gereicht hat. – Unterbreche mich Niemand, denn ich will mich aussprechen! – Denken Sie denn aber, Sie könnten mich ebenso leicht am Narrenseil führen, wie den bedauernswerthen schwachen Mann? Sie meinten mich zu überrumpeln und mich, ohne daß ich mich dem mit guter Art entziehen könnte, auch gegen meinen Willen in Ihren Andachtsstall zu sperren, und wenn Sie mich erst darin hätten, nach und nach mürbe zu machen, bis Sie mich um den Finger wickeln könnten. Die Rechnung war aber ohne den Wirth gemacht, meine sehr ungnädige Stiefmama, denn ich bin nicht mehr das unmündige Kind, das sich nach Ihrem Gutdünken mißhandeln läßt. Und wenn wir einmal auf diese alten Geschichten zu reden gekommen sind, so muß ich Ihnen sagen – –«

»Halt ein, Vermessener!« rief mit donnernder Stimme Pater Ignatius, indem er einen Schritt vortrat, als wolle er die bedrohte Dame mit seinem Körper decken, »im Namen dessen, der mich zu seinem Dienste berufen, in Vollmacht des heiligen Amtes, mit dem mich die Kirche bekleidet hat, befehle ich Dir, kein Wort der Schmähung mehr auszustoßen gegen diese fromme Frau, die da ist eins der geliebtesten Kinder der Kirche und eine der festesten Stützen der Religion!«

Adams war schon vor den Worten des Geistlichen außer sich gewesen. Diese Worte aber und der laute Ton, in dem sie gesprochen wurden, machten ihn noch wilder, und er schrie dem Pater entgegen:

»Halte Du selbst den Mund, Du Heuchler und Erbschleicher! Meinst Du denn, man durchschaue das Netz nicht, das Du und Dein Vorgänger über diese Familie geworfen, um ihre irdischen Güter in das allverschlingende Meer der Kirche zu retten?«

Fräulein Brigitta hielt sich nicht mehr, sie streckte beide Hände und rief mit gellender Stimme:

»Wehe, dreifaches Wehe, er lästert die heilige Kirche und ihre frommen Diener, Anathema über ihn!«

In einer Wuth, die sich fast bis zur Raserei steigerte, rief Adams:

»Anathema über Dich selbst, Du – Vogelscheuche! Wärest Du nicht so grundhäßlich, so hättest Du wohl ein anderes Ziel Deiner Eitelkeit gefunden, als die Betschwester zu spielen. Doch ich denke, die fromme Sippschaft

hält ihre Hausandacht nun allein, nachdem sie sich überzeugt, daß ich nicht dafür taugel!«

Er rannte zur Thüre hinaus, gab Baptist, der horchend davorstand, eine so furchtbare Ohrfeige, daß derselbe in der Ecke zusammensank, und eilte auf sein Zimmer. Hier warf er, als wenn er etwas sehr Eiliges zu thun habe, die Kleidung ab, die er seit gestern getragen, legte seine frühere Tracht wieder an und schrieb folgende Zeilen nieder:

»Mein theurer Vater! In dem Augenblick, wo ich Sie verlasse, fühle ich, wie sehr ich Sie liebe, aber ich muß Sie dennoch verlassen. Das Leben hat mich nicht für einen solchen Kreis erzogen, es hat mir keine Elastizität gegeben, und so müßte ich brechen oder zerbrochen werden. Soeben hat sich, doch nicht durch mich herbeigeführt, ein Auftritt ereignet, der den vollen Beweis lieferte, wie unmöglich ich in diesen Umgebungen existiren kann. Ich würde muthmaßlich mit meiner frei aufgeschossenen Wildlingsnatur selbst Ihnen kein Trost und keine Freude sein, sondern Ihre an sich schon schwierige Lage nur noch mehr erschweren. Darum geh' ich lieber fort, bevor Sie sich an meine Nähe gewöhnt haben. Leben Sie wohl, so wohl, als es Ihnen möglich ist, nehmen Sie meinen Dank für Ihre Liebe und Ihren guten Willen und suchen Sie zu vergessen Ihren Sohn Theodor.«

Diese Zeilen trug er in des Vaters unverschlossene Stube und legte sie dort auf das Schreibpult an eine Stelle, wo sie leicht gefunden werden mußten. Darauf verließ er Werneuchen gerade so, wie er dahin gekommen war.

Vor dem Thore sprach er halblaut vor sich:

»Und wohin nun? Es ist mir wirklich einerlei. Der Pfad dort läuft ganz hübsch durch eine Wiese, um sich dann bald im Wald zu verlieren, ihn will ich einschlagen, denn er führt so gut wie jeder andere in's wilde fremde Leben. Ich könnte jetzt hingehen zu Vater Hartwig und ihm darthun, daß ich wirklich eine Familie habe, aber Agnes mag mich nicht, und – 's ist ja auch einerlei. Ich will mich hereinstürzen in's Leben, wo's am tiefsten ist, daß seine Wogen hoch über mir wegbrausen, und daß Niemand mich zu entdecken vermag. Was mir das Leben noch von sogenannten Freuden oder Leiden bietet, das ist mir wahrhaftig einerlei!«

FÜNFTES BUCH. DER GELEHRTE UND DER INDUSTRIELLE.

Düstres Gewölke hängt schwer über dem Leben
des *Einen*,
Ueber des *Andern* Geschick wölbt sich das heitere
Blau:
Doch die Wolken enthalten den Reichthum seg-
nender Blitze,
Unter dem Sonnenglanz seufzet das lechzende
Land.

1. SCHWANHÖFER ALS BRÄUTIGAM.

Abermals saß die Lehrerfamilie in der Laube ihres Gärtchens, aber Rosa buchstabirte bereits, sich an den Stuhl der Mutter lehnend, aus einer Bilderfibel, Arthur spielte auf dem Boden mit einem hölzernen Pferde, und eine kleine Mathilde schlummerte auf dem Schooße Dorra's. Diese besaß noch ganz die frühere Schönheit, nur daß letztere ernster und rührender geworden war; in die weiche und farbenvolle Gesichtszeichnung der Jugend trägt das nachwachsende Alter jene schärferen Linien und leichten Schatten ein, die zwar nicht verschönern, aber veredeln. Auch Bernhard hatte sich einigermaßen verändert; er war eher etwas schwächtiger geworden, als daß er zugenommen hätte, sein Gesicht war ein wenig blasser und gleichsam durchsichtiger, seine Haltung gebückter; wenn er zuweilen von dem Buche, worin er las,

aufschaute, so ruhten seine Augen, die jetzt gewissermaßen größer und tiefer erschienen, mit der innigsten Liebe auf der Gattin und den Kindern.

Rosa studirte:

»V-a-t-e-r – – hörst Du, Mutter, ich kann schon *Vater* lesen!«

»Das ist gut. Wenn Du fleißig lernst, wirst Du bald kleine Geschichten lesen können.«

»Und die erzähle ich dann Arthur und dem Schwesterchen, nicht wahr?«

»Gewiß.«

»Vater,« – sagte Arthur – »wenn ich schnell laufen will, so fällt das dumme Pferd immer um.«

»Du brauchst ja nicht so schnell zu laufen, das Pferd hat nicht so flinke Beine, wie Du.«

»Lebendige Pferde sind doch besser wie hölzerne.«

»Das wohl, aber Kinder können noch Nichts mit lebendigen Pferden anfangen, d’rum müssen sie erst mit hölzernen spielen.«

»Denke Dir, Vater,« – sagte Rosa – »wie Arthur das hölzerne Pferd zu seinem Geburtstag bekommen hatte, setzte er sich darauf und meinte, es müßte nun mit ihm davonlaufen, er wunderte sich aber tüchtig, als das Pferd ruhig stehen blieb.«

»Arthur kannte den Unterschied nicht, jetzt weiß er es schon besser.«

Dora sagte:

»Dir ist’s ebenso mit der Puppe gegangen, Rosa, die hieltest Du auch für ein kleines Kind.«

»Ja, das war etwas Anderes, die hatte ordentliche Kleider an, und die Beine und die Arme konnten sich bewegen.«

»Die Kleine schläft fest,« – sagte Dora – »ich kann sie in ihre Wiege tragen.«

Mit einigem Bedauern sagte Bernhard:

»Wenn wir ein Kindermädchen hätten, so wäre Dir das Leben doch sehr erleichtert, süßes Weib.«

»Ich will es aber nicht erleichtert haben! Den Kleinen thut nicht blos die Aufwartung noth, sondern noch mehr die *Liebe*, und die ist doch bei einer Mutter anders, wie bei einem Kindermädchen.«

Während sie das Kind in der unfern stehenden Wiege bettete, sprach er:

»Freilich ist selbst die *Liebe* der Kindermädchen nicht ohne Gefahr, denn sie ist meist unverständlich, sie verzieht und verwöhnt sogar schon den Säugling, und wenn dann die eigentliche Erziehung anfangen soll, so ist's in mancher Beziehung schon zu spät.«

»Leidet die *Liebe* der *Mutter* nicht eben so sehr und vielleicht noch mehr an demselben Fehler?«

»Die *Deinige* nicht, meine Dora, und eben so wenig die jeder verständigen Mutter. Aber wer kommt da?«

Es knarrten Schritte auf dem Sande, und es rauschte heran wie schwere Seide.

»Ah sieh' da – die heilige Familie abermals im Gartenschloß beisammen!« rief eine heitere Stimme, die Niemand anders als unserem alten Bekannten Schwanhöfer

gehörte. »Ich will nicht gern stören, ich muß aber meine Braut Adelheid Sturz vorstellen und der Gewogenheit meiner lieben Freunde bestens empfehlen.«

Bernhard war aufgesprungen und sagte:

»Das ist keine Störung, das ist eine Ueberraschung, und zwar eine eben so große als freudige.«

»Sieh', liebe Adelheid,« – sagte Schwanhöfer – »dies ist die Familie, von der ich Dir so Vieles erzählt: mein alter Freund, der Oberlehrer Dr. Korn, seine treffliche Frau, von deren vielgerühmter Schönheit Du Dich nun durch den Augenschein selbst überzeugen kannst.«

Man verneigte sich, und das Ehepaar sprach einige Worte der bestgemeinten Glückwünsche.

»Lassen Sie uns in's Haus treten!« sagte Dora.

Aber Schwanhöfer meinte:

»Nicht doch, nicht doch, hier ist's ja schön, die Bänke und Stühle bieten ausreichende Sitze, und – die Wahrheit zu sagen – hier an dieser Stelle, wo ich so oft die brave und glückliche Familie in ihrer häuslichen Herrlichkeit zu bewundern Gelegenheit fand, hier ist vorzüglich die Idee in mir gekeimt und gewachsen, mir auch ein solches häusliches Glück zu gründen, darum ist mir diese Stelle wichtig – um nicht zu sagen *heilig*.«

Man nahm demnach Platz, während die beiden Kinder sich unbeachtet zurückzogen, um aus einiger Entfernung ihre stillen Beobachtungen anzustellen. Bernhard sagte:

»Du hast aber Dein Geheimniß streng bewahrt, Freund Schwanhöfer, denn wenn man auch voraussetzte, daß Du auf Freiers-Füßen gingest, so hab' i doch wenigstens

Nichts davon gewußt, daß Du bereits Deine bestimmte Wahl getroffen hattest.«

»Ja, ja, mein lieber Korn, wir Geschäftsleute sind unterschiedener, als Ihr Gelehrte, wir träumen und fackeln nicht lange; wir fassen ein Ziel fest in's Auge, von dessen Erreichbarkeit wir uns überzeugt haben, wir gehen rasch d'rauf los, und – *abgemacht!* wie unser Freund Vanhulsten sagte. In einer Zeit, wo die Dampfmaschinen arbeiten, kann man in Nichts mehr den alten Schlendrian befolgen, auch nicht mehr in Herzens- und Heirathsangelegenheiten – nicht wahr, Adelheid?«

»Nun,« – erwiderte sie – »was mich betrifft, so glaube ich nicht, mich in unpassender Weise übereilt und einen so wichtigen Schritt ohne die gehörige Ueberlegung gethan zu haben.«

»Das ist freilich wahr, die Geschichte spielt allerdings schon einige Zeit, indem meine liebe Braut sich die übliche Bedenkzeit nahm und so weiter, aber ich wußte die ganze Sache so verdeckt anzulegen und so geheim zu betreiben, daß Niemand etwas Rechtes merkte, und daß ich auch meinen nächsten Freunden, wie z. B. meinem lieben Dr. Korn, Nichts davon sagte. Nun die Angelegenheit zur Reise gediehen ist, gehörst Du natürlich zu den Ersten, die ich mit meinem Glück und meiner Braut bekannt mache.«

»Ich danke Dir von Herzen dafür, und Du wirst überzeugt sein, daß Niemand aufrichtigeren Antheil nimmt als ich.«

»Ich weiß, ich weiß. Doch höre: Laß uns Beide ein wenig im Garten umherschlendern, denn erstens bin ich zu glücklich, um lange ruhig an einer Stelle sitzen zu können, und dann ist es auch gut, wenn die beiden Frauenzimmer ein wenig allein zusammenbleiben, um etwas bekannter zu werden, denn da sie künftig ja doch einen nahen und vertrauten Umgang pflegen werden, so müssen sie baldmöglichst auf den rechten Fuß mit einander zu stehen kommen.«

Damit nahm er Bernhard unter den Arm, und sich so weit entfernend, als es die beschränkten Räume des Gartens erlaubten, flüsterte er dem Freunde zu:

»Eine famose Partie, kann ich Dir sagen! Dreißig tausend Thaler baares disponibles Vermögen und wenigstens eben so viel in Aussicht von einem alten Erbonkel.«

»Wo hast Du nur die Bekanntschaft gemacht? Sie ist nicht von *hier*, denn ich hörte den Namen zum ersten Male.«

»Ja siehst Du, lieber Freund, wenn man erst einmal auf Etwas spekulirt, so wirft man seine Augen hierhin und dahin, zieht seine Erkundigungen in der Nähe und Ferne ein, und so kam ich denn bald dahinter, daß der Auktions-Kommissar Sturz im Städtchen Haide eine einzige Tochter hinterlassen habe, die, wie gesagt, auch noch einen Onkel beerben würde. Weil sie bei ihrer alten kränklichen Mutter das Haus hüten mußte, so kam sie wenig in die Welt, obwohl sie früher in einer Pensionsanstalt der Residenz eine feine Erziehung genossen hat, und war daher auch etwaigen Bewerbern ziemlich

entzogen. Wer hätte auch in dem lumpigen Haide seine Hand ausstrecken dürfen, um dieses Nest mit goldenen Eiern auszuheben? So wie ich aber erfuhr, daß nun auch die Mutter gestorben war, wartete ich nur die allernöthigste Zeit der Trauer ab, reiste nach Haide, um anscheinend Einkäufe zu betreiben, wußte mich durch einen Geschäftsfreund bei dem alten Onkel einzuführen, reiste erst, als ich meiner Sache so ziemlich sicher war, nach Zippelstedt zurück und hielt von hier aus schriftlich um ihre Hand an. Natürlich war die ausgebetene Bedenkekeit nur zum Schein, denn der Onkel und die Nichte wußten schon gut genug um meine Umstände Bescheid; ich eilte nach erhaltenem Jawort sogleich wieder nach Haide, um die Braut nach Zippelstedt zu holen und meiner Familie sowie meinen Freunden vorzustellen, und – da bin ich nun mit ihr! Mußt Du nicht zugestehen, daß ein spekulativer Kopf meiner Art so eine Angelegenheit mit ganz anderer Energie betreibt, als einer von Euch Bücherwürmern, die Ihr in Kunst oder Wissenschaft zu Hause, im praktischen Leben aber Fremdlinge seid?«

Ein leichtes Lächeln überflog das Gesicht Bernhard's, denn er mußte unwillkürlich eine Parallele ziehen zwischen seiner eigenen stürmischen Brautwerbung und zwischen der – Spekulation Schwanhöfer's, der sogar längere Zeit auf den Tod der Mutter gewartet zu haben schien, um seine Operationen zu beginnen. Doch umging er eine Antwort auf die an ihn gestellte Frage, indem er sagte:

»Und Du fandest außer den günstigen äußeren Umständen auch in Geist und Herzen Deiner Braut alle diejenigen Eigenschaften, welche ein dauerndes Lebensglück sichern?«

»Das versteht sich! Ich habe Dir ja schon gesagt, daß sie in der Residenz eine sehr feine Erziehung genossen hat; sie kann, was Kenntnisse, Fertigkeiten und dergleichen betrifft, allen Zippelstedterinnen Etwas zu rathen aufgeben. Und was ihre sonstigen Eigenschaften angeht, so besitzt sie gerade die Mischung, die ganz nach meinem eigenen Geschmacke ist: *nobel*, so weit man es nur irgend verlangen kann, und *sparsam* dabei, so daß sie niemals mehr Mittel verwendet, als eben nöthig ist.«

»Das trifft sich ja recht erwünscht für Dich.«

»Gewiß thut es das! Und wie gut es sich paßt, daß ihr eigenes Vermögen sogleich verwendbar ist! Ich werde mich freilich nicht aus dem Geschäft meines Vaters ganz herausziehen, denn es ist immer ein gutes Geschäft und wirft Etwas ab, auch darf ich den alten Mann nicht vor den Kopf stoßen, aber er ist nicht mit der Welt fortgeschritten, er begreift nicht, auf welche viel leichtere und schnellere Weise man jetzt das Kapital vermehren kann. Nun ist mein höchster Wunsch erfüllt: ich kann mit meinem eigenen Gelde besondere Spekulationen unternehmen, und dieselben sind auch bereits überdacht und vorbereitet. Aber es wird einen tüchtigen Haufen Geld kosten, nach den letzten Ueberschlägen reiche ich kaum, muß daher meine letzten Thaler aus allen Ecken und Enden zusammenscharren. Doch Du irrst Dich, wenn Du

meinst, dies solle vielleicht eine versteckte Mahnung sein wegen dessen, was ich Dir im vorigen Jahre geliehen habe, denn auf eine so kleine Summe kommt's mir doch am Ende nicht an, und wenn es selbst darauf ankäme, so würde ich doch einen Freund nie drängen. Nein, so war's nicht gemeint, mit der Rückzahlung jenes Geldes hat es durchaus keine Eile.«

Bernhard fühlte sich sehr verletzt, doch erwiderte er Nichts als:

»Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich mich meiner Schuld nicht schon entledigte.«

»Es hat Nichts zu sagen, wie ich schon bemerkte, es hat unter Freunden durchaus Nichts zu sagen. Aber es wird die höchste Zeit sein, daß ich meine Braut abhole, denn wir wollten noch einige andere nothwendige Visiten machen.«

Unterdeß war Dora mit der Braut allein geblieben. Wenn sie aus eben keine besondere Bewunderin Schwanhöfer's war, dessen selbstgefälliges breitspuriges Gebahren ihr eigentlich nicht zusagte, so empfand sie dennoch aufrichtige Theilnahme für ihn als für den Freund ihres Mannes, und einen Theil dieser Theilnahme übertrug sie auf dessen Braut. Sie betrachtete daher Adelheid mit Interesse, während diese, nachdem sie ihrerseits scharfe

Beobachtungen angestellt, mit der Spitze ihres Sonnenschirmes leichte Figuren im Sande zeichnete. Es war eine ziemlich schlanke Gestalt ohne alle Fülle, selbst ohne diejenige, die man auch bei zarten Mädchen wünscht, daher bildete sie einen völligen Gegensatz gegen ihren Verlobten, bei welchem die Neigung zur Wohlbeleibtheit eher Fortschritte als Rückschritte machte. Das Gesicht war regelmäßig und nicht unschön, aber es fehlte ihm alle Weichheit und Mädchenhaftigkeit; sie sah aus, als sei sie schon einige Jahre verheirathet gewesen, während Dora ihr gegenüber einen weit jungfräulicheren Eindruck machte.

Die Letztere brach das Schweigen durch die Frage:

»Haben Sie schon eine Wohnung, Fräulein Sturz?«

»Wir werden wohl zu meinem Schwiegervater ziehen, denn der alte Mann gebraucht nur wenige Räume in dem großen Hause. In der That sind die Zimmer der Haupt-Etage ganz leidlich, können sogar, wenn etwas Gehöriges daran gewandt wird, ganz nobel gemacht werden, und man scheut die Kosten nicht bei einer Wohnung, die man künftig doch einmal – – ich wollte sagen, die man nicht wie eine Miethswohnung vielleicht bald wieder verlassen muß.«

Dora war flüchtig erröthet bei der Gefahr der Braut, etwas Ungehöriges in Beziehung auf den Tod ihres Schwiegervaters zu sagen, sie bemerkte nun, um ihre eigene Verlegenheit zu verbergen:

»Ich fürchte nur, Sie werden hier Schwierigkeit finden hinsichtlich geschickter Handwerker und geeigneter Stoffe.«

»Hm, ich werde aus der Residenz, wo ich erzogen bin, einen tüchtigen Dekorateur hierher kommen lassen, der dann, was er an Arbeitern und Stoffen hier nicht vorfindet, von dort bezieht.«

Es entstand eine keine Pause.

»Wie stark ist Ihre Familie, Frau Doktor?« fragte Adelheid.

»Drei Kinder: zwei Mädchen und ein Knabe.«

»Und mit einer wie zahlreichen Dienerschaft werden Sie fertig?«

»Ich habe ein Dienstmädchen für die gröbere Arbeit in Haus und Küche, sowie für die nöthigen Ausgänge.«

»Wie – nicht einmal ein Kindermädchen?«

»Nein.«

»Das kann ich kaum begreifen. Wir müssen sogleich mit einem Stubenmädchen, einer Köchin und einem Bedienten beginnen, aber ich vermute, daß wir nicht bei dieser Zahl werden stehen bleiben können.«

»Das glaub' ich wohl,« – sagte Dora sanft – »aber Ihr Haushalt wird auch nach einem ganz anderen Verhältnisse zugeschnitten sein, wie der unsrige.«

»Also eine Gouvernante für Ihre Kinder werden Sie auch kaum annehmen?«

»Nein, sicher nicht.«

»Es ist doch erstaunlich, mit wie Wenigem man im Leben fertig werden kann.«

»Man richtet sich wohl eben nach den Verhältnissen.«

»Ich begreife nur nicht, wo Franz bleibt; er weiß doch, daß wir unsere Zeit recht nöthig haben.

»Die Herren kommen so eben.«

Ein rascher, doch verstandener Blick des Vorwurfs traf aus den Augen der Braut den Verlobten, der sich bestens zu vertheidigen suchte:

»Ich bin wohl etwas lange geblieben? Aber man hat bei einem so bedeutungsvollen Schicksalswechsel mit einem alten Freunde gar mancherlei zu sprechen. Bei den anderen Besuchen wollen wir desto kürzer sein.«

Man erhob sich zum Abschied.

»Und doch noch eins!« sagte Schwanhöfer und zog Bernhard zur Seite. »Die Direktorstelle,« – flüsterte er – »die durch den Tod des alten Heidekamp erledigt ist, wird num endlich wohl bald wieder besetzt werden, und es freut mich, daß die Chancen günstig für Dich stehen.« – Dann fügte er etwas lauter hinzu, so daß es auch die Damen hören konnten: »Daß mein ganzer Einfluß Dir zu Gebote steht, versteht sich von selbst. Adieu!«

Mit den üblichen Redendsarten trennte man sich gegenseitig. Das Ehepaar wechselte einige Augenblicke lang keine Worte.

Endlich begann Dora:

»Dein Freund schien ja ausnehmend heiter und glücklich, es ist dies also wohl eine Verbindung, die so recht aus der Neigung des Herzens hervorgegangen ist.«

Bernhard schüttelte leicht den Kopf und sagte:

»Es scheint weit eher eine Verbindung aus berechneter Spekulation zu sein.«

»Aber sollte er denn *heucheln*, indem er sich den Anschein eines so hohen Glückes giebt?«

»Er *heuchelt* nicht, er *täuscht* sich nur. Allerdings wird es ihm auch Freude machen, seine Unternehmung so mit Erfolg gekrönt zu sehen, jedoch wäre diese Freude etwas Anderes, als die glückliche Bräutigamsstimmung. Indessen findet man sehr häufig, daß Brautpaare, welche die nüchternste Berechnung zusammengeführt hat, eine so höchst glückliche Stimmung zeigen; vielleicht berauscht sie die Poesie des neuen Verhältnisses um so stärker, je weniger sie gewohnt gewesen sind, aus dem Born der Poesie zu trinken, und in diesem Rausche halten sie sich nicht bloß für wahrhaft glücklich, sondern täuschen sich sogar darin, daß sie die Verbindung aus echter Neigung geknüpft zu haben meinen.«

»Wenn sie sich für wahrhaft glücklich halten, so sind sie ja auch glücklich.«

»Nicht ganz, meine Dora. Ein solches Glück ist wie manche Farbe, welche hinlänglich leuchtet, aber nicht echt ist; sie verblaßt nur zu bald, weil sie weder Sonnenschein noch Regen vertragen kann. Wie gefällt Dir denn aber die Braut?«

»Sie hat vielleicht schöne Eigenschaften, die bei näherer Bekanntschaft hervortreten, so auf den ersten Blick macht sie eben keinen besonders günstigen Eindruck. Allein das Gemüth mancher Menschen verschließt sich vor

Fremden und entdeckt sich erst, sobald ein gewisser Grad des Vertrauens erreicht wird.«

»Wenn überhaupt *Gemüth* vorhanden ist!« setzte Bernhard hinzu.



»Nun, wie haben Dir die Leutchen gefallen?« fragte Schwanhöfer seine Braut, als sie die Straße erreicht hatten.

»Von dem Manne habe ich wenig oder gar Nichts gesehen, weil Du Dich sogleich mit ihm entferntest. Und von ihrem Hauswesen, aus dem man sonst manche Schlüsse machen kann, vermag ich mir keine Begriffe zu machen, weil Du es für gut fandest, daß die Visite im Garten abgemacht wurde. Was endlich die Frau betrifft, so finde ich sie weder so schön, wie Du von ihr zu prahlen pflegtest, noch kann ich sagen, daß sie sonst meinen Beifall hat: ich halte sie für hochmüthig und stolz.«

»Hochmüthig und stolz?« rief Schwanhöfer verwundert. »Sie ist ja die Demuth und Bescheidenheit selbst!

»Das sind eben die Schlimmsten, die sich so anstellen. Ich muß vorläufig bei meiner Ansicht bleiben, bis ich mich eines Anderen überzeuge.«

2. DUNKLE WOLKEN.

Nicht lange blieben Bernhard und Dora allein, da kam ein Bürger und verlangte den Hausherrn allein zu sprechen; mit einem unterdrückten Seufzer führte ihn Bernhard in seine Stube, denn er kannte nur zu gut den Handwerker und vermochte dessen Anliegen nur zu leicht zu errathen.

»Nehmen Sie's nicht übel, Herr Doktor,« – sagte der Mann – »aber ich habe noch heut eine Rechnung zu bezahlen und muß Sie daher recht sehr bitten – –«

»Ich weiß, Meister, was Sie wollen, und es hat mich genug betrübt, daß ich den Rest so lange habe stehen lassen müssen, ich dachte aber, Sie könnten sich nun noch bis zum Anfang des nächsten Monats gedulden.«

Der Meister zuckte die Achseln und sagte traurig:

»Ich komme selbst in die schwersten Verlegenheiten.«

»Wie viel bin ich Ihnen noch schuldig?«

»Zehn Thaler.«

Bernhard ging langsam zum Schreibtische und zählte zehn Thaler ab; den kleinen zurückbleibenden Rest wieder fortlegend, forderte er den Mann auf, sein Geld einzustreichen und den Empfang zu bescheinigen. Als Beides geschehen war, sagte der Mann im Fortgehen, sich noch einmal umkehrend:

»Aber nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Doktor, ich kam wahrhaftig ungern genug.«

Sanft erwiderte Bernhard:

»Nicht *Sie* haben um Entschuldigung zu bitten, sondern *ich*, denn das Geld kam Ihnen ja von Rechtswegen zu.«

»Also Sie sind nicht böse und übergehen mich nicht mit der Arbeit?«

»Ei bewahre!«

»Na, so bedank ich mich und wünsche wohl zu leben.«

»Adieu, Meister.«

An der ersten Straßenecke erwartete den Handwerker ein anderer Bürger, der neugierig fragte:

»Hast Du Dein Geld gekriegt, Lütkemeyer?«

»Ja, ohne einen Groschen Abzug.«

»Wie hast Du das angefangen? Die Fleischersfrau, die ihre Waare nur gegen Baar giebt, hat diesen Morgen abziehen müssen, indem die Madame sagte, sie wollte das nächste Mal zusammen bezahlen.«

Lütkemeyer lachte und sagte:

»Siehst du, Gevatter, ich machte ein langes Gesicht und brachte die alte Geschichte, weißt Du, vom Bezahlen einer Rechnung vor, dann ist so einer fertig.«

Der Andere sagte nachdenklich:

»Meine Rechnung vom vorigen Jahr ist zwar bezahlt, aber ich bekomme aus diesem Jahre schon ein Sümmchen, da will ich denn morgen auch hingehen und der Abwechselung wegen von dem Wechsel reden, den ich schlechterdings bezahlen muß.«

»Es wird Dir diesmal nicht viel helfen, Gevatter, der Patron ist wirklich kahl. Vielleicht am Ersten des nächsten Monats, wo er sein Gehalt bezieht – –«

»Ja, ja, das ist am Ende sicherer. Man muß sein gutes Pulver von rührenden Geschichten nicht umsonst verschießen. Uebrigens laß ich nicht wie Du meine Rechnung bei so einem armen Angestellten, der von der Hand in den Mund lebt, über's Jahr anwachsen, sondern ich bombardire gleich nach Neujahr so lange, bis ich mein Geld habe. Mit einem Kaufmann oder sonst einer wohlhabenden Familie nehm ich's freilich nicht so genau, wenn die aus Vergeßlichkeit oder Bequemlichkeit, oder weil das Geld erst noch bei ihnen hecken soll, mich warten lassen.«

»Aber warum nicht?«

»Es ist wegen der Kundschaft, siehst Du! Wenn so ein Schlucker mir am Ende die Kundschaft entzieht, so kommt nicht viel darauf an, aber wenn man einen *guten* Kunden verliert, so hol's der Teufel.«

Seinem Gesichte die treuherzige Maske gebend, sagte Lütkemeyer:

»Ich gebe schon auch solchen Leuten bis in die Mitte des zweiten Jahres Kredit, einmal, weil man im ersten Jahr weder mit Güte noch mit Gewalt Etwas zu bekommen pflegt, und zweitens weil es auch sonst sein Gutes hat.«

»Das möcht' ich doch wissen!«

»Für's Erste wagen dergleichen Herrschaften nicht an den Rechnungen herumzumäkeln oder gar Abzüge zu

machen, und für's Zweite – prüfen sie auch die Arbeiten nicht so genau, sondern sie lassen sich schon Etwas gefallen.«

Der Andere blinzelte schlau mit den Augen und sagte:

»Na, man kann's auch einrichten, daß man dieser Vortheile nicht verlustig geht und dennoch das Geld zur rechten Zeit herauspreßt.«

Darauf setzten die würdigen Meister ihren Weg fort.

Bernhard stand noch in trübem Sinnen vor seinem Schreibtisch, da legte sich ein weicher Arm um seine Schulter, und Dora's liebliches Gesicht schaute von der Seite zu ihm empor:

»So gedankenvoll, mein lieber Bernhard? Es thut mir leid, wenn ich störe.«

»Wie könntest Du mich stören, Dora?« erwiderte er, indem die trüben Wolken der Stirne vor dieser seiner Lebenssonne zu schwinden begannen. »Wünschest Du Etwas, mein Herz?

»Ich wollte Dich nur um etwas Geld bitten. Mit meinem Haushaltungsgeld bin ich zu Ende und muß daher den Rest eintreiben, mit dem Du in meiner Schuld bliebst. Ich verlange auch nicht einmal Zinsen.«

Der leicht scherzende Ton Dora's schnitt tief in Bernhard's Herz, er zog die Lade heraus, aus welcher er den Handwerker bezahlt hatte, und gab die drei Thaler, die sich nur noch darin vorfanden, schweigend seiner Frau.

Sie aber sagte:

»Nein, mein Männchen, Du darfst mich auch nicht verkürzen, es kommen mir nicht drei, sondern sechs Thaler noch zu.«

»Ich habe für jetzt nicht mehr, Dora.«

Sie erschrak sichtlich, nicht so sehr über diese Mittheilung, als über den eigenthümlichen matten Ton, womit dieselbe gesprochen wurde; nach einer kurzen Pause sagte sie:

»So warten wir einige Tage, bis Du wieder Geld einnehmen wirst.«

Fast tonlos entgegnete er:

»Ich habe nicht früher auf irgend eine Einnahme zu rechnen, als bis zum Anfange des nächsten Monates.«

Darauf wandte er sich und verließ das Zimmer.

Dora besorgte die häuslichen Geschäfte, ließ die Kinder unter Aufsicht des Dienstmädchens zurück und suchte dann ihren Mann auf. Sie fand ihn in der Laube sitzend, indem zwar ein Buch aufgeschlagen vor ihm lag, aber nicht benutzt worden zu sein schien, denn Bernhard's Augen, die etwas geröthet aussahen, starrten in die leere Luft, und er bebte erschreckend zusammen, als er den leichten Schritt der Nahenden hörte.

Sie setzte sich neben ihn, ergriff die schlaff herunterhängende Hand und sagte mit ihrem treuesten und lieben Tone:

»Bist Du unwohl, mein theurer Bernhard?«

»Körperlich fehlt mir Nichts, aber Du kannst Dir wohl denken, was mich geistig tief bewegt.«

»Nein, das kann ich mir nicht denken, denn ich begreife nicht, wie eine so unbedeutende Sache einen solchen Eindruck auf Dich machen kann.«

»Eine *unbedeutende* Sache, Dora?«

»Ist denn ein augenblicklicher und vorhergehender Geldmangel etwas Bedeutendes? Ich sollte denken, davor sind auch wohlhabende Leute nicht immer sicher.«

Seufzend erwiederte er:

»Das ist eine ganz andere Sache!«

»Nun gut, mag das sein. Aber wenn es Dich wirklich ängstigt, ohne Geld zu sein, so laß Dir vom Rendanten einen Theil Deiner nächsten Besoldung vorauszahlen.«

Nach einem kurzen Schweigen antwortete Bernhard:

»Der Rendant Schelring will mir nicht wohl, seitdem er glaubt, daß ich vor Jahr und Tag einen Schüler, der seinen Sohn geschlagen, nicht streng genug bestraft hätte. Als ich nun schon einmal in dem Falle war, einen Vorschuß von ihm zu erbitten, so gewährte er zwar murrend meinen Wunsch, ließ aber nicht undeutlich merken, daß er sich nicht zum zweiten Male zu einer solchen Unregelmäßigkeit in der Geschäftsführung verstehen würde.«

»So leihe Dir doch eine Geldsumme von Deinem Freunde Schwanhöfer. Eine solche Dienstleistung ist ja das Geringste, was man der Freundschaft zumuthen kann.«

Immer niedergeschlagener erwiederte er:

»Es scheint die geringste Dienstleistung und ist oft dem Gebenden die schwerste, jedenfalls dem Empfangenden die drückendste.«

»Dennoch würde ich mich unter diesen Umständen nicht besinnen.«

»Ich habe ihn schon vor längerer Zeit um ein Darlehn ansprechen müssen, welches ich bis jetzt nicht zurückzahlen konnte; es ist unmöglich, abermals mich mit einem solchen Ansinnen an ihn zu wenden.«

Nach einigem Nachsinnen, welches ihr aber weiter keinen Ausweg zu bieten schien, sagte sie muthig:

»Nun, so schlagen wir uns durch, so gut es geht; wir theilen das Geld, das Du mir gegeben, und suchen bis zur nächsten Zahlung Deines Gehaltes fertig zu werden.«

»Behalt' nur die wenigen Thaler, Dora, ich besitze in meiner Börse wohl noch so viel, als ich zu etwa mir vorkommenden Ausgaben brauche.«

»Nein, nein, Du mußt wenigstens noch einen Thaler nehmen, sonst möchtest Du in eine plötzliche Verlegenheit gerathen; brauchst Du ihn nicht, so kannst Du ihn mir immer wieder geben.«

Er mußte den Thaler nehmen und steckte ihn mit einem schmerzlichen Gefühle ein, dann aber umarmte er das liebe Weib innig, und es rann ihm aus jedem Auge eine Thräne.

Sie bemerkte die Thränen wohl, aber sie bekämpfte sich selbst und sagte mit herzlichem Tone:

»Ich muß wieder darauf kommen, mein theurer Bernhard, daß ich nicht verstehe, wie Deine edle und starke Seele sich durch eine so untergeordnete Verlegenheit kann beugen und niederdrücken lassen.«

»Es ist nicht die Verlegenheit selbst, was mich so tief bewegt, sondern die Betrübniß, daß Du nun auch, indem Du einen Einblick in unsere mißliche Lage gethan hast, zur Mitträgerin der *Sorge* geworden bist. Wie viel Mühe hab' ich mir gegeben, Dir in dieser Hinsicht die Unbefangenheit des Geistes zu bewahren; warst Du doch als Hausfrau und Mutter, bei beschränkten Mitteln und mangelhafter Dienerschaft, von der Last des Lebens schon schwer genug gedrückt! Und nun ist meine Absicht, Dich wenigstens nach dieser Seite hin in einer beruhigenden Ungewißheit zu erhalten, für immer vereitelt.«

Sanft sagte Dora:

»Und war es *recht* von Dir, mein Bernhard, daß Du mich in dieser Unbefangenheit und Ungewißheit erhalten wolltest?«

»Ich *hielt* es wenigstens für recht.«

»Und dennoch war es ein Unrecht, gewiß das erste und einzige Unrecht, dessen Du Dich gegen mich schuldig gemacht hast. Ich, Deine Gattin, die Du Dir aus freier Herzensneigung gewählt, die sich Dir ganz zu eigen gegeben hat und Dir durch weit schwerere Prüfungen wie diese mit bereitwilliger Treue folgen würde: ich sollte nicht Deine Sorgen theilen und sie Dir erleichtern, indem ich sie tragen helfe?«

»Wenn es eine Schwäche war, so verzeih' sie meiner Liebe.«

»Von *Verzeihen* ist keine Rede, sondern nur von der gewiß ebenso gerechten als innigen Bitte, nie wieder ein Geheimniß solcher Art vor mir zu haben.«

»Du gute, liebe, treue Dora!«

»Und siehst Du, Deine Zurückhaltung hat schon ihre schlimmen Folgen nach sich gezogen. Obgleich ich den besten Willen zur Sparsamkeit mitbrachte, so fehlte es mir an Erfahrung, und ich habe ohne Zweifel in meiner Unbefangenheit manche Ausgabe gemacht oder veranlaßt, die sich hätte vermeiden oder beschränken lassen; hätte ich aber gewußt, daß wir in der Weise, wie wir bisher lebten, nicht auskämen, so hätte sich wohl noch Manches ändern lassen.«

»O nein, Dora, wir haben uns so eingeschränkt, wie es nach unserer Stellung irgend möglich war. Die wahre Ursache liegt in der Ungunst äußerer Verhältnisse. Als ich meine hiesige Stelle antrat, mußte sie für einen unverheiratheten jungen Mann recht günstig, auch für eine angehende Haushaltung auskömmlich erscheinen, aber es durfte sich erwarten lassen, daß mit den Jahren die Einnahme steigen würde. Das ist aber nicht, oder wenigstens fast nicht geschehen, denn die sogenannten Gratifikationen, die von Zeit zu Zeit ausgezahlt wurden, konnten für eine wachsende Familie so viel wie Nichts bedeuten. So begann denn gleich nach den ersten Jahren ein Mißverhältniß zwischen den Einkünften und den Ausgaben zu entstehen.«

»Und so lange« – sagte Dora mit tiefer Theilnahme – »hast Du die Sorge einsam für Dich getragen und sie Dir noch schwerer dadurch gemacht, daß Du sie mir verhehltest!«

»Daß sie schwerer war, fühl' ich jetzt, wo ich mir erleichtert scheine, nachdem ich Dir mein Herz ausgeschüttet. Als der brave alte Direktor Heidekamp starb, dachte ich wohl an die Möglichkeit, an dessen Stelle zu rücken, oder ich wurde vielmehr durch Schwanhöfer auf diesen Gedanken gebracht, indem der mir vorgehende zweite Lehrer, der auch schon alt und kränklich ist, ausdrücklich auf das Direktorat verzichtete. Doch legte ich zu wenig Werth auf diese ungewisse Aussicht, um von ihr zu reden, und erst heute, als mir Schwanhöfer mittheilte, daß die Stelle nun bald besetzt werden solle, und daß die Verhältnisse sich günstig für mich gestalteten, beginnt mir eine wirkliche Hoffnung zu erwachsen. Ja, mein theures Weib, das wäre wohl recht schön, wenn diese Hoffnung in Erfüllung ginge; ich hätte nicht blos einen erweiterten Wirkungskreis vor mir, sondern meine Einnahme verbesserte sich auch so, daß wir aller Noth und Sorge entthoben wären.«

»Ich würde mich um Deinetwillen recht freuen, Bernhard, aber auch wenn diese Aussicht nicht vorhanden wäre oder sich nicht erfüllte, so verliere ich doch den Muth nicht. Und auch Du sollst nicht zagen und fürchten, es wäre ja gar zu schlimm, wenn die erbärmlichen Nahrungssorgen einen Mann wie Dich aus seinem Frieden und Glück herausängstigen könnten.«

»Nein, Dora, das werden sie nicht! Ich habe das Schlimmste überstanden, da ich Dich mit unserer mißlichen Lage habe bekannt machen müssen, ich erhebe

mein Haupt nun wieder, und das Herz öffnet sich bereitwillig der Hoffnung. Vielleicht wird uns ja bald die bessere Stellung zu Theil, und sollte es damit Nichts sein, so bemü' ich mich mehr um Privatunterricht, als ich bisher gethan habe, weil ich meiner amtlichen Thätigkeit nicht gern die Kräfte schmälern mochte und außerdem der Meinung war, die Privatstunden würden hier nicht angemessen bezahlt. Wenn ich es darauf anlege, so kann ich gewiß auch solche bekommen, die eine ansehnliche Nebeneinnahme abwerfen, und dann kommen wir wohl durch. Mit einer solchen Gefährtin, wie ich an Dir habe, wandert's sich gut durch's Leben, wenn auch der Pfad nicht immer über blumige Anger, sondern zuweilen durch hemmendes Gestrüppe führt.«

Er besiegelte die neue Lebenshoffnung mit einem herzlichen Kusse.



Da sich Bernhard ernstlich um Privatstunden bemühte, so gelang es ihm bald, solche zu erhalten, besonders von ziemlich herangewachsenen Mädchen, für die bis dahin sehr mangelhaft gesorgt war, da es in Zippelstedt noch keine höhere Töchterschule gab. Wenn Bernhard unbestreitbar ein sehr guter, ja ein ausgezeichnete Lehrer für Knaben und Jünglinge war, da er wahre Liebe für die Jugend besaß und sich der Herzen derselben mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigte, so war er im Grunde doch noch mehr zum Mädchenlehrer befähigt durch die Milde

seines Charakters, die doch immer das gehörige Ansehen zu behaupten wußte, ohne nach schulmeisterlicher Autorität zu streben, und durch den Reichthum seiner Phantasie, womit er unbewußt und absichtlos den weiblichen Gemüthern imponirte. Freilich wurde nun aber auch seine Zeit sehr in Anspruch genommen, zumal da er manche freie Stunde der Anleitung der Gymnasiasten zu Turnübungen widmete. Hierfür war bis dahin in Zippelstedt gar Nichts geschehen, und weil das Curatorium wenig geneigt war, Geldmittel für diesen Zweck zu beschaffen, so hatte sich Bernhard der guten Sache wegen entschlossen, die Uebungen ohne irgend eine Entschädigung zu leiten, indem die keinen Beiträge, die von den Theilnehmenden gezahlt wurden, kaum zur Anschaffung der nöthigen Geräthe und zur Bestreitung sonstiger unabweigbarer Ausgaben hinreichten.

Daß demnach der Lehrer, durch sein Amt in Schule und Haus vielfach beschäftigt und nun noch durch den Turnunterricht und die Privatstunden bedeutend in Anspruch genommen, oft von des Tages Last und Hitze recht ermüdet war, ließ sich wohl begreifen; die daneben fortlaufenden Nahrungssorgen matteten den Geist noch mehr ab, so daß auch in den wenigen Stunden wirklicher Muße, der Hausvater sich nicht der Frau und den Kindern in der Weise widmen konnte, wie er es wünschte und wie er auch sonst gethan hatte. Dora, weit entfernt, hierüber empfindlich zu sein, suchte vielmehr durch verdoppelte Rücksicht und liebevolle Pflege dem theuren Manne

Aufheiterung zu verschaffen, nur seinetwegen oft wünschend, daß er in eine verbesserte und erleichterte Stellung eintreten möchte.

3. BERNHARD UNTER DEN ZIPPELSTEDTERN.

Der alte Schwanhöfer gab eine große Abendgesellschaft zu Ehren des Brautpaares, wozu auch Bernhard und Dora geladen waren. Bernhard war zu achtlos auf Aeüßerlichkeiten, um an seinen Festanzug zu denken, der bescheiden genug war, ja um nur zu bemerken, daß die einfache Kleidung Dora's gegen den prunkenden Putz der übrigen Damen abstach: war sie doch in seinen Augen die Schönste des ganzen Kreises, und sie war es fürwahr nicht bloß in seinen Augen, sondern auch in der Wirklichkeit.

Das Hereintreten des Korn'schen Ehepaares erregte eine eigenthümliche Sensation: man brach die Unterhaltung ab, in der man sich gerade befand, ohne sich doch den Anschein geben zu wollen, als lege man Werth auf die Neuhinzugekommenen; man faßte sie scharf in's Auge, ohne sie doch besonders höflich zu empfangen. Die Zippelstedterinnen hatten nie ein rechtes Herz zu Dora fassen können, denn weil dieselbe ihnen so besonders, so – distinguirt vorkam, so sagten sie sich selbst gern, die Frau Korn suche Etwas darin, anders zu sein wie die Ubrigen, sie wolle absichtlich etwas Besonderes vorstellen. Dora fühlte recht gut, daß sie unter ihren Mitbürgerinnen nicht ganz heimisch sei, aber sie verlor dadurch ihre Unbefangenheit nicht, denn sie suchte und fand ihre

Befriedigung zu sehr nur in ihrem Mann und ihren Kindern, um besondere Ansprüche an die Zippelstedter Geselligkeit zu machen. Aber auch das legte man ihr zum Verbrechen aus.

Es mochte wohl schon mehrfach unter den Anwesenden, wenigstens unter den Damen, von dem Korn'schen Paare die Rede gewesen sein, denn die Frau Landrichter Peilsticker warf der neben ihr sitzenden Braut Adelheid einen vielsagenden einverstandenen Blick zu, indem sie flüsterte:

»Sie hat wieder dasselbe alte Kleid an, und wieder trägt sie die Halskette und das Armband, die so wenig dazu passen.«

Adelheid flüsterte dagegen:

»Ich mag es gar nicht leiden, wenn Pauvreté Etwas vorstellen will!«

Schwanhöfer war seinem Freunde und dessen Gattin entgegengeeilt, sie mit großem Wortschwall, zugleich aber mit Vorwürfen wegen des späten Kommens empfangend.

»Erlaube, lieber Freund,« – setzte er hinzu – »daß ich Dir Deine liebenswürdige Frau entführe, um sie zu den Damen und besonders zu meiner Braut zu placiren, die vor Begierde brennt, die bis dahin flüchtige Bekanntschaft intimer zu machen. Ich hole Dich dann gleich in das Herrenzimmer ab.«

Als Schwanhöfer die schöne Frau zu der Gruppe brachte, wo seine Braut saß, wurde Dora von der Frau Landrichter mit süßlicher Freundlichkeit, von Adelheid aber

mit einer gewissen Zurückhaltung empfangen, welche wenig einer brennenden Begierde nach intimerer Bekanntschaft entsprach.

Nachdem Dora Platz genommen und die gewöhnlichen Begrüßungsformeln ausgewechselt hatte, sagte die Peilsticker mit dem gewinnendsten Tone:

»Unserer schönen Frau Korn, der anerkannten Zierde von Zippelstedt, steht zwar Alles gar fein und nett, aber es ist doch bewunderungswürdig, wie gut ihr die Halskette und das Armband lassen.«

Scharf hinblickend fügte Adelheid hinzu:

»Und die Perlen sind wohl gar – *echt*, auch die Steine sind kostbar, es steckt also in der Schnur und dem Bande gewiß ein bedeutender Werth.«

Erröthend sagte Dora:

»Es sind die einzigen Andenken an meine verstorbene Mutter.«

»Man sieht es wohl,« – sagte Adelheid – »daß der Schmuck schon älter sein muß, denn die Fassung ist nicht modern; ich würde die Steine anders fassen lassen.«

»Sie sind mir am liebsten so, wie sie meine Mutter getragen hat.«

Die Peilsticker fiel ein:

»Haben Sie schon die herrliche Broche bewundert, die Herr Schwanhöfer seiner Braut aus der Residenz hat kommen lassen?«

Dora hatte die Broche noch nicht gesehen und zollte ihr den üblichen Tribut des Beifalls, obschon sie im

Grunde das Prachtstück für keineswegs geschmackvoll und nicht einmal für eigentlich kostbar halten mußte. –

Schwanhöfer führte unterdeß den Freund in ein Nebenzimmer, worin sich nur Herren befanden, und zwar an den Tisch, wo sein Vater die beiden Hauptgeistlichen der Stadt, der Rentmeister Schelring, der zugleich Rendant des Gymnasiums war, und andere Honoratioren saßen.

»Eine Cigarre gefällig?« fragte Schwanhöfer, als er Bernhard unter diesen Grandaten Zippelstedt etablirt und neben ihm Platz genommen hatte. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ein anderer Gegenstand noch unerledigt von dem Kreise besprochen wurde, fuhr er fort:

»Ich kam heut' Nachmittag bei dem Schießplatz vorbei, wo die Gymnasiasten ihre Turnübungen vornahmen, und ich blieb eine Zeit lang stehen, um mir die Sache anzusehen; es ist famos, was die Jungen für Stücke aufführen, und ich bedauerte recht, daß in meiner Schulzeit Nichts dafür geschah. Da die ganze Geschichte blos *Dein* Verdienst ist, Freund Korn, so mußst Du Deine Freude daran haben.«

»O ja,« – erwiderte Bernhard – »ich freue mich recht über das bereits Erreichte und hoffe noch mehr von der Zukunft. Es haben sich schon recht tüchtige Vorturner herausgebildet, und so wird die ganze Unternehmung sich wohl bald hinreichend entwickeln, um sich die Zufriedenheit und das Vertrauen der städtischen Behörden

zu erwerben, in Folge dessen aber wird gewiß eine Geldunterstützung nicht ausbleiben, und somit die Einrichtung immer erfolgreicher werden.«

Der alte Schwanhöfer, ein aufgeschwemmter Mann mit geschwollenen Gesichtszügen und häßlichen Hängebacken, murmelte Etwas in die Rauchwolken seiner Pfeife, was etwa lautete wie:

»Mit der Geldunterstützung hat's vorerst noch lange Zeit.«

Der Pfarrer Schmalz, ein würdiger Mann von wohlwollendem Aussehen, sagte:

»Es scheint eine glückliche Nachahmung der alten Griechen, wenn man mit der geistigen auch die körperliche Ausbildung zu vereinigen sucht, und somit ist allerdings eine gedeihliche Entwicklung dieser gymnastischen Uebungen zu wünschen.

»Und die Gelder werden nicht fehlen,« – meinte der jüngere Schwanhöfer – »denn wenn irgend eine Spekulation nur richtig angelegt ist, so finden sich am Ende immer die Mittel.«

»Schwindel! Schwindel!« brummte der Vater für sich.

Der magere Rentmeister, dessen dünne schneidende Stimme sehr gut zu der spitzen Nase und den schmalen farblosen Lippen paßte, sagte:

»Andere mögen es damit halten, wie sie wollen, ich meines Theils lasse meine Söhne sich diesen sogenannten Turnübungen nicht anschließen, denn was hab' ich davon, wenn sie mir mit zerschlagenem Kopf und zerbrochenen Gliedmaßen nach Hause kommen?«

Bescheiden wandte Bernhard ein:

»Unglücksfälle können allerdings vorkommen, indessen sind sie selten, und wir sind bisher glücklicher Weise gänzlich verschont geblieben.«

»Ich würde auch nicht« – meinte Schmalz – »die Benutzung der Eisenbahnen für mich oder Andere aus dem Grunde unräthlich finden, weil sich Unglücksfälle darauf zutragen.«

Der jüngere Schwanhöfer fügte hinzu:

»Zerschlagene Köpfe und zerbrochene Gliedmaßen können die Jungen sich auch anderswo holen, als auf dem Turnplatze.«

Mit einem maliziösen Seitenblick auf Bernhard sagte Schelring:

»Das freilich wohl, zumal wenn blutige Schlägereien vorkommen, wozu die Schule ein Auge zudrückt.«

Den versteckten Angriff unbeachtet lassend, sagte Bernhard:

»Ohne Zweifel kommen beim Spielen, beim Besteigen von Obstbäumen, beim Baden, beim fahrlässigen Gebrauch des Schießpulvers und bei ähnlichen Gelegenheiten mehr Beschädigungen vor, wie beim Turnen.«

Der junge Schwanhöfer, der mit seiner Partei den Siegerungen zu haben meinte, rief gleichsam herausfordernd:

»Es soll mir Niemand Etwas gegen das Turnen sagen, die schwachen Einreden dagegen sind alle leicht zu widerlegen!«

Es mischte sich aber nun der Ober-Pfarrer Kiesewetter in die Unterhaltung, ein verhältnißmäßig noch junger Mann, der eine rasche Laufbahn gemacht und seinen älteren Amtsgenossen Schmalz überflügelt hatte; er besaß einen zierlichen Körperbau und ein feines Gesicht, dem die langen weichen gescheitelten Haare ein würdiges, aber doch anspruchsvolles Ansehen verliehen.

Er sagte:

»Die Verdienste des Herrn Oberlehrers bleiben um so größer, je mehr er selbst uneigennützig, ja aufopfernd, nur aus seiner Ueberzeugung von der Nützlichkeit des Turnens dasselbe hier eingeführt hat. Nichtsdestoweniger läßt sich von einem anderen Standpunkte aus Manches dagegen sagen. Wir Alle verachten diejenigen Menschen, die aus diesen Künsten ein Gewerbe machen, die Athleten, Seiltänzer, Luftspringer u. s. w., wenn auch eine müßige Menge deren Stücklein mit Neugierde angafft. Warum sollen wir unsere Jugend, eine christliche und gebildete Jugend, zu Künsten heranziehen, die unserer Mißachtung unterliegen, die weder das Christenthum fördern, noch der Bildung zuträglich sind, die im Gegentheil eine Zeit in Anspruch nehmen, welche der geistigen Ausbildung entzogen werden muß, und der Jugend mit dem körperlichen Selbstvertrauen einen Trotz einflößen, welcher der christlichen Demuth entfremdet. Wenn mein theurer Amtsbruder sich für die Sache auszusprechen schien, so geschah dies ohne Zweifel nur aus Gesundheitsrücksichten, denn sonst weiß er so gut wie ich,

daß das hochwürdige Konsistorium für Seminare, Volksschulen – kurz für alle Anstalten, die zu seinem Ressort gehören – keineswegs auf Betreibung von Leibesübungen dringt, sondern auf eine Ausdehnung derjenigen Uebungen, welche für das wahre Seelenheil ersprießlich sind, z. B. des Erlernens biblischer Geschichten, größerer Schriftstellen und gottseliger Lieder.«

»Sehr wahr! sehr wahr!« rief der alte Schwanhöfer.

»Mir aus der Seele gesprochen!« bekräftigte Schelring.

Etwas kleinlauter geworden, wandte der jüngere Schwanhöfer ein:

»Aber mit den Gesundheitsrücksichten ist's doch nicht ohne – – wär' ich zum Turnen angehalten worden, so würd' ich mich in gewisser Hinsicht besser dabei befinden.«

Kiesewetter erwiederte:

»Sie erfreuen sich ja einer blühenden Gesundheit, wofür Sie Gott in Demuth dankbar sein werden, und ebenso tummelt sich die Jugend außer der Schul- und Arbeitszeit hinreichend umher, um ihre Gesundheit nicht zu vernachlässigen. Auch ist die Gesundheit wie alle irdischen Güter, die wir besitzen, ein Gnadengeschenk Gottes, um dessen Verleihung wir inbrünstig beten dürfen, dessen Entziehung aber mit um so größerer Ergebung zu tragen ist, als wir dadurch näher und unmittelbarer auf unseren Gott hingewiesen werden. Sowie wir der Erde wiedergeben, was der Erde ist, und dem Himmel, was des Himmels ist, so haben wir keine zu große Sorgfalt auf

diesen irdischen Leib zu verwenden, eine desto größere dagegen auf unsere unsterbliche Seele.«

»Sehr richtig! sagte der alte Schwanhöfer.

»Unwiderleglich!« rief Schelring als Echo nach.

Bernhard war bereit zur Genüge mit dieser Art von Beweisführung bekannt, welche Wahres mit Halbwahrem und Falschem so innig vermischt, daß man das Wahre mit zu bestreiten scheint, wenn man das Falsche angreift, und welche von der Einschüchterung einen ungemessenen Gebrauch macht, indem sie namentlich das Christenthum dergestalt vor sich aufstellt, daß die sie selbst treffenden Hiebe scheinbar das Christenthum treffen; Bernhard wußte wohl, daß hier nicht der Ort und die Zeit war, um das sophistische Gewebe in eine einzelnen Fäden zu zerlegen, er ließ sich daher gar nicht auf dies Gemisch von Falschheit und Heuchelei ein, sondern erwiderte:

»Das Turnen empfiehlt sich zunächst in Beziehung auf die Gesundheit, und es wird Niemand im Ernste zu behaupten wagen, daß wir nicht verpflichtet sind, alles Mögliche zur Erhaltung dieser Gottesgabe zu thun. Das Turnen empfiehlt sich zweitens in Beziehung auf den Geist, welcher in einem gesunden und kräftigen Körper unbedingt seiner Bestimmung besser nachkommen kann, als in einem schwachen und kränklichen; das *normale*, also von Gott beabsichtigte und ursprünglich eingesetzte Verhältniß ist unbestreitbar: *ein gesunder Geist in einem*

gesunden Körper. Das Turnen ist aber drittens eine unerläßliche Bedingung, um unserem deutschen Volke äußeres Gedeihen, innere Wohlfahrt und wahre Freiheit zu verschaffen.«

»Diese letzte Behauptung« – sagte Kiese Wetter – »ist so weitgreifend und außerordentlich, daß wir für eine nähere Begründung verbunden sein werden.«

»Lassen Sie uns erst die Gläser füllen!« sagte Schwanhöfer. – »So, nun losgelegt, Freund Korn!«

Bernhard fuhr ruhig fort:

»Sowie der einzelne *Mann* nur dann ein *Mann* im wahren Sinn des Wortes genannt werden darf, wenn er vor äußeren Gefahren, denen seine Kräfte gewachsen sind, nicht zurückschrickt, sondern sie muthig bekämpft – mit dem Bewußtsein der richtigen Schätzung und der freien Verfügbarkeit der Kräfte aber stellt sich auch erst der rechte *Muth* ein –: so verdient auch ein *Volk* nur dann im höheren und edleren Sinne ein *Volk* zu heißen, wenn es eine entsprechende Wehrhaftigkeit besitzt, wenn es sich derselben in richtiger Selbstschätzung bewußt ist, wenn es von derselben mit unerschütterlichem Muth gegen jeglichen Feind Gebrauch zu machen weiß. Die Wehrkraft eines Volkes – natürlich im Verhältniß zu seiner Größe oder Zahl – ist die Grundbedingung seines Bestehens und der Hauptmaßstab seines Werthes.«

»Dem deutschen Volke wird doch Niemand eine außerordentliche Wehrkraft absprechen?« warf Schelring ein.

»Die *stehenden Heere*« – fuhr Bernhard fort – »sind weder ein richtiger Maßstab für die Wehrkraft eines Volkes,

noch überhaupt ein normaler Zustand in einem gesunkenen Staatsleben; sie sind entweder nur mühsam aus Söldnern zusammen zu setzen, wie die Engländer es thun müssen, oder sie entziehen bei einer allgemeinen Aushebung die Landessöhne ihren Beschäftigungen und berauben die Industrie zahlloser rüstiger Arme, wie es bei uns zu sein pflegt; die stehenden Heere sind dabei unermesslich kostbar, sie verschlingen ungeheure Summen, welche für die wahre Wohlfahrt des Landes verwandt werden sollten, sie treiben die Abgaben auf eine Höhe, welche sie nicht haben sollten, und existiren somit in Wahrheit vom Schweiß der Arbeiter; die stehenden Heere haben endlich Nachtheile für die allgemeine Sittlichkeit des Volkes, die ich hier nicht weiter zu entwickeln brauche.«

»Es liegt etwas Wahres hierin!« sagte Schmalz.

Selbst der alte Schwanhöfer gab Etwas von sich, was wie ein leichtes Kopfnicken erscheinen konnte.

Aber Kiese Wetter bemerkte:

»Diese sehr allgemeinen Betrachtungen scheinen weit entfernt von der Sache zu sein, um die es sich eigentlich handelt.«

»Nicht so sehr. Die stehenden Heere sind, ähnlich wie wir die Duelle aus dem Mittelalter überkommen haben, ein Erbstück jener nachmittelalterlichen Zeit, worin der dreißigjährige Krieg geführt wurde, sie haften ihrem ganzen Wesen nach an der absoluten Monarchie, sie bildeten den Maßstab der Regentenmacht, sie fochten die Kabinettskriege der Herrscher aus. Die Völker fühlten sich nicht als *Völker*, sondern nur als Unterthanen, und sie

überließen es müßig den Heeren, die Kriege auszufechten, obwohl sie von den Drangsalen derselben empfindlich zu leiden hatten. Jetzt ist die Physiognomie der europäischen Staaten wesentlich geändert; aus den theils mehr, theils weniger gewaltsamen Bestrebungen der Völker sind Verfassungen hervorgegangen, die den Volksrechten Rechnung tragen, und die meisten Staaten Europa's sind constitutionell; diejenigen aber, die es nicht sind, werden früher oder später dahin gelangen. Für ein verfassungsmäßig lebendes Volk sind stehende Heere eine große Last und der eigenen Freiheit sogar gefährlich – —«

Kiesewetter unterbrach ihn:

»Sie meinen doch nicht etwa, weil sie den Fürsten Gehorsam leisten auch gegen die Freiheitsbestrebungen des eigenen Volkes? Es scheint, als wenn Sie dem Volke gleiche oder sogar noch größere Rechte einräumten, als den von Gott eingesetzten und in Gottes Namen gesalbten Regenten.«

»Wenn ich bitten darf, Herr Ober-Pfarrer, so lassen wir für jetzt diesen Streitpunkt ruhen, weil er es uns unmöglich machen würde, die ursprüngliche Frage zu erledigen. Der verfassungsmäßigen Freiheit eines Volkes entspricht nur ein *Volksheer* – —«

»Nun, ein solches besteht ja in Preußen, und so auch mehr oder weniger bei uns und im übrigen Deutschland!« rief Schelring.

»Nicht in dem Sinne, wie ich es meine. Ich verstehe darunter nicht, daß eine ganze Altersklasse beständig unter den Waffen sei und so ein Heer bilde, welches nach Anzahl und Unkosten außer Verhältniß zum Lande steht, sondern daß jeder waffenfähige Mann des Volkes die Waffen zu führen verstehe und jeden Augenblick bereit sei, wo es Noth thut, zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeizueilen, so daß also in solchen Fällen erst das Volksheer sich bildet.«

Kiesewetter sagte:

»Das sind Chimären.«

Auch der alte Schwanhöfer war dem Redner schon längst nicht mehr in seinen Konsequenzen gefolgt, sondern er brummte für sich:

»Das ist der pure Schwindel.«

»Um uns zu überzeugen,« – sagte Bernhard – »daß ein solches Volksheer nicht bloß Chimäre ist, brauchen wir nur auf die Schweiz und Nordamerika zu blicken, selbst England, Schweden und Norwegen liefern theilweise die Belege.«

»Um bei der Schweiz stehen zu bleiben,« – warf Schelling ein – »so kann sie als Beispiel gar nicht passen, weil sie durch ihre Neutralität eine ausnahmsweise Stellung behauptet.«

»Diese Neutralität ist freilich durch die Verträge anerkannt, aber die Verträge würden die Schweiz ebenso wenig schützen, wie sie das Königreich der Niederlande in seinem Länderbestande geschützt haben, von anderen Fällen zu schweigen, die noch eklatanter sind.

Die Schweiz besitzt einen stärkeren Schutz, als die sogenannte Neutralität, und das ist ihre Volksbewaffnung und Wehrhaftigkeit. Auch der ehrgeizigste Fürst besinnt sich, ein solches Volk anzugreifen, zumal da es in jedem ehrenhaften Nachbarn einen natürlichen Bundesgenossen besitzt. Die Schweiz gedeiht nur darum in Wohlstand und innerem Glück, weil sie kein stehendes Heer zu unterhalten braucht, das die besten Kräfte des Landes verzehrt.«

Kiesewetter bemerkte spöttisch:

»Zu meiner und gewiß unser Aller Ueberraschung deklarieren Sie sich immer mehr als einer der sogenannten *Friedensfreunde*.«

»Ja, Herr Ober-Pfarrer, in gewissem Sinne bin ich ein Friedensfreund, aber kein Friedensfreund zu jedem Preis, nicht zu dem Preis des Verrathes an der Nationalität; ehe ich einen Fremden auch nur einen Zipfel meines Vaterlandes wegnehmen oder ihn mein Volk auch nur im Geringsten des internationalen Rechtes benachtheiligen ließe, würde ich zu den Waffen rufen und auf Krieg dringen bis zu seiner äußersten Konsequenz. Auch *Sie* müssen schon vermöge Ihres Amtes ein Friedensfreund sein, aber als Deutscher würden Sie gewiß dem deutschen Volke nicht anrathen, irgend eine Demüthigung ruhig hinzunehmen.«

Der Ober-Pfarrer ließ sich auf dieses Dilemma nicht ein.

Schwanhöfer sagte:

»Höre, lieber Freund, Du scheinst mir, wie alle die gelehrten Träumer deiner Art, die Rechnung ohne den

Wirth zu machen; es fehlt Euch Leutchen der praktische Sinn, und Ihr spekulirt gleichsam in's Blaue hinein.«

»Schwindel, Nichts als Schwindel!« schaltete der Vater ein.

»Denn siehst Du,« – fuhr der Sohn fort – »wenn wir nach Deiner idealen Ansicht ein Volk ohne stehendes Heer wären, so brauchte nur eines schönen Tages Frankreich oder Rußland seine Armeen über unsere Grenzen rücken zu lassen, und – – unsere ganze Nationalität und Freiheit wäre pfutsch!«

»Das sollt' ich doch auch meinen!« pflichtete Schelring bei, während der alte Schwanhöfer beifällig mit dem Kopfe nickte.

Bernhard entgegnete in seiner ruhigen Weise:

»Dem kann ich durchaus nicht beistimmen, lieber Schwanhöfer. Denn erstens gehört schon Etwas dazu, um ein so großes Volk wie das deutsche anzugreifen, welches schon einmal den Franzosen gezeigt hat, was es vereinigt vermag; zweitens aber könnte ein Beispiel, welches Deutschland in der Entwaffnung, d. h. in der Auflösung seines stehenden Heeres und in der Beendigung dieses unseligen bewaffneten Friedens gäbe, nicht ohne die Nachfolge aller derjenigen Völker bleiben, die nicht auf nationale Räuberei und Gewaltthätigkeit ausgehen, und das thun eigentlich Völker nie, sondern nur ehrgeizige und habsüchtige Fürsten. Fände sich nun ein solcher, der dennoch sein stehendes Heer beibehielte, um gelegentlich wie ein mittelalterlicher Raubritter über die Friedlichen herzufallen, so würden alle übrigen Völker, denen

es um Erhaltung des Friedens zu thun ist, sich nothgedrungen mit einander verbinden und gegen den Störenfried Front machen. So dürften wir allem menschlichen Ermessen nach, wenn uns etwa von Rußland oder Frankreich Gefahr drohte, auf den Beistand der Schweiz, Belgiens, Hollands, Englands und der skandinavischen Reiche rechnen, vorausgesetzt natürlich, daß wir unter gleichen Umständen ihnen ein Gleiches thäten.«

»Hm,« – meinte Schwanhöfer – »das kriegsgeübte Heer Frankreichs mit seinen Zuaven und Turcos hätte uns früher beim Wickel, eh' wir uns selbst helfen könnten, geschweige denn ehe die Schweden mit ihren Lappländern uns zum Beistand herankämen. Ein Land ohne Heer ist für eine gut gerüstete feindliche Armee eine ebenso sichere als rasche Beute.«

»Ich bin gar nicht der Meinung, lieber Freund, daß wir ungerüstet und wehrlos wären. Wenn jeder Mann in der Waffenführung und Taktik hinreichend geübt ist und einen nahen Sammelplatz hat, wo er eingekleidet und gewaffnet wird, so steht – da die Befehle auf telegraphischem Wege verbreitet werden können – in acht Tagen ein ganzes Volk unter Waffen, und die feindliche Armee ist zwar in das Land hineingekommen, es wird ihr aber nicht ebenso leicht werden, wieder herauszukommen.«

Höhnisch rief Schwanhöfer:

»Das möchten mir schöne Soldaten sein: Gevatter Krämer und Handschuhmacher! Ich selbst z. B. stehe sonst wohl meinen Mann, aber wenn ich mich als Bürgerwehrmann eingekleidet und bewaffnet denke, so spiele ich in

meiner eigenen Phantasie eine schlechte Rolle und in der Wirklichkeit eine noch schlechtere.«

Mit feinem Spott sagte Kiesewetter:

»Der Herr Oberlehrer hat ohne Zweifel auch schon die Mittel zur Hand, um aus den friedlichen Landleuten und Bürgern geübte und tüchtige Soldaten zu machen.«

»Allerdings. Das erste und wichtigste Mittel liegt in der Anleitung der Jugend zum Turnen; darauf wollte ich gerade mit meiner Beweisführung, die wohl etwas zu weitläufig ausgefallen ist, hinaus.«

Schmalz sagte:

»Ich bin Ihrer Beweisführung mit Interesse gefolgt, aber ich sehe in Wahrheit nicht ein, wie die gymnastischen Uebungen so große Dinge zu Tage fördern sollen.«

In dem gleichen spöttischen Tone, wie früher, setzte der Ober-Pfarrer hinzu:

»Ohne mir zu erlauben, an das bekannte *Parturiunt montes*¹ zu erinnern, bin ich doch begierig zu hören, wie Sie Ihre letzte Behauptung beweisen wollen.«

»Das Turnen in seiner gegenwärtigen Betriebsart könnte freilich nicht zu solchen Resultaten führen, aber es liefert den richtigen Anfangs- und Anhaltspunkt und ist einer außerordentlichen Ausdehnung und Entwicklung fähig. Ich will von einem Gymnasium wie das unsrige ausgehen und die Sache so darstellen, wie ich mir deren Ausführung möglich denke. Wir haben sechs Klassen. Die

¹*Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus*, lat. Sprichwort, die Berge kreißen und gebären eine Maus, d. h. viel Lärmen um nichts.

unterste Klasse nimmt an ihren wöchentlich zweimaligen Turnnachmittagen nur solche Uebungen vor, die den Körper zugleich stärken und geschmeidig machen, vermischt mit allerlei Spielen. Bereits dieser Unterricht ist in den Händen eigentlicher Turnlehrer, die zugleich Unter-Officiere sind, und es ist nur deshalb jedesmal ein Gymnasiallehrer gegenwärtig, um auf gehörige Disciplin und ein richtiges gegenseitiges Verhältniß der Turnlehrer und der Jugend zu achten. Die fünfte Klasse nimmt nur an einem Nachmittage Uebungen und Spiele vor, am anderen Nachmittage wird sie im militairischen Marschiren und in allen vorkommenden Schwenkungen bis zur möglichen Sicherheit geübt. Die vierte Klasse wird an einem Nachmittage zu höheren Turnübungen angeleitet, am anderen zu Evolutionen in Massen mit Signalen durch Trommel oder Trompete geübt, natürlich – was sich für alle Stufen von selbst versteht – mit beständiger Wiederholung des Früheren. Die dritte Klasse widmet – wie auch weiterhin jede Klasse – einen Nachmittag den Turnübungen, in deren Bereich aber nach und nach auch der Unterricht im Schwimmen, Reiten und Fechten gezogen wird; den anderen Nachmittag exercirt sie mit wirklichen Gewehren, die nach den erprobten Verbesserungen der Neuzeit eingerichtet, aber etwas leichter sind als die eigentlichen Infanteriewaffen. Die zweite Klasse setzt einestheils die höheren Turnübungen fort, anderen Theils bringt sie einen ganzen Nachmittag auf dem Schießplatz zu, um sich zu guten Schützen heranzubilden; mit den Gewehren wechseln Karabiner und Pistolen ab, und zwar in jeder Form,

wie die neuesten Erfindungen sie darbieten, mögen sie Revolver oder sonst wie heißen; ein sorgfältiger theoretischer Unterricht über die Konstruktion jeder Waffenart muß mit den Schießübungen verbunden sein. Die oberste Klasse läßt den eigentlichen Turnunterricht bis auf gelegentliche Wiederholungen fallen, um statt dessen Reiten, Fechten und Schwimmen vorzugsweise zu betreiben oder ausgedehntere Turnfahrten zu unternehmen; in militärischer Hinsicht wird sie aber bereits je nach der Befähigung und sonstigen Verhältnissen in künftige Infanteristen, Scharfschützen, Kavalleristen, Artilleristen und Ingenieure gesondert und erhält je nachdem besondere Anleitung; ein Officier von jeder Waffengattung giebt hierfür die nöthigen Anleitungen, sowie es natürlich an den besonderen Waffen, Pferden, selbst einem Uebungsgeschütz, nicht fehlt; diese Officiere werden auch in die Redaktion der früheren Uebungen, die unmittelbar von Unterofficieren geleitet werden, so wie in deren spezielle Leitung sich theilen.

»Nun auch noch *Officiere* zu den Unter-Officieren? Herr, sind Sie rasend?« sprach der alte Schwanhöfer.

»Ich bitte« – sagte Bernhard – »noch um einen Augenblick Geduld, um mich ganz zu Ende kommen zu lassen. Auf der Universität treten dann blos die gesonderten Waffengattungen in ihren Uebungen zusammen, angeleitet durch höhere Officiere, indem die Studenten selbst bereits die nöthige Zahl der niederen Officiere und Unter-Officiere stellen können.«

Maliziös warf Schelring ein:

»Das ist ja recht großmüthig von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie den Universitäten die Ausgaben für die niederen Officiere und Unter-Officiere ersparen!«

Gleichmüthig erwiederte Bernhard:

»Auf Kostenersparung gehe ich bei meinem System sonst eben nicht aus. Ich bestimme z. B. zu allen größeren Turnfahrten, d. h. gemeinsamen Fußwanderungen mit den betreffenden Gymnasiallehrern förmliche Tagegelder, die aus öffentlicher Kasse Lehrern und Schülern ausgezahlt werden. Aber noch mehr! Ich verlange, daß in den Ferien die drei oberen Klassen von allen Gymnasien eines Bundesstaates oder – wenn es ein größerer Staat ist – einer Provinz abwechselnd in den verschiedenen Gymnasialstädten zu gemeinschaftlichen Waffenübungen, wie es in der Schweiz meines Wissens schon öfter geschehen ist, zusammengezogen werden, wo mit den ernsteren Anstrengungen Preisschießen, Wettspiele und heitere Feste abwechseln; die Kosten werden natürlich sämmtlich vom Staate übernommen.«

Schelring sagte, bevor die Anderen sich von ihrem Schrecken erholen konnten:

»Also haben wir beim Gymnasium etwa ein Dutzend Unter-Officiere, drei oder vier Officiere, ein Geschütz mit Bespannung, eine Anzahl Kavalleriepferde, eine große Masse von Gewehren jeder Art, außerdem das schon vorhandene Lehrer-Personal – – ich muß sagen, das macht eine hübsche Ausgabe nöthig; aber der Herr Oberlehrer

hat ohne Zweifel in demselben Zaubersacke, worin Kanonen, Gewehre, Revolver, Pferde, Officiere und Unter-Officiere stehen, auch Doppellouisd'ore und Hundertthalerscheine, womit Alles dies bestritten und obendrein die Fahrten und Feste bezahlt werden.«

Der alte Schwanhöfer flüsterte ihm zu:

»Er ist reif für das Irrenhaus!«

Der junge Schwanhöfer versuchte im Kopf die ungeheure Summe auszurechnen, die auf diese Weise entstünde.

Kiesewetter sagte mit seinem Lächeln:

»Es ist Ihnen gelungen, Herr Doktor, uns allerliebste zu mystificiren, denn wir merken in der That erst jetzt, daß Sie im Scherz ein Phantasiebild ausgeführt haben.«

»Ich scherze durchaus nicht!« entgegnete Bernhard trocken.

»Wie, das Alles wäre Dein Ernst?« rief Schwanhöfer.

»Mein voller Ernst.«

Selbst der ruhige Schmalz bemerkte:

»Aber Pläne ohne alle Mittel der Ausführung sind keine Pläne, sondern wirklich nur Phantasiebilder.«

»Sie Alle vergessen, meine Herren, daß ich als die Grundbedingung meiner Annahmen die Aufhebung des stehenden Heeres hingestellt habe.«

»Ja so,« – sagte Kiesewetter ironisch – »Sie heben mit einem Strich oder vielmehr mit einem Wort das ganze stehende Heer auf!«

»Das eben nicht. Solche Umgestaltungen sind nicht für morgen und übermorgen möglich, aber ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo sie möglich sein werden. Ein kleiner Theil der Ausgaben für das stehende Heer wird nicht nur hinreichen, um jene Einrichtungen für die höheren Schulen zu bestreiten, die ich nur als die Pflanzschulen für künftige Officiere der Volksbewaffnung ansehe, sondern auch ähnliche, doch ermäßigte Einrichtungen für alle Volksschulen, aus denen das eigentliche Volksheer hervorgehen muß.«

»Also aus die Gewehre, Pferde, Kanonen, Officiere und Unter-Officiere?« rief Schelring.

»Auch auf den Volksschulen, und auf diesen zumeist, setze ich einen vollständigen Turnunterricht voraus, welcher allmählich in eine kriegerische Ausbildung verläuft, und mit welchem der Unterricht im Schwimmen, Fechten und Schießen, theilweise für die dazu Geeigneten auch im Reiten und Bedienen eines Geschützes verbunden ist. Ich will jedoch Ihre Geduld mit einer ferneren Auseinandersetzung von Einzelheiten nicht ermüden, sondern ich komme nur darauf zurück, daß das Turnen, engverbunden mit der kriegerischen Ausbildung, nur einen geringen Theil der Kosten, die jetzt auf ein stehendes Heer verwandt werden, in Anspruch nähme, daß die Officiere und Unter-Officiere, die zu jenem Unterricht nöthig sind, den Stamm und Kern des Milizheeres bilden, daß Pferde u. dergl. auch wirklich zum activen Dienst verbraucht werden könnten. Nach meiner Idee dürften die Steuern bedeutend erniedrigt werden, und dennoch blieben von

dem Gelde, welches jetzt die Heere kosten, unermessliche Summen übrig, um sie auf die innere Wohlfahrt des Volkes zu verwenden.«

»Gedächten Sie denn,« – fragte Schmalz – »daß sich gar keine Soldaten im jetzigen Sinne des Wortes da sein sollten?

»Eine kleine Anzahl allerdings, etwa im Verhältniß wie in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, um die Festungen zu besetzen und mit ihren Kriegsvorräthen in Stand zu halten, um eine Leibwache für den Landesherrn zu bilden, und dergleichen mehr; hierzu gehörte auch die große Zahl der Officiere und Unter-Officiere, die als Instruktoren über das ganze Land verbreitet wären, wozu aber die Miliz selbst nach Art der preußischen Landwehr noch eine große Zahl zu stellen hätte, um das ganze Volksheer zu versorgen. Die Soldaten dieses Corps würden aber nicht durch Aushebung beschafft, sondern durch freie Werbung unter den Landeskindern, so daß Diejenigen, die sich für diesen Stand entschieden, ebenso darin verharren, wie Andere in anderen Ständen, und für ihre spätere Lebenszeit eine ausreichende Pension zu erwarten hätten. Doch ich breche hier ab, denn ich habe mich schon viel zu weit von einer Lieblingsidee hinreißen lassen.«

Nachdrücklich und eindringlich fragte Schwanhöfer:

»Und glaubst Du im vollen Ernst, Freund Korn, daß sich jemals auch nur ein Theilchen von dieser Idee, wie Du's nennst, würde realisiren lassen?«

»Ich kann nicht gerade sagen, daß ich es *glaube*, aber ich *hoffe*, daß die ganze Idee in ihrer Wesenheit, geläutert von allen Schlacken des Irrthums, die jetzt noch daran haften, in's Leben treten werde, und in dieser *Hoffnung* befördere ich nach allen Kräften den Turnunterricht. Ich hoffe zunächst, daß sich auch unter den Erwachsenen recht viele Turnvereine bilden, welche nicht nur das Turnen selbst fördern, sondern auch die Grundidee, nämlich Wehrtüchtigkeit des ganzen Volkes, wie ein heiliges Samenkorn hegen und sein späteres Emporkeimen herbeiführen.«

So laut, daß er von dem ganzen Kreis verstanden werden mußte, murmelte der alte Schwanhöfer:

»*Hoffen* und *Harren* und wie die Worte weiter heißen.«

Bernhard vernahm dies wohl, aber er wollte nicht gern an diesem Orte und bei dieser Gelegenheit eine heftige Scene herbeiführen, er stand daher auf, um sich an eine andere Gruppe anzuschließen.

»Sonderbare Ansichten!« sagte Schmalz halblaut in seinem Nachsinnen.

»Das Raketen-Feuerwerk einer üppigen Phantasie!« sagte Kiesewetter. »Auch Sie, Herr Schwanhöfer, werden nicht in Abrede stellen, daß Ihr Freund ein wenig phantastisch ist.«

»Für einen halben Phantasten und Schwärmer hab' ich ihn immer gehalten, aber er hat es noch nie so stark getrieben wie heute.«

»Solche Seelenkrankheiten« – sagte Schelring – »arbeiten im Innern wie unterirdisches Feuer und kommen dann plötzlich zum Ausbruch wie feuerspeiende Berge.«

Der einsilbige Kreisarzt Teuffer, der einen stummen Antheil an der ganzen Unterhaltung genommen hatte, sagte in seiner trockenen Weise:

»Ich finde die Symptome noch keineswegs gefährlich.«

Da die Uebrigen, wie es ihnen bei dem Arzt gemeinlich zu gehen pflegte, nicht recht wußten, wie sie die Aeüßerung desselben eigentlich verstehen sollten, so ließen sie dieselbe ohne Erwiederung.



Dora pflückte an diesem Abend eben so wenig Lorbeeren wie ihr Mann, sie fühlte sich aber noch mehr zurückgestoßen, weil sie mit dem feineren weiblichen Takte leicht herausfühlte, daß sie fast nur von Uebelwollenden umgeben war, deren Freundlichkeit sogar einen unerquicklichen Eindruck hervorbrachte.

4. SCHWANHÖFER ALS GLÜCKLICHER EHEMANN.

Schwanhöfer war nun verheirathet und besuchte seinen Freund Korn.

»Meine Frau,« – sagte er, und er wußte diesen Worten einen eigenthümlichen Nachdruck zu geben – »meine Frau wäre mitgekommen, aber sie fühlt sich etwas angegriffen von den vielen Antrittsbesuchen, und da kann man sich gerade bei seinen besten Freunden am ersten

einen kleinen Verstoß gegen die Etikette erlauben. Ihr nehmt es ja nicht übel?«

»Ei bewahre! Wie geht's denn nun im neuen Ehestande, lieber Freund?«

Sich behaglich die Hände reibend, sagte Schwanhöfer schmunzelnd:

»Famos! Du solltest einmal sehen – und Du wirst es ja auch sehen, wenn wir die erste Gesellschaft geben – wie großartig wir in unserer Wohnung eingerichtet sind! Alles von erster Qualität, Alles aus der Residenz! Der Großherzog selbst könnte unbedenklich bei uns wohnen, und wenn er einmal wieder nach Zippelstedt kommt, so werd' ich ihn, im Vertrauen gesagt, wohl einladen, bei mir zu logiren. Eine Cigarre gefällig?«

Er zog bei diesen Worten sein Cigarren-Etui hervor, aber nicht jenes geräumige, wohlgefüllte, die Brusttasche sichtbar anschwellende, was er früher getragen, sondern ein winziges Döschen, das nur zwei oder drei Insassen barg. Bernhard dankte, aber er sagte verwundert:

»In welchem schwindsüchtigen Ding von Behälter führst Du denn Deine Cigarren jetzt?«

Indem er sich Feuer machte und eine Cigarre ansteckte, sagte er nicht ohne Verlegenheit:

»Ich beschränke mich sehr im Cigarrenrauchen, denn es schadet den Augen, paßt sich auch nicht in unseren Zimmern, wo die feinen Gardinen und andere Sachen darunter leiden, und dann mag meine Frau es auch nicht sonderlich gern sehen. Ich werd' es mir wohl nach und nach ganz abgewöhnen, denn es ist eine anerkannte

Thatsache, daß gute Ehemänner sich so zuvorkommend und rücksichtsvoll gegen ihre Frauen benehmen, als wären sie noch im Bräutigamsstande. Ich bin überzeugt, Du gäbest das Rauchen auch auf, wenn Deine Frau es wünschte, aber sie wünscht es ohne Zweifel nicht, und dann – und dann – –«

»Dann können auch« – fiel Bernhard ein – »unsere Gardinen und unsere anderen Sachen den Rauch eher vertragen.«

»Das wollte ich eigentlich nicht sagen, aber es ist doch endlich auch eines Mannes unwürdig, sein Herz an materielle Dinge zu hängen und der Sklave einer Gewohnheit zu werden.«

Ablenkend fragte Bernhard:

»Denkst Du noch an die Ausdehnung Deines Geschäftes, wovon Du früher sprachst?«

Sehr lebhaft und aufgeräumt erwiderte Schwanhöfer:

»Und *wie!* Dir darf ich es wohl sagen, während ich sonst noch ein Geheimniß daraus mache, daß ich bereits ein großes Grundstück vor dem Thore angekauft habe, da werde ich eine Fabrik aufbauen, natürlich mit einer Dampfmaschine. Mein Vater betheilt sich sogar dabei, so daß auch diese Unternehmung auf unsere gemeinschaftliche Rechnung geht; Du glaubst gar nicht, wie meine Frau mit dem sonst so eigensinnigen alten Manne umzugehen weiß, sie kann ihn um den Finger wickeln. Meine Spekulation hat ganz ihren Beifall, aber die Spekulation ist auch gut und soll mich mit Gottes Hilfe in einigen Jahren recht tüchtig auf die Strümpfe bringen. Bin

ich erst einmal in Avance, so kannst Du gar nicht denken, wie lavinenartig sich der Wohlstand vermehrt. Daß es nun jetzt für mich die Hülle und Fülle zu thun giebt, wirst Du einsehen.«

»O ja, aber ich hoffe, Du gestattest Dir dafür auch ruhige Mußestunden in Deiner neuen Häuslichkeit. Du liebtest es sonst, in unseren Dichtern zu lesen, und da wirst Du nun wohl in gemeinschaftlicher Lektüre mit Deiner Frau manchen traulichen Abend hinbringen.«

Etwas kleinlaut erwiederte Schwanhöfer:

»Das hat sich noch nicht so machen wollen, und die Wahrheit zu sagen, so besitzt meine Frau einen zu scharfen und eindringenden Verstand, um sich nicht vorzugsweise der praktischen Seite zuzuwenden; es ist wahrhaft famos, wie sie in meine spekulativen Ideen einzugehen vermag, ja wie sie mir selber zuweilen ein Licht aufzustecken weiß. Und was die Abende betrifft, so bringen wir dieselben, wenn wir nicht Besuch haben oder auf Besuch aus sind, mit meinem Vater zu, wo sich denn gewöhnlich der Ober-Pfarrer Kiesewetter auf ein Stündchen einzustellen pflegt. Es ist merkwürdig, welchen Stein im Brett mein Vater und meine Frau bei diesem unserem ersten Geistlichen gewonnen haben.«

»Oder welchen er bei ihnen gewonnen hat!« bemerkte Bernhard trocken. »Und da wird wohl eine kleine Andachtsübung abgehalten?«

»Hm, hm – es ist eigentlich erst die Rede davon gewesen, aber es mag wohl wirklich dazu kommen. Ich muß Dir als meinem Freunde offen gestehen, ich bin eigentlich

kein Freund von solchen Dingen, denn wie Du weißt, war ich nie ein Kopfhänger, indessen kann ich mir's immerhin gefallen lassen; es giebt ein gewisses Ansehen vor der Stadt, und wenn mich das Beten und Predigtlesen nicht fesselt, so kann ich ja an andere Dinge denken.«

»An Deine Spekulationen etwa?«

»Nun, wie's gerade kommt. Ich denke immer, man muß einer jungen Frau in solchen Kleinigkeiten nachgeben, dafür bleibt man Herr in den übrigen Dingen.«

»In welchen zum Beispiel?«

»In Geldangelegenheiten und Spekulationen. Der Mann muß ja doch den Wohlstand des Hauses gründen und vermehren. Wir müssen den Kopf hochtragen, wir Männer; auch *Dir* erwächst ja vielleicht bald eine Verbesserung Deiner Lage, und so ist unser beiderseitiger Stern im Steigen begriffen. Aber ich muß Dich nun verlassen, leb' wohl für heute, Freund Korn.« –

In trübe Gedanken versenkt blieb Bernhard zurück; es war ihm keineswegs zu Muthe, als wenn sein Lebensstirn im Steigen begriffen wäre. Aber es weckte ihn aus seinem Nachsinnen sein liebes Weib mit einem Kuß, indem sie sagte:

»Nicht so ernst, mein theurer Bernhard! Ich wollte Dich, wenn Du ein Stündchen frei hast, nach der Wohnstube holen, denn unsere Kinder haben sich lange darauf gefreut, Dich mit ihren Fortschritten zu überraschen, und ich habe sie auf diese Zeit vertröstet, wo Du ja keine Stunde mehr zu geben hast. Gehst Du mit?«

»Gern, mein süßes Herz! Es bekümmert mich selbst recht tief, daß ich nicht so viel unter Euch sein kann, wie ich gern möchte.«

»Nun, das ändert sich ja wohl bald; wenn Du mehr freie Zeit bekommst und manche Dinge nicht mehr so schwer auf Dir lasten, so werden wir Dich auch öfter und länger unter uns haben.«

»Ich – hoffe es, liebe Dora.«

Sie gingen in das Wohnzimmer, wo die Freude an den wohlbegabten und wohlgearteten Kindern sowie die Zärtlichkeit der lieblichen Frau für eine Stunde die Wolken verscheuchten, die sich über dem sorgenvollen Manne gelagert hatten.



Am Abend desselben Tages fand die nun schon gewöhnliche Gesellschaft im Schwanhöfer'schen Hause statt. Kiesewetter hatte eigentlich die große Mehrzahl der Stadtbewohner gegen sich, die mehr dem verständigen und milden Pfarrer Schmalz anhängen; aber schon von Anfang an, als er durch Begünstigung der großherzoglichen Regierung nach Zippelstedt versetzt worden war, verfolgte er mit Schlaueit und Ausdauer den Plan, eine starke Partei um sich zu sammeln, die weiterhin zur wirklichen Majorität gelangen sollte. Er richtete seine Bestrebungen nicht so sehr gegen die Männer, deren klarer Verstand oder religiöser Indifferentismus ihm Schwierigkeiten in den Weg legten, als gegen die Frauen, wo mehr

auszurichten war. Wo ein schwaches weibliches Gemüth ein wirkliches Bedürfniß nach vermehrter und gesteigerter Andacht spürte, da war er bei der Hand; wo Tod oder schwere Krankheit den Geist geknickt hatten, da brachte er angelegentlichen Trost, der zwar nicht erheuchelt genannt werden konnte, der aber jedenfalls berechnet war, um eine dauernde Herrschaft für den Tröster zu gewinnen; wo eine jungfräuliche Seele sich verbittert von den Hoffnungen der Welt abwandte, da lenkte er sie auf eine neue Thätigkeit im Gebiete des verdienstlichen, obwohl übertriebenen Wirkung für verwahrloste Kinder, Missionswesen und dergleichen. Die Männer in den Familien, wo er auf solche Weise festen Fuß gefaßt hatte, folgten dann um so eher dem nachhaltigen weiblichen Einflusse, je gleichgültiger oder unklarer sie bis dahin in religiösen Dingen gewesen waren; hatten sie aber eine freisinnigere und begründetere eigene Andacht, kam es freilich leicht zu inneren Zerwürfnissen in den Familien, und diese hervor zu rufen scheute sich Kieseewetter am Ende nicht. Auf das Schwanhöfer'sche Haus hatte er ein vorzügliches Augenmerk gerichtet, weil dasselbe einflußreich und vermögend war, solches für die Zukunft aber noch mehr zu werden versprach; zumal seitdem er die jetzige junge Frau Schwanhöfer schon als Braut kennen gelernt hatte, betrieb er seine Operationen eifrig und erfolgreich. Er hatte bald durchschaut, daß die junge Dame in richtiger Selbsterkenntniß darauf verzichtete, durch Schönheit und Anmuth Siege zu erringen, daß sie aber dennoch höchst begierig nach Siegen war, daß sie demnach

im Hause eine unbestrittene Herrschaft, in der Stadt eine tonangebende Stellung einzunehmen suchen würde, und er ebnete ihr für Beides nach Kräften den Weg, indem er namentlich auch ihrem Ehrgeiz die Aussicht eröffnete, bald die anerkannte *Lady patronesse* für alle ostensibeln Wohlthätigkeits-Unternehmungen zu werden. Indem er dem alten Schwanhöfer auf seine Weise schmeichelte, ohne ihn übrigens sonderlich zu geniren, brachte er ihn bald auf seine Seite; der Lohn mußte ihm zufallen wie eine reife Frucht. Nur die Freundschaft des Letzteren mit Bernhard Korn war ihm hinderlich, und er nährte darum schon bei der Braut die Abneigung gegen Dora, welche er bald wahrnahm, und welche wohl zuerst daher entstanden sein mochte, daß der arglose Bräutigam gar zu oft und zu laut zum Lobe der Frau seines Freundes in die Lärmtrompete gestoßen hatte.

Es hatte eine Berathung stattgefunden, an deren Schluß nun Adelheid sagte:

»Also das wären die Leute, die wir zu unserer ersten Soirée einzuladen hätten.«

»Es ist halb Zippelstedt!« brummte der alte Schwanhöfer, aber nicht wie im Zorn, sondern eher gleich einem vergnügten Bären, denn man hatte ihn schon an den Gedanken gewöhnt, daß er als der erste Mann der Stadt in allen Dingen den Protektor spielen müsse.

Der Sohn sagte:

»Zum ersten Male ertapp' ich Dich auf einer Vergeßlichkeit, Adelheid!«

»Was oder wen hätt' ich denn vergessen?«

»Das Korn'sche Ehepaar.«

»Aber wer sagt, daß ich das vergessen hätte?«

»Nun, es wird ja doch auf jeden Fall mit eingeladen.«

»Der Meinung war ich keineswegs, und ich habe darüber schon mit unserem Vater gesprochen.«

Dieser bestätigte:

»Ja, wir haben darüber gesprochen, und das Korn'sche Ehepaar braucht nicht eingeladen zu werden.«

Höchst überrascht rief Schwanhöfer:

»Wie, mein nächster Freund sollte nicht eingeladen werden, wo so viele mir ganz gleichgültige Menschen erscheinen, und die schönste Frau in Zippelstedt sollte unserer Gesellschaft fehlen?«

Mit sehr empfindlichem Tone entgegnete Adelheid:

»Die Schönheit kommt hier nicht in Betracht. Haben wohl Herr und Frau Korn uns als Brautpaar eingeladen, obwohl wir einen unserer ersten Besuche bei ihnen machten?«

»Das zwar nicht, aber als sie uns den Gegenbesuch machten, erklärtest Du, Du würdest keine Einladungen annehmen können.«

»Das ist einerlei, sie hätten uns, wenn auch nur der Form wegen, dennoch einladen sollen. Außerdem muß man Niemand zu solchen Gesellschaften heranziehen, der sie nicht erwidern kann, es liegt darin eine große Demüthigung für Leute, die sich in gedrückten Verhältnissen befinden.«

Schwanhöfer machte ein ziemlich albernes Gesicht, denn dieser Gesichtspunkt war ihm noch ganz neu.

»Auch genirt es sie,« – fuhr Adelheid fort – »in so großen Gesellschaften aufzutreten, weil sie die dazu erforderliche Garderobe nicht besitzen.«

»Aber was werden sie davon denken, wenn wir sie zurücklassen?«

»Das ist ihre Sache. Es ist also abgemacht, daß sie nicht eingeladen werden.«

»Nein, das kann ich noch keineswegs zugeben, und auch mein Vater kann es als Mitglied des Kuratoriums nicht zugeben, daß der verdienteste Lehrer des Gymnasiums so auffällig gekränkt werde.«

»Das ist wohl des Vaters Sache. Was sagen Sie dazu, lieber Vater?«

»Ich sage, sie sollen nicht eingeladen werden.«

»Aber die Gründe? Ich bin doch wahrhaftig kein Kind und werde mich also keineswegs ohne überzeugende Gründe zu einem Verfahren verstehen, welches ich weder begreifen noch billigen kann.«

»Der Mann ist ein Schwindler!«

»Ich gebe zu, daß er Etwas von einem Phantasten an sich hat, aber darum ist er noch kein Schwindler. Abgesehen von meinen langen und nahen Beziehungen zu ihm, so würde es ja in der ganzen Stadt auffallen, wenn wir den geachteten Lehrer, der ja muthmaßlich bald Direktor wird, von unserer Gesellschaft ausschließen.«

Jetzt erst mischte sich Kiese Wetter in die Unterhaltung, indem er mit süßlicher Stimme sagte:

»Es ist zwar nicht meine Art, mich in die inneren Angelegenheiten und Fragen der Familien zu mischen, allein hier möchte ich mir doch ein Wort mitzusprechen erlauben. Was die Wahl eines Direktors betrifft, die demnächst vom Kuratorium vorgenommen wird, so ist deren Ausfall natürlich in keiner Weise vorher zu beistimmen; eben hierin liegt aber ein Grund, den Herrn Doktor Korn nicht einzuladen. Denn eine solche Heranziehung in das Haus des einflußreichsten Kuratorium-Mitgliedes wäre eine Art von Präjudiz, eine vorgreifende Entscheidung über die Wahl, die dann von der ganzen Stadt als schon abgemacht betrachtet werden würde. Sollte dann die schließliche Wahl *nicht* auf Herrn Doktor Korn fallen, so wäre das doppelt kränkend und beschämend für den Mann, der sich schon so gut als gewählt betrachten durfte.«

»Das nenn' ich schlagende Gründe!« sagte der alte Schwanhöfer, indem er mit der Hand auf den Deckel seiner Schnupftabaksdose klappte.

»Du bist nun also vollkommen überzeugt?« fragte Adelheid.

Schwanhöfer's Miene sah nicht darnach aus, als wenn er vollkommen überzeugt wäre.

Daher fuhr Kiesewetter fort:

»Ueberhaupt möchte es bei der Stellung, die Ihre Familie bereits in der Stadt einnimmt und noch weit mehr für die Zukunft einnehmen wird, kaum gerathen scheinen, wenn der Umgang derselben mit der Korn'schen gar

zu augenfällig betrieben würde, gleichsam mit einer gewissen Ostentation. Ich will Ihren persönlichen Gefühlen gewiß nicht zu nahe treten, verehrter Herr Schwanhöfer, und bin keineswegs der Meinung, daß Sie für sich den Ihnen lieb gewordenen Umgang abbrechen sollten, aber ein Anderes ist ein solcher persönlicher Verkehr, ein Anderes der Verkehr der beiden Familien unter einander. Für letzteren liegen, wie schon Ihre Frau Gemahlin scharfsinnig auseinander setzte, die äußeren Verhältnisse nicht günstig, da sich die unbemittelte Lehrerfamilie immer gedrückt neben der ersten Patrizierfamilie der Stadt fühlen muß, und dann kommen innere Gründe von Erheblichkeit hinzu. Sie, Herr Schwanhöfer, gehen mit großen Plänen und Entwürfen um, für deren glückliche Ausführung ich den Segen des Himmels erflehe, zu denen aber auch die Welt Vertrauen fassen muß, um es in erwünschter Weise zu fördern. Nun denken Sie nur an den polaren Gegensatz, der zwischen Ihnen und Herrn Doktor Korn herrscht: *Sie* ganz Klarheit, ganz Besonnenheit, ganz praktische Energie, er träumerische Zerflossenheit, nebelhafte Phantasterei, völlig unpraktische Bauerei von Luftschlössern! Man begreift das nicht, man wird in dem felsenfesten Vertrauen erschüttert, man giebt sich der Befürchtung hin, Sie ließen sich durch ihn verleiten, von Ihrer soliden Bahn abzugehen und ihm auf seine Abwege zu folgen.«

»Welche Beredtsamkeit!« rief der alte Schwanhöfer bewundernd aus.

Mit der größten Sicherheit fügte Adelheid hinzu:

»Ich bin überzeugt, daß mein Mann sich nach den wohlgemeinten und vortrefflichen Rathschlägen richten wird, die er so eben vernommen hat. Um aber bei dem Nächsten stehen zu bleiben: Korn und Frau werden nicht eingeladen!«

Und sie wurden nicht eingeladen.

5. EIN STÜNDCHEN IM KURATORIUM.

Das Kuratorium hatte sich versammelt. Es bestand aus dem Bürgermeister Terlinden, dem Senator Schwanhöfer, den beiden Geistlichen Kiesewetter und Schmalz, dem Rentmeister Schelring, dem Bürgervorsteher Klapproth und dem Prorektor Breithaupt, welcher Letztere anstatt des Direktors berufen war.

Der Bürgermeister, vermöge seiner Stellung Vorsitzender der Schulbehörde, war ein altes eingetrocknetes Männchen, dessen freundlich lächelnden Mienen man ansah, daß er es gern allen Menschen recht gemacht hätte. Er begann:

»Meine Herren, Sie kennen Alle die wichtige Veranlassung, die uns heute zusammenruft, nämlich die durch den Tod des würdigen Professor Heidekampfer erledigte Direktorstelle an unserem Gymnasium wieder zu besetzen. Zum Glück ist die Situation vollkommen klar und ruft keine schwierigen Verwickelungen hervor. Der hier anwesende Herr Prorektor Breithaupt, vieljähriges wohlverdientes Mitglied des Lehrer-Kollegiums, ist nach Rang und Dienstalter zunächst berufen, in die erledigte Stelle einzurücken, und es ergeht demnach an ihn die Frage, ob

er gesonnen ist, die Direktion des Gymnasiums zu übernehmen.«

Breithaupt räusperte sich und sprach mit einer gewissen Schwerfälligkeit:

»Ich bin ein alter Mann von zerrütteter Gesundheit, ich habe nur noch wenige Jahre zu leben, wenigstens kann ich meinen Dienst nur noch wenige Jahre versehen, ich darf es mir also nicht zumuthen, einen so schwierigen Posten zu übernehmen, sondern muß denselben einer jüngeren und rüstigeren Kraft überlassen. Ich lehne es demnach dankend ab, mich bei der Frage um Wiederbesetzung des Direktorium in Rücksicht zu nehmen.«

Der Bürgermeister fuhr fort:

»Nach der Erklärung, die wir so eben gehört haben, scheint mir die Situation vollkommen klar zu sein. Der nächste Lehrer ist der Oberlehrer Dr. Korn, und ihn werden wir demnach zum Direktor zu berufen haben. Er ist zwar noch etwas jung für den Posten, indeß hat er sich den besten Leumund als Lehrer erworben, und die hohe Schulbehörde wird ihm ihre Bestätigung nicht versagen. Ich schlage demnach vor, den Oberlehrer Korn in die erledigte Stelle zu berufen.«

Der Ober-Pfarrer nahm das Wort:

»So schnell läßt sich diese hochwichtige Sache nicht entscheiden.«

»Aber wenn kein anderer berechtigter Bewerber da ist?« sagte der Bürgermeister.

»Es ist ein solcher da in der Person des Dr. Crusius, bisher Vorsteher einer Privatanstalt im benachbarten Königreich Preußen. Seine Meldung traf zu spät ein, um in gewöhnlicher Weise zu cirkuliren, doch haben verschiedene Mitglieder des Kuratoriums bereits Einsicht genommen. Sie ist mir unmittelbar zugesandt vom Konsistorium, dessen Begleitschreiben ich mir vorzutragen erlaube.«

Er las nun eine sehr dringende Empfehlung der geistlichen Behörde vor, worin ein besonders schweres Gewicht auf die bewährte und bekannte Christlichkeit des Bewerbers gelegt wurde; dann las er ferner ein vom Konsistorium erbetenes und mit beiliegendes Gutachten der Landes-Schulbehörde vor, worin sie erklärte, nicht nur keine Einwendung gegen die Berufung dieses Ausländers zu machen, sondern sogar seine Erwählung durch den städtischen Schulvorstand wünsche; zuletzt theilte er die sehr glänzenden Zeugnisse über die bisherige Lehrerthätigkeit des Dr. Crusius mit.

»Sie sehen also, meine Herren,« – fuhr er fort – »daß gleichsam noch in der zwölften Stunde ein Bewerber aufgetreten ist, der sich der besten Zeugnisse seiner bisherigen Behörden, der lebhaftesten Unterstützung unserer hohen Kollegien und endlich des Rufes eines durchaus christlich gesinnten Mannes, eines wahren Mannes Gottes erfreut. Gerade einer solchen Glaubensstärke, eines solchen Eifers für unsere heilige Religion bedürfen wir

dringend, wenn wir aus unserer wichtigsten und höchsten Schulanstalt eine Pflanzstätte des rechten Christenthumes machen wollen. Ich schlage demnach den Dr. Crusius zur Berufung in die erledigte Stelle vor.«

Der Pfarrer Schmalz ergriff das Wort:

»Ich muß auf den Antrag unseres Herrn Vorsitzenden zurückkommen und den Oberlehrer Korn empfehlen. Es scheint mir unbillig, den Leuten, die redlich an einer Anstalt gewirkt haben, auf solche Weise durch Einschlebung eines Fremden den Weg abzuschneiden, und ich könnte es nur im allerdringendsten Nothfalle gerechtfertigt finden. Eine solche Stelle ist nicht immer mit dem absolut Würdigsten zu besetzen, sondern die erlangten Ansprüche sind der Würdigkeit an und für sich zuzurechnen. Nun ist aber der Doktor Korn nach Allem, was ich weiß, ein sehr ausgezeichneter Lehrer, wie er höchst selten gefunden wird, und ich fordere Herrn Prorektor Breithaupt auf, in dieser Hinsicht aus eigener Erfahrung ein Zeugniß über ihn abzulegen.«

Der Prorektor sprach:

»Ich kann nur bestätigen, was der geehrte Herr Vorredner gesagt hat; der Doktor Korn ist ein Lehrer von schönen Kenntnissen und großen Gaben, der auch eine gute Disciplin aufrecht zu erhalten weiß, obwohl ich selbst kaum begreife, wie ihm dies ohne Anwendung besonderer Korrektivmittel in solcher Weise gelingt.«

Kiesewetter sagte:

»Ich erlaube mir keinen Einwand gegen die Lehrthätigkeit des Herrn Korn, muß aber seine Befähigung zum Dirigiren einer solchen Anstalt völlig in Abrede stellen. Der Meinung sind Sie doch auch nicht, Herr Prorektor, daß ein erfolgreicher Lehrer schlechterdings auch ein guter Direktor sein muß, und namentlich daß Sie in Herrn Korn einen geeigneten Mann zum Dirigiren sähen, selbst gern unter seiner Leitung ständen und ihn unbedingt dem von unseren hohen Behörden so dringend empfohlenen Manne vorziehen möchten.«

»Allerdings – – daß meinte ich nicht – – das habe ich keineswegs sagen wollen.«

»Sie aber, Herr Amtsbruder, brauche ich nur auf die höchst unklare nebelhafte Anschauungsweise des Herrn Korn aufmerksam zu machen, wovon Sie ein Pröbchen im Hause des Herrin Senators Schwanhöfer angehört haben, um Ihnen die Unmöglichkeit anschaulich zu machen, daß ein solcher geistiger Akrobat und phantastischer Nachtwandler nicht zur Oberleitung einer gelehrten Schule befähigt ist. Außerdem werden Sie, ein würdiger Prediger des Christenthums, doch zugeben, daß ein Gymnasial-Direktor von entschieden ausgesprochener christlicher Gesinnung den Vorzug verdiene vor einem solchen, dessen bisheriges Auftreten und bekannter Charakter durchaus keine Garantie dafür bietet, daß er einen strenggläubigen kirchlichen Standpunkt einnimmt; ich schätze Sie zu hoch, um Ihnen nur im Ernste diese Frage vorzulegen.«

Mit rauhem polterndem Tone sprach Schwanhöfer:

»Ich muß mich auch unbedingt gegen den Doktor Korn erklären und für den – – den Herrn Doktor – –«

»Crusius!« half Kiesewetter ein.

»Für den Herrn Doktor Crusius. Meine eigene Empfehlung hat zwar den Doktor Korn nach Zippelstedt gebracht, aber er hat sich dieser Empfehlung nicht ganz würdig gezeigt, indem er sich allerhand Schwindeleien und Freigeistereien hingiebt. Wir wollen einen frommen christlichen Mann zum Direktor, einem anderen geb' ich nun und nimmermehr meine Stimme!«

Da er die letzten Worte mit sehr gehobener Stimme sprach und dabei wie drohend zum Bürgervorsteher Klapproth hinblickte, so beeilte sich dieser zu sagen:

»Ja, ich bin derselben Meinung, ich bin für Crusius und gegen Korn.«

Auch Schelring glaubte sich in der Sache vernehmen lassen zu müssen, indem er sprach:

»Außerdem ist der Herr Oberlehrer Korn so derangirt in seinen Finanzen, daß es schon deshalb nicht angehen würde, ihn auch bei sonstiger Qualifikation mit diesem Posten zu betrauen; er muß seine Besoldung im Vorschuß erheben, er kommt nicht aus, bleibt Handwerkern und Kaufleuten schuldig, hat nicht den geringsten Kredit mehr, und es würde ihm also aller Respekt fehlen, den ein Mann in solcher Stellung vor der Stadt haben muß.«

»Es kann gar keine Rede davon sein!« bekräftigte Schwanhöfer.

»Demnach« – begann der Bürgermeister – »scheint mir die Situation in so weit klar zu sein, daß der Herr Doktor Crusius zu der erledigten Stelle wird berufen werden, doch will ich der Ordnung wegen zur Abstimmung schreiten.«

Crusius wurde mit Stimmenmehrheit zum Direktor gewählt.

Schmalz ergriff noch einmal das Wort:

»Ich erlaube mir demnächst den Antrag, daß die 200 Thaler, welche nach dem letzten Bericht unseres Herrn Rendanten zu einer Gehaltsverbesserung verfügbar sind, der Besoldung des Oberlehrers Korn zugelegt werden, damit er einestheils eher die Täuschung der ohne Zweifel gehegten Erwartung verschmerze, damit aber andern Theils seiner bedrängten Lage, von der wir vorher unterrichtet worden sind, einigermaßen abgeholfen werde.«

Der Bürgermeister sagte:

»Das scheint mir auch so in der Ordnung, meine Herren.«

Aber mit der Zuversichtlichkeit des Tones, die ihm der leicht errungene Sieg verlieh, sprach der Ober-Pfarrer:

»Ich habe einen anderen Vorschlag zu machen. Der von uns gewählte Direktor giebt eine sehr gewinnreiche Stellung auf, und es ist mir unter der Hand zu verstehen gegeben worden, daß er am Ende die von uns gebotene Stelle gar nicht annimmt, falls das Einkommen derselben nicht einigermaßen verbessert wird.«

»Das wäre ja schlimm,« – rief Schwanhöfer – »wenn uns eine solche Bedenklichkeit abhalten sollte, den vortrefflichen Mann zu bekommen. Nein, wir müssen ihn haben um jeden Preis!«

Ein abermaliger Blick auf Klaproth veranlaßte diesen zu den Worten:

»Wir müssen ihn haben und geben ihm darum die 200 Thaler, wenn er nur dann zufrieden ist.«

Einlenkend und sehr freundlich sprach Kiesewetter:

»Der Meinung bin ich doch nicht ganz. Wenn wir einstweilen 100 Thaler zu dem bisherigen Gehalte legen und somit dem neuen Direktor unseren guten Willen zeigen, so glaube ich mit Bestimmtheit versichern zu dürfen, daß er die Stelle annehmen wird. Was die übrigen 100 Thaler betrifft, so scheint mir nicht mehr als billig, daß wir die Hälfte davon dem Herrn Prorektor Breithaupt bewilligen und die andere Hälfte dann dem Herrn Oberlehrer Korn zulegen.«

Mit allen Stimmen gegen *eine* wurde dieser Vorschlag zum Beschluß erhoben, und man ging zu andern Gegenständen der Berathung über.

Bernhard und Dora wußten wohl, worum es sich an diesem Nachmittage handle, sie wagten aber kaum über den Gegenstand zu sprechen, weil sie sich gegenseitig nicht unfruchtbare Hoffnungen und unnöthige Befürchtungen erregen wollten. Allein während sie sich mit den

Kindern beschäftigten, waren ihre Gedanken doch anderswo, und nur die innigen, bedeutungsvollen Blicke, die sie von Zeit zu Zeit einander zuwarfen, deuteten ihre Gefühle an.

»Herr Oberlehrer, kann ich Sie auf ein Wörtchen sprechen?« rief plötzlich die Stimme des Pfarrers Schmalz von der Gartenpforte herein.

Beide fuhren zusammen. Während Dora rasch mit den Kindern in's Haus ging, kam Bernhard dem Pfarrer entgegen und führte ihn in die Laube.

Nicht ohne stockende Verlegenheit begann Schmalz:

»Da mein Spaziergang mich bei Ihrer Wohnung vorbeiführte, so wollte ich Sie gern von dem Ausfall der heutigen Sitzung des Kuratoriums in Kenntniß setzen, und zwar um so eher, je mehr die Entscheidung gegen alle früheren Ansichten und Aussichten nicht zu Ihren Gunsten gewesen ist.«

Bernhard ließ den Kopf hängen und sagte leise:

»In der letzten Zeit habe ich das fast voraussetzen müssen. Und wer ist gewählt?«

»Doktor Crusius, ein Schulmann aus dem Preußischen.«

Bernhard schwieg in tiefer Niedergeschlagenheit. Mit wohlwollender Theilnahme fuhr Schmalz fort:

»Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Ihnen eine bessere Nachricht gebracht hätte, da es aber einmal so ist, so hoffe ich von Ihrem Geist und Charakter, daß Sie sich durch die Nichterfüllung Ihrer Hoffnungen und berechtigten Ansprüche keineswegs niederbeugen lassen.

In glücklichen Lagen mit aufgerichtetem Haupte dazustehen will Nichts sagen, aber den Widerwärtigkeiten eine stolze Stirn und eine starke Brust zu bieten ist die Sache des rechten *Mannes*.«

»Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, und ich hoffe wirklich meinen Stolz und meine Stärke wiederzufinden, wenn sie mir für den Augenblick auch verloren scheinen.«

»Dazu gebe der Herr seinen Segen! Daß man Ihnen eine kleine Gehaltserhöhung von 50 Thalern bewilligt hat, mag ich kaum hinzusetzen, denn es könnte scheinen, als erblicke ich darin eine Art von Entschädigung, was es natürlich nicht ist. Für jetzt leben Sie wohl! Sollte es Ihnen Erleichterung verschaffen, sich gegen einen theilnehmenden Mann auszusprechen, so besuchen Sie mich recht bald.« –

Bernhard war noch immer wie betäubt, er blieb auf der Stelle stehen, wo er stand, aber seine Augen suchten gleichsam hilf flehend *sie*, die geliebte Frau, die ihm doch keinen Beistand leihen, sondern seinen Schmerz nur theilen konnte.

Und je trat bereits aus der Thür. Der Ton der Stimme des Pfarrers und ein flüchtig sein Gesicht streifender Blick hatten ihr bereits alle Hofnung genommen, und es bedurfte also nicht des Anblickes ihres armen blassen Mannes, der dastand, als sei er innerlich geknickt und gebrochen. Sie selbst war nicht weniger erschüttert. Sie schlang ihren Arm um Bernhard und sagte weich:

»Unsere Hoffnungen waren vergeblich, theurer Mann?«

»Ja, liebste Dora, wir sollen länger und vielleicht noch härter geprüft werden!«

Als er sie umarmte und ihr Gesicht an seiner Wange lag, fühlte er, daß er von ihren Thränen naß wurde; er faßte sie unter das Kinn, hob ihren Kopf sanft in die Höhe und sagte erschrocken:

»Du *weinst*, Dora?«

Aber durch die Thränen brach alle Zärtlichkeit ihrer treuen Liebe hindurch, indem sie erwiederte:

»Ich weine wahrlich nicht um mich, sondern nur um Deinetwillen, mein Bernhard, indem ich daran denke, daß nun keine der schweren Lasten, die auf Dir ruhen, von Dir genommen wird, nicht die Last der Arbeit und nicht die Last der Sorge.«

Bernhard küßte ihr eine Thräne fort und sagte:

»Aber es wird mir auch Nichts genommen von meinem höchsten und einzigen Schatze, Deiner *Liebe*! Nicht wahr, es erkaltet Dein Herz nicht gegen mich, daß ich mir in der Welt keine besseren Erfolge erringen kann?«

»O, es würde meine Liebe verdoppeln, wenn das möglich wäre, denn ich ersetzte so gern, was Dir das äußere Leben versagt!«

»Und Du hast keine Empfindung der Reue, Dich einem Manne verbunden zu haben, der Dich nicht einmal auch der gemeinen Sorge zu erheben vermag? Keinen Blick der Sehnsucht nach anderen Lebenssphären, die Dir offen standen?«

»Bernhard, wie kannst Du nur so sprechen? Erinnerst Du Dich noch, daß Du einmal sagtest: wenn Du, nachdem

das Leben das Aergste gebracht hätte, abermals wählen solltest, so würdest Du doch wieder nur Deine *Dora* wählen? Und meinst Du, meine Liebe sei schwächer als die Deinige?«

»Aber der Gedanke an unsere *Kinder!*«

»Unsere Kinder wachsen in derselben Liebe zu Dir auf, die mich erfüllt, sie haben sie mit ihrer ersten Nahrung eingesogen. Wenn sie erst zum vollen Verständniß und Bewußtsein dieser Liebe gekommen sind, so werden sie, sollten sie sich auch dem geringsten Lebenserwerb widmen müssen, dennoch gegen Dich keinen anderen Vater eintauschen wollen, und könnte sie der auch mit allen Gütern des Lebens überschütten. *Du* bist aber der Einzige von uns, der wahrhaft leidet, auf den das Gewicht der ganzen Lebensschwere fällt, und das thut mir so unbeschreiblich wehe!«

»Nein, *Dora*, das soll Dir nicht wehe thun, *erhalte* ich doch durch Eure Liebe weit mehr, als mir das Leben *nehmen* kann. Und so hoffnungslos ist auch meine Lage nicht, daß ich, wenn der Sturm einige Knospen zerschlägt, nicht auf das Entfalten anderer geduldig harren sollte. Der Privatunterricht, den ich den Mädchen ertheile, sagt mir zu, und ich darf ihn wohl ohne Ueberhebung erfolgreich nennen. Es liegt nun der Gedanke sehr nahe, daß ich diese Privatstunden in eine höhere Töchterschule erweitere. So lange ich daran denken durfte, an die Spitze des Gymnasiums zu treten, konnte ich einem solchen Plane nicht weiter nachhängen, aber nun ist das anders. Es läßt sich die Sache klein anfangen, nur mit anderem

Zuschnitt als der bisherige Privatunterricht, und das Gedeihen des Unternehmens bringt von selbst die Ausdehnung und die Vermehrung der Lehrkräfte mit. Ich will noch heute eine Eingabe an den Magistrat entwerfen, um die nöthige Bewilligung zu erlangen. Glückt die Sache, so haben wir alle Ursache, mit dieser Wendung zufrieden zu sein, und – ich *hoffe*, daß sie glückt!«

»Möge der Himmel seinen Segen dazu geben!« betete Dora aus aufrichtigem Herzen.

6. WIEDERFINDEN.

Bernhard und Dora machten einen weiteren Spaziergang mit der ältesten Tochter Rosa, und zwar hatten sie einen Fußweg eingeschlagen, welcher die Biegungen der großen Landstraße abkürzte. Während das Mädchen Blumen pflückte, sich vom Vater die Namen sagen ließ und dann von denen, welche ihr besonders gefielen, einen Strauß bildete, unterhielten sich die Eltern über die Zukunft ihrer Kinder.

»Wenn ich nur« – sagte Bernhard – »so lange mich des Lebens und der Gesundheit erfreue, bis die Kinder einigermaßen herangewachsen sind, so ist mir wegen ihres Fortkommens nicht bange. So viel kann jeder Mensch lernen, daß er eine Thätigkeit mit genügendem Unterhalt findet. Unsere Rosa z. B. eignet sich nach ihrem sinnigen Wesen gewiß zur Lehrerin, und an dem nöthigen Unterricht dazu soll's ihr nicht fehlen. Sie ist schon jetzt ein Segen für uns, da sie als das älteste Kind einen sehr

wohlthätigen Einfluß auf ihre jüngeren Geschwister ausübt; von ihrer Verständigkeit, Anmuth und Herzengüte geht von selbst durch das Beispiel Etwas auf die Anderen über, und indem wir sie ohne Ueberschätzung wohlerzogen und wohlgerathen nennen dürfen, hilft sie bereits unbewußt die Geschwister mit erziehen.«

Dora sagte:

»Ja, sie geht reizend mit den Kleineren um, und es scheint allerdings eine künftige Lehrerin in ihr zu stecken. Arthur ist wohl noch zu jung, um von ihm voraussagen zu können, ob er auch einmal als tüchtiger Lehrer ein würdiger Nacheiferer seines Vater werden wird.«

Mit einem gewissen schwermüthigen Tone erwiederte Bernhard:

»Wenn sich sein Geist und sein Wunsch darauf hinrichtet, so mag er immer Lehrer werden, es ist ja ein edler Beruf. Bei Knaben läßt sich nicht früh über ihre künftige Bestimmung eine Muthmaßung äußern, weil dieselbe gar zu verschieden sein kann, und die kindische Neigung oder Vorliebe, die sie manchmal zeigen, täuscht die Eltern nur zu oft. Schon manchmal ist aus dem Knaben, der gern den Soldaten spielte, ein stiller und ernster Gelehrter geworden, oder auch demjenigen, der den Prediger nachahmte, ein tapferer Soldat. Wenn Eltern zu viel Gewicht auf solche Spielereien legen und darnach den künftigen Lebensberuf vorausbestimmen, so legen sie leicht den Grund zu einem verfehlten Leben.«

»Aber wenn Du selbst nun« – sagte Dora – »einen Wunsch auszusprechen hättest, in welcher Laufbahn Du

unseren Arthur am liebsten sähest, wie würde dieser Wunsch wohl lauten?«

Nach einigem Besinnen antwortete Bernhard:

»Ich sähe es am liebsten, wenn Arthur Lust zur Kunstgärtnerei hätte. Die gelehrten Studien sind für einen mittellosen jungen Menschen meist sehr erschwert, abgesehen von der Sorge für die Eltern. Aber ich kann mir nichts Reizenderes denken, als unter den Pflanzen und Blumen zu walten, wo man weniger abhängig von den übrigen Menschen ist, wie in irgend einem anderen Beruf. Und ein tüchtiger Gärtner findet immer sein Auskommen, welches je nach seinen Leistungen freilich stattlicher oder bescheidener ist, vom Vorsteher königlicher Gärten bis herab zum Handelsgärtner.«

In diesem Augenblick kam Rosa, die etwas voraus gegangen war, um eine Wendung des Pfades eilig zurückgelaufen und sagte in einer gewissen Aufregung:

»Denkt Euch nur, da sitzt am Wege ein armer kranker Mann. Ich fragte, was ihm fehle, und er sagte: einige Thaler, aber wenn ich ihm ein paar Blumen schenken wolle, so wär's ihm auch recht. Ich habe ihm Blumen gegeben und bin zurückgelaufen, um Euch zu holen, vielleicht schenkt Ihr ihm einige Thaler.«

»Das nun wohl eben nicht,« – sagte Bernhard – »aber wir wollen dennoch hingehen.«

»Er fragte auch nach meinem Namen, und wie ich sagte, ich hieße Rosa, so sagte er, der Name gefiele ihm ebenso gut wie die Blumen.«

»Das muß ja ein sonderbarer Bettler sein!« sagte Dora.

Sie bogen jetzt um einen Vorsprung und sahen den Mann an einem Rain sitzen und die Blumen betrachten.

Rosa war schon wieder vorausgelaufen und stand vor ihrem Bekannten mit der Frage:

»Magst Du gern Blumen leiden?«

»O ja, Du auch, Rosa?«

»Ueber Alles gern, und ich wollte, ich läge einmal in lauter Blumen und wäre zugedeckt mit lauter Blumen!«

Der Mann sah das Kind nachdenklich an, ohne sonderlich darauf zu achten, daß dessen Eltern bereits neben ihm standen. Er schien nicht krank, wie Rosa gemeint hatte, aber wohl arm, denn seine Kleidung war armselig und schmutzig, und außer einem einfachen Knotenstock schien er Nichts mit sich zu führen.

»Willst Du nicht dem armen Mann einige Thaler geben?« fragte Rosa ihren Vater.

Der wunderliche Mann sagte nach einem flüchtigen Blick auf das Elternpaar:

»Es ist nicht nöthig, mein Kind, Du hast mir ohnehin Freude genug gemacht, und außerdem wachsen solche Rosen wie Du gewöhnlich auch nicht auf Sträuchern, die Thaler oder Dukaten tragen.«

»Bedürft Ihr der Hilfe, lieber Mann?« fragte Bernhard wohlwollend.

Beim Tone dieser Stimme fuhr der Kopf des Mannes rasch in die Höhe; er musterte mit durchdringenden Blicken das Gesicht Bernhard's, sprang dann auf und rief:

»Bei allen unter- und überirdischen Mächten, das ist niemand Anderes als Bernhard Korn!«

Bernhard schaute nun auch schärfer hin; das struppige Haar und der wilde Bart ließen ihn ungewiß, aber die funkelnden Augen waren ihm bekannt, und die Stimme weckte Erinnerungen, die lange geschlummert hatten. Er sagte mit zweifelndem Tone:

»Adams?«

»Ei, das versteht sich: der echte Adam Adams!«

Bernhard drückte ihm herzlich die Hand und sagte zu Dora:

»Das ist der Maler Adams, mit dem ich im Fichtelgebirge so schöne Tage verlebte, wir haben ja oft genug von ihm gesprochen.«

Dora reichte ihm ebenfalls die Hand mit den Worten:

»Seien Sie uns herzlich willkommen. Es ist ja ordentlich, als wenn unsere Rosa geahnet hätte, daß sie in dem Unbekannten einen Freund des Vaters fände, da sie sich sogleich dafür interessirte.«

Adams schaute die schöne anmuthige Frau einige Augenblicke an und dann das liebliche Kind; eine ungewohnte Rührung schien den harten, vielleicht verwilderten Mann zu ergreifen, er sagte, indem er wieder Bernhard's Hand ergriff, mit zitternder Stimme:

»Also diese – diese – Madonna ist Dein Weib, Freund Korn? Du hattest sie verdient, Du hattest sie verdient, denn Du warst am Ende mehr werth, wie wir drei Anderen zusammengenommen. Und dieses Röschen, dieses liebe Blumenkind, ist Deine Tochter? Da ist denn doch endlich das Glück einmal zur rechten Thüre eingekehrt.

Willst Du mich denn ein wenig lieb haben, Du kleines Rosenkind?«

»Ja, weil Dich der Vater lieb hat. Bist Du ein Maler?«

»Das bin ich.«

»Und kannst Du auch Blumen malen?«

»O ja, wenn ich Farben habe. Ich will Dir hoffentlich recht schöne Blumen malen.«

»Laß uns nun nach der Stadt gehen!« drängte Bernhard.

Während man sich in Bewegung setzte, fragte Adams:

»Was ist denn aus Freund Schwanhöfer geworden? Wohnt er nicht auch in Zippelstedt?«

»Gewiß. Er hat eine sehr vermögende Frau geheiratet, macht nach seinen Verhältnissen großartige Unternehmungen, und es scheint ihm Alles gut einzuschlagen.«

»Wie ist's denn mit Vanhulsten? nie wieder Etwas von ihm gehört?«

»Er soll mit einem Schiff untergegangen sein. Wie ist es *Dir* denn aber eigentlich ergangen, Freund?«

»Wie's Jemand geht, der sich um Fortuna nicht kümmert, um den sie sich daher auch nicht kümmert. Ich habe mich auf der Fluth des Lebens treiben lassen, die Glieder nur eben so viel zum Schwimmen gebrauchend, daß ich nicht unterging. Weil ich mit allen Aussichten und Hoffnungen gebrochen habe, so bin ich bei Seite geworfen wie ein unnützes Stück Holz; nachdem ich Bilder geliefert habe, die nicht übel bezahlt wurden, machte ich mir auch Nichts daraus, Wirthshaus schilder und

rauchende Mohren über Tabacksläden zu malen – es war mir eben Alles einerlei, und es lohnt sich wahrhaftig der Mühe nicht, davon zu reden. Zufällig war ich einmal in der letzten Zeit recht heruntergekommen, so daß mich kein Mensch für etwas Anderes ansah, als für einen ausgemachten Lump, und daß ich nicht einmal mehr eine Cigarre der bescheidenen Sorte zu rauchen hatte; da ich mich nun zufällig nicht allzu weit von Zippelstedt befand, so kam mir der Gedanke, mir bei Dir ein freundliches Gesicht und bei Freund Schwanhöfer eine Cigarre zu holen.«

Man hatte sich der Stadt genähert, und Bernhard sagte, indem sich Adams mit Rosa zu schaffen machte, zu Dora:

»Geh' Du mit dem Kinde geradeswegs nach Hause, um für einige Erfrischungen sowie für ein Schlafzimmer zu sorgen; ich will mit Adams bei Schwanhöfer vorbeigehen.«

Mit ängstlicher Besorgniß flüsterte Dora:

»Wäre es wohlgethan, den Ankömmling in seiner jetzigen Erscheinung dort vorzuführen? Schwanhöfer hängt sehr am Aeußerlichen, und seine Frau noch mehr.«

Aber Bernhard entgegnete:

»Ich kann Schwanhöfer diese Probe seiner Gesinnung für Adams nicht ersparen. Soll er sich wirklich für den armen Schelm interessiren, so muß er ihn in seiner hilflosen Erscheinung sehen, ist aber sein Charakter nicht stark genug, die letztere zu ertragen, so wissen wir ein für allemal, wie wir mit ihm daran sind.«

Dora verabschiedete sich also nebst Rosa, und Bernhard ging mit Adams nach der stattlichen Wohnung Schwanhöfer's. Adams hatte jetzt, als sie allein waren, den Freund etwas schärfer in's Auge gefaßt, und er kannte das Leben zu gut, um nicht auf dem durchsichtig bleichen Gesicht Bernhard's jene Inschrift zu lesen, welche die Sorge eingräbt. Er sagte:

»Aber, Freund Korn, Du bist doch nicht so glücklich, als ich erst meinte, wie ich Deine Frau und Dein Kind sah?«

Mit einem rührenden Lächeln erwiderte Bernhard:

»Das Geschick hat mir so viel Liebes und Gutes gegeben, daß ich mich trösten kann über das, was es mir versagt.«

»Hm, hm, ich verstehe, wo Dich der Schuh drückt. Ist denn Schwanhöfer ganz glücklich?«

»Er glaubt es zu sein.

»Nun, wenn er's *glaubt*, so *ist* er's auch.«

Achselzuckend entgegnete Bernhard:

»Das wollen wir dahin gestellt sein lassen. Aber wir sind hier an seinem Hause.«

Sie traten ein und wurden von einem Dienstmädchen nach der Wohnstube verwiesen. Hier schienen Herr und Frau Schwanhöfer mit der Prüfung von allerlei Anschlägen und Berechnungen beschäftigt, die der Gemahl der Hausfrau aus seiner Schreibstube zur Ansicht und Beurteilung mitgebracht hatte; sie schien nicht vollständig zufriedengestellt, denn ein Schatten des Unmuths wohnte auf ihrer Stirn. Adams hielt sich hinter Bernhard zurück, wohl schwerlich aus Ueberwältigung seines Geistes

durch die luxuriöse Einrichtung – denn so Etwas imponirte ihm eben nicht sehr – sondern um früher angekündigt als erblickt zu werden.

Während die Dame aufstand und Bernhard mit einer kalten Verneigung empfing, rief Schwanhöfer mit einer gewissen affektirten Emphase:

»Sieh da, Freund Korn, welche unvermuthete Freude!«

Trocken erwiderte Bernhard:

»Ich gedachte Dir allerdings eine unvermuthete Freude zu machen, indem ich Dir unseren gemeinschaftlichen Freund Adams bringe.«

»Adams? wo ist er?«

»Hier!«

Und zugleich trat er zur Seite, so daß Adams in seiner ganzen Armseligkeit sichtbar wurde.

Der Maler trat unbefangen einige Schritte vor und streckte die Hand aus mit den Worten:

»Es freut mich, Freund Schwanhöfer, Dich in augenscheinlich so guten Zuständen zu finden. Du wirst es mir nicht übel nehmen, daß ich mich in weniger zusagender Lage befinde, daß ich nicht bloß nicht in guten Heften bin, sondern gleichsam ganz aus allen Heften heraus, indem der Kleister und Bindfaden nicht mehr hat vorhalten wollen.«

Aber Schwanhöfer nahm ihm das sehr übel, denn er schämte sich in Gegenwart seiner Frau doppelt der lumpigen Bekanntschaft; die Frau nahm es noch übler, aber

ihr Zorn richtete sich auf Bernhard, welcher eine Patrizierfamilie durch die Einführung eines so defekten Subjektes demüthigte.

Schwanhöfer nahm die dargebotene Hand nicht an, sondern wich bis in die Nähe seiner Frau zurück, indem er stotterte:

»Ich muß sagen – – diese Ueberraschung – –«

Seine Frau ergriff mit Würde und mit einem feindseligen Blick auf Bernhard das Wort:

»Es ist wohl besser, daß ich mich entferne, wenn die etwas eigenthümlichen früheren Bekanntschaften meines Mannes verhandelt werden sollen.«

Adams sagte mit ironischer Höflichkeit:

»O, ich bitte recht sehr, Madame, sich nicht durch mich geniren zu wollen. Ich habe meinen Zweck bereits erreicht, indem ich mich überzeugte, daß ein alter Bekannter in jeder Hinsicht so gut aufgehoben ist. Ich habe die Ehre, mich ganz gehorsamst zu empfehlen.«

Frau Schwanhöfer nahm dies mit einem vornehmen Kopfnicken an, doch ihr verwirrter Gemahl sagte, indem er fortwährend ängstliche Blicke auf seine Eehälfte warf:

»Für den Augenblick bin ich freilich sehr pressirt, indem mich unaufschiebliche Geschäfte in Anspruch nehmen, aber wir werden uns ja weiter sprechen – – durch Freund Korn vermittelt sich das schon von selbst – – ich bin geneigt und bereit, den früheren Verhältnissen Rechnung zu tragen – –«

»Es ist schon gut,« – unterbrach Bernhard – »Du findest Adams bei mir, wenn Du ihn weiter sehen und sprechen willst.«

Die beiden Freunde empfahlen sich kurz.

Höhnisch sagte Frau Schwanhöfer:

»Mein Herr Gemahl scheint ja seltsame Bekannte aus früherer Zeit zu besitzen. Wie viele Vagabunden und Bettler werden sich noch unter dieser Firma melden?«

»Ich kann Dir sagen, Adelheid, es ist mir selbst recht unangenehm. Aber der Mensch war dazumal ein ganz anständiger Maler, bei welchem Vanhulsten theure Bilder hestellte! Daß er so fürchterlich heruntergekommen ist, nimmt mich in Wahrheit Wunder und ist mir, wie schon gesagt, in hohem Grade unangenehm.«

»Er darf unser Haus nicht wieder betreten. Du magst ihm ein Almofen verabreichen, das in Betracht der früheren Verhältnisse vor der Welt anständig genannt werden kann, das aber auch nach der Rücksicht bemessen ist, die wir auf diese unerwartet großen Ausgaben zu nehmen haben, worauf die vorliegenden Papiere hindeuten. Laß uns wieder an unser Geschäft gehen.«

In Bernhard's Wohnung empfing den heimathlosen Künstler ein liebevoller Willkommen, wie er ihn vielleicht nie gefunden hatte. Es war nicht bloß für die körperliche Pflege des Gastes gesorgt, sondern auch für freundliche

Gesichter, und in einem kleinen, aber angenehmen Stübchen fand er außer einer behaglichen Lagerstätte auch die nöthigsten Stücke von Kleidung und Wäsche aus den bescheidenen Vorräthen des Hausherrn.

Als er sich nach dem Abendessen eine Cigarre angezündet hatte, sagte Adams:

»Ich glaube nicht, daß Schwanhöfer glaubt, daß er glücklich sei.«

»Ich glaube es doch,« – entgegnete Bernhard – »aber laß das auf sich beruhen. Ruhe heut Nacht von Deiner Wanderung aus, und morgen überlegen wir dann, was weiter zu beginnen ist, Du mußt einmal zur Ruhe kommen, wenigstens für eine Zeit lang. Der Mangel eines Zeichenlehrers ist in dieser Stadt schon längst sehr fühlbar, und es wird leicht sein, Dir hier eine auskömmliche Stellung zu verschaffen.«

7. EIN DORNENSTÜCK.

Gleich am anderen Tage begab sich Bernhard mit Adams zum Bürgermeister, um eine Aufenthaltskarte und die Bewilligung zum Ertheilen von Zeichnenunterricht zu erwirken, was Beides keine Schwierigkeit machte; auch knüpfte er Unterhandlungen mit einigen Familien an, die das Bedürfniß eines solchen Unterrichtes bereits ausgesprochen hatten, und so waren rasch und leicht die Einleitungen für einen dauernden Aufenthalt des bis dahin so ruhelosen Mannes getroffen. Dieser ließ sich alle ihn betreffenden Anstalten gern gefallen, denn er mochte wohl selbst des Herumtreibens zuletzt müde geworden

sein, und die Idee, in einer gewissen Anfälligkeit ein gesichertes Unterkommen zu finden, hatte etwas Neues und Anziehendes für ihn, während es ihm zugleich sehr zusagte, im Verkehr mit Bernhard und dessen Familie zu bleiben. Eine passende Wohnung, die mit allem Nöthigen versehen war, fand sich auch, und so blieb die einzige Sorge die erste Einrichtung eines Ateliers, die Anschaffung der nöthigen Kleidung und den Lebensunterhalt bis dahin, wo die Einnahmen zu fließen beginnen würden, zu bestreiten. Obwohl Bernhard nicht im Stande war, Vorschüsse zu machen, so bot er doch dem Freunde einige Unterstützung an.

Adams nahm nur wenige Thaler an, indem er frohen Muthes sagte:

»Mache Dir hierüber keine Sorge, Freund! Ich bin auch Portrait-Maler geworden, und während Du mit dem Herrn Bürgermeister verhandeltest, hab' ich mit seiner Frau verabredet, ihr altes liebes Gesicht zu malen, um es einer verheiratheten Tochter zu schicken, und ich fange gleich morgen an. Was ich einstweilen gebrauche, find' ich hier vor; was ich mir von der nächsten Kunsthandlung verschreibe, kann schon vom verdienten Ehrensold bestritten werden. Für alles Uebrige lege ich einen Kredit an, der die Kreditgeber nicht täuschen soll. Das läßt sich Alles machen, wenn man nur will, und zufällig halt' ich's diesmal mit Vanhulsten's Wahlspruch: *Ich will!*« –

Erst am folgenden Tage stellte sich Schwanhöfer ein und fand Adams, welcher seine gemiethete Wohnung noch nicht bezogen hatte, dabei beschäftigt, Blumen für

Rosa zu malen, welche ihm dabei mit stiller Freude zusah.

Nach einigen höflichen Redensarten, die kühl genug erwidert wurden, sagte der Kaufmann:

»Du willst Dich hier in Zippelstedt niederlassen, wie ich heute mit großem Erstaunen gehört habe?«

»Mit angenehmem oder unangenehmem Erstaunen?«

»Nun, das versteht sich, mit dem angenehmsten. Abgesehen von unserer alten Bekanntschaft, die sich nun in so erfreulicher Weise erneuert, ist es auch für Zippelstedt ein Gewinn, wenn sich ein bedeutender Maler darin niederläßt. Zippelstedt hat sich in letzter Zeit sehr gehoben und wird sich immer mehr heben, es erinnert schon in mancher Beziehung an eine Großstadt, und da ist es nicht mehr als passend, wenn auch die schönen Künste vertreten sind. In der Musik leistet der städtische Musikdirektor Humprecht Ungewöhnliches, komponirt sogar gelegentlich, und auch der Organist an der Hauptkirche gilt für einen mehr als mittelmäßigen Orgelspieler. Nur in der Malerei hatten wir bis dahin Nichts aufzuweisen.«

»Also an Bildhauern und Dichtern fehlt es Zippelstedt nicht?«

»*Bildhauer* sind wohl nur für wirklich große Städte geeignet – –«

»Oder nur wirklich große Städte für *Bildhauer*.«

»Nun ja, wenn Du so willst. Und *Dichter* endlich finden sich wohl an jedem nur einigermaßen bedeutenden Orte, wenn sie auch eben nicht immer vor das große Publikum treten.«

»Ihr seid wohl selbst so eine Art von verborgenem Dichter-Genie?«

»Wenn man den Kopf so voll Gedanken und Spekulationen hat wie ich, so muß man das Dichten wohl bleiben lassen. Ich komme aber darauf zurück, daß es für Zippelstedt nur Ehre bringen kann, einen renommirten Maler in seinen Mauern zu besitzen.«

»Nun, wir wollen sehen, was wir zur Ehre der guten Stadt, beitragen können. – Hier, mein Kind, die Rose ist fertig, zeige sie Deiner Mutter und frage sie, ob die Rosa nicht hübscher sei als die Rose?«

Das Kind sprang mit dem Bilde fort.

Sich in die Brust werfend, sagte Schwanhöfer:

»Was ich an Einfluß in meiner Vaterstadt vermag, steht Dir natürlich zu Diensten, um Dir hier Bahn zu brechen.«

»Ich danke. Die Kunst muß sich selbst Bahn brechen.«

Aengstlicher fuhr Schwanhöfer fort:

»Vielleicht wäre ein Darlehn für die erste Einrichtung wünschenswerth; ich stehe bei meinen Unternehmungen zwar selbst tief in Verlegenheit – – aber dennoch – einem Freunde steht eine kleine Summe immer zur Verfügung.«

»Ich danke. Für das Nöthigste hat einstweilen Freund Korn gesorgt, hernach muß sich die Kunst selbst ernähren.«

»Es thut mir leid, daß ich von Korn in jeder Weise überflügelt bin, denn auch das Anerbieten, bei mir zu logiren, hat er mir vorweggenommen.«

»O, was das betrifft, so wäre noch immer Rath zu schaffen. Dies Haus ist beschränkt, aber in einer so großartigen Wohnung, wie der Deinigen, fände sich gewiß ein allerliebstes Zimmer zum Malen.«

Erschrocken sagte Schwanhöfer:

»Sicherem Vernehmen nach – – das heißt: ich glaubte gehört zu haben, Du hättest Dich bereits im Steinäcker'schen Hause eingemietet.«

»Das kann noch abgeändert werden.«

»Die Wahrheit zu sagen, so ist's vorerst in meiner Wohnung zu unruhig, um einen Künstler darin aufzunehmen. Was ich eigentlich sagen wollte: ich dachte, wir Drei könnten einen hübschen Spaziergang zusammen machen. Wo ist Korn?«

»Er hatte noch eine Stunde zu geben, wird aber sogleich erscheinen. Wenn's ihm recht ist, so hab' ich Nichts dagegen.«

»Einstweilen eine Cigarre gefällig?«

Bernhard stellte sich nach einiger Zeit ein und hatte Nichts gegen den gemeinschaftlichen Spaziergang. Man wanderte also vor's Thor unter allerlei Gesprächen, bis man zu dem Schützenhofe gelangte.

»Hier wollen wir eintreten« – sagte Schwanhöfer – »und bei einem Glase Wein unser Wiedersehen feiern. Es hat mich ungemein betrübt, auf Ehre, daß der vorgestrigte Empfang bei mir nicht kordialer ausfallen konnte, weil

ich bis über die Ohren in den unangenehmsten Geschäften steckte, dafür lasse ich mir's heut nicht nehmen, die Honneurs zu machen. Ihr seid freundlich gebeten, meine Gäste zu sein.«

Bernhard hatte keine sonderliche Lust, auf diese Einladung einzugehen, aber Adams nahm sie unbedenklich an, indem er sagte:

»Wir müssen dem guten Schwanhöfer schon den Gefallen thun, uns dieser Art von Abfütterung zu unterziehen, damit seinem gastfreundlichen Gewissen für Vergangenheit und Zukunft ein für allemal Genüge geschieht.«

Bald nahmen sie in einem besonderen Zimmer Platz, und das Bewußtsein, den Wirth zu spielen, gab Schwanhöfer bald jene Selbstzufriedenheit und Behäbigkeit zurück, die ihm so wohl anstand, und die leicht einen heiteren Ton der Geselligkeit beförderte.

Adams fragte im Lauf des Gespräches:

»Also Du fühlst Dich so recht wohl in Deiner Haut, Schwanhöfer?«

»Famos, famos! Und es wird noch ganz anders kommen. Wenn nicht alle Berechnungen trügen, so ist in zehn Jahren die Firma ›Schwanhöfer‹ an allen Handelsplätzen bekannt genug.«

»Und Deine werthe Gemahlin trägt das Ihrige zu Deinem Glücke bei?«

»Versteht sich – ein kapitales Weib!«

»Das heißt: sie hat gute Kapitalien zugebracht?«

»Das nicht allein, sie versteht sich auf kaufmännische und industrielle Unternehmungen fast – – so gut wie ich selbst.«

»Und hat der Himmel diese glückliche Ehe auch mit Kindern gesegnet?«

»Das wär' noch zu frühe, wir sind noch nicht so lange verheirathet.«

»Auch wünschet Ihr am Ende solche Unterbrechungen Eurer gemeinschaftlichen Thätigkeit kaum?«

»Das möcht' ich doch nicht behaupten. Es ist ja einmal die erste Aufgabe der Frau – –«

»Das Vermögen zusammenzuhalten und zu vermehren.«

»Du hast in Deinem Muthwillen nicht ganz Unrecht, denn die Gattin ist doch immer früher Hausfrau als Mutter.«

»Das ist denn doch eine absonderliche Anschauung!« bemerkte Bernhard.

»Aber unleugbar richtig. Der Mann hat natürlich zunächst den Trieb – –«

»Vaterfreuden zu genießen!« fiel Adams ein.

»Das wollte ich zunächst nicht sagen, aber es sollte nachfolgen. Einige Kinder vervollständigen natürlich das eheliche Glück.«

»Und wie viele Kinder sind hierzu nothwendig?«

»Ich denke: *zwei*. Der Vater muß wünschen, das wohl-erworbene Eigenthum oder sogar die zu Ehren gebrachte Firma auf einen Sohn zu vererben; wenn mehr Söhne da sind, so spalten sich die Mittel und die Interessen, und

es ist schon manches gute Haus über solchen Theilungen zu Grunde gegangen. Daneben aber ist eine Tochter wünschenswerth, eines Theils zur Freude für die Mutter, anderen Theils, um durch eine gute Verheirathung dem Haus vortheilhafte Verbindungen, vielleicht sogar einen angesehenen Compagnon zu verschaffen.«

»Auf diese Art ginge aber das Menschengeschlecht einen gewaltigen Krebsgang, denn wie Viele sterben, bevor sie sich verheirathen können, wie Viele verheirathen sich gar nicht!«

»Dafür werden die niederen und unbemittelten Stände schon sorgen, deren Ehen ja sehr kinderreich zu sein pflegen; ich habe nur Familien im Auge gehabt, die entweder im Besitz von großem Grundeigenthum oder von bedeutenden Geldmitteln sind, und ich habe mir sagen lassen, daß solche Familien in Frankreich und England sich wirklich auf eine geringe Kinderzahl beschränken.«

»Hm, da wäre doch wenigstens noch ein *drittes* Reservekind, um etwaigen Ausfall zu decken, zweckmäßig. Freund Korn, Du kannst also zufrieden sein, denn Du hast die Normalzahl bereits erreicht.«

Mit schwermüthigem Lächeln erwiederte Bernhard:

»Da ich weder im Besitz von Geldmitteln noch von Grundeigenthum bin, so muß ich mich zu den Proletariern rechnen, die nur reich an Kindern sind.«

Erröthend sagte Schwanhöfer:

»Ich dachte natürlich bei meinem System nicht an *Dich*. Uebrigens würde es doch auch Dir nicht gelegen

sein, wenn die Zahl Deiner Kinder zu sehr heranwüchse.«

»Nur in Beziehung auf meine liebe Frau könnte mich das besorgt machen, sonst bin ich dem Himmel dankbar für jedes Kind und werde die Anzahl nie ängstlich berechnen.«

»Aber die zur Erziehung nöthigen Mittel – –«

»Wird derselbe Gott gewähren, der die Kinder geschenkt hat. Wenn in den Familien von Predigern und Lehrern der Segen an Kindern größer zu sein pflegt, als der Segen an äußeren Gütern, so haben diese Kinder doch auch einen bedeutenden Vorzug vor denen anderer Familien.«

Adams warf ein:

»Es bedarf für sie keiner Kirchen- und Schulausgaben.«

»Das mein' ich natürlich nicht. Lehrer und Prediger sind eines Theils auf eine tüchtige Bildung, anderen Theils auf die unmittelbarste reinmenschliche Thätigkeit angewiesen, sie gründen sich vermöge ihrer zurückgezogeneren Stellung ein innigeres heimlicheres Familienleben, ihre Kinder sehen die Väter in den Kreisen, die sie überschauen können, persönlich geachtet und geehrt, es wird ihnen selbst also viel leichter, wahre Pietät in ihrem Herzen Wurzel schlagen zu lassen, und diese Pietät, verbunden mit einer feineren Empfänglichkeit für geistige Eindrücke, ist allein eine bessere Mitgift für das Leben, als Tausende von Thalern. Wenn auch den Eltern manchmal bange werden mag bei der wachsenden Vermehrung, so werden sie doch nicht – denn sie lieben ihre Kinder

wenigstens eben so sehr wie andere Eltern – um Alles in der Welt auch nur ein Einziges verlieren wollen.«

»Doch nimmt der Tod sie so gut wie andere Kinder hin.«

»Wenn das ist, so liegt der Trost in dem unabänderlichen Rathschluß des Himmels, der uns ja Alles nehmen kann, was er uns gegeben hat, ohne daß wir murren dürfen.

»Du würdest einen solchen Verlust gleichmüthig ertragen?« fragte Schwanhöfer.

»Gleichmüthig nicht, aber ohne Murren.«

»Mögest Du vor einer solchen Probe bewahrt bleiben!« rief Adams. »Ich trinke dieses Glas auf das Wohl Deiner trefflichen Frau und Deiner lieblichen Kinder.«



Aber Bernhard blieb nicht vor der Probe bewahrt, wie er den Verlust eines Kindes ertragen würde. Ein heftiges Nervenfieber ergriff Rosa, die Freude und den Stolz der Eltern. Der Kreisarzt Teuffer fügte der treuesten Pflege der Mutter alle Kunst seiner Wissenschaft hinzu, aber das junge Leben war nicht zu erhalten, die aufblühende Knospe fiel von dem geknickten Stengel ab. Die tief bekümmerten Eltern saßen Hand in Hand neben dem Lager des Lieblings, gerührt dessen Phantasieen folgend, die sich vorzugsweise oft in fieberhaftem Entzücken über die »vielen, vielen Blumen« verloren. In den Pausen zwischen

den Fieberanfällen kehrte zwar nie die Seele der Kranken zum vollen Bewußtsein zurück, aber dennoch brach aus dem erlöschenden Auge ein Strahl der Liebe hervor, wenn sie die Eltern erkannte, oder wenn sie versuchte, die matten Händchen ihnen entgegen zu strecken.

Als sich die fliehende Seele noch einmal – zum letzten Male! – zur Besinnung sammelte, da sagte sie mit schwacher, aber herziger Stimme:

»Nicht wahr, Ihr habt mich recht von Herzen lieb?«

Sowie bisher, so zeigten auch in diesem Augenblicke die Eltern keine thränenfeuchten, schmerzdurchzuckten Gesichter, sondern die weichen Züge der liebevollsten Innigkeit. Sie sagten:

»Ja, süße Rosa, wir lieben Dich über Alles!«

»Und ich habe Euch auch so unbeschreiblich lieb!« sagte das Kind, und es waren seine letzten Worte.

Die Eltern küßten nach einiger Zeit sanft die gebrochenen Augen und den verblaßten Mund, dann fielen sie einander in die Arme und weinten.

Aber es waren nicht Thränen eines bitteren Schmerzes, sondern einer heilig schönen Trauer, die keines Trostes von Außen bedarf, weil sie ihn in sich selbst findet.«

Bernhard sagte:

»Wir haben dem Himmel zurückgegeben, was des Himmels ist, aber wir haben nur wenig für uns verloren, denn die Liebe zu unserem Kinde und die Liebe des Kindes zu uns ist etwas Bleibendes und Herrliches; hätten wir das Kind nie besessen, so hätten wir auch diese Liebe und die Erinnerung nicht.«

In sanfter Klage sprach Dora:

»Aber vermissen werden wir die liebliche Rosa doch gar sehr.«

»Wenn wir an *uns* denken, allerdings, aber nicht, wenn wir an Rosa und ihr wahres Heil denken. Sie hat sich unserer Liebe gefreut, sie ist dahingegangen, bevor die Lasten des Lebens sie gedrückt haben, sie ist nur vom Sonnenschein der Liebe und des Glückes getroffen worden. Nach einem solchen Jugendleben ein solcher Tod ist sicher nicht zu beklagen.«

»Du hast Recht, Bernhard, wir wollen nicht trauern um sie, die von und geschieden, sondern nur um uns selbst, die wir sie verloren.«

»Das dürfen wir, Dora, wenn auch immer mit innigem Dank dafür, daß wir sie besessen, ohne Unwillen darüber, daß sie uns genommen.«



Adams war dem äußeren Anschein nach mehr ergriffen von Rosa's Krankheit und Tod, als Bernhard selbst. Er hatte sich ohne Ruh' und Rast umhergetrieben, bis die Entscheidung eingetreten war, dann aber malte er ein wunderschönes Bild, die unter Blumen schlummernde Rosa, indem er wie ohne Bewußtsein die Worte oft vor sich hinsprach:

»Sie wollte, sie läge einmal in lauter Blumen und wäre zugedeckt mit lauter Blumen!«

Und sie lag wirklich in lauter Blumen! In der Nachbarschaft, ja fast in der ganzen Stadt hatte man das holde Kind gekannt und geliebt, und von allen Seiten her strömten die Blumengaben herbei. Ueberhaupt fand der Trauerfall eine ungewöhnliche Theilnahme, und wer das Ehepaar sah in seinem würdigen Schmerz, in seiner verklärten Wehmuth, dem mußte eine stille Achtung abgeköthigt werden. Leute, die ihr Beruf hierher führte, wie die Prediger, verstummten mit ihrem Trost, weil sie fühlten, daß diese Eltern über jedem Troste standen; der gute Schmalz ging, selbst erbaut, tiefbewegt aus der Trauerwohnung nach Hause; Kiesewetter konnte keine schönen Redensarten zusammenfügen, denn er mußte sich unwillkürlich beugen vor der höheren Menschenwürde. Andere Leute, die den Beileidsbesuch eigentlich unwilligen Herzens, aber des Gebrauches wegen machten, gingen zugleich beschämt und erleichtert wieder fort, und selbst Frau Adelheid Schwanhöfer wagte nur ganz im Vertrauen die Bemerkung gegen ihre Freundin Peilsticker: die Mutter habe eigentlich doch etwas zu wenig verweint für die Verhältnisse ausgesehen.

Die Gymnasiasten ließen es sich nicht nehmen, das Kind ihres geliebten Lehrers zu Grabe zu tragen; den Gespielinnen Rosa's und den Schülerinnen des Vaters schlossen sich die meisten jungen Mädchen der Stadt in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen an. Es war schön und feierlich, als Schmalz die Rede am offenen

Grabe hielt, umgeben von der blühenden gerührten Jugend, während milde Sonnenlichter auf den Sarg fielen, laue Lüfte die Blüten naher Bäume darüber webten und eine Nachtigall in einiger Entfernung süße Weisen sang; es war erhebend und herrlich, als zuletzt der Singschor der Schule ein feierlich-sanftes Lied vortrug und die schluchzenden Mädchen ihre Kränze auf dem frischen Grabe niederlegten.

Sanft weinend beugte sich Bernhard noch einmal über das Grab und flüsterte:

»Fahr' wohl! fahr' wohl! ruhe sanft in Gott!«

Und dann begab er sich nach Hause, um mit seiner Dora in stiller Abgeschlossenheit den Tag zu beendigen.



Aber das harte Leben wollte nicht einmal den Wehmuthsschmerz des betrübten Elternpaares sanft auszittern lassen, sondern schleuderte einen von jenen Schmerzen dazwischen, die viel schärfer einschneiden, weil ihnen die edle Harmonie und die höhere Veröhnung fehlt. Ueber Bernhard's Gesuch, eine höhere Töcherschule begründen zu dürfen, war in der städtischen Schulkommission viel hin und her berathen worden; dem entschiedenen Widerstande der Kiesewetter-Schwanhöfer'schen Partei hatte sich die Majorität, meist aus dem besseren Bürgerstande berufen, nicht fügsam bewiesen, aber Kiesewetter wußte die Sache in die Länge zu ziehen, bis der neue Gymnasial-Direktor Crusius

ankam, und dann so zu wenden, daß die Entscheidung der höchsten Landesbehörde überlassen wurde, an welche natürlich geheime Berichte und Gutachten abgingen. Die Entscheidung dieser Behörde war nun endlich angelangt und lautete dahin:

»In Betracht, daß der Gymnasial-Direktor Crusius und der Ober-Pfarrer Kiesewetter sich bereit erklärt hätten, gemeinsam eine höhere Töchterschule zu gründen, könne das Bedürfniß einer zweiten derartigen Schule nicht eingesehen werden, und es sei daher der Gymnasial-Oberlehrer Korn abschläglich zu bescheiden.«

Als Bernhard eine Abschrift dieses Erlasses zugewandt erhielt, loderte ein so heftiger Unwille in ihm auf, daß er gern seine ganze Stellung gekündigt hätte, wäre die Rücksicht auf Frau und Kinder nicht dazwischen getreten. Adams war ein schlechter Tröster, denn er fluchte wahrhaft gräulich über alle scheinheiligen Pfaffen und niederträchtigen Regierungsräthe, aber Dora trat immer wieder mit ihrer sanften Milde und innigen Liebe beruhigend ein.

Nachdem sich Bernhard etwas mehr gefaßt hatte, sagte er:

»Das Schlimmste ist, daß ich nun auch den Privatunterricht der Mädchen ganz oder zum größten Theile verliere. Und dennoch bin ich noch nicht so bankerott an jeder Lebenshoffnung, daß ich muthlos die Hände in den Schooß fallen ließe. Vielleicht sind diese Täuschungen nöthig gewesen, um mich auf diejenige Bahn zu treiben,

wo ich das dichterische Talent, das mir die Natur verliehen hat, zur Anwendung bringe. Ich werde als *Schriftsteller* auftreten und ich hoffe auf diesem Felde Ehre zu erwerben und auch sonstige Resultate zu erringen.

8. NEUE SORGEN.

Schwanhöfer hatte das nächste Ziel seines Strebens erreicht; die neue Fabrik war fertig und wurde durch ein prachtvolles Gastmahl eingeweiht. Weder Bernhard noch Adams waren zu diesem Feste geladen. Zwar hatte sich der Maler eine unabhängige Stellung zu verschaffen gewußt, indem er theils durch Unterricht im Zeichnen, theils durch Portraitiren ein genügendes Auskommen fand, aber er war nun einmal mißliebig vor den Augen der Frau Schwanhöfer und des Ober-Pfarrers Kiese-wetter.

Der Bau- und Fabrikherr schwamm in einem Meer von Glück. Man sagte ihm die schönsten Dinge, man schmeichelte ihm sogar; der Ober-Pfarrer brachte einen höchst schmeichelhaften Toast auf ihn aus, und er addirte selbstgefällig alles dieses zu seinem wirklichen geistigen Werthe – kein Wunder also, daß ihm außerordentlich wohl zu Muthe war. Nach dem Schluß der Mahlzeit bildeten um ihn und seinen Vater, welcher sämtliche Huldigungen gemüthsruhig *für sich* einstaffirte, so daß dieselben gleichsam eine doppelte Rechnung tilgten, der Ober-Pfarrer, der neue Gymnasial-Direktor und Schelring einen engeren Kreis. Crusius war ein großer stattlicher Mann, an dem feinen Rock einen preußischen

Orden zeigend. Die dicke fette Hand mit einigen kostbaren Ringen geziert, den starken Kopf mit den hochrothen Wangen und dem buschigen Haupthaar steil aufrecht tragend oder ganz in den Nacken zurückwerfend. Er war früher ein eifriger Rationalist und ein eifriger Deutschhümler gewesen, aber er hatte bald genug begriffen, daß die reellen Vortheile auf einer anderen Seite lagen, und so hatte er einen raschen vortheilhaften Frieden mit Kirche und Staat geschlossen; jetzt gab es keinen strengeren Offenbarungsgläubigen, als ihn, und keinen bereitwilligeren Helfershelfer bureaukratischer Regierungsmaßregeln. Als Schulmann gehörte er zu jener renommistischen Sorte, die mit ihrem pädagogischen Apparat einen so argen Lärm verführt, wie eine erboste Köchin mit ihren Geschirren; sein Mund strömte über von den Methoden und Einrichtungen, die er eingeführt hatte oder einführen wollte, sein Auge streifte voll Hohn jeden Schulmann, der andere Ansichten hatte oder zu haben schien, seine vollste Verachtung und sein grimmigster Haß trafen Jeden, der seinen Weg kreuzte. Die ihm untergebenen Lehrer, die sich nicht zu seinen unbedingten Werkzeugen herabwürdigten, behandelte er mit tyrannischer Willkür, so daß er sicher darauf rechnen konnte, in jedem Kollegium einen oder zwei unterwürfige Anhänger, außerdem aber lauter erbitterte Gegner zu finden. Den Schülern suchte er durch die stattliche Sicherheit seines Auftretens zu imponiren oder auch sie dadurch für sich zu stimmen, daß er ihnen bei jedem Konflikt mit den Lehrern Recht, den Letzteren aber Unrecht gab, und dennoch

liebten ihn die Schüler nicht, sondern er war ihnen unbequem und lästig.

Kiesewetter hatte in diesem engeren Kreise eine Mittheilung gemacht, wie es ihm gelungen war, die meisten Familien für die neue Töchterschule zu gewinnen, und als Resultat hingestellt, daß höchstens fünf Mädchen, worunter drei jüdische, dem Privatunterricht des Doktor Korn verblieben.

»Es kostet nur einen Bericht nach der Hauptstadt, so wird ihm der Privatunterricht ganz gelegt!« sagte Crusius, indem er siegreich die Mitglieder des Kreises anblickte.

Der Rentmeister Schelring, welcher den Doktor Korn um so gründlicher haßte, weil er eigentlich gar keinen rechten Grund zu seinem Hasse gehabt hatte, fügte hinzu:

»Ich wüßte nicht, warum man große Rücksichten zu nehmen hätte.«

Der jüngere Schwanhöfer glaubte eine Lanze für seinen sogenannten Freund einlegen zu müssen und sagte:

»Es will mir aber doch nicht gefallen, wenn man dem armen Mann diesen Erwerbszweig abschneidet.«

»Pah,« – sagte der Vater – »der Kahlmäuser kommt doch nie auf einen grünen Zweig.«

Geschmeidig begann Kiesewetter:

»Ich würde nicht zu einem solchen äußersten Schritte rathen, theils weil der Mann das Glück genießt, unter dem Schutze unseres gütigen Wirthes zu stehen, theils

weil allerlei häusliches Unglück ihn in letzter Zeit verfolgt und das Mitleiden rege gemacht hat, theils weil oberflächliche Beurtheiler, die nur auf äußere Erfolge, nicht aber auf den innersten Geist des Unterrichtes blicken, auf den doch Alles ankommt, eine gewisse Meinung von ihm als Lehrer und zumal als Mädchenlehrer besitzen. Ich bitte nicht zu vergessen, daß eine gewisse Anzahl von Familien, die sich uns angeschlossen hat, in der Erwartung steht, der Oberlehrer Korn werde sich bei unserem Unternehmen betheiligen; behält er nun einige Schülerinnen, so liegt auch ein ostensibler Grund vor, warum er der neuen Anstalt fern bleibt.«

»Sehr wahr! sehr wahr!« sagte der alte Schwanhöfer, während sein Sohn den Kopf hängen ließ, zwar nicht überzeugt, aber doch zum Schweigen gebracht.

»Der Unfug mit dem *Turnen* muß aber jedenfalls ein Ende nehmen!« sagte Crusius, den Kopf weit zurückbiegend. »Die Jugend erhält dadurch nur ein eitles Selbstvertrauen auf körperliche Kraft, giebt sich gefährlichen Illusionen und Träumereien hin und ist überhaupt außerhalb der Schule einem gewissermaßen privaten Einfluß ausgesetzt, den ein tüchtiger Direktor nie dulden kann.«

Schelring fügte hinzu:

»Wir wissen Alle, welche extravaganten und übergeschnappten Ideen der Herr Korn mit dem *Turnen* verbindet.«

Der alte Schwanhöfer erklärte:

»Ich werde in der nächsten Sitzung des Kuratoriums den Antrag auf gänzliche Abstellung des Turnunterrichtes stellen.«

Und abermals ließ der junge Schwanhöfer den Kopf hängen, weil er wohl denken konnte, wie tief dieser Beschluß seinen sogenannten Freund verwunden würde, aber er hatte es eigentlich schon längst aufgegeben, gegen den Einfluß seiner Frau und Kiewewetter's den ehemaligen Freund halten zu wollen.



Zu derselben Zeit hatte der Bürger Halborn, dem das von Bernhard gemiethete Haus gehörte, eine Unterredung mit seinem Miethmann.

»Herr Doktor,« – sagte er – »ich habe Gelegenheit, das Haus mit dem Gärtchen für dreitausend Thaler zu verkaufen, und ich werde auf das Gebot eingehen, habe aber die Sache erst noch etwas hinausgeschoben, um Ihnen den Vorkauf zu lassen.«

Erschrocken sagte Bernhard:

»Guter Herr Hallborn, ich brauche Ihnen wohl kaum erst zu sagen, daß ich kein Geld habe, um das Haus zu kaufen.«

»Nun, nun, das macht sich doch wohl. Eintausend Thaler lasse ich in erster Hypothek gern auf dem Hause stehen, und den Rest leiht Ihnen ein Freund. Sie haben ja Bekanntschaft mit den vermögendsten Leuten der Stadt,

z. B. mit den Schwanhöfer's, denen wär's eine Kleinigkeit.«

»Sie vergessen, daß deren Kapitalien in der neuen Unternehmung angelegt sind.«

»Das ist nicht so schlimm; ich weiß gewiß, daß sie noch eine hübsche Summe in Staatspapieren liegen haben, sie thun nur vor den Leuten so. Na, ich will Ihnen Etwas sagen: einige Wochen hat die Sache Zeit, überlegen Sie sich's ordentlich. Ich möchte nicht gern, daß Sie in Verlegenheit wegen einer guten Wohnung kämen, denn ich kann Ihnen sagen, es bleibt für die nächste Zeit keine Miethswohnung für eine Familie frei, als die zweite Etage im Wendelbauer'schen Hause, und das ist eine abscheuliche Wohnung, ohne Sonne und Luft, feucht und dumpf, voll Ratten und Mäuse. Ueberlegen Sie sich also die Sache wohl.«

Damit nahm der Bürger Abschied.

Als Bernhard in die Wohnstube trat, wo sich eben auch Adams zum Besuche fand, fiel sein verstörtes Wesen auf, und Dora mußte sich, obwohl das allmähliche Zunehmen seines krankhaften Aussehens demselben das Auffallende genommen hatte, doch zugestehen, daß seine Gesundheit augenscheinlich erschüttert sei. Er hatte es längst schon als das Beste erkannt, ohne Rückhalt sein Herz der treuen Gattin auszuschütten, und so theilte er auch jetzt die neue Gefahr mit, die ihrer Behaglichkeit und Ruhe drohte.

Dora war recht bekümmert. Die bisherige Wohnung war luftig und sonnig, ruhig und friedlich, an ihr haften alle Erinnerungen ihres Zusammenlebens; wenn sich Bernhard bald wieder erholen sollte, so konnte es hier am leichtesten geschehen, eine ungünstige Wohnung mußte seinen Zustand verschlimmern. Natürlich äußerte sie Nichts von diesen Gedanken, sondern sagte blos:

»Ich wollte recht, wir könnten hier wohnen bleiben.«

Adams wußte nicht zu rathen, sondern machte seinem Zorne durch Schimpfen Luft.

»Wenn doch nur« – rief er aus – »das sogenannte *Glück* nicht ein so leerer Begriff wäre, bei dem sich kaum etwas Bestimmtes denken läßt, sondern nach der Vorstellung der alten Völker eine Art von Wesen, so könnte man ihm recht ordentlich fluchen und dadurch sein Herz erleichtern. Ich fand einmal ein Gedicht vom alten Günther, das ich auswendig lernte, weil mir's wirklich ungemein gefiel; der legt gehörig los, z. B.:

»So, so, verdopple Schlag und Eifer!
Schlag' schärfer und besinn' Dich nicht!
Der Schmerz erregt mir Gischt und Geifer,
Den spei' ich Dir in's Angesicht;
Dein Rasen dient mir zum Gespötte,
Und könnte mir mein Wunsch geschehn,
Daß jede Wunde Lippen hätte,
So wollt' ich Dich recht grausam schmähn!«

»Genug, genug,« – rief Bernhard – »wir haben gar keinen Grund, so auf das Glück zu schmähen. Das wahre innere Glück hängt nicht von äußeren Zufällen ab, die letzteren müssen aber die Menschen sehr verschieden treffen, und es muß alle möglichen Combinationen geben von Demjenigen, dem sämtliche Zufälligkeiten günstig sind, bis herab zu Demjenigen, dem sich die ungünstigen am meisten häufen. Gerade dem letzteren ist aber vielleicht ein Ersatz gegeben, der ihn mit allen Schlägen des Geschicks versöhnt und ihn über sie hinweghebt. Wenn Du meinst, lieber Adams, ich sei ein vom Glück besonders Vernachlässigter, so denkst Du nicht an mein Weib und meine Kinder, denkst nicht an meine Hoffnung, daß es eine höhere Harmonie und Versöhnung giebt, worin sich alle Mißklänge auflösen.«

Während Adams einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte, umschlang Dora den Gatten und drückte ihr lockiges Haupt an seine bleiche Wange.

Aber Bernhard war am anderen Tage so angegriffen, daß er die Schule nicht besuchen konnte, und daß der Kreisarzt Teuffer herbeigerufen werden mußte. Der erfahrene Mann prüfte und beobachtete, erkundigte sich nach Allem und sann nach, dann sprach er sich so aus:

»Ihr Zustand ist nicht leicht zu nehmen, lieber Freund, denn er wurzelt in einer längerdauernden und bedeutenden Alteration des Nervensystems. Dennoch verschreibe ich Ihnen keine Medizin, sondern etwas ganz Anderes, nämlich – eine *Fußreise*. In wenigen Tagen beginnen Ihre Schulferien, da machen Sie sich hübsch auf den Weg,

fahren Sie bis zu einer Gegend, von der Sie sich Unterhaltung und Anregung versprechen dürfen, und dort machen Sie einige Wochen hindurch mannichfache Fußwanderungen von mäßiger Ausdehnung, so daß Sie es nie bis zu einer ungewöhnlichen Ermüdung kommen lassen. Was meinen Sie dazu?«

Verlegen stotterte Bernhard:

»Ich kann Frau und Kinder nicht gut allein zurücklassen.«

»Eben damit Sie dieselben nicht *allein zurücklassen*.«

»Auch ist mir, die Wahrheit zu gestehen, eine solche Reise zu kostspielig.«

»Hm, hm. Das Kuratorium muß Geld bewilligen.«

»Ich will ganz offen gegen Sie sein: das Kuratorium ist mir nicht sehr gewogen.«

»Hm, hm, *mir* im Grunde auch nicht, sonst würde mein ärztliches Votum in's Gewicht fassen. So müssen wir denn die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen.« –

Am zweiten Tage erhielt Bernhard ein Schreiben durch die Post zugesandt, das nur einen Fünzigthalerschein mit den Worten enthielt:

»Benutzen Sie beiliegendes Geld zu einer Reise für Kräftigung Ihrer Gesundheit.«

Er war sehr überrascht und wußte erst gar nicht, ob er das Geschenk annehmen sollte, aber Dora redete ihm eifrig zu.

»Du kannst es ja gar nicht einmal zurückgeben!« sagte sie. »Ein so zartes Geschenk ehrt den Geber wie den Empfänger.«

Da er sich bereit zur Annahme und Benutzung zeigte, so grübelte Dora darüber nach, wer der Absender sein möge.

»Am wahrscheinlichsten doch wohl Doktor Teuffer!« meinte sie.

»Das ist kaum glaublich, da er nicht vermögend sein soll. Indessen hat er jedenfalls die Anregung gegeben.«

»Und wohin willst Du die Reise unternehmen?«

»Darüber bin ich leicht entschlossen: nach meiner Heimath Thüringen; ich möchte gern die Berge wiedersehen, wo ich meine Jugend verlebte.«

SECHSTES BUCH. DAS GEHEIMNISSVOLLE SCHLOSS.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt,
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt,

Tiedge.

1. DAS GEHEIMNISS.

Bernhard hatte sich an einem sanften Hügelabhang gelagert, um die hübsche Gebirgslandschaft zu betrachten. Das schmale Thal, in welchem eine vielfach gewundene Linie von Erlen und Weiden den Lauf eines Baches bezeichnete, erweiterte sich an einer Stelle und wurde hier in seiner ganzen Breite von einem ansehnlichen Dorfe eingenommen; links lehnte sich die Kirche an die aufsteigende Anhöhe, durch das in einem Obstgarten liegende Pfarrhaus von dem Dorfe getrennt; rechts thronte auf einem kleinen Hügel ein alterthümliches Schloß mit Eckthürmchen, in dessen zahlreichen Fenstern die Nachmittagssonne glühend brannte. Vom Dorfe bis zu Bernhard's Ruhepunkte herauf zog sich die offene Landstraße, die nach der kaum eine Meile entfernten Stadt Hohenhausen führte, der kleinen Residenz des Fürsten, dem das schöne Ländchen gehörte; ob sich die Landstraße jenseits des Dorfes weiter fortsetzte, konnte man von hier nicht sehen.

Diese Gegend war dem einsamen Fußwanderer gar wohl bekannt. Ein Bruder seiner Mutter war hier Pfarrer gewesen, und er hatte bei diesem seine meisten Schulferien zugebracht. Nachdem er daher sein Geburtsstädtchen besucht hatte, in welchem er jedoch keinen Menschen mehr antraf, mit welchem eine neue Verbindung anzuknüpfen der Mühe gelohnt hätte, war die Sehnsucht in ihm erwacht, diesen Schauplatz seiner größten Jugendfreuden wieder zu sehen, und sein Blick hing nun weichschimmernd an dem alten Dache des Pfarrhauses, das so traulich zwischen den Bäumen hervorragte, und aus dessen Schornstein eine leichte Rauchwolke friedlich emporstieg. Dann aber flog der Blick nach dem Schlosse hinüber, an welchem nicht weniger freundliche Erinnerungen hafteten. Es war damals von einem alten General bewohnt gewesen, der das von der fürstlichen Familie nicht gebrauchte Herrenhaus gemiethet hatte, während das Nebengebäude der Pächter der Ländereien mit seiner Familie einnahm; der General war aber ein gar großer Kinderfreund, den die beiden Söhne des Pfarrers oft besuchen durften, und denen sich der Vetter aus der Stadt gern anschloß. Dort lag noch freundlich der breite Weg, welcher, mit einer Allee von Ahornbäumen eingefast, aus dem Dorfe zu dem Thore des Hofraumes aufstieg, das damals immer gastlich offen stand, jetzt aber fest verschlossen schien. Von dem Haupttummelplatz der Kinder, dem herrschaftlichen Garten, konnte man von hier Nichts sehen, weil er hinter dem Schlosse am jenseitigen Abhang des Hügels lag.

Ob das Schloß jetzt wohl bewohnt war? Der alte gute General – das wußte Bernhard – war schon vor vielen Jahren gestorben. Welch ein ruhiger friedlicher Wohnsitz war dies aber! wie beneidenswerth erschien eine Familie, welche, mit irdischen Gütern reichlich genug versehen, sich hierher zurückziehen konnte! Fern von den Störungen der Welt war man doch nicht von ihr abgeschnitten, man konnte sich alle Bedürfnisse eines gebildeten Geistes und eines behaglichen Lebens verschaffen, man konnte sich unbehelligt den Studien und dem häuslichen Glück widmen, man konnte von hier aus so viel Gutes wirken, als die Mittel erlaubten und das Herz gebot.

»Wenn ich meine Dora und meine Kinder in ein solches stilles Glück einführen könnte!« seufzte er.

Aber er dachte dann auch an seine Schüler, die ihn liebten, und die seine Liebe unter dem herzlosen Direktor Crusius doppelt nöthig hatten.

Er wollte auch den Schloßgarten wiedersehen und suchte daher, einen weiten Bogen beschreibend, Feldwege und Ackerraine benutzend, die Rückseite des Schloßes zu gewinnen, wo ein höherer Bergabhang den vollen Einblick in den Garten gewährte, und von wo man auf dem anmuthigen Fußpfade, der nach dem unfernen Orte Emmerdingen führte, bequem zum Dorfe gehen konnte. Es gelang ihm auch wirklich, jenen Berg zu erreichen, doch war die hohe Stelle, auf der er anlangte, so von jungem Baumschlag und Gebüsch zugewachsen, daß sie keine Aussicht darbot; er mußte daher weiter herabsteigen, um einen besseren Punkt zu gewinnen. Wo das Gebüsch

aufhörte, fand er an dessen Rand in einer Art von Versteck einen Mann liegend, der erschrocken zusammenfuhr, als er plötzlich die Schritte in seiner Nähe hörte, und der hastig ein Instrument, welches ein Tubus zu sein schien, zusammenschob und wegsteckte. An dieser abgesehenen Stelle erregte der Mann die Aufmerksamkeit Bernhards, welcher daher denselben Etwas genauer betrachtete. Derselbe stand in den mittleren Lebensjahren, er war von feinem schwächtigem Körperbau, sein Gesicht war von einer ungewöhnlicher Blässe, ja man konnte es *weiß* nennen, doch besaß es mehr den Anschein einer gewissen Ermattung als der Kränklichkeit, der reiche Haarwuchs und der starke Bart – beide mit großer Sorgfalt gepflegt – hoben die Blässe des Gesichts noch mehr hervor; die etwas aufgeworfenen Lippen, die meist ein wenig geöffnet standen, zeigten Zähne von ungewöhnlicher Schönheit; was den Gesamtausdruck unheimlich machte, waren die großen Augen, deren schwarze Sterne in den gelblichen Augäpfeln abwechselnd funkelten und dann wieder wie aus Ermüdung von den Lidern fast ganz bedeckt wurden. Die Kleidung war einfach, aber elegant, namentlich zeichnete sich die Wäsche an Hals, Brust und Handgelenken durch untadelige Feinheit und Weiße aus; der leichte Sommer-Paletot und der modische Strohhut deuteten an, daß der Fremde nicht weit von hier wohnen mußte.

Auf Bernhard machte die ganze Erscheinung einen unbehaglichen Eindruck; er mußte unwillkürlich an die heiße Zone mit Palmen und Schlingpflanzen, an Tiger und Schlangen denken.

Der Fremde war aufgesprungen, mit der einen Hand ein neben ihm liegendes elegantes Spazierstöcken aufraffend, mit der anderen, womit er den Tubus weggesteckt hatte, leise nach Etwas herumtastend, etwa als wenn er sich einer versteckten Waffe versichern wollte, so stand er einige Augenblicke, den Ankömmling mit lauernden Blicken betrachtend. Da dieser in seiner Verwunderung, hier in der Abgeschlossenheit Thüringens eine so fremdartige Erscheinung zu erblicken, sich schweigend verhielt, so sagte endlich der Fremde in flüssigem, aber fremdartig betontem Deutsch:

»Sie haben mich überrascht, mein Herr, und beinah erschreckt, denn ich hatte hier keinen Menschen vermutet.«

Bernhard erwiderte:

»Das war nicht meine Absicht, doch war auch ich nicht darauf gefaßt, in dieser Einsamkeit Jemand anzutreffen.«

Mit einer gewissen Geflissentlichkeit, ja Aufdringlichkeit sprach der Fremde:

»Ich wohne für einige Zeit in der Stadt Hohenhausen, wo sich auch meine Legitimations-Papiere befinden. Ich halte mich in dieser Gegend auf, beauftragt von einer ausländischen, sehr bedeutenden Gesellschaft, um vorläufige Untersuchungen anzustellen, ob eine Eisenbahn über das Gebirge angelegt werden könne, in welchem

Falle jene Gesellschaft sich um eine Concession bewerben wird.«

Zu gleicher Zeit klemmte er das Stöckchen unter den Arm, zog eine kleine Briefftasche hervor und überreichte daraus Bernhard eine Karte, worauf die Worte gestochen waren:

»*Chevalier de la Bretagne, Ingenieur-géographe.*«

Wenn hiermit beabsichtigt war, auch Bernhard zu einer Deklaration seiner Persönlichkeit zu veranlassen, so gelang der Versuch nicht, denn derselbe betrachtete nach flüchtigem Blick auf die Karte die ungemein feine weiße Hand des Fremden, die nie mit so unbeholfenen Instrumenten, wie sie doch Ingenieure nicht entbehren können, sich befaßt zu haben schien. Indessen war sein Mißtrauen ja im Grunde ihm selbst sehr gleichgiltig, und er sagte, nur um Etwas zu sagen:

»Doch wird die Eisenbahnlinie schwerlich durch dieses kleine Seitenthälchen, sondern nur durch das Hauptthal laufen können.«

Das Auge des Fremden blickte in einem Momente scharfer Beobachtung auf, dann sagte derselbe mit anscheinendem Gleichmuth:

»Sie haben Recht, aber es ist mir wichtig, ob dieses Seitenthal vielleicht Steine zum Bau und gutes Holz enthält. Sie gehören wohl nach jenem Schlosse?«

»Nein, aber ich kenne es wohl von meiner Jugend her.«

»So?« sagte der Andere mißtrauisch. »Nun, ich wünsche Ihnen einen guten Abend.«

Darauf entfernte er sich eilig in der Richtung, in welcher Bernhard gekommen war. Dieser sah einige Augenblicke dem Davoneilenden nach, bis derselbe verschwunden war, dann richtete er seine Aufmerksamkeit nach dem Schlosse hin. Dieses lag ganz wie sonst in seiner tiefen Einsamkeit, aber von dem Garten war Nichts zu sehen. Die Umfassungsmauer, über welche man sonst hatte wegblicken können, war mit einem starken Lattenwerk, das keinen Durchblick gestattete, bis zu solcher Höhe bekrönt, daß nur die Baumwipfel darüber hervorragten, und daß jeder Einblick in den Garten ganz unmöglich war. Erstaunt betrachtete Bernhard diese ängstliche Abschließung, von der er sich keinen Grund anzugeben wußte! Dann sah er wieder nach den Fensterreihen des Schlosses, und in dieser Nähe konnte er deutlich bemerken, daß sie von innen mit Gardinen verhangen waren. Daß er selbst, sowie sein Vorgänger an dieser Stelle, vom Schloß aus nicht bemerkt werden konnte, daran dachte er durchaus nicht, weil er nicht einen Lauscher, sondern nur einen Beobachter aus müßiger Neugierde abgab.

Während er noch hinüberblickte, wurde plötzlich der Vorhang eines Fensters entfernt und ein Fensterflügel geöffnet; eine weibliche Gestalt beugte sich heraus und rief: »Tuck! tuck!« worauf einige Tauben herangeflogen kamen und sich auf der Fensterbrüstung niederließen; das Frauenzimmer beugte sich über und zerkrümelte, wie es

schien, Weißbrot, welches die Tauben begierig aufpickten. Es war ein anmuthiges Bild! Die Brotspenderin schien, soweit man aus dieser Entfernung beurtheilen konnte, jung und sehr schön, ihre Kleidung kostbar zu sein. Aber nicht lange genoß Bernhard den reizenden Anblick, denn es zeigte sich hinter der Dame eine männliche Gestalt, welche jene, die dem Anschein nach widerstrebte, zurückzog, das Fenster schloß und den Vorhang wieder vorschob.

Was hatte das Alles zu bedeuten? wer waren die Bewohner des Schlosses? in welchem Zusammenhang stand mit ihnen der angebliche Chevalier de la Bretagne?

Da sich von nun an Nichts weiter ereignete, so gab Bernhard nach einiger Zeit seinen Beobachterposten auf und suchte den ihm von früher her bekannten Emmendinger Fußweg zu gewinnen, um zum Dorfe zu gehen, wo er die Nacht zubringen wollte. Er fand ihn auch bald auf, erkannte ihn aber kaum wieder, denn der sonst so wohlunterhaltene starkbetretene Pfad war verwildert, mit Gras und Kraut überwachsen – kurz er sah so aus, als wenn er seit lange nicht mehr gebraucht würde.

Kopfschüttelnd folgte Bernhard dem Wege, welcher ihn bald der Mauer des Schloßgartens entlang führte; er hatte, wie er sich recht gut erinnerte, ein Bächlein zu überschreiten, das unter der Mauer weg seinen Lauf nach dem Garten nahm, wo es einen Teich bildete; eine Brücke für die Fußgänger führte außen über den Bach, und daneben befand sich eine Pforte in der Mauer, die aber früher stets verschlossen zu sein pflegte. In dem Augenblick,

wo sich Bernhard der augenscheinlich in Verfall gerathenen Brücke näherte, sprang die Pforte auf, und ein junger stämmiger Bauer, mit einem gewaltigen Knotenstock bewaffnet, vertrat dem Wanderer den Weg; derselbe mußte von irgend einem Punkte aus das Herankommen des Fremden auf dem freilich zuletzt ganz offen liegenden Fußpfade bemerkt haben.

»Woher des Weges, Landsmann?« fragte der junge Bauer mit grobem Tone.

Erstaunt fragte Bernhard entgegen:

»Welches Recht habt Ihr, mich darnach zu fragen?«

»Nehmt immerhin an, ich hätte ein Recht dazu.«

»Ist dies nicht ein öffentlicher Weg?«

»Nehmt an, es sei *kein* öffentlicher Weg.«

»Früher *war* es ein öffentlicher Weg, wenn er jetzt verboten ist und Ihr vielleicht oder Flurschütz seid, so müßt Ihr meine Unwissenheit entschuldigen. Ich komme seit vielen Jahren jetzt zum ersten Male wieder zum Dorfe.«

»Habt Ihr Bekanntschaft oder Verwandtschaft im Dorf?«

»Jetzt nicht mehr. Aber mein Onkel Bretschneider war Pfarrer hier.«

»Was zum Teufel – – Ihr seid wohl gar der Bernhard – der *kleine Student*, wie wir zu sagen pflegten?«

»Ja. Aber ich kenne Euch nicht.«

»Das glaub' ich wohl, obschon wir ›Räuber und Soldaten‹ zusammen gespielt haben. Ich bin der Georg Schmicht, der Sohn des Korbmachers Schmicht neben dem Brunnen.«

Jetzt, wo Bernhard das Gesicht schärfer in's Auge faßte, und wo ihm auch der Name dunkel wieder einfiel, erinnerte er sich gleichfalls einigermaßen des Menschen.

»Was wollt Ihr denn eigentlich im Dorf?« fragte Georg Schmicht mit einem Tone, der zwischen alter Traulichkeit und neuem Mißtrauen in der Mitte schwebte.

»Ich wollte es nur einmal wiedersehen, weil ich in meiner Jugend da oft so vergnügt gewesen bin.«

»Sonst Nichts? Und habt Ihr keine Absicht mit dem Schloß?«

»Was könnt' ich für eine Absicht mit dem Schlosse haben? Der alte gute General ist ja längst todt, der uns die schönen Aepfel schenkte.«

»Freilich, freilich! Euch und den Pfarrerssöhnen schenkte er die Aepfel, und wir holten sie uns heimlich bei dunkler Zeit.«

Bei dieser Erinnerung verfiel er in ein kurzes abgestoßenes Lachen, das man freilich ebenso gut für eine Art von Bellen oder Grunzen halten konnte.

»Wer wohnt jetzt im Schlosse?« fragte Bernhard.

Das Gesicht Georg's, das eben noch ganz heiter ausgesehen hatte, verfinsterte sich; mit einem mißtrauischen Blicke erwiederte er:

»Wißt Ihr wirklich Nichts davon?«

»Keine Silbe; ich komme ja eben erst in dieser Gegend an.«

»So will ich Euch Etwas sagen, Herr Bernhard: wenn Euch Jemand fragt, wer in dem Schloß außer dem ehemaligen Korbmacher Schmicht und seiner Familie wohnt,

so könnt Ihr dreist behaupten, Ihr wüßtet's nicht, wenigstens hätte Euch Georg Schmicht Nichts davon gesagt. Die alte Bekanntschaft in Ehren, aber die hat mit dem Schloß und mit dem, was darinnen ist, Nichts zu thun. Bleibt Ihr länger in der Gegend, so suchet, wenn's Euch recht ist, andere Spaziergänge auf. Uebrigens habt Ihr ein ungesundes Aussehn, und ich wünsch' Euch gute Besserung. Adieu!«

Damit schlüpfte er in die Pforte und schlug sie hinter sich zu.

Bernhard setzte seinen Weg gedankenvoll fort. Es mußte hier ein eigenthümliches Geheimniß walten, von dem die Phantasie so leicht nicht wieder abließ, wenn sie sich einmal damit beschäftigte. Als der verwahrloste Pfad um die Ecke des Schlosses bog, sah Bernhard, daß ein neuer Fahrweg nach der anderen Seite hin um den Schloßhof herum angelegt war, wahrscheinlich zu den Nebengebäuden führend, die früher durch das Hauptthor zugänglich gewesen, jetzt aber muthmaßlich von dem eigentlichen Schloßgebäude abgesondert waren. Ein Rückblick auf die Fronte des letzteren zeigte, daß alle Fenster desselben dicht verhangen waren.

Ziemlich erschöpft langte der Wanderer in dem Wirthshause an, wo ihm eine ganz leidliche Stube angewiesen und ein gutes Abendessen in Aussicht gestellt wurde.

2. VERSCHIEDENE DEUTUNGEN DES GEHEIMNISSES.

Die Zeit bis zum Abendessen mochte Bernhard nicht einsam auf einer Stube verbringen, er begab sich daher

in das allgemeine Wirthszimmer; dieses war durch einen Bretterschlag in zwei ungleiche Räume getheilt, einen größeren für das gemischte Publikum und den Schenkraum des Wirthes, einen kleineren dahinter für die Gäste von Auszeichnung. Da von den Letzteren noch keine erschienen waren, so setzte sich Bernhard im Vorderraum zu dem Wirth und einigen Holzhauern, die von diesem und jenem plauderten.

Ohne weitere Umstände richtete Bernhard die Frage an den Wirth:

»Sagen Sie mir doch, wer wohnt denn jetzt im herrschaftlichen Schlosse?«

»Ja, lieber Herr, das wüßten wir selbst gern, aber das weiß außer dem lieben Gott vielleicht nur der Fürst, und es ist auch noch bei *dem* eine große Frage.«

»Das ist ja ganz sonderbar.«

»Freilich ist's sonderbar, und die ganze Gegend zerbricht sich genug den Kopf darüber.«

»Nun, irgend Etwas weiß man doch von den Bewohnern, wenn's auch noch so wenig ist.«

»Freilich ist's wenig genug, aber was ich weiß, will ich Ihnen sagen. Vor etwa drei Jahren hieß es auf einmal im Dorf, das Schloß, das schon einige Zeit leer gestanden hatte, sei an fremde Leute vermietet. Der Verwalter, der unten im Schloß gewohnt hatte, mußte Hals über Kopf in das Nebenhaus ziehen, und nun ging es an ein Umbauen und Verändern, als wenn das Unterste zu oberst gekehrt werden sollte. Wie Alles fertig war, verschwanden die Handwerker und Arbeiter wie die Schwalben im

Herbst, und eines Morgens hieß es, die fremde Herrschaft sei im Schlosse; von dem Augenblick an hat sein Mensch mehr das Schloß betreten dürfen, außer dem Korbmacher Schmicht, der mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Tochter in das unterste Stockwerk eingezogen ist. Wer sie dazu gedungen hat, wie viel Lohn sie bekommen, und was sie eigentlich zu thun haben, das weiß man nicht.«

Der Holzhauer Jürgen fiel ein:

»O ja, daß weiß man doch. Die Tochter muß ja jeden Tag zweimal nach der Stadt, um die Briefe und Zeitungen von der Post zu holen und sonst von den Kaufleuten mitzubringen, was die Herrschaft braucht.«

»Das weiß man freilich,« – sagte der Wirth – »aber die Christine Schmicht hat noch zu keinem Menschen ein Sterbenswörtchen von dem gesagt, was im Schlosse vorgeht.«

Kasper, der zweite Holzhauer, sagte:

»Sie darf nicht einmal unterwegs mit Jemand sprechen. Der gnädige Herr hat ein langes Fernrohr, damit schaut er nach der Straße aus, die man ja oben vom Schloß aus fast bis nach der Stadt übersehen kann, und Gott gnade der Christine, wenn sie mit anderen Leuten zusammen geht oder unterwegs stehen bleibt, um mit einem Bekannten zu plaudern.«

»Na, und was werden die anderen Schmicht's thun?« fragte Jürgen. »Die Mutter fegt das Haus, der Vater macht Holz klein und dergleichen, und der Georg bestellt den Garten und paßt mit seinen zwei großen Hunden auf.«

Kasper setzte hinzu:

»Und für diesen leichten Dienst werden die Leute heidenmäßig bezahlt. Ich hab' mir erzählen lassen, daß der alte Schmicht am Ersten jedes Monats seinen Hut gestrichen voll preußischer Thaler bekommt.«

Der Wirth aber versicherte:

»Darüber weiß man Nichts. Als die Christine einmal frisches Brot von uns holte, weil das aus der Stadt nicht reichte, nahm meine Frau sie ordentlich in's Gebet, und die versteht das so ziemlich, aber die Christine versicherte auf Seele und Seligkeit, sie und ihre Familie bekämen von der Herrschaft so wenig zu sehen wie wir Anderen auch, sie kämen nie oben in's Schloß, sondern Herr Philipp nähme ihnen unten an der Treppe Alles ab, was sie aus der Stadt brächte, die Milch und Butter vom Verwalter, das Fleisch, das Wild, die Fische – kurz Alles. Wenn die Herrschaft in den Garten geht oder ausfährt, darf Niemand von den Schmicht'schen Leuten bei der Hand sein, und Herr Philipp sagt's ihnen dann jedesmal, sie sollten sich in ihre Hinterstube begeben.«

»Wer ist denn Herr Philipp?« fragte Bernhard.

»Der muß wohl Alles in Allem sein: Haushofmeister, Bedienter, Kutscher, und was sonst noch vorkommt.«

»Kennt man denn nicht einmal den Namen der Herrschaft?«

»Ei bewahre! Wir nennen ihn immer nur den gnädigen Herrn.«

»Und ist die Dame wohl seine Frau oder Tochter?«

»Welche Dame?«

»Nun, die im Schlosse wohnt.«

»Ja, das weiß man wieder nicht so genau, ob wirklich eine Dame im Schlosse wohnt; die Leute wollen's freilich für bestimmt behaupten.«

Eifrig rief Jürgen:

»Ei das versteht sich von selbst, daß eine Frauensperson drin wohnt, um die allein geschieht ja die ganze Heimlichthuerei!«

Da der Wirth in diesem Augenblick in das ›Herrenzimmer‹ sich begeben mußte, wo einige Gälte sich eingefunden hatten, so rückte Jürgen vertraulich an Bernhard heran und flüsterte:

»Ich sage Ihnen, in dem Frauenzimmer steckt das ganze Geheimniß. Es soll sehr schön sein und so reich, daß alle Schätze der Erde nicht dagegen aufkommen, aber es soll – einen Schweinsrüssel haben.«

»Einen Schweinsrüssel?« fragte Bernhard verwundert.

»Pst, nicht so laut! Die Leute hier im Dorf hören nicht gern davon reden und thun, als wenn sie nicht d'ran glaubten, aber ich und Kasper, wir sind aus Emmendingen und können eher davon reden. Der gnädige Herr ist lange mit dem Frauenzimmer herumgereist, das wohl seine Tochter sein mag, um Jemand zu finden, der sich mit ihr verheirathen will, aber natürlich hat sie immer dicke Schleier getragen, daß sie Niemand zu sehen bekam. In Jena oder Halle soll sich ein hübscher, aber armer Student gefunden haben, der die Person heirathen wollte, wie aber der gnädige Herr ihn zu ihr geführt und den

Schleier fortgenommen hat, da ist er vor dem Schweinsrüssel zum Tode erschrocken und ist fortgelaufen, ohne ein Wort zu sagen. Da sind sie denn hier auf's Schloß gezogen.«

Kasper aber schüttelte den Kopf und sagte:

»Wir glauben nicht Alle in Emmendingen an die Geschichte, sondern es giebt Leute genug, die meinen, die Frauensperson hätte etwas gar Schlimmes gethan und sei gebrandmarkt worden, darum trüge sie vor der Stirn und dem ganzen Gesicht eine Maske von schwarzem Sammet, und darum wäre ihr Mann oder Vater mit ihr aus der Fremde hierher gezogen.«

Es nahmen noch mehr Leute an dem Tische Platz, die kaum merkten, daß von der Herrschaft im Schlosse die Rede sei, als sie sogleich Lust zeigten, an dem Gespräch Theil zu nehmen, das wohl das Lieblingsthema der ganzen Gegend ausmachen mochte. Bernhard wollte ebenso wenig mittheilen, daß er heute die Bewohnerin des Schlosses gesehen habe, als die albernen Geschichten von Schweinsrüsseln und Brandmarken weiter anhören; er warf daher die Frage auf:

»Geht nicht der Fußweg nach Emmendingen beim Schlosse vorbei?«

Jürgen erwiederte:

»So war es sonst, aber seit zwei Jahren gehen alle Leute über den Fahrweg.«

»Aber warum denn? Fürchtet man sich bei dem Schlosse vorbei zu gehen?«

»Das eben nicht, aber der gnädige Herr, der an die hiesige Armenkasse jedes Jahr zweihundert Thaler bezahlt, hat uns Emmendingern auch hundert Thaler ausgesetzt, wenn wir den Fußweg nicht gebrauchen, und da er sonst noch gar viel Gutes an beiden Dörfern thut, so geschieht ihm gern der Gefallen.«

»Man soll da nicht vorbei gehen,« – erklärte Kasper – »um die Frauensperson nicht zu sehen.«

»Es sind zwei Frauenspersonen im Schlosse!« erklärte ein alter, ehrlich aussehender Wegewärter, der unter den später Hinzugekommenen saß.

»Das habt Ihr immer behauptet,« – sagte ein Anderer – »aber es glaubt's Euch Niemand.«

»Ob man mir's glaubt oder nicht, das ist mir einerlei, aber es sind zwei Frauenspersonen im Schloß, eine alte und eine junge.«

»Woher wißt Ihr denn das so bestimmt?« fragte Bernhard,

»Weil ich meist an der Landstraße beschäftigt bin, wenn die Herrschaft spazieren fährt. Herr Philipp, der dann immer auf seinem Bocke einen gar kostbaren Rock mit goldenen Tressen an hat, fährt um's Dorf herum auf der Chaussee bis nah' vor's erste Einnehmerhaus. Wenn sie nun etwas weiter vom Dorfe weg sind, so ziehen sie manchmal die grünen Vorhänge hinter den Glasfenstern fort, und weil ich im Anfang etwas neugierig war, so warf ich wohl gelegentlich einen Blick in den Wagen, und da sah ich manchmal eine ältliche Dame beim gnädigen Herrn sitzen und manchmal eine junge. Weil ich

aber bald merkte, daß die Herrschaft und Herr Philipp mein Suchen nach dem Wagen nicht gern sahen, so hab' ich's schon seit lange nicht mehr gethan, sondern ich drehe mich um, wenn der Wagen vorbeifährt. Und das wird sehr wohl aufgenommen, denn der gnädige Herr schickt mir manchmal eine Flasche Wein zum Geschenk.«

Ein Bauer sagte:

»Es mögen nun zwei oder nur eine oder gar keine Frauensperson im Schlosse sein, das sollte mich wenig kümmern, wenn ich nur etwas von dem Gelde des gnädigen Herrn hätte.«

»Er muß jedenfalls sehr reich sein!« meinte Bernhard.

Ein anderer Bauer, dessen Gesicht Anspruch auf eine ganz besondere Pfiffigkeit zu machen schien, sagte:

»Ich wundere mich nur, daß man sich den Kopf über den gnädigen Herrn und seinen Reichthum zerbricht. Ich will nicht Kunz Haberkorn heißen, wenn der gnädige Herr nicht das Geheimniß besitzt, Gold zu machen. Und bloß deshalb hat er sich so in seine Einsamkeit zurückgezogen.«

Diese Ansicht schien einigen Eindruck hervorzubringen, denn es folgte ihr ein nachdenkliches Schweigen.

In diesem Augenblick rief der Wirth den Gast in den hinteren Raum, wo ein Abendessen für ihn angerichtet war, und wo noch einige andere Gäste sich versammelt hatten, die sichtlich einer höheren Schichte der Gesellschaft angehörten. Bernhard setzte sich, nachdem er gespeist hatte, zu den Uebrigen, und die Unterredung

kam bald wieder auf die geheimnißvollen Bewohner des Schlosses.

Bernhard äußerte:

»Ich bin weit davon entfernt, eher etwas Schlimmes als etwas Gutes von unbekanntem Menschen zu glauben, aber ich muß gestehen, die Thatsachen gestalten sich hier so eigenthümlich, daß mir alte Geschichten von Falschmünzern eingefallen sind, die sich in der möglichsten Abgeschlossenheit mit ihrem verbotenen Gewerbe beschäftigten.«

Die Anwesenden schüttelten mißbilligend die Köpfe, und der Förster, ein schon ziemlich bejahrter Mann, sagte:

»An so Etwas ist nicht entfernt zu denken. Es versteht sich von selbst, daß unser Fürst oder seine Kanzleiräthe das Schloß nicht so, mir Nichts Dir Nichts, an den ersten besten Wildfremden werden vermietet haben, auch weiß ich aus guter Quelle, daß der gnädige Herr bei seiner Ankunft eine Audienz beim Fürsten gehabt und dieser zu Anderen gesagt hat, der Fremde habe ihm so gewichtige Empfehlungen vorgelegt und so genügende Auskunft gegeben, daß dem Aufenthalt in seinem Gebiet nicht nur Nichts im Wege stehe, sondern vielmehr jeder mögliche Vorschub geleistet werden solle. Sie können also denken, daß nichts Verfängliches vorliegt, so unbegreiflich auch das Dunkel ist, in welches sich die Schloßbewohner zu hüllen für gut finden.«

Der junge Schullehrer des Dorfes setzte hinzu:

»Außerdem ist die Anwesenheit des gnädigen Herrn eine wahre Wohlthat für unser ganzes Ländchen. Derselbe zahlt nicht nur in die verschiedensten Kassen stehende Jahressummen, sondern er benutzt auch jede Gelegenheit, Schulen und andere Anstalten auf das Großmüthigste zu unterstützen, sich bei allen gemeinschaftlichen Unternehmungen der Wohlthätigkeit zu betheiligen und das Elend einzelner Familien durch überreiche Gaben abzustellen.«

»Wie erfährt er solche Dinge, und durch wen vermittelt er seine Wohlthätigkeit?« fragte Bernhard.

»Er liest viele Zeitungen, deutsche und ausländische, aber auch die Blätter, welche unser kleines Land betreffen; seine Unterstützung allgemeiner Zwecke läßt er unserer Landes Regierung zukommen, seine Privatwohlthätigkeit aber vermittelt er durch unseren Pfarrer, der ihm wöchentlich Berichte über alle Hilfsbedürftigen, von denen er hört, abstattet. An diesen müssen sich auch Alle wenden, die ein Bittgesuch haben, denn das Schloß darf kein Solcher betreten, und unverschämte Bettler, die dennoch den Zugang ertrotzen wollten, sind durch große Hunde vom Hofe gehetzt worden.«

Der Förster sagte:

»Es ist gewiß gering angeschlagen, wenn man annimmt, daß jährlich vom Schloß 5000 Gulden zu milden Zwecken verausgabt werden, ungerechnet, was muthmaßlich durch andere Kanäle in die Fremde fließt.«

»Das ist bedeutend« – sagte Bernhard – »und läßt auf eine sehr große Einnahme schließen.«

»Ja, sie muß sehr ansehnlich sein, denn durch das Postamt der Hauptstadt allein bezieht der gnädige Herr jährlich gegen 20,000 Gulden; der Postmeister braucht hieraus kein Geheimniß zu machen, sowie er denn auch angiebt, daß alle Geldsendungen von einem bedeutenden Banquier-Hause in Frankfurt kommen.«

Der Lehrer fügte hinzu:

»Die großen Sendungen von Kleidungsstücken, Getränken, Früchten, Geräthen, Büchern und dergleichen mehr, die fast wöchentlich eintreffen, scheinen gar nicht von hier aus bezahlt zu werden.«

»Aber reizt ein solcher Reichthum nicht zu Einbruch und Raub?«

»Wir haben hier keine Diebesbanden, und Einzelne wagen sich nicht an das gut besetzte und vertheidigte Schloß. Abgesehen von der Scheu, die allgemein verbreitet ist, weiß auch jeder Dieb, daß es nur eines Pistolenschusses aus einem der Schloßfenster bedürfte, um das ganze Dorf zu alarmiren, denn alle Einwohner desselben sehen im gnädigen Herrn mit Recht ihren Wohlthäter.«

»Bei einer solchen Sicherheit ist zu bewundern, daß er nicht Etwas von den ängstlichen Vorsichtsmaßregeln aufgibt, mit denen er sich von der Welt abschließt.«

Die Uebrigen zuckten die Achseln.

»Ferner ist zu bewundern,« – fuhr Bernhard fort – »daß diese merkwürdige Erscheinung nicht in weiteren Kreisen Aufsehen erregt und so mittelbar eine Aufklärung des Geheimnisses herbeiführt.«

Der Förster erwiederte:

»Unser kleines Ländchen ist ziemlich abgeschnitten von der übrigen Welt. Unsere einheimischen Blätter sind ohne Zweifel höheren Ortes veranlaßt, die Sache nicht zu besprechen, und wenn Leute in der Hauptstadt sind, die mit fremden Zeitungen in Verbindung stehen, so haben auch diese wohl einen Wink erhalten.«

»Dies wird sich aber ändern,« – meinte Bernhard – »wenn erst die Eisenbahn durch das Land geht.«

»Eine Eisenbahn?« rief der Krämer Neumüller. »Damit steht's noch in weitem Felde!«

»Nun, ich denke, es hält sich hier schon ein französischer Ingenieur auf, der im Auftrage einer auswärtigen Gesellschaft eine Bahnlinie aufsucht.«

Der Förster und der Lehrer wußten hiervon Nichts, aber der Krämer sagte:

»Ganz recht, ich habe gehört, daß sich ein solcher Windbeutel in der Stadt seit einigen Tagen herumtreibt, aber man hält das für Schwindelei. Ueberdies giebt es Leute, die den sauberen Herrn Chevalier von ›so und so‹ in einem Badeorte als Croupier der Spielbank gesehen haben wollen, und die Polizei hat sich auch schon um ihn bekümmert, aber seine Papiere scheinen in Ordnung zu sein.«

Der Lehrer meinte:

»Es kann ja auch immer sein, daß man an eine Eisenbahn in dieser Gegend denkt.«

»Wenigstens,« – sagte der Förster – »daß man so thut, als dächte man daran, um leichtgläubige Menschen zu ködern.«

Bernhard konnte nicht anders, als mit einer gewissen Unbehaglichkeit an den Chevalier zu denken, von dem ihm für die geheimnißvollen Schloßbewohner irgend eine unbestimmte Gefahr zu drohen schien.

3. DER BEWOHNER DES SCHLOSSES.

Am nächsten Morgen erwachte Bernhard mit der Empfindung körperlicher Unbehaglichkeit; der Schlaf während der Nacht war unterbrochen und fieberhaft gewesen, die Phantasieen des halbawachen Zustandes hatten sich alle um das geheimnißvolle Schloß und seine Bewohner gedreht, und jetzt fühlte er sich matt und angegriffen. Dennoch brach er gegen zehn Uhr auf, um einige Stunden zurück zu legen, in der Hoffnung, die frische freie Luft werde ihm wohlthun. So wanderte er denn langsam in der Richtung, die seiner gestrigen Ankunft entgegengesetzt war, auf der Landstraße fort, aber er hatte seinen Kräften zu viel zugetraut, denn er mußte bereit nach einer halben Stunde anhalten und sich an einem Haufen zerklopfter Steine niederlassen. In seiner vollständigen Ermattung machte sich dem Bewußtsein nur das einzige Gefühl der Sehnsucht nach seinem Haus, nach Frau und Kindern geltend, verbunden mit dem Schmerz, hier so ganz vereinsamt und verlassen zu erkranken. Doch er war nicht völlig vereinsamt, denn derselbe Wegewärter, welcher gestern Abend sich in das

Gespräch über die Schloßbewohner gemischt hatte, befand sich zufällig in der Nähe und trat theilnehmend heran, als er die sichtliche Kraftlosigkeit des Fremden gewahrte.

»Es ist Ihnen wohl nicht recht, lieber Herr?« fragte er.

Bernhard erwiderte matt:

»Ich fühle mich sehr schwach.«

Aber in demselben Augenblick verließ ihn die Besinnung, und er brach zusammen.

Der Wegewärter kniete neben ihm, um ihn in seinen Armen aufzufangen und festzuhalten, blickte aber rathlos umher, weil er nicht wußte, was er mit dem Ohnmächtigen beginnen sollte.

Da näherte sich das Rollen eines rasch fahrenden Wagens, und um die Wendung des Weges, vom Dorf herkommend, bog die Equipage des ›gnädigen Herrn‹, dem Wegewärter wohlbekannt, auch wenn der ›Herr Philipp‹ in seiner reichen Livree nicht auf dem Bocke gesessen hätte. Dieser Letztere gewahrte kaum die Gruppe, als er den raschen Trab der Pferde zügelte und einige Worte in den Wagen hineinsprach, welcher darauf ganz still hielt. Dies war eine große Herzenserleichterung für den guten Wegewärter, denn so wenig er sich zu helfen wußte, so hätte er dennoch wohl Bedenken getragen, die Leute aus dem geheimnißvollen Schlosse um Beistand anzurufen.

Aus dem geöffneten Wagenschlag sprang ein großer stattlicher Herr und rief schon von weitem:

»Was fehlt dem Manne?«

Der Wegewärter erwiderte:

»Es ist ein fremder Herr, der wohl eine Fußwanderung zu seinem Vergnügen macht, aber es ist ihm schlimm geworden, und er stirbt mir wohl gar unter den Händen.«

Der ›gnädige Herr‹ trat ganz heran, schien sehr betroffen, als er in das Gesicht des Ohnmächtigen schaute, äußerte aber weiter Nichts, als daß er dem Kutscher einige Worte in einer fremden Sprache zurief, worauf dieser den Wagen bis ganz dicht heran lenkte.

»Helfen Sie mir den Kranken in den Wagen schaffen!« sagte der Schloßherr zu dem Wegewärter.

Dieser war ebenso erfreut als überrascht, und er hatte zugleich Gelegenheit zu der Wahrnehmung, daß sich im Wagen noch ein Frauenzimmer befand, und zwar das ›alte‹, wie er es gestern bezeichnet hatte.

Den vereinten Bemühungen gelang es, den Kranken in den Wagen zu heben; dieser drehte darauf um und fuhr in beschleunigter Eile nach dem Schlosse zurück. Bernhard wußte nicht, in welchen Händen er sich jetzt befand, wie das Thor des geheimnißvollen Schlosses sich öffnete, wie er selbst aus dem Wagen gehoben und in ein Zimmer des unteren Stockwerkes geschafft wurde.

Als endlich, unterstützt von starken belebenden Mitteln, die Besinnung zurückkehrte, fand sich Bernhard auf einem Bette liegend, indem einige Personen um ihn beschäftigt waren. Er schlug matt die Augen auf und schaute in das Gesicht, das sich über ihn bog, er starrte dasselbe an, ohne Erschrecken, ohne freudige Ueberraschung,

aber dennoch so fest, als könne er gar nicht wieder davon loslassen. Dann sagte er eintönig, nur mit sich selbst redend:

»Ich träume, daß ich meinen Freund Vanhulsten sehe.«

Gerührt antwortete ihm der Andere:

»Nein, lieber Korn, Du träumst nicht, ich bin wirklich Dein alter treuer Freund Vanhulsten.«

Mit Mühe erhob Bernhard die Hand, um sie dem Freunde zu reichen, dann glitt sein Blick auf den anderen Mann über, der auch am Bette stand, und er sagte:

»Also Du bist nicht auf dem Meere verunglückt, und da sind Sie ja auch, Philipp, oder sind Sie es nicht?«

»Ja, Herr Doktor, ich bin's. Sie sind in guten Händen.«

»Aber wo bin ich denn eigentlich?«

»In meinem Hause!« erwiderte Vanhulsten. »Wir fanden Dich erkrankt an der Landstraße und nahmen Dich mit hierher.«

»Ach ja, ich besinne mich.« Er verfiel einige Augenblicke in Nachdenken, dann sagte er: »Ich befinde mich wohl in dem fürstlichen Schlosse – –«

»Ja, mein Freund. Sprich aber vorerst nicht mehr, sondern nimm erst eine Stärkung zu Dir.«

Philipp brachte ein Glas voll eines vortrefflichen südlichen Weines und etwas leichtes, feines Backwerk; Bernhard genoß davon und fühlte sich sichtlich erquickt, so daß er das Bett verließ und sich auf einem Sopha nieder setzte, wo Vanhulsten neben ihm Platz nahm, während Philipp das Zimmer verließ.

Nachdem Vanhulsten längere Zeit das bleiche durchsichtige Antlitz des Freundes betrachtet hatte, sagte er mit liebevoller Theilnahme:

»Du siehst kränklich aus. Welcher Zufall führt Dich unter diesen Umständen so allein in diese Gegend?«

Bernhard erwiderte:

»Ich habe allerdings in der letzten Zeit gekränkelt, und mein Arzt meinte, eine Fußreise würde mir heilsam sein. So wählte ich mir denn Thüringen, das ja meine Heimath ist. Aber ich mag theils wohl meinen Kräften zu viel zugemuthet haben, theils mag mir die veränderte und, wie es eine Fußreise so mit sich bringt, unregelmäßige Beköstigung nicht gut bekommen sein, so daß mich vorher der Krankheitsfall überrascht hat.«

»Es ist nur ein Schwindel gewesen,« – beruhigte Vanhulsten – »der sich bis zur Ohnmacht steigerte, und es hat weiter Nichts zu sagen; ich kann diese Versicherung um so eher geben, als ich mich einigermaßen mit der Heilkunde beschäftigt und mir hinreichende Kenntniß verschafft habe, um den Fall zu beurtheilen.«

»Ich fühle mich auch wieder ganz wohl, und ich könnte meine Wanderung sogleich fortsetzen.«

»Das sollst Du nun aber doch nicht wagen, sondern Du mußst Dir einige Ruhe gönnen. Wo und in welchen Verhältnissen lebst Du jetzt?«

Bernhard berichtete nun in der Kürze über sich und seine Lage, und Vanhulsten wußte durch gewandte Fragen bald Alles heraus zu locken, das Gute wie das Schlimme. Ueber sein häusliches Glück berichtete Bernhard

ausführlich und wortreich, über die sonstigen Verhältnisse äußerte er sich zurückhaltender, indem er fürchten mochte, die Auseinandersetzung seiner fast hilf- und trostlosen Lage sei eine versteckte Aufforderung an den Beistand des reichen Freundes. Aber Vanhulsten ließ nicht eher ab, als bis er sich eine genügende Einsicht verschafft hatte, und es kam ihm dabei zu statten, daß er noch immer eine gewisse unwiderstehliche Gewalt auf den weicheren Bernhard ausübte, der sich dem starken Freund unterzuordnen gewohnt gewesen war.

Unter diesen Gesprächen waren einige Stunden verstrichen. Vanhulsten erhob sich jetzt mit den Worten:

»Ich muß Dich nun auf einige Zeit verlassen. Philipp wird Dir ein Mittagsessen, wie es Deiner Gesundheit am zuträglichsten ist, auftragen, nacher schlummerst Du ein wenig, und später sehen wir uns dann wieder, um unsere Unterhaltung fortzusetzen.«

Bernhard blieb allein. Die Fenster seines Zimmers hatten keine Aussicht, da sie gegen die Mauer stießen, welche offenbar neu aufgeführt worden war, um die Nebengebäude vom Schlosse abzutrennen. Das Zimmer selbst war wohnlich, aber einfach eingerichtet; es schien für Jemand von der Dienerschaft bestimmt zu sein, vielleicht für Georg Schmicht, denn es hingen einige Kleidungsstücke an der Wand, die demselben gehören mochten; das Sopha paßte nicht recht dazu, aber das konnte wohl

nur hierher gestellt sein, um es aus dem Wege zu räumen. Nach dieser flüchtigen Beobachtung wandte Bernhard seine Gedanken auf den Bewohner des geheimnißvollen Schlosses, in dem er so unerwartet seinen Freund Vanhulsten wiederfand. Es waren ihm schon gestern bei den Berichten der Dorfbewohner entfernte dämmernde Aehnlichkeiten aufgestoßen, die an diesen Freund erinnerten, allein dieselben hatten sich keineswegs bis zur Ahnung der Möglichkeit, hier Vanhulsten zu finden, erhoben. Er wußte also nun, wer der Bewohner des Schlosses war, aber die übrigen Umstände blieben sämmtlich in das frühere Geheimniß gehüllt. Wie kam Vanhulsten hierher? warum schloß er sich von der Welt ab? warum hüllte er sich in ein so undurchdringliches Dunkel? wie stand es um die Bewohnerin oder die Bewohnerinnen des Schlosses? Das waren lauter unaufgelöste Räthsel.

Nach einiger Zeit am Philipp, um das Mittagmahl aufzustellen. War er schon immer einsilbig und verschlossen gewesen, so schien er noch bedeutend darin zugenommen zu haben, obwohl seine Blicke nicht ohne Theilnahme auf Bernhard ruhten und sein ernstes Gesicht dabei ein Anhauch von Wohlwollen überflog. Bernhard wechselte nur wenige allgemeine freundliche Worte mit dem schweigsamen Mann, denn er wollte einerseits in keiner Art dem vorgreifen, was ihm Vanhulsten selbst über seine Verhältnisse mitzutheilen für gut finden würde, andererseits wußte er auch gut genug, daß Philipp keine Mithheilung machte, die jene betraf.

Die Speisen waren einfach, aber vortrefflich bereitet, ebenso war der Wein ausgezeichnet; die Geschirre waren sämtlich fein und kostbar; ein Fürst hätte sich mit dem Mahle begnügen können, so wenig auch die Lokalität zu diesem Luxus paßte.

Als Philipp abgeräumt hatte, überließ sich Bernhard dem Schlummer. Dieser war fest und kräftigend, nur gegen das Ende hin wurde er leichter, und der Traumgott führte die Phantasie zurück in das Fichtelgebirge, wo Vanhulsten denn die immer hervortretende Gestalt blieb. Dieser stand denn auch, als Bernhard die Augen aufschlug, leibhaftig neben ihm und sagte freundlich:

»Der Schlaf scheint Dir wohlgethan zu haben, und wir können nun ein Wörtchen zusammen sprechen. Leider kann ich in dem Belagerungszustand, worin ich lebe, Dich in kein besseres Gemach einführen als dieses, aber wir haben ja schon manchmal in den armseligsten Zimmern zusammen gesessen.«

Bernhard sprang auf, und Beide nahmen neben einander Platz.

4. WAS IST GLÜCK?

Vanhulsten begann:

»Du hast mir offen über Dich mitgetheilt, was ich zu wissen wünschte, ohne daß ich mit gleicher Offenheit hinsichtlich meiner Dir entgegengekommen wäre. Aber

freilich hast Du auch Nichts zurückzuhalten, ich dagegen muß mich vor aller Welt verheimlichen. Außer Philipp besitzt kein Mensch mein Vertrauen, und ich glaubte schon, ich würde außer ihm es keinem schenken. Als ich Dich heute so unvermuthet wiederfand, war ich anfangs unentschlossen, wie weit ich Dich in mein Geheimniß einweihen sollte; aber ich habe mich nun dafür entschieden, Dir Nichts zu verschweigen. In dem wunderbaren Zufall unseres Wiedersehens selbst finde ich dazu eine Aufforderung, und die Mittheilung wird mir zur Erleichterung dienen. Ich setze natürlich voraus, daß Du ein heiliges und unverbrüchliches Schweigen über Alles, was ich Dir erzählen werde, sowie über unsere jetzige Zusammenkunft beobachtest.«

»Ich versichere« – erwiderte Bernhard – »auf meine Ehre und bei Allem, was mir heilig ist, daß ich das vollkommenste Schweigen beobachten werde. Du hast selbst darüber zu entscheiden, ob auch meine Frau in dieses Versprechen eingeschlossen ist.«

Nach einigem Besinnen sagte Vanhulsten:

»Bist Du vollkommen überzeugt, daß es Alles, was sie über mich erfährt, tief in ihrem Innern verschlossen halten wird?«

»Ich bin ihrer eben so sicher wie meiner selbst.«

»So ermächtige ich Dich, ihr von meinen früheren Schicksalen und jetzigen Verhältnissen zu erzählen, und hiermit wäre dies abgemacht.«

Nun erzählte Vanhulsten kurz, aber vollständig sein Zusammenleben mit Korona, die Entführung derselben, die Verheirathung und die Ueberfahrt nach Amerika.

Darauf fuhr er fort:

»Nachdem ich, wie ich glaubte, alle Spuren hinter mir verwischt hatte, bezog ich ein unter der Hand angekauftes Besitzthum in Pennsylvanien, wo ich unter dem Namen Robert eine Zeit lang unangefochten und glücklich lebte. Aber nur eine kurze Zeit! Ich erhielt durch meinen Beauftragten in Amsterdam die Nachricht, daß von Seiten der Angehörigen meiner Frau die umfassendsten Nachforschungen angestellt würden, ja daß sogar der russische Kaiser selbst durch den Fürsten Rumonowski für die Sache interessirt sei und seine Gesandtschaften wie die ihm verbündeten Regierungen in Bewegung setze, um meiner habhaft zu werden; doch wurden diese Umtriebe geheim gehalten, eines Theils, um mich nicht gar zu vorsichtig zu machen, anderen Theils, um durch meine Verhaftung und Auslieferung an Rußland kein Aufsehen zu erregen. Unmittelbar darauf wurde ich von Newyork aus benachrichtigt, daß der Graf Garaschin, mein ehemaliger Nebenbuhler, dort angekommen sei, unter dem ostensibeln Zweck einer außerordentlichen Botschaft, in der That aber, um meine Spur zu verfolgen. So war denn der Krieg zwischen der Großmacht Rußland und dem einfachen Privatmann Ludwig Kornelis erklärt. Dies ist nämlich mein eigentlicher Name, und ich bin noch immer Theilhaber des Hauses Kornelis in Amsterdam, wenn ich auch die Geschäftsführung meinem

Bruder überlassen habe, und daher kommt es, daß ich in den vertrauten Geschäftsführern und Agenten unserer Firma zuverlässige Bundesgenossen besitze, die mir ebenso treu und noch verschwiegener dienen, wie dem Kaiser von Rußland seine Gesandten und Konsuln.«

Bernhard nickte beifällig mit dem Kopfe, denn es fiel ihm ein, was ihm Schwanhöfer über Vanhulsten's Verhältnisse mitgetheilt hatte.

»Wie gesagt,« – fuhr Vanhulsten fort – »es war nun offener Krieg zwischen Rußland und mir. Die Russen boten Alles auf, mir nicht nur meine schöne Braut zu entreißen, sondern sich auch meiner selbst todt oder lebendig zu bemächtigen; ich aber bot Alles auf, jene Bestrebungen zu vereiteln. Dieser Kampf war fortan die Aufgabe meines Lebens, und ich bin bis jetzt Sieger darin gewesen!«

Bernhard schaute bei diesen Worten den Redenden an, dessen Gesicht einen Ausdruck stolzen Triumphes angenommen hatte; er selbst aber schien mißtrautsch bei dem Stolze des Freundes, denn er ließ nachdenklich den Kopf hängen.

Vanhulsten mochte errathen, was in Bernhard vorging, denn er setzte zuversichtlich hinzu:

»Und ich werde auch Sieger in diesem Kampfe bleiben! Nur der Tod kann mich der unabänderlichen Erfüllung meiner Aufgabe entreißen. – In den Vereinigten Staaten war länger meines Bleibens nicht, denn da Garaschnin einmal hinter mir her war, so hätte ich mich ihm nur dadurch entziehen können, daß ich mich nach dem entferntesten Westen in die Einöden und Wildnisse

wandte, wohin nur die rauhesten Vorarbeiter der Kultur sich Bahn brechen. Wenn ich auch für mich einen solchen Entschluß hätte fassen mögen, so war er unausführbar in Beziehung auf das Wesen, das sein Geschick mit dem meinigen verbunden hatte, ich konnte es unmöglich einem solchen Leben aussetzen. Ebenso unräthlich erschien eine Uebersiedelung nach dem ehemals spanischen Amerika oder Brasilien, weil in diesen unmächtigen Staaten dem russischen Einfluß Alles möglich war; ich veranlaßte daher, daß man meine Abreise nach Chile oder Kalifornien voraussetzen mußte, schiffte mich aber statt dessen nach Ostindien ein. Allein es stellte sich alsbald heraus, daß meine Gefährtin das dortige Klima nicht ertragen konnte, auch sehnte sie sich nach Europa zurück, und so begab ich mich nach Deutschland, wo man mich am allerwenigsten erwartete, und zwar nach diesem entfernten abgeschiedenen Winkel, von dem die übrige Welt Nichts weiß und erfährt.«

Bernhard stützte noch immer den Kopf auf die Hand und sagte besorgt:

»Also Du glaubst hier vollkommen sicher zu sein?«

»Vorläufig allerdings. Vor dem Fürsten hab' ich mich durch einen nordamerikanischen Paß als dortigen Staatsbürger ausgewiesen, außerdem aber die gewichtigsten Empfehlungen übergeben; ich habe dabei nicht verhehlt,

daß ich mächtige Feinde hätte, und den fürstlichen Handschlag darauf empfangen, daß, wenn wirklich diplomatische Verhandlungen über mich angeknüpft werden sollten, ich augenblicklich davon Nachricht erhielte, um meinen Entschluß darnach zu fassen. Von Seiten der Behörden bin ich also vollkommen sicher. Gegen heimlichen Ueberfall oder Verrath muß mich meine Vorsicht und Wachsamkeit schützen. Außerdem daß ich gegen jeden solchen Versuch hinreichende Vertheidigungsmittel besitze, so sind auch die Bewohner des Dorfes und der Umgegend meine natürlichen Bundesgenossen. Sie haben zu mannichfache Vortheile von meinem hiesigen Aufenthalte, um die Verlängerung desselben nicht dringend zu wünschen.«

Bernhard konnte sich von seinen Besorgnissen nicht losmachen, er trug jedoch Bedenken, sein gestriges Abenteuer dem ganzen Verlaufe nach mitzutheilen, weil er besorgte, es möchte Vanhulsten unangenehm zu hören sein, daß seine schöne Frau von einem Standpunkt außerhalb des Schlosses erblickt worden sei, er sagte daher:

»Bei meiner Ankunft gestern Abend, wo ich diese mir von meiner Kindheit her liebe Gegend durchstrich, stieß ich zufällig auf einen Fremden, der sich Chevalier de la Bretagne nannte, und der sich gleich mir umhertrieb, ohne doch einen ähnlichen Grund wie ich haben zu können.«

Vanhulsten wurde aufmerksam.

»Er sagte freilich,« – fuhr Bernhard fort – »daß er im Auftrag einer französischen Actien-Gesellschaft die Linie

für eine künftig zu legende Eisenbahn suche, aber es ist doch die Frage, ob dies wirklich der Grund ist, warum er sich in der benachbarten kleinen Residenz aufhält.«

Einige Augenblicke sann Vanhulsten nach, dann sagte er:

»Ich glaube zwar auch nicht, daß der sogenannte Chevalier wirklich nach einer Eisenbahnlinie sucht, aber ich glaube, daß er diesen Schein annimmt, um einer Schwindlergesellschaft das Recht zu geben, sich auf die bereits eingetretenen Vorarbeiten zu berufen. Man kennt ja diese Manöver gut genug.«

»Allerdings legten auch die verständigen Leute im Wirthshaus, die ich gestern Abend nach der projektirten Eisenbahn fragte, die Sache so aus. Außerdem ist mir von früherer Zeit her erinnerlich, daß man vom hinter dem Schloß liegenden Berg nicht nur den Garten übersehen, sondern auch leicht in denselben dringen kann. Hast Du nach jener Seite alle Vorsichtsmaßregeln getroffen?«

»Du bist ja fast noch ängstlicher als ich selbst, lieber Korn. Unter den jetzigen Umständen scheue ich einen Einblick in den Garten eben nicht allzu sehr, einem Einsteigen in denselben beugen meine Maßregeln wohl hinreichend vor, denn wenn ich nicht selbst darin bin, so findet nichtsdestoweniger eine gute Bewachung statt. Dem Eisenbahn-Patron werde ich etwas scharf auf die Finger sehen und, wenn es nöthig ist, darauf klopfen;

gleich morgen werde ich an den Kabinettsrath des Fürsten schreiben. Das Schlimmste, was ich von solchen Gesellen fürchte, ist ihre Ausspionirung, blos um einen pikanten Artikel in eine Zeitschrift zu liefern, und ein solcher könnte immer schon eine Aufmerksamkeit auf mich lenken, die mir bedenklich wäre. Ich empfinde ganz den Werth Deiner treuen Vorsorge, aber sie ist hoffentlich ohne Grund. – Aber Du bist noch immer so nachdenklich, lieber Freund, hast Du noch mehr Besorgnisse?«

»Besondere nicht, aber im Allgemeinen macht Deine Lage auf mich den Eindruck, als wenn Du auf einem verdeckten Vulkan Deine Wohnung aufgeschlagen hättest.«

»Das hab' ich auch in gewisser Hinsicht, aber die nie ganz einschlummernde Besorgniß giebt meinem Leben die nöthige Spannung; woher sollte diese sonst kommen?«

Mit weicher Stimme, indem ihm fast Thränen in die Augen traten, sprach Bernhard:

»Lieber Vanhulsten, mögest Du dem aufrichtigen und treuen Freunde ein offenerziges Wort verzeihen! Ich kann mich gar nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Du, mit so gewaltigen inneren Gaben und mit so ungewöhnlichen äußeren Mitteln ausgerüstet, Dein ganzes Leben darauf verwendest, durch Verstecken einen mächtigen Gegner zu täuschen und so höchstens einen negativen Sieg zu erringen.«

»Mein lieber Freund – –«

»Ich bitte, laß mich ausreden. Wenn Du Dir das Höchste vorgenommen hättest, sei es, daß Du Dir einen ewigen Platz in der Geschichte erringen, oder sei es, daß Du Dir eine Säule der Dankbarkeit in Deinem Lande aufrichten wolltest, Du hättest es ohne Zweifel vollendet, und Du würdest Dich glücklich in dem Bewußtsein gefühlt haben, daß Du das vorgesteckte Ziel erreichst. Ist aber das Ziel, das Du Dir jetzt zu Deiner Lebensaufgabe machst, Deiner würdig?«

Vanhulsten war sehr nachdenklich geworden; er antwortete nach einer Pause ernst:

»Du hast Recht, ein starker Wille und große Schätze waren mir gegeben, das Ziel aber, auf welches sich jener richtete, und wozu diese helfen konnten, lag nicht in meiner willkürlichen Bestimmung, es wurde mir durch das Leben oder, wenn Du es lieber so nennen willst, durch das Schicksal hingestellt. In dieser Hinsicht sind wir nicht freie Wesen. Es lag in den äußeren Verhältnissen, daß Napoleon Bonaparte seinem Ehrgeize das Ziel setzte, ein großer Feldherr zu werden und an die Spitze Frankreichs zu treten, statt vielleicht darnach zu streben, an der Spitze der besten Schauspielergesellschaft oder der berühmtesten Räuberbande Triumphe zu feiern. Ebenso hätten äußere Umstände mich etwa auf den Gedanken bringen können, Holland in eine Republik zu verwandeln und mich an deren Spitze zu stellen; der Geist ist gleichsam eine Fahne, die dem zufällig betreffenden Winde folgt. Als ich mich noch für kein anderes Ziel entschieden hatte,

bemächtigte sich meiner die Liebe mit einer so unwiderstehlichen Gewalt, daß mir das Ziel meines Lebens auf einmal und für immer gegeben war, nämlich den Gegenstand meiner Liebe zu besitzen und diesen Besitz auch gegen die ganze Welt zu behaupten.«

Die großen Augen, die durch das eingefallene Gesicht gleichsam vergeistigt waren, langsam aufschlagend, sagte Bernhard leise, aber mit einem eigenthümlichen Nachdruck:

»Und bist Du nun *glücklich*, Vanhulsten?«

Vor diesem geisterhaften Blick senkten sich die feurigen Augen Vanhulsten's, und er erwiderte erst nach einer Pause:

»Was ist *Glück*? Der Mensch ist zu unvollkommen, und darum ist auch das Leben zu unvollkommen, um jenen Zustand vollständiger Zufriedenheit möglich zu machen, den wir mit vollem Rechte *Glück* nennen könnten. Das relative Glück, welches wir zu erreichen vermögen, ist die möglichst vollständige Erreichung derjenigen Wünsche, die wir hegen, die möglichst vollständige Ausführung der Pläne, die wir für dieses Leben gefaßt haben.«

Mit einer Begeisterung, die etwas Fieberhaftes an sich hatte, sagte Bernhard:

»Du hast Recht, das Leben kann uns kein vollkommenes Glück gewähren, weil das Leben unvollkommen ist, aber dennoch giebt es ein Glück, das unabhängig vom Leben ist, das Glück, nur für das Rechte und Gute zu streben, gleichviel, welche Resultate das Leben diesem

Streben gewährt, das Glück, das Schöne und Edle zu lieben, wie sehr auch immer das Leben diese Liebe zu verkümmern versucht. Das Glück, ein echtes Ideal, wurzelt nur im Reich der Idee, keine äußere Errungenschaft des Lebens vermag es zu geben.«

»Aber die *Liebe* als reines Gefühl wurzelt ja auch nur in der Idee, vermag also nach Deiner Ansicht zu beglücken.«

»Für sich allein nicht. Die Liebe ist eben nur ein *Gefühl*, eine Sehnsucht nach Ergänzung, eine Befriedigung, wenn diese Ergänzung eintritt; sie ist ein Gottesgeschenk, mag sie ihre Erfüllung erreichen oder nicht. Auch der Liebende, dessen Liebe nicht erwidert wird, hat keinen Segen dahin; die Empfindung, der Eindruck von außen ist einmal da. Aber die Strahlen, die ausgehen sollen vom Menschen, das *Streben*, welches über den Egoismus hinaus, für die Menschheit im Allgemeinen, für das Gute an sich, für das Ideal überhaupt sich anstrengt und, wenn es sein muß, aufopfert – das darf nicht fehlen, wenn wir nicht dem Schmetterling oder dem Vogel gleichen wollen, die in einem äußerlich genügsamen Dasein, sofern ihre körperlichen Bedürfnisse erfüllt werden, ihr Leben verbringen.«

Nachdenklich sagte Vanhulsten:

»Ich glaubte, Du mit Deiner schwärmerischen Sentimentalität hättest der *Liebe* einen höheren Platz angewiesen.«

»Ich kann sie« – erwiderte Bernhard eifrig – »niemals als einen Lebenszweck betrachten, und wenn dies in vielen unserer Dichtungen geschieht, wenn damit der Verlobung oder Verheirathung abgeschlossen wird, als sei hiermit Alles erledigt, so kann ich dies auf keine Weise billigen. Der große Menschenkenner *Shakespeare* hat zwar in *Romeo und Julia* ein solches Ideal von Liebe aufgestellt, daß in diesem einzigen Gefühl das übrige Leben aufgeht, daß mit seinem Aufhören auch das ganze Leben als eine unnütze Schale weggeworfen wird: aber eben darin liegt auch die Nothwendigkeit eines tragischen Ausgangs; fände auch der Haß der Familien nicht statt, träte *Tybalts* Tod nicht störend ein, verwirrte nicht ein unseliges Mißverständniß die Lage, so müßte dennoch diese Liebe untergehen, weil sie einen so auch schließlichen Platz im Leben einnimmt, wie er ihr nicht zukommt. Ich wiederhole es: um einen möglichst hohen Grad wahren Glückes zu erlangen, müssen wir unserer eigentlichen Bestimmung entsprechen, müssen wir unseren Geist in Beziehung auf das Wahre, Schöne und Gute fördern und dadurch die ganze Menschheit, so viel an uns ist, im Wahren, Schönen und Guten weiterführen.«

Einen scharfen Blick auf Bernhard's Gesicht werfend, das so deutlich die Spuren des Grames und der Sorge trug, sagte *Van Hulsten* langsam und nachdrücklich:

»Demnach würdest Du Dich für möglichst glücklich halten?«

Bernhard ließ den Kopf sinken und antwortete erst nach einer längeren Pause:

»Ich würde mich in meinem Streben nach Wahrheit, Freiheit, Recht und Tugend glücklich fühlen, wenn nicht in diesem unserem unvollkommenen Zustande äußere Dinge, die von unserem Geist und Willen unabhängig sind, auf mich einwirkten und sich einen störenden Einfluß verschafften. Schon indem ich im Bewußtsein meiner unvollkommenen Natur mich nach der Ergänzung durch Liebe sehne und mir dieselbe verschaffe, kann mich die Sorge für den Gegenstand meiner Liebe ängstigen, betrüben, niederdrücken, und so vermag eben das, was einen Theil meines irdischen Glückes ausmacht, mir Schmerzen zu bereiten, abgesehen davon, daß unsere materielle Natur an sehr äußerliche Dinge in Beziehung auf ihr Wohlsein geknüpft ist. Dennoch kann ich mich nie ganz unglücklich fühlen. Ueber die Unzulänglichkeit äußerer Zustände muß mich die Liebe meiner Dora trösten, der Gedanke an die Endlichkeit und Vergänglichkeit meiner irdischen Existenz findet eine Versöhnung in dem Bewußtsein, daß ich gleichsam in meinen Kindern fortlebte, über alle Verluste, Entbehrungen und Täuschungen aber muß mich die Hoffnung erheben, daß ich nicht vergebens für die Menschheit gelebt und nicht vergebens für mich selbst gestrebt habe; ohne mir die Fortdauer nach dem Tode zu menschlich auszumalen, hoffe ich doch eine *Unsterblichkeit*, die *Art* derselben getrost einer höheren Nothwendigkeit anheimstellend. Im Bewußtsein der endlichen Beschränktheit meiner Einsicht bescheide ich mich hierüber eines Urtheils, aber – ich *hoffe!*«

Nicht ohne Rührung sagte Vanhulsten:

»Noch immer der alte Schwärmer! Doch von etwas Anderem. Deine gegenwärtige Lage ist drückend. Ich will Dir keine Vorwürfe darüber machen, daß Du einst meinen Vorschlägen nicht folgtest, sondern ich will Dir beistehen. Keine Widerrede! Du würdest mich erzürnen, wenn Du meinen Beistand ablehnst, außerdem aber ein großes Unrecht gegen Dich und die Deinigen begehen. Für diesen Augenblick habe ich nicht die Mittel zur Hand, um Deine Lage von Grund aus zu bessern oder vielmehr ganz unabhängig zu machen, aber es ist mir ein leichtes, mir diese Mittel nach einiger Zeit zu verschaffen. Für mich ist das gar keine Entbehrung, denn ich verzehre meine Einkünfte bei Weitem nicht. Also das ist abgemacht?«

Bernhard schwieg und reichte nur dem großmüthigen Freunde die Hand.

»In dieser Briefftasche« – fuhr Vanhulsten fort – »findest Du einstweilen, was mir für den Augenblick überflüssig und unnütz ist, was aber vorerst hinreichen dürfte, die nächsten Verlegenheiten zu beseitigen. Also das wäre abgemacht!«

Zugleich legte er die Briefftasche neben Bernhard nieder, welcher vor Ueberraschung und Rührung nicht reden konnte; das Geschenk abzulehnen, dazu fehlte ihm die Kraft und der Entschluß.

Vanhulsten fuhr fort:

»Für jetzt will es sich nicht machen, daß ich Dich meiner Frau vorstelle, und daß Du überhaupt länger hier verweilst. Mit eingebrochener Nacht fährt Dich Joseph

zur nächsten Station, von wo Du Deine Rückreise weiter fortsetzen magst. Ich werde ernstlich daran denken, ob ich eine Aenderung in meiner jetzigen Lage treffen kann, sei es aber, wie es sei, so erfährst Du bald etwas Weiteres von mir. Einstweilen jedoch, bis ich Dich selbst Deines Versprechens entbinde, rechne ich sicher darauf, daß Du keinem Menschen, mit Ausnahme Deiner Frau, eine Mittheilung über mich und unser Zusammentreffen machest. Abgemacht?«

»Abgemacht!« erwiderte Bernhard.

Als er auf der nächsten Station angekommen war, öffnete Bernhard die Briefftasche zögernd und fand darin – zweitausend Thaler in Papiergeld. Er dachte dabei an das Haus, das er nun kaufen konnte, an Weib und Kinder, über denen sich die Wolken lichteten, und – reichlich strömende Thränen erleichterten das bedrückte Herz.

5. VANHULSTEN UND KORONA.

Am folgenden Nachmittage befand sich der *Chevalier de la Bretagne* wieder auf seinem Posten, jedoch warf er von seinem Versteck aus häufig spähende Blicke nach allen Seiten, muthmaßlich eine ähnliche Ueberraschung fürchtend, wie sie ihm vor Kurzem zu Theil geworden war. Sein Hauptaugenmerk war jedoch auf das Schloß

und auf die freie Stelle gerichtet, welche Jeder überschreiten mußte, der vom Schloß in den Garten gehen wollte.

Auf einmal belebten sich die Züge des Lauschenden: er sah eine verschleierte weibliche Gestalt über jenen Raum gehen, doch verfinsterte sich sein Gesicht alsbald wieder, als unmittelbar dahinter die stattliche Figur des Schloßbewohners sichtbar wurde. Nichtsdestoweniger glitt er leise wie eine Katze den Abhang hinunter bis zur Nähe der Gartenmauer, und hier mochte er sich schon früher einen Baum ausgesucht haben, der durch günstige Lage, leichte Erstieglichkeit und hinreichende Laubdeckung seinem Zwecke entsprach, wenigstens schwang er sich ohne Zögern auf eine Buche, und zwar so hoch, daß er die nächsten Partien des Gartens vollkommen übersehen konnte.

Nach kurzer Zeit näherten sich leichte, aber dennoch auf dem Sande des Parkweges knisternde Schritte. Die verschleierte Dame schritt langsam und dem Anschein nach in tiefe Gedanken versenkt daher, und zwar *allein*, denn ihr Begleiter war bei Georg Schmicht stehen geblieben, der in einer Ecke des Gartens arbeitete.

Mit einer feinen scharfen Stimme, die nur das ihr bestimmte Ziel zu erreichen, sonst aber unvernnehmbar zu sein schien, rief der Chevalier:

»*Zdrastvuité, sudárina!*«¹

¹Russisch, zu Deutsch: »Guten Tag, Herrin!«

Wie durch einen Zauberschlag gebannt, blieb die Dame stehen, warf den Kopf zurück, schob den Schleier zur Seite und starrte nach der Gegend hin, von woher die Worte gekommen waren, indem sie mit einer vor Aufregung zitternden Stimme sagte:

»Kto tamm?«¹

Der Chevalier erwiderte:

»Rossianinn, Kniaeghinae.« Dann fügte er mit schmeichelnder Stimme hinzu: »Zdarovui li vui?«²

Bevor die Dame antworten konnte, stürmten die eiligen Schritte Vanhulsten's heran, dessen scharfe Sinne wahrgenommen hatten, daß hier eine Unterredung gepflogen wurde.

Kaum vernahm der Chevalier diese Schritte, glitt er mit geräuschloser Eile vom Baume herunter, drängte sich dicht an die Mauer, schlich eine Strecke weit unhörbar an ihr hin und sprang dann, wo die erste günstige Gelegenheit sich darbot, in das Gebüsch, um in rastlosem Laufe aus dem Bereiche des Schlosses zu kommen.

Vanhulsten ergriff mit gewaltsamer Hand den Arm der Dame, die noch immer mit sehr überraschtem Gesicht nach dem Baume hinblickte, von wo die seltsame Begrüßung ausgegangen war; als Vanhulsten's umklammernde Finger ihren Arm drückten, drehte sie sich um und bebte unwillkürlich beim Blick in das zornsprühende Antlitz zusammen. Sie war noch immer sehr schön, aber ihr

¹ »Wer ist da?«

² »Ein Russe, Prinzessin.« – »Befinden Sie sich wohl?«

Gesicht hatte statt seiner früheren jugendlichen Heiterkeit einen tieferen Ernst angenommen, indem zugleich ein gewisser Zug von Aengstlichkeit unverkennbar war. Die Kleidung war höchst kostbar und gewählt.

»Du hast eine Unterredung, Korona?« fragte Vanhulsten mit fast zischender Stimme.

Sie antwortete nicht.

Hastiger und lauter setzte er hinzu:

»Eine Unterredung mit Jemand außerhalb des Gartens? Wer war es? Was hast Du mit ihm gesprochen?«

»Du thust mir weh!« sagte sie mit einem Tone zugleich des Schmerzes und des Vorwurfs.

Vanhulsten schien sich zu besinnen und zu schämen, ja, eine tiefe Röthe flog über sein Gesicht, als er ihren Arm losließ und die tiefen Eindrücke bemerkte, die sein heftiger Griff hervorgebracht hatte; sich möglichst beherrschend sagte er:

»Darf ich bitten, mir in's Haus zu folgen?«

Sie hatte ihren Schleier wieder vorgezogen und nahm schweigend den dargebotenen Arm; ohne weiter ein Wort zu wechseln, durchschritten sie den Garten, traten in das Schloß ein, stiegen die Treppe hinan und erreichten die Zimmer des Hauptstockwerks. In einer Art von Vorzimmer saßen Philipp und seine Frau, jene Angelika, die in Marienbad in Vanhulsten's Dienste getreten war, sich in Amerika mit dessen treuem Diener verheirathet und nebst ihm die einmal gewählte Herrschaft keinen

Augenblick verlassen hatte. Beide sprangen auf, als Vanhulsten und Korona so unerwartet rasch von dem Spaziergange zurückkehrten, und Beide erschrakten, als sie die entstellten Züge des Herrn und die schwankenden Schritte der Herrin wahrnahmen.

»Um des Himmels willen, was mag vorgefallen sein?« rief Angelika. »Die gnädige Frau schien zu zittern, gewiß hat ihr der gnädige Herr etwas Hartes gesagt.«

Mit seinem unveränderlichen Gesichtsausdruck erwiderte Philipp:

»Ohne Zweifel hat sie sich eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen, denn ich habe den Herrn fast nie so aufgeregt gesehen.«

»Geh' ich wohl nach,« – meinte Angelika – »um zu sehen, ob die gnädige Frau meiner bedarf?«

»Warum nicht gar! Die Klingel wird uns schon rufen, wenn man uns haben will.« –

Nachdem einige Zimmer durchschritten waren, die sich durch ihre Ausstattung als die Wohnung eines Herrn auswiesen, trat das schweigende Ehepaar in eine Stube, die mit einfacher, aber gediegener Pracht eingerichtet war und wohl als gemeinschaftliches Wohnzimmer dienen mochte. Korona warf sich in die Ecke eines Divans und verbarg ihr Gesicht, indem sie ein krampfhaftes Schluchzen unterdrücken zu wollen schien. Vanhulsten ging mit verschränkten Armen, noch immer in der höchsten Aufregung befindlich, auf und nieder; seine Gedanken schienen eine Richtung genommen zu haben, welche jene Aufregung eher vermehrten als beschwichtigten.

Endlich blieb er dicht vor Korona stehen und sagte:

»Also Du hast Dich besprochen mit einem Fremden, der außerhalb des Gartens war?«

Sie antwortete nicht, doch schienen die Zuckungen ihres Körpers ein vermehrtes und verstärktes Schluchzen anzudeuten.

Vanhulsten's Zorn schien durch ihr Schweigen noch mehr gereizt zu werden, er drehte ihr Haupt mit zwar nicht rauher, aber doch nachdrücklicher Gewalt um, indem er sagte:

»Du *mußt* mir Rede stehen, ich habe ein Recht, das zu verlangen.«

Als sie mit den verweinten Augen ihn anblickte, wäre schwer zu sagen gewesen, ob ihr Gesichtsausdruck mehr zornigen Trotz oder furchtsame Scheu verrieth; für den Augenblick gewann jener die Oberhand, und sie sagte mit entschlossenem Tone:

»Was willst Du wissen?«

»Du hast mit Jemand gesprochen?«

»Ich bin angeredet worden, ohne zu wissen von wem, ja, ohne genau wahrzunehmen, woher die Stimme kam.«

»Und was sagte dieser unsichtbare Unbekannte?«

In diesem Augenblick siegte die Furchtsamkeit, denn Korona wagte nicht zu gestehen, daß man sie in russischer Sprache angeredet, und daß sie in derselben Sprache – wenn auch nur in der ersten Ueberraschung und nur ein Paar Worte – geantwortet habe, sie erwiederte daher mit weit weniger entschiedener Stimme:

»Die Anrede enthielt nur eine allgemeine Begrüßung.«

»Was antwortetest Du darauf?«

»Ich fragte blos, wer da sei.«

»Und darauf?«

»Darauf kamst Du, und der Fremde schien sich rasch zu entfernen.«

»Glaubst Du mich mit einer solchen schalen Ausrede abfinden zu können? Der Fremde mochte sein, wer er wollte, so konnte und mußte er wissen, daß er sein Leben wage bei dem Versuche, eine Unterhaltung mit Dir anzuknüpfen; willst Du mich also glauben machen, er hätte so viel auf's Spiel gesetzt, nur um eine Begrüßung gegen Dich auszusprechen?«

»Ich weiß nicht, was für eine Absicht ihn hergeführt hat.«

»Aber ich weiß es: er wollte eine Intrigue anspinnen mit der schönen Schloßbewohnerin, die einer morgenländischen Odaliske gleich gefangen gehalten wird und zu verliebten Abenteuern auffordert, und Du konntest nach Frauenart dem Reiz nicht widerstehen, Dich auf das Abenteuer einzulassen.«

Korona's Zorn erwachte wieder, und sie schaute trotzig auf.

Er fuhr fort, sich immer mehr in Hitze sprechend:

»Und am Ende ist die Intrigue schon angesponnen gewesen, muthmaßlich war dies nicht die erste Zusammenkunft, weil so geschickt ein Augenblick benutzt wurde, wo man sich unbeachtet wußte, war es der romantische Abenteurer selbst oder nur ein Unterhändler, sprich!«

»Auf so abgeschmackte Ideen kann ich mich gar nicht einlassen. Bei der Rückkehr Deiner Besinnung wirst Du Dir selbst sagen, wie entfernt von jeder Vernunft eine Annahme ist, die mir lächerlich erscheinen würde, wenn sie mich nicht zu sehr empörte.«

Vanhulsten biß sich auf die Lippen, er fühlte, daß ihn ein begründeter Vorwurf traf, aber im Aerger hierüber fuhr er nur um so heftiger fort:

»Wenn es kein fahrender Ritter war, der auf Abenteuer ausgeht, so konnte es nur ein *Späher* sein, und wie sehr wir einen solchen zu fürchten haben, weißt Du selbst gut genug; es ist unverzeihlich von Dir, wenn Du der Verfolgung und dem Verrath auch nur durch einen Athemzug Vorschub leistest, und doch fand ich Dich dem Fremden zugewandt, mit zurückgeschlagenem Schleier – ha, dieser zurückgeschlagene Schleier, erregt von Neuem Gedanken der Hölle in mir auf – wie kannst Du ihn erklären? Was hast Du zu Deiner Entschuldigung zu sagen?«

»Zu meiner Entschuldigung« – sagte Korona stolz sich erhebend – »habe ich gar Nichts weiter zu sagen, ich habe mich diesem peinlichen Verhöre schon länger unterworfen, als es sich mit meiner Würde verträgt. Ueberhaupt könnte ich wohl endlich die Lust verloren haben, mich wie eine Leibeigene behandeln zu lassen, als eine Gefangene mit ewigem Mißtrauen betrachtet zu werden. Wenn dabei auch noch herabwürdigender Verdacht ausgesprochen und meine Ehre gekränkt wird, wenn ein Zufall, der ganz außer meinem Willen lag, mich der schmachlichsten

Behandlung aussetzt: so bin ich, ich gesteh' es, eine solche Behandlung müde, und es wäre besser, wir lösten ein Verhältniß, das nicht einmal mit Ehren mehr aufrecht erhalten werden kann.«

»Korona!« rief Vanhulsten im höchsten Grade erschrocken. »Welch' ein entsetzliches Wort sprichst Du unbedachtsam aus!«

»Nicht unbedachtsam und nicht übereilt, dies Wort trat mir in der letzten Zeit schon manchmal bis nah' zu den Lippen heran, und ich hab' es mit Gewalt zurückdrängen müssen, nun aber ist es an der Zeit, dasselbe auszusprechen. Ich habe mich allen Deinen ängstlichen Vorsichtsmaßregeln gefügt, so sehr sie manchmal auch den Charakter willkürlicher Laune an sich trugen, ich habe mich von der Welt und ihren Freuden, von den Menschen und ihrem Umgang abgeschlossen, ich habe verzichtet auf Gesang und Musik, die mir die beste Tröstung in meiner Einsamkeit darbieten konnten, weil Du besorgtest, ich könnte mich dadurch herumschleichenden Spähern verathen: kurz, ich habe mich in Allem Deinem Willen unterworfen, aber wenn meine Nachgiebigkeit mich selbst zur Sklavin macht, den mir selbst gewählten Gebieter in einen despotischen Tyrannen verwandelt, dann ist meine Geduld am Ende.«

Vor dem Schrecken über diese plötzliche Auflehnung war Vanhulsten's Zorn entwichen, aber er brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln, dann erwiederte er mit großem Ernst:

»Diese Vorwürfe hören zu müssen, hätte ich nie geglaubt, weil ich mir immer bewußt gewesen bin, sie nicht zu verdienen. Von dem Augenblicke an, wo Du Dich mir zu eigen gabst, wußtest Du, daß Du mit der Welt brachtest, und es ging mir ebenso; wenn wir die Kraft dazu nicht in unserem Geiste besaßen, so war freilich unser Bund unter ungünstigen Gestirnen geschlossen. Zwar glaubte ich Anfangs nicht, daß man uns so hartnäckig verfolgen würde, wie man gethan hat, und daß wir uns alle die Beschränkungen auflegen müßten, die nun nöthig wurden, aber dennoch war ich auf Alles gefaßt. Ich habe damals geschworen, daß Deine Liebe mein höchstes Glück, Dein Besitz meine einzige Lebensaufgabe sein solle, ich bin meinem Schwur treu geblieben und werde ihm auch ferner treu bleiben, ich habe die Opfer, die von meiner Seite zu bringen waren, mit Bereitwilligkeit gebracht. Obgleich ich keinen Augenblick lang verkannte, daß *Deine* Opfer größer waren, als die meinigen, so habe ich doch dieselbe Bereitwilligkeit bei Dir vorausgesetzt, bis jetzt auch nicht bezweifelt – –«

Sie fiel ihm in die Rede:

»Wir brauchen die Größe unserer Opfer nicht gegen einander abzuwägen, wir brachten dieselben gleich gern, weil wir dadurch unser Glück zu erkaufen glaubten.«

»*Glaubten*, Korona?« rief Vanhulsten schmerzlich. »War denn unser Glück nur ein täuschender Wahn und ist mit ihm zerronnen?«

Mit einem krampfhaften Zucken der Lippen erwiderte Korona:

»Wie ich schon sagte, mein Glaube an unser Glück war schon seit einiger Zeit erschüttert, seit heute ist er verschwunden. Oder kannst Du wirklich behaupten, wir seien glücklich?«

Vanhulsten war immer blasser geworden, endlich sagte er mit einer fremdartigen rauhen Stimme:

»Ja, das ist freilich etwas Anderes; wenn wir in unserer Liebe nicht mehr unser Glück erkennen, so stürzt das ganze Gebäude zusammen. Ich sage mich zwar nicht von Dir los, aber ich bestreite Dir nicht das Recht, mich aufzugeben.«

Auch Korona war nun blaß wie ein Marmorbild, ihre Brust hob und senkte sich in gewaltiger Aufregung, die halbgeöffneten Lippen zitterten.

Nach einer Pause fuhr Vanhulsten mit veränderter, zwar schmerzlich bewegter, aber seelenvoller Stimme fort:

»Wenn Du mich nicht mehr liebst, Korona, oder wenn Du vielmehr mich nicht mehr so sehr liebst, daß nicht die Entbehrungen unseres jetzigen Lebens durch Deine Liebe aufgewogen werden, so – *gebe ich Dich frei!*«

Korona's Körper bebte so, daß sie sich an den nächsten Stuhl lehnen mußte, ihre Augen hingen wie festgebant an denen ihres Gatten, in denen es feucht wie von Thränen schimmerte.

Noch weicher als vorher setzte er hinzu:

»Mache Deinen Frieden mit Deiner Familie, wenn Du das wünschst oder für möglich hältst; wo nicht, so begieb Dich nach irgend einem Lande Europa's, man wird

meiner Spur zu folgen suchen und Dich nicht ohne mich voraussetzen. Die reichsten Mittel sollen Dir nicht fehlen. Nimm Angelika mit Dir, sie wird Dir fernerhin treu sein, nimm auch Philipp mit, wenn er von mir lassen will. Ich werde mein einsames Leben an dieser Stelle fortsetzen, in treuer Liebe Deiner eingedenk, und auch Du wirst mir, das weiß ich gewiß, eine herzliche Erinnerung bewahren, denn ich habe Dich ja so sehr geliebt.«

Plötzlich kam Leben in die bis dahin so starre Korona, sie rief mit glühend ausbrechender Leidenschaft:

»Ich Dich verlassen, Ludwig? Niemals, niemals! Ich muß im Fieber oder Wahnsinn gesprochen haben, denn *ich kann ja nicht ohne Dich leben!*«

Und sie umschlang den geliebten Mann mit beiden Armen und preßte ihn an sich, als sollte er ihr in diesem Augenblicke entrissen werden.

»Du bleibst bei mir, Korona?« rief Vanhulsten tief athmend und wie aus einem schweren Traume erwachend, denn es war ihm Ernst gewesen mit seiner Entsagung.

In der innigsten Umarmung feierten die Ehegatten ihre Versöhnung.

6. DER VORHANG EINES AKTES FÄLLT.

Schon in den nächsten Tagen mußte Vanhulsten die Bemerkung machen, daß Korona's Gesundheit erschüttert war. Mochte die letzte Gemüthsbewegung so tief eingegriffen haben, oder hatte die gar zu einförmige Lebensart der hier verlebten Jahre schädlich eingewirkt, oder

war das Uebel unabhängig und hätte sich auch ohne jene Einwirkungen eingestellt: kurz, ein schleichendes Fieber stellte sich ein und machte erschreckend rasche Fortschritte.

Die Seelenqual Vanhulsten's läßt sich nicht schildern. Er verbarg zwar seine Angst in Korona's Gegenwart, er las ihr vor oder plauderte mit ihr, er unternahm mit ihr häufigere und weitere Ausfahrten oder verweilte mit ihr länger im Garten, er suchte ihr jeden Wunsch abzulauschen und zu erfüllen, er forderte sie sogar zur Wiederaufnahme des Gesanges und Spieles auf, aber er vermochte weder für Korona eine Besserung, noch für sich eine tröstende Hoffnung herbei zu führen. Sie war dankbar für seine Bemühungen, jedoch wurde sie durch die zunehmende Mattigkeit gehindert, dieselben ganz zu benutzen. Die kostbarsten Gegenstände des Luxus, womit sie umgeben war, und welche sich fortwährend vermehrten, hatten nichts Anregendes für sie; der Aufenthalt im Freien ermüdete sie bald, und sie sehnte sich in ihre Zimmer zurück; Gesang und Spiel gab sie nach dem ersten Versuche wieder auf. Es war ihr am liebsten, wenn sie auf einem Divan liegen konnte, wo ihr Angelika's treue Hände ein möglichst bequemes Lager bereiteten, und wenn dann Vanhulsten neben ihr saß und zu ihr sprach oder ihr vorlas; es war nicht ausgemacht, ja nicht einmal wahrscheinlich, daß sie das Gehörte mit fortwährender Aufmerksamkeit auffaßte, aber es freute sie, die Stimme des Gemahls zu hören, selbst wenn ihre Gedanken ihre eigenen Bahnen verfolgten. Da Vanhulsten ängstlich jede Andeutung von

einer ernsteren Befürchtung vermied, sie selbst aber über ihren Zustand sich nicht äußerte, so ließ sich nicht darüber entscheiden, ob sie besorgt hinsichtlich der Wiederherstellung ihrer Gesundheit sei oder nicht.

Die Ausfahrten und Ausflüge in den Garten mußten am Ende ganz unterbleiben, ja, sie fühlte sich so matt, daß sie nicht aus dem Schlafzimmer in die Wohnstube gehen mochte, aber sie litt es gern, wenn Vanhulsten sie die kleine Strecke hin und zurück trug, sie schlang dann einen Arm um seinen Hals und hauchte, wenn ihr Kopf an dem seinigen ruhte, einen leichten Kuß auf seine Wange.

–

Einmal hatte Vanhulsten mit dem Lesen aufgehört, weil er glaubte, sie sei eingeschlummert. Sie lag auch wirklich eine Zeit lang still mit geschlossenen Augen da, dann aber sagte sie, ohne diese zu öffnen, mit leiser Stimme:

»Nicht wahr, Ludwig, Du bist mir wieder ganz gut?«

Und zugleich suchte ihre Hand die seinige, die sie fortan fest hielt, so daß er den heißen Pulsschlag ihres Blutes fortwährend wahrnehmen konnte.

»Ich habe nie aufgehört, theure Korona, Dich mit jeder Empfindung meiner Seele auf das Innigste zu lieben!«

»Und Du glaubst nicht mehr, daß Deine Korona im Stande sei, hinter Deinem Rücken Intriguen anzuspinnen?«

»Nur der Wahnsinn der Leidenschaft konnte einen solchen Gedanken in mir aufsteigen lassen. Wenn Du wüßtest, wie wenig ich mir selbst jenen unseligen Argwohn verzeihe, so würdest Du mir vielleicht verzeihen.«

»Ich habe Dir längst verziehen, mein Ludwig. Aber ich habe in Beziehung auf den Vorfall im Garten noch Etwas auf dem Herzen, was schwer darauf drückt; ich finde keine Ruhe, bis ich mit Dir davon gesprochen habe.«

Ungeachtet aller Selbstvorwürfe, die sich Vanhulsten wegen seines unbegründeten Mißtrauens gemacht hatte, fühlte er sich doch betroffen durch diese Einleitung, und er fragte mit gepreßter Stimme:

»Was könnte das sein, Korona?«

»Der Fremde, der zu mir sprach, ohne daß ich ihn sah, redete mich in *russischer* Sprache an, und in meiner ersten Ueberraschung rief ich in derselben Sprache: wer ist da? Sieh', das hat mir nachher außerordentlich viel zu denken und zu fürchten gegeben; ich habe lange geschwankt, ob ich es Dir entdecken sollte, weil ich Dich nicht gern beunruhigen wollte, aber, wie gesagt, es läßt mir doch keine Ruhe, und ich muß es Dir daher sagen.«

Vanhulsten war außerordentlich betroffen. So sehr ihn auch jetzt größere und ernstere Sorgen beunruhigten, wie diejenigen um die Nachforschungen der Angehörigen Korona's, so erschreckte ihn doch nicht wenig die Wahrscheinlichkeit, ja fast die Gewißheit, daß seine Spur aufgefunden und sein jetziger Aufenthalt entdeckt sei.

Nach einer Pause sagte Korona:

»Du schweigst, Ludwig? Liegt in dem, was ich Dir mittheilte, die Andeutung einer wirklichen Gefahr? Hätte ich auch wohl besser darüber schweigen sollen?«

Er hatte sich wieder gefaßt und antwortete sanft:

»Nein, mein süßes Herz, Du hast vollommen recht daran gethan, mir dies mitzutheilen, denn wenn auch für den Augenblick keine Gefahr darin liegt, so ist es doch ein beachtenswerther Wink für die Zukunft. Für's Erste ist durchaus Nichts zu besorgen. Dein Vater wird verschiedene Späher ausgesandt haben, unter denen es Einem gelungen ist, unsere Spur zu finden; wenn dieser sich nun auch durch die Ueberzeugung, daß Du russisch verstehst, eine Art von Gewißheit verschafft hat, daß Du die Gesuchte seiest, so muß er seine Meldung doch erst anbringen, und wer weiß, wie schwierig dies durch den vielleicht sehr entfernten Aufenthalt Deines Vaters oder des Grafen Garaschnin ist! Sind diese nun auch benachrichtigt, so droht uns dennoch keine unmittelbare Gefahr. Von der Anwendung offener Gewalt kann überhaupt keine Rede sein, gegen List und Ueberfall sind wir hinreichend geschützt, können uns sogar noch vollständiger schützen, indem ich Männer aus dem Dorf in Dienst nehme, die das Schloß von außen bewachen, und indem ich außerdem die Regierung veranlasse, einige Landdragoner in das Dorf zu legen. Mittelbare Verwendung durch das russische Kabinet macht einen großen Zeitaufwand nöthig, und ich habe das unverbrüchliche Ehrenwort des

hiesigen Fürsten, daß ich bei der ersten Andeutung davon Nachricht erhalte. Darum ängstige Dich ja nicht, meine Korona.«

Sie erwiderte:

»Ich ängstige mich nicht um meinetwillen, sondern nur um Dich.«

»Das Gute« – sagte er – »wie das Schlimme trifft uns Beide gleich. Wir werden aber diesen Ort verlassen, sobald Du genesen bist.«

Sie schüttelte leise den Kopf, indem sie zweifelnd sagte:

»Diesen Ort verlassen?«

»Er wird auf die Dauer doch zu einförmig, Korona. Wenn er Dir aber lieb geworden ist, was ich nicht glaubte, so behalten wir ihn für uns, lassen unsere Sachen darin und finden so gleich wieder eine Heimath, wenn wir des Aufenthaltes in der Fremde müde sind. Wir nehmen natürlich Philipp und Angelika mit. Aber wir reisen offen und frei wie andere Reisende; das Geheimnißvolle zieht nur die Aufmerksamkeit an sich. Zuerst suchen wir einen Freund auf, der in einer kleinen Stadt wohnt; er soll eine sehr lebenswürdige Frau haben, und wir machen mit diesen guten Menschen Ausflüge in die Umgegend. Sobald es uns da nicht mehr gefällt, reisen wir nach dem südlichen Europa. Wenn Dir des Freundes Frau ebenso gut gefällt, wie er mir, nehmen wir vielleicht Beide mit. Wir gehen über Paris nach Marseille und bereisen von da auf den gut eingerichteten Dampfschiffen die Küsten des

Mittelländischen Meeres bis Konstantinopel und Alexandria, uns allenthalben aufhaltend, wo es uns zusagt, die landeinwärts liegenden Orte besuchend, die etwas Anziehendes für uns haben. Endlich kehren wir hierher zurück oder lassen uns anderswo nieder, wie es meiner Corona gefällt.«

Sie hatte die Augen geöffnet und schaute den Redenden, der sich gleichsam selbst in eine belebende Hofnung hinein gesprochen hatte, mit einem trüben bedauernden Blick an. Dann sagte sie:

»Eine kurze Zeit aber, meinst Du, können wir noch ungefährdet hier verweilen?«

»Gewiß. Ich bekomme früh genug Nachricht, wenn unser hiesiger Aufenthalt verlassen werden muß.«

»O, so laß uns erst noch hier bleiben, bis – – bis – – es sich mit meiner Krankheit entschieden hat!«

Eine böse Ahnung durchzuckte bei diesen Worten Vanhulsten so, daß seine Hand bebte, was er dadurch zu verheimlichen suchte, daß er die in ihr liegende feine heiße Hand drückte.

Sie fuhr mit seelenvoller Stimme fort:

»Sieh', mein Ludwig, Du bist nun ganz wieder gegen mich wie ehemals, voll Liebe, voll Rücksicht, von Aufopferung, und ich freue mich so sehr darüber.«

Mit tiefer Rührung und schwerer Selbstanklage zugleich unterbrach er sie:

»Ich war wohl in den letzten Jahren manchmal recht hart und unbillig?«

»Die beständige Wachsamkeit und Spannung« – sagte sie – »hatte Dich gereizt und mißtrauisch gemacht, und Deine Korona glaubte manchmal, Du liebtest sie nicht mehr so recht von Herzen, Du hättest nur Deinen Stolz darein gesetzt, Dich in ihrem Besitz zu behaupten. Jetzt weiß ich wieder, daß Deine Liebe noch dieselbe ist, und das macht mich glücklich. Laß mir dies Glück, so lang' es angeht. Jede Aenderung erfüllt mich mit Bangen. Ich bin ja auch zu schwach zum Reisen. Aber dieser Zustand dauert ja wohl nicht lange, und so lang' er dauert, wird man uns vielleicht in Ruhe lassen. Eine so kranke Frau könnte man ja doch nicht von hier wegbringen, und *Dir* kann man im Grunde in diesem Lande Nichts anhaben. Wenn es ein Ende nimmt mit – – mit – – meiner Krankheit, dann bist Du ungebunden, dann kannst Du unternehmen, was Du willst. Nicht wahr, wir bleiben erst noch eine kurze Zeit, so lang' es geht, hier zusammen, Du nimmst Deine schwache Korona auf Deinen starken Arm und sitztest an ihrer Seite? Diese Wiederkehr der alten schönen Zeit ist gar zu schön!«

Die Thränen, die hervorbrechen wollten, zurückdrängend, sagte Vanhulsten mild:

»Ja, Korona, wir bleiben hier zusammen, so lange Du willst.«

SIEBENTES BUCH. EIN DEUTSCHER SCHULMEISTER.

Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus den Nebeln gehn.

Tiedge.

1. DIE NATURGESCHICHTE DER ZIPPELSTEDTER.

Bernhard war einigermaßen gekräftigt zurückgekehrt und hatte Dora nicht wenig durch seine Mittheilungen und durch das von Vanhulsten erhaltene Geld überrascht. Sie überlegten zusammen, ob sie vorerst alle Schulden bezahlen und sich dadurch sorgenfrei machen oder das Haus ankaufen wollten, und Beide neigten zu letzterem Entschlusse: Dora, weil sie für ihres Mannes Gesundheit besorgt war, wenn er eine weniger günstige Wohnung beziehen müßte, Bernhard, weil er hoffte, durch die beabsichtigten schriftstellerischen Arbeiten die Ausfälle seines Einkommens decken zu können. Es wurde demnach die Verhandlung mit dem bisherigen Besitzer des Hauses eingeleitet und abgeschlossen. Natürlich verbreitete sich die Nachricht hiervon sogleich in der kleinen Stadt und machte ein nicht geringes Aufsehen.

Am Abend desselben Tages, wo der Verkauf gerichtlich bestätigt war, fand sich Adams zum Besuche ein, einige Erfordernisse zu einem Punsche mitbringend, die

übrigen aber Bernhard auferlegend, weil, wie er meinte, der neue Hausbesitz durchaus gefeiert werden müsse. In seiner unachtsamen Weise hatte er sich nicht sonderlich darum bekümmert, wie es eigentlich sich mit der Kaufsumme verhalte, und Bernhard hatte noch nicht Gelegenheit, auch nicht die angemessene Form gefunden, um dem Freund darüber eine Mittheilung zu machen. Der Punsch wurde beschlossen, besonders auf Dora's Andringen, welche fast die letzten Weinflaschen ihres Kellers dazu bestimmte, denn sie war eine wahre Verschwenderin, wenn es darauf ankam, ihren Bernhard zu erheitern.

Eben als Adams mit großem Behagen den Punsch bereitete, Dora dies und jenes Nöthige herbeiholte und Bernhard dem geschäftigen Treiben Beider ruhig zusah, trat Schwanhöfer herein, der seit langer Zeit das Haus nicht mehr betreten hatte. Er wurde von Dora mit befangener Zurückhaltung, von Adams mit ironischer Höflichkeit, von Bernhard mit aufrichtiger Freundlichkeit empfangen, und er ließ sich von Letzterem nicht lange bitten, an dem kleinen Familienfeste Theil zu nehmen.

»Ein Stündchen« – sagte er – »habe ich immer Zeit, und wo sollte ich das angenehmer zubringen, als in diesem vortrefflichen Kreise?«

»Also eine ganze Stunde Urlaub?« fragte Adams.

Schwanhöfer schien dies zu überhören und sagte:

»Vor allen Dingen muß ich das erledigen, was mich eigentlich herführte, nämlich meinen besten Glückwunsch darbringen wegen des Hausankaufes. Du bist ja nun

Grund- und Hausbesitzer, Freund Korn, also gewissermaßen ein Mann in der Stadt.«

»Das bin ich auch,« – sagte Adams – »wenn ich nicht zufällig einmal, was selten genug geschieht, die Ringmauern Zippelstedt's verlasse.«

»Ich meine, ein Mann, der in der Stadt zu Würden und Ehren gelangen kann. Mein Glückwunsch, lieber Korn, ist um so inniger, weil ich aus dem Umstand, daß Du zwei Drittel der Kaufsumme baar erlegt hast, auf eine günstige Gestaltung Deiner Finanzen schließen darf.«

Bernhard konnte sich wohl denken, daß zum großen Theile die Neugierde hinsichtlich des Geldes den Freund, dessen Freundschaft sonst wie ein alter Rock etwas fadenscheinig geworden war, hierher geführt hatte, und es war ihm nicht unlieb, über diesen Punkt eine Eröffnung zu machen, um sonstige vielleicht unsinnige Vermuthungen abzuschneiden; er sagte daher:

»In diesem Kreise brauche ich kein Geheimniß daraus zu machen, wie es sich mit dem Gelde verhält. Bei meiner Anwesenheit in meiner thüringischen Heimath ergab es sich überraschender Weise, daß mir ein – – Legat – oder eine Erbschaft – oder wie man es sonst nennen will – von einem Angehörigen zugefallen und zur Auszahlung bereit war. Da die Summe nun gerade hinreichte, um den Hauskauf zu bewerkstelligen, so habe ich sie darauf verwandt.«

Adams sagte:

»So? man muß also wirklich Geld haben, um ein Haus zu kaufen? Ich glaubte schon, man könne die ganze Summe schuldig bleiben, und ich ging ernstlich mit dem Gedanken um, mir auch ein Haus zu kaufen und auf solche Art ein Mann in der Stadt, wie Schwanhöfer es nennt, zu werden.«

Schwanhöfer hatte ein wenig nachgedacht und sprach nun:

»Es fragt sich doch, lieber Freund, ob Du das Geld nicht besser hättest anlegen können – –«

»Ei was,« – fiel Adams ein – »die Sache ist ein Factum, über das man sich nicht hinterher den Kopf zu zerbrechen braucht, und außerdem ist der Punsch jetzt fertig. Versehen Sie das Amt der Hebe, holdselige Frau, und dann wollen wir einmal recht vergnügt sein.«

»Eine Cigarre gefällig?« fragte Schwanhöfer aus alter Gewohnheit, indem er sein Cigarrentäschchen öffnete.

Adams erwiderte:

»Wir danken, da sich Dein Vorrath nur auf ein Exemplar zu erstrecken scheint, und werden uns aus eigenen Mitteln versorgen.«

Dora brachte das Nöthige herbei, und Schwanhöfer, der doch etwas verlegen geworden war, sagte, um die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken:

»Nun, sag' einmal, Freund Adams, wie geht es Dir denn eigentlich in Zippelstedt?«

»Schlecht und recht. Ich gebe Zeichenstunden und verhunze die edlen Gesichter hiesiger Honoratioren in sehr mittelmäßigen Portraits.«

»Du malst aber kein Portrait fertig, sagt man, und Viele klagen darüber, daß Du zwar jeden Auftrag annimmst, daß es aber unmöglich ist, von Dir ein fertiges Bild zu bekommen.«

Dora nahm das Wort:

»Ja, daran thun Sie wirklich Unrecht, Herr Adams. Wer einmal zum Portrait gesessen hat, wünscht es natürlich auch zu erhalten, und oft hängt sogar das Herz daran, wenn z. B. das Bild eine Trennung soll erleichtern helfen.«

»Meine Bilder« – antwortete Adams – »genügen mir entweder, oder sie genügen mir nicht. Im ersten Fall, der wahrhaftig selten genug eintritt, mag ich mich nicht davon trennen, im zweiten Fall verlier' ich die Lust daran, lasse sie unvollendet, und sie verstauben in meiner Schlafstube; ich habe da schon eine ganze Gallerie von solchen Bildern, aber sie gucken all' nach der Wand und kehren mir den Rücken zu.«

Bernhard sagte:

»Ich muß zustimmen, daß dies nicht Recht von Dir ist. Wenn Du eine Bestellung übernimmst, so verpflichtest Du Dich auch zur Ausführung.«

»Pah, ein Künstler steht außer dem Gesetz!«

»Aber« – bemerkte Schwanhöfer – »Du schmälerst dadurch Deine Einnahme, denn für nicht abgelieferte Bilder bekommst Du natürlich kein Geld, und man begreift nicht, um ganz offen zu reden, wie Du von den wenigen Privatstunden leben kannst.«

»Das ist zunächst meine Sorge. Ich bin den Zippelstedtern noch nicht zur Last gefallen, also können sie mich ruhig meines Weges gehen lassen.«

Schwanhöfer fragte einlenkend:

»Wie gefällt es Dir sonst in Zippelstedt?«

»Sehr schlecht.«

Sehr beleidigt in seinem Zippelstedter Patriotismus sagte Schwanhöfer:

»Dann sind Dir die armen Zippelstedter ja doppelt zu Dank verpflichtet, indem Du ihnen gegen die Empfindungen Deines Innern doch die Ehre Deiner Anwesenheit zu gönnen geruhst.«

»Du mußt nicht empfindlich werden,« – begütigte Bernhard – »da Du ja die Art und Weise unsres Freundes Adams gut genug kennst.«

Gleichmüthig sprach dieser:

»Ich würde Zippelstedt schon längst verlassen haben, wenn mich nicht zwei Gründe zurückhielten: einmal wollte ich gern erst abwarten, bis die Zippelstedter den wahren Ansprüchen des Oberlehrers Korn gerecht werden – vorausgesetzt, daß dies nicht die menschliche Geduld, ja sogar das menschliche Leben überdauert – dann aber muß ich erst ein gelehrtes Werk beenden, das einzig und allein in Zippelstedt kann vollendet werden.«

»Ein *gelehrtes* Werk?« riefen Bernhard und Dora mit mißtrauischem Erstaunen.

Schwanhöfer vergaß vor Neugierde seine Empfindlichkeit und sagte:

»Das nur in Zippelstedt kann beendigt werden? Was mag das sein?«

Sehr langsam und nachdrucksvoll erwiderte Adams:

»Es ist die Naturgeschichte der Zippelstedter, die natürlich nur an Ort und Stelle kann studirt werden.«

Schwanhöfer sah ihn verdutzt an, während die Andern lächelten.

Mit demselben Ernst fuhr Adams fort:

»Im tiefsten Vertrauen theil' ich mit, daß die von mir zurückbehaltenen Bildnisse hervorragender Zippelstedter Persönlichkeiten zu meiner Naturgeschichte werden als physiognomische Fragmente benutzt werden, wo sie wenigstens eine gemeinnützigere Anwendung finden, als an den Wänden selten geöffneter Besuchzimmer.«

»Aber ich verstehe den Scherz nicht; was soll das heißen: eine Naturgeschichte der Zippelstedter?« fragte Schwanhöfer.

»Es ist durchaus kein Scherz, es ist vollständiger Ernst. Um Dir ein leichteres Verständniß des interessanten literarischen Unternehmens zu eröffnen, werde ich die erste beste Stelle daraus recitiren.«

Er war aufgestanden und hatte sich vor Schwanhöfer hingestellt in der Positur eines docirenden Professors, die eine Hand auf der Brust unter die Weste steckend, mit der andern pedantisch gestikulirend, und sagte:

»Es handelt z. B. der zweite Hauptabschnitt von den Naturanlagen der Zippelstedter, und es heißt daselbst im zweiten Kapitel, welches sich über die finanziellen Anlagen ausläßt, folgendermaßen. Der Zippelstedter wird

geboren mit der wunderbaren Gabe, in die Börsen- und Geldkisten aller Zippelstedter blicken zu können, mögen dieselben auch noch so verborgen oder verschlossen sein. Er weiß genau, was jeder Mitbürger ererbt hat, was hiervon verloren gegangen oder durch Heiraths-Spekulation – ich wollte sagen: durch Heirath oder industrielle Spekulation hinzugekommen ist. Er kennt ebenso gut die Einnahmen und Ausgaben jedes besoldeten Beamten, so daß er so ziemlich auf Groschen und Pfennige berechnen kann, wie viel Geld sich zu jeder Zeit des Monats in der Kasse des Beamten findet. Er achtet mit Recht Denjenigen, der mehr einnimmt als ausgiebt, er betrachtet mit Mißtrauen Denjenigen, der mit Aufbietung aller seiner Kräfte eine nothdürftige Bilanz behauptet, er verachtet nach Verdienst den armen Teufel, der nicht so viel zu erwerben vermag, als er gebraucht, und er erklärt den Lump, der eigentlich gar keine Einnahme hat, wie *ich* z. B., als ein unbegreifliches Phänomen gleichsam außer den Zippelstedter Naturgesetzen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß neben diesem instinktiven Einblick in die Geldverhältnisse nicht auch zugleich eine ähnliche Fähigkeit angeboren ist, in die Herzen zu blicken; aber in dieser Hinsicht sind die Zippelstedter ebenso dumm wie andere gewöhnliche Menschen.«

Da Bernhard und Dora diese Standrede möglichst unbefangen als einen harmlosen Scherz aufzunehmen suchten, so blieb auch für Schwanhöfer Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, er drohte daher wie scherzend mit dem Finger und sagte:

»Du, Du! Wenn die Zippelstedter nicht so anspruchslose und bescheidene Leute wären, so könnten sie Dir wegen dieser sogenannten ›Naturgeschichte‹ böse werden.«

Mit unerschütterlichem Ernst erwiderte Adams:

»Du bist im Irrthum, wenn Du die Zippelstedter als Zippelstedter für anspruchslos und bescheiden hältst. Höre nur, wie es im dritten Abschnitt, welcher von den Tugenden und Fehlern der Zippelstedter handelt – über die ersteren spricht sich das Werk zur Zeit noch nicht aus – und daselbst im dritten Kapitel von dem Geburtsstolz der Zippelstedter heißt. – Der Zippelstedter ist vor allen Dingen darauf stolz, ein Zippelstedter zu sein. Wenn er große Männer des Alterthums bewundert, so kann er sie wegen des Mangels, keine Zippelstedter zu sein, nur mit dem Umstand entschuldigen, daß Zippelstedt damals noch nicht gebaut war; wenn er einen hervorragenden Mann der That oder des Genies in der Gegenwart wahrnimmt, so wundert er sich billig darüber, daß der Mann kein geborener Zippelstedter ist, beneidet ihn aber wieder darum, daß derselbe eine solche Anerkennung in Zippelstedt findet. Ein Auswärtiger, der in Zippelstedt einzieht, kann mit Recht glücklich gepriesen werden ob dieser Begünstigung, doch haftet der Makel, nicht gebürtig aus Zippelstedt zu sein, sein Leben lang an ihm; wenn er auch aus Berlin, oder Hamburg, oder Paris stammt, so ist er doch noch immer kein Zippelstedter, selbst seinen in Zippelstedt geborenen Kindern kann es nicht vergessen werden, daß ihr Vater kein eigentlicher Zippelstedter war, und erst im dritten oder vierten Glied gleicht sich

dieser infamirende Vorwurf einigermaßen aus. Die Aehnlichkeit mit den amerikanischen Kreolen von reinem Blut gegenüber den Farbigen von beinahe homöopathisch verdünnter Tinktur ist sehr frappant. Sollte der fremde Einzögling sich etwa Verdienste um Zippelstedt erwerben, so kann er auf keine Anerkennung, geschweige denn auf Dankbarkeit rechnen, denn es ist ihm ja das große Heil widerfahren, sich für Zippelstedt nützlich beweisen zu können, was er in demüthiger Selbsterkenntniß zu würdigen wissen wird.«

»Genug, genug!« rief Bernhard.

»Ich finde es sehr unrecht,« – sagte Dora – »auch im Scherz die Schwächen einer ganzen Menschenklasse so hervorzuheben; Satyren auf ein ganzes Geschlecht, einen ganzen Stand und dergleichen Leiden nicht nur an großen Uebertreibungen, sondern sie führen auch von der Erkenntniß des Guten und Lobenswerthen ab. So sind z. B. die Schwächen des weiblichen Geschlechtes schon oft die Zielscheiben spottsüchtiger Schriftsteller gewesen, und das hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, das Gute, was doch auch in seinem Charakter liegt, verkennen zu lassen.«

Bernhard pflichtete eifrig bei:

»Ich bin ganz der Ansicht meiner Dora. Es ist sehr leicht, die allgemeinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes zu bemerken und zu bespötteln, wie es leider und fast unbegreiflicher Weise der sanfte und schüchterne Gellert, der wohl kaum den Muth zu einem Heirathsantrag in sich finden mochte, in die Literatur eingeführt

hat; es ist dagegen viel schwerer, in die Tiefen der echten Weiblichkeit einzudringen, statt nur von der Oberfläche zu schöpfen, und deren herrliche Tugenden und Eigenschaften zu würdigen. Der Mann ist, möchte ich sagen, in demselben Verhältniß ein *wahrer Mann*, wie er das Weib zu erkennen und zu schätzen versteht.«

»Sehr wahr! Sehr wahr!« rief Schwanhöfer.

Mit einem leichten Zug des Spottes im Gesicht versetzte Adams:

»Ihr Beide werdet darüber vollgiltig urtheilen können, da Ihr ja hinreichend eigene Erfahrungen in diesem Punkte gesammelt haben werdet. Aber ich möchte fragen: was ist der langen Rede kurzer Sinn? Ich soll nach Eurer Meinung mehr loben, als tadeln. Aber ich tadle ja gar nicht, sondern ich liefere nur eine ganz objektive Naturbeschreibung. Wenn der Naturhistoriker die *Ratte* schildert, so muß er doch anführen, daß sie einen kahlen Schwanz hat, gleichviel ob dies dem Publikum angenehm oder unangenehm ist, und ebenso kann er den Salamander nicht mit einem schattigen Haarpelz bekleiden oder dem Nilpferd seinen Hängebauch beschneiden. Ich habe mir ja auch für die Tugenden der Zippelstedter einige Kapitel offen gehalten, und Ihr werdet mich wirklich zum Danke verpflichten, wenn Ihr mich auf solche aufmerksam macht.«

Schwanhöfer sagte:

»Man wird hier keine Tugend vermissen, die man anderswo findet.«

»Mit so allgemeinen Angaben ist mir nicht gedient, ich muß auf genauere Einzelheiten dringen. Willst Du so gut sein, mir die erste beste Tugend Deiner Mitbürger, die Dir einfällt, zu bezeichnen, Freund Schwanhöfer?«

Da dieser schwieg, entweder aus Verdrossenheit, oder weil er im Augenblick um eine Zippelstedter Tugend in Verlegenheit war, so fiel Dora ein:

»Ich will Ihnen gleich eine Tugend nennen, die in dieser Stadt sehr verbreitet ist, nämlich die allgemeine Freude an Blumen; sie ist unstreitig ein Beweis harmloser Gemüthlichkeit.«

»Man könnte« – setzte Bernhard hinzu – »es weiter ausdehnen und eine Freude an der Natur nennen. Nirgends geht man lieber im Freien spazieren, nirgends sucht man eifriger Punkte für schöne Aussichten auf, nirgends erwartet man sehnsüchtiger die Nachtigall als die Frühlingsverkünderin. Du wirst diesen schönen Zug im hiesigen Charakter nicht übersehen, sondern nach seinem ganzen Werth anschlagen.«

Fast wie in wissenschaftlichem Eifer rief Adams:

»Als wenn ich nicht schon daran gedacht hätte! Heißt es doch in demselben Abschnitt, der von den Fehlern der Zippelstedter handelt – –«

»Von den Fehlern?« unterbrach Schwanhöfer mit ent-rüsteter Verwunderung.

»Ja doch! Heißt es doch daselbst im vierten Kapitel über den Ehrgeiz der Zippelstedter, und zwar – da dies Kapitel wegen der umfangreichen Mannichfaltigkeit des

Gegenstandes in verschiedene Artikel zerlegt ist – im achten Artikel über den Ehrgeiz der Zippelstedter in Beziehung auf die Natur folgendermaßen. Der Zippelstedter macht auch die Natur zum Gegenstand seines brennenden und nagenden Ehrgeizes. Zuerst eine Nachtigall – oder, was mehr sagen will, die erste Nachtigall gehört zu haben, ist eine Auszeichnung, deren er sich in allen öffentlichen und Privat-Kreisen angelegentlichst und nachdrücklichst rühmt. Weiterhin wendet er diesem Vogel kein besonderes Interesse mehr zu, wird sogar entschieden gleichgiltig gegen ihn und weiß sich sogar aus keinem Jahre zu entsinnen, wenn er ihn zuletzt hat singen hören, nur schwebt ihm eine unbestimmte Vorstellung davon vor, daß in der Zeit, wo die letzten Spargeln gestochen werden, auch der Gesang der Nachtigall zu verstummen scheint. Spazieren geht der gebildete Zippelstedter viel, weil er im Ganzen wenig zu thun hat und zu Hause eine gräuliche Langeweile empfindet, abgesehen davon, daß die Damen noch die besonderen Nebenzwecke damit verbinden, welche in großen Städten die Opern und Konzerte mit geputzten Damenreihen füllen. Der Zippelstedter sucht dabei gern Höhen mit freien Ausichten auf, einzig und allein, um zu entdecken oder zu konstatiren, daß man von hier den Kirchthurm des Dorfes Wanzbeck oder die Windmühle von Klein-Dilldorf sehen könne; in der Feststellung solcher Aussichtspunkte, die innerhalb des Zippelstedter Horizontes liegen, ist er sehr eifersüchtig und rechthaberisch, sogar bis zur Grobheit. *Blumen* liebt der Zippelstedter allerdings, und man

bemerkt diese Liebhaberei schon bei den Straßenkindern in unvollständigem Kostüm, die jeden Vorübergehenden, der sich im Freien einen Strauß gepflückt hat, mit den Worten anbetteln: »Geben Sie mir eine Blume?« nur um, wenn der Wunsch erfüllt ist, die erhaltene Blume gleich darauf fort zu werfen. Was die Blumenliebhaberei der Erwachsenen betrifft – –«

Bernhard unterbrach ihn mit den Worten:

»Laß es gut sein mit Deiner Naturgeschichte, wir haben genug davon gehört.«

»Das denk' ich auch,« – setzte Schwanhöfer hinzu – »ein Scherz, der zu sehr abgehetzt wird, hört auf ein Scherz zu sein.«

»Nun gut, so wollen wir für diesmal abbrechen, wieder zu unseren Punschgläsern greifen und recht vergnügt sein.« –

Das Vergnügen dehnte sich wenigstens auf Schwanhöfer nicht aus, der sich ziemlich unbehaglich fühlte und bald verabschiedete.

Zu Hause empfing ihn eine Strafpredigt, wozu sich Frau Adelheid schon seit geraumer Zeit zurecht gesetzt und dabei mit jeder Minute des längeren Wartens ihren Unwillen vermehrt zu haben schien.

»Also« – sagte sie – »bei den Korn's bist Du wieder gewesen, obschon Du weißt, daß ich die Leute nicht ausstehen kann? Begriff ich doch nicht, warum Du fortgingst, obgleich wir unsere Freunde zur Abendstunde erwarten

konnten, und dacht' ich Wunders, was das für ein nöthiges Geschäft sein möchte! Unsere Lisbeth, die zufällig hinter Dir her ging, sah Dich aber in das Korn'sche Haus schlüpfen, dessen Bewohner wohl den Kopf noch einmal so hoch tragen, seitdem sie die armselige Hütte angekauft haben, und das doch ohne Zweifel mit fremdem Gelde – —«

»Du irrst Dich, liebe Adelheid; dem Korn ist eine kleine Erbschaft zugefallen.«

»Damit hätte er zuerst seine Schulden bezahlen können, und es ziemt Dir wahrlich nicht, wird auch, wie Du recht wohl weißt, von unseren Freunden nicht gut aufgenommen, wenn Du diesen Umgang noch immer fortsetzest.«

Den ganzen übrigen Abend war schlechtes Wetter am ehelichen Himmel, so daß sich Schwanhöfer zuletzt im Stillen das Bekenntniß ablegte:

»Es schlägt mir zwar fast Alles gut ein, und ich bin auch im Ganzen recht glücklich, aber doch mitunter – — etwas *genirt!*«

Vorzugsweise aber wandte sich sein Unmuth gegen Adams, dessen naturgeschichtliche Studien ihn um so tiefer kränkten, je weniger Behagen ihm seine augenblickliche Häuslichkeit verursachte.

2. »WER WIND SÄET, WIRD STURM ERNTEN.«

Vanhulsten saß am Grabe Korona's.

Obwohl er zuletzt ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hatte, so war sie doch der Krankheit erlegen; die

Phantasieen des Fiebers hatten sie jedesmal nach Marienbad zurückgeführt, so daß sie die zauberhaften Töne des Echo's zu hören, oder die Raketen des Feuerwerk zu sehen, oder in dem grünen Walddunkel an des Geliebten Brust zu ruhen glaubte, während keine Erinnerung der späteren Zeit sich in diese süßen Träume mischte. Ihre Hand lag, als der letzte Pulsschlag derselben stockte, in den Händen Vanhulsten's, ihr Auge hing, als es brach, an dem seinigen. Die Heftigkeit seines Schmerzes können und wollen wir nicht beschreiben. Wäre nicht der treue und umsichtige Joseph zur Hand gewesen, so würde der Verzweifelnde in seiner furchtbaren Aufregung keinen Werth darauf gelegt haben, das lange bewahrte Geheimniß auch jetzt noch fest zu halten, aber der besonnene Diener, der nächst der Behütung seines Herrn eben dies Geheimniß zu seiner Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, trat überall ein und besorgte Alles im Namen seines Herrn, als wenn es dieser selbst besorgt hätte. Er kaufte den Raum am Bergabhang, wo einst Bernhard gestanden hatte, und ließ ihn schnell in einen Begräbnißplatz umschaffen, er zeigte den Todesfall bei dem Geistlichen an und wußte sich, als man nähere Personalien verlangte, dadurch zu helfen, daß er einen alten Heimathsschein seiner Frau einreichte, er ordnete das Begräbniß an, wo bei Nacht unter Fackelglanz die Verstorbene in die Erde gesenkt wurde.

Man lebte in der ganzen Gegend der gespannten Erwartung, dieser Todesfall werde wenigstens zum Theil

das Geheimniß lüften, über das man sich schon so lange den Kopf zerbrochen hatte, aber man täuschte sich. Die Behörden, sowohl die weltlichen als die geistlichen, begnügten sich mit der Todesanzeige und dem eingelieferten Heimathschein, so daß im Kirchenbuche nur einfach als gestorben aufgeführt wurde ›Angelika Scharpe, aus dem Hannöverschen, 40 Jahre alt, unverehelicht‹. Die gerichtliche Nachfrage nach einer Hinterlassenschaft konnte Vanhulsten der Wahrheit gemäß mit der Versicherung an Eidesstatt beantworten, daß die Verstorbene kein eigenes Vermögen hinterlassen habe, und man begnügte sich um so eher mit dieser Auskunft, als sie von einer Schenkung für die Armen begleitet war, deren Größe selbst die verwöhnte und hochgespannte Erwartung weit übertraf. Die nächsten Tage nach der Beerdigung brachte Vanhulsten fast ganz an dem Grabe zu, indem er zum Ein- und Ausgang die Pforte benutzte, aus welcher Georg Schmicht damals herausgetreten war, als Bernhard vorüberging. Weiter als bis zu dieser Pforte durfte ihn Niemand begleiten, und hier pflegte Philipp oder Georg auf seine Rückkehr zu warten. –

Während dieser Tage hatte sich in einer unfernen Stadt, die aber zu einem anderen Fürstenthum gehörte, ein fremder Herr eingefunden, der ein ungewöhnlich großes Gefolge mit sich führte und deshalb vom Volke für einen Fürsten gehalten wurde. Der vermeintliche Fürst schien hier einen zeitweiligen Aufenthalt genommen zu haben, um Ausflüge in das Gebirge zu machen, und er unternahm solche einige Tage hinter einander zu Pferde,

nur begleitet von Demjenigen aus seinem Gefolge, der sein vorzugsweises Vertrauen zu besitzen schien, einem auffallend blassen schwarzbärtigen Manne von unheimlichem Ansehen. Darauf aber brach plötzlich die ganze Gesellschaft auf, und man wußte nicht, wohin sie sich gewandt hatte. –

Vanhulsten saß an Korona's Grabe. Der erste heftige Sturm des Schmerzes hatte ausgetobt, und der Geist überließ sich geordneteren Gefühlen und Betrachtungen. Es war im Spätherbst, und obwohl die Sonne noch mild und warm genug auf den einsamen Begräbnißplatz schien, so streute der leichte Wind doch schon manche frühgewelkten Blätter auf das Grab.

Das Selbstgespräch des Trauernden lautete so:

»Selbst der Wald senkt ein Todtenopfer auf das frühe Grab deren, welche die Schönste und Anmuthigste ihres Geschlechtes war. Daß so viel holder Liebreiz unter der starren Hand des Todes dahinwelken und von der kalten Erde bedeckt sein muß! Was ist jeder gerühmte Vorzug des Menschen dem blind zugreifenden Tode gegenüber? was vermag auch der stärkste Wille gegen ihn? Ich hätte das herrliche Weib gegen die ganze Welt zu vertheidigen den Muth gehabt, aber gegen den Tod war ich machtlos wie ein Kind. Ich kann nur sitzen an ihrem Grabe und ihren Tod beweinen – – aber nicht zugleich auch ihr Leben? Muß ich mir nicht gestehen, daß ihr Leben eigentlich ein *verfehltes* war? Sie war geboren, um die hohen Lebenskreise, denen sie angehörte, zu erfreuen, um selbst des

Daseins in diesen Kreisen froh zu sein; sie konnte die Herzen der Beherrscher der Menschheit rühren und für das Gute empfänglich machen, sie konnte wie eine Sonne die Künste mit ihren Strahlen erwärmen, sie konnte wie eine gütige Fee Segen und Freude um sich verbreiten. Statt dessen wurde sie herausgerissen aus der Sphäre, worin sie zu beglücken und glücklich zu sein vermochte, sie wurde ruhelos umhergetrieben in den fernsten Ländern, und als sie endlich hier einen stillen Aufenthalt fand, da war dieser nicht besser als ein Gefängniß; ob man dem holden Wesen den Käfig auch vergoldete, so blieb er doch ein Käfig, und alle jene Vorzüge, die das Leben so reich hätten machen können, wurden in einer menschenfeindlichen Einsamkeit vergraben. Wer aber hat sie aus dem ihr bestimmten Leben herausgerissen und in ein freudeloses Dasein geschleudert, dessen scheinbare Ruhe dennoch umlagert war von Gefahren, so daß nicht einmal diese tiefe Einsamkeit das Gefühl ruhiger Sicherheit zu geben vermochte? wer anders als ich, dessen selbstsüchtige Liebe sich der unbeschützten Seele des arglosen Mädchens bemächtigte? wer anders als *ich* der seine begehrlische Hand auf diesen Schatz legte und ihn für mein Eigenthum erklärte? Hatte ich ein Recht, den Frieden dieses Engels zu stören, sein Leben an das meine zu ketten und weitab von den Wegen des Glückes zu führen? Habe ich doch selbst hier noch das ärmliche

Restlein von Glück, was ihr in der Liebe zu mir geblieben war, verkümmert und verbittert durch meine übertriebene Vorsicht, durch meine unbeherrschte Gereiztheit, durch mein unbegründetes Mißtrauen. Ja, ich muß es mit tiefer Scham bekennen, ich hegte Mißtrauen gegen das engelreine Wesen, und meine rauhe Behandlung hat vielleicht dessen Tod herbeigeführt. Nie wird dieser Selbstvorwurf in mir zum Schweigen kommen, und nie wird die Klage verstummen, daß durch meine Schuld Korona's Leben ein verfehltes war. Aber wenn das als eine Sühne gelten könnte, so darf ich mit Wahrheit behaupten, daß auch *mein* Leben verfehlt ist. Die mahnenden Worte des Freundes sind nicht spurlos verloren gegangen, sie fanden schon einen Wiederhall in meinem Innern. Ich hätte mir selbst und der Welt mehr sein sollen, während ich selbst Derjenigen, die ich mit meiner ganzen Willenskraft glücklich machen wollte, so *wenig* gewesen bin. Er sei verflucht, mit dem, was noch von mannhafter Tüchtigkeit in mir ist, zu *wirken*, denn nur in Thätigkeit kann ich meinen Schmerz beschwichtigen, und *Gutes* zu wirken, denn nur dadurch kann ich Korona's Andenken ein würdiges Todtenopfer bringen. Hier war doch meines Bleibens nicht mehr, auf also in die Welt hinaus, um die Gelegenheit zu segensreicher Wirksamkeit aufzusuchen. Zuerst will ich den guten Korn aufsuchen und ihm wenigstens ein äußeres Glück gründen, und dann immer weiter, immer weiter!«

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Leise nahte ein Mann, in dessen von Leidenschaften zerrissenem Gesichte wir den Grafen Garaschnin wieder erkennen, in der einen Hand eine Pistole mit gespanntem Hahn tragend, mit der anderen vorsichtig die Zweige, die ihm im Wege waren, bei Seite biegend; hinter ihm schlich jener Mann, der sich Chevalier de la Bretagne genannt hatte, gleichfalls mit einer Pistole bewaffnet.

Als Vanhulsten sich erhob, gleichsam getröstet in einem tugendhaften Entschlusse, stand plötzlich Garaschnin vor ihm.

»Endlich!« zischte der Letztere durch die zusammengebissenen Zähne und erhob seine Waffe.

»Wie, ein *Meuchelmord*?« rief Vanhulsten.

Garaschnin rief dagegen:

»*Mord gegen Raub!*« und drückte die Pistole ab.

Vanhulsten hatte in demselben Augenblick mit der Faust gegen Garaschnin's Arm einen Streich geführt, aber aber das Losfeuern der tödtlichen Waffe nicht hindern konnte, sondern nur veranlaßte, daß dieselbe gleich nach dem Schusse der Hand entfiel.

Unmittelbar auf den Schuß ließen sich hastig heraneilende Schritte vernehmen, so daß Garaschnin sich nur eben die Zeit nahm, sich zu bücken über den zusammengebrochenen Gegner und sich zu überzeugen, daß seine Kugel dessen Brust durchbohrt habe, dann eilte er rasch in das Gebüsch, und sein Begleiter folgte ihm nach.

Philipp war, sobald er den Schuß vernahm, von der Gartenpforte, wo er seinen gewöhnlichen Posten eingenommen hatte, die Anhöhe hinaufgeeilt, aber Georg

Schmicht, der sich gleichfalls in der Nähe befand, überholte ihn mit seinen jüngeren Kräften und traf zuerst auf der Stätte des Unglücks ein. Er sagte, als Philipp anlangte, wie halbvernichtet vor Schreck:

»Der gnädige Herr hat sich todtgeschossen! Da liegt auch die Pistole.«

Und zugleich hob er die von Garaschnin zurückgelassene Waffe auf. Philipp stürzte auf seinen Herrn zu, kniete neben ihm und hob den Oberkörper desselben an seiner Brust empor.

Vanhulsten schlug noch einmal das gebrochene Auge auf, um seinen treuen Diener anzublicken, dann sagte er mühsam:

»Ich sterbe – – Garaschnin – –«

Weiter konnte er nicht reden, denn er hatte sein Leben geendet.

Während Philipp in stummem Schmerz dasaß, den geliebten ermordeten Herrn in den Armen haltend, kam auch der ältere Schmicht herbei, veranlaßt durch den Schuß.

»Der gnädige Herr hat sich todtgeschossen,« – sagte Georg – »ich lief rasch genug herauf und war schon vor Herrn Philipp hier, aber das Unglück war einmal geschehen.«

Tief erschüttert sagte der Vater:

»Ja, ja, es ließ sich fast denken, daß er den Tod der gnädigen Frau nicht überleben würde. Gott wird ihm wohl gnädig die Sünde verzeihen, daß er sich ein Leides angethan hat.«

Philipp war nun freilich hierin anderer Ansicht oder wußte es vielmehr besser, aber dieser seltsame Mensch verlor selbst in diesen Augenblicken, den traurigsten seines Lebens, die Geistesgegenwart nicht. Da seinem armen Herrn nicht mehr zu helfen war, so betrachtete er das Geheimniß desselben als ein heiliges Erbstück, und zu dessen Aufrechterhaltung kam ihm der Irrthum der beiden Schmicht sehr gelegen, er nahm also den Schein an, denselben zu theilen. Sie schafften die Leiche in das Haus.

Vanhulsten hatte immer die Möglichkeit eines solchen Falles vorausgesehen, er hatte demnach seinem Diener und dessen Frau eine so bedeutende Summe eingehändigt, daß sie sorgenfrei davon leben konnten; außerdem aber ein ansehnliches Legat für die Familie Schmicht aufgesetzt und in Philipp's Hände gelegt. Während dieser den älteren Schmicht sogleich nach der Residenzstadt sandte, um die Unglücksbotschaft zu verkündigen, ließ er den jüngeren Schmicht den Wagen anspannen und darin Frau Angelika in entgegengesetzter Richtung nach dem nächsten Stationsort fahren, angeblich um den dort wohnenden Arzt zu bescheiden, der bei der Krankheit Korona's zu Rathe gezogen worden war, in der Wirklichkeit aber, um Angelika selbst außer Bereich fernerer Untersuchungen zu bringen. Sie nahm ihre nöthigsten Kleidungsstücke, die dem Ehepaar gehörige Geldsumme und außerdem die Kasette mit, worin Vanhulsten diejenigen Papiere verwahrte, die nicht vor fremde Augen kommen sollten.

Als sich die Gerichtsbeamten einstellten, wurde in Uebereinstimmung mit dem gleichfalls angelangten Arzt nach den Aussagen der beiden Schmicht und Philipp's festgestellt, daß der Todte sich am Grabe seiner Gefährtin erschossen habe, und Philipp legte außerdem das ihm übergebene Legat vor, sowie er die Erklärung abgab, die nächsten Angehörigen des Verstorbenen gehörten dem Banquier-Hause Kornelis in Amsterdam an. Man legte überall Gerichtssiegel an, die Familie Schmicht zog in's Dorf, aber Philipp blieb bei der Leiche seines Herrn, bis sie an Korona's Seite bestattet war. Dann war er plötzlich spurlos verschwunden.

3. SCHULMEISTERS LEID UND TROST.

Die Lage Bernhard's verschlimmerte sich nach einer Seite hin, während sie sich nach der anderen verbesserte. Viel übler gestaltete sie sich in Beziehung auf die Schule. Der neue Direktor war von Anfang an mit einem großen Vorurtheile gegen ihn aufgetreten und verkümmerte ihm seine Lehrfreudigkeit, wo er nur konnte. Derselbe handhabte überhaupt sein Amt, wie etwa ein Unterofficier thun würde, wenn man ihn zum Schulmeister machte; er paßte gewaltig auf den ›Dienst‹, und zwar noch mehr in Beziehung auf die Lehrer, als auf die Schüler; das eigentliche Objekt seiner Thätigkeit war mehr der Lehrstoff als die Jugend, er sorgte dafür, daß jener nach einem bestimmten Schematismus absolvirt wurde, und die Jugend war dabei gewissermaßen ein zufälliges Vehikel, während die Lehrer am liebsten als willenslose

fügsame Werkzeuge angesehen wurden. Daß die Schüler bald den gänzlichen Mangel der Liebe zu ihnen merkten, weiß Jeder, der nur einigermaßen die selten trügenden Fühlhörner kennt, welche die Jugend in dieser Hinsicht besitzt; außerdem war ihnen der rauhe gebieterische Ton willkürlicher Machthaberei lästig, und das offenbar nur angenommene Wesen der Frömmerei unbequem. Ebenso fühlten sich die Lehrer durch die rücksichtslose Weise, womit Crusius Alles nach seinem Willen anordnete, vielfach gekränkt. Es blieb ihnen blos die Wahl, entweder sich zu blinden Dienern des Direktors herabzuwürdigen, oder mit ihm in Feindschaft zu gerathen. Mit Ausnahme des schwachen und nachgiebigen Breithaupt aber und des jüngsten Lehrers, welcher sich durch Unterwürfigkeit seine Laufbahn ebenen wollte, trat das ganze übrige Kollegium in entschiedene Opposition mit seinem Oberhaupt, und während dasselbe früher den Doktor Korn mit Mißtrauen und Neid betrachtet hatte, als ihm, dem noch jungen Manne, das Aufsteigen in die Direktor-Stelle gesichert schien, scharte es sich jetzt schweigend um ihn, als den Vorkämpfer gegen die Anmaßungen des Direktors. Dem Direktor Crusius fehlte es nicht blos an Humanität, sondern auch an gründlichem Wissen, er zürnte daher dem verhaßten Korn eben so sehr wegen seines Charakters, als wegen seiner überlegenen Bildung, und er wandte seine eigene Brutalität um so öfter gegen den Untergebenen, je weniger dieser der Mann dazu war, die gleichen Waffen anzuwenden; dennoch ließ derselbe sich keine Ungehörigkeit stillschweigend gefallen, so schmerzlich

ihm auch solche Kämpfe waren, und so wenig sie für seinen erschütterten Gesundheitszustand paßten. Jeden Angriff, den Crusius gegen ihn unternahm, betrachteten die Kollegen mit gemeinschaftlichem Unwillen, und jeden Versuch, den er zur Abwehr machte, begrüßten sie mit theilnehmender Freude. Wenn aber auf solche Weise Crusius keineswegs nach Herzens-Lust durchgreifen konnte, so war doch das kollegialische Verhältniß in betrübender Weise gestört, und das empfand Niemand schmerzlicher als Bernhard, dessen fast zu ideale Ansichten über die Schule und ihre Wirksamkeit dadurch ungemein verletzt wurden. Tiefer auf diese inneren Konflikte einzugehen, wäre natürlich hier nicht am Orte.

Gebessert hatte sich Bernhard's Lage – außerdem daß er nun viel billiger wohnte – zunächst eben dadurch, daß ihm mehrere seiner Kollegen viel näher getreten waren, besonders der zweitjüngste Lehrer Busse, ein strebsamer und liebenswürdiger Mensch. Außerdem aber hatten sich ihm der Prediger Schmalz und der Kreisarzt Teuffer näher angeschlossen, so daß sich ein kleiner Kreis braver und einsichtsvoller Männer bildete, der den geselligen Bedürfnissen genügende Befriedigung bot; natürlich fehlte darin niemals der Maler Adams, der bei Allen beliebt war, wenn auch Keiner seine müßiggängerische Lebensweise zu billigen vermochte. –

Versetzen wir uns einmal in diesen Kreis, und zwar an seinen häufigsten Versammlungsort, ein Gartenhäuschen des Doktor Teuffer.

»Gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz!« rief Adams, der als der Letzte eintrat. »Die Aussichten der nächsten Bürgerwahlen stellen sich immer ungünstiger für die Firma Kiesewetter-Crusius-Schwanhöfer und Compagnie. Muthmaßlich wird der alte Schwanhöfer nicht wieder gewählt, natürlich ebenso wenig sein Adjutant und Jabruder Klaproth, und dann zeigt sich in Zippelstedt wie in anderen Städten und Staaten, daß die bislang ›mächtige Partei‹ doch am Ende eine sehr ›kleine Partei‹ ist.«

Lebhaft rief Busse:

»Ei, dann bekämen wir ja auch ein anderes Kuratorium, wenn Schwanhöfer und Klaproth durch Andere ersetzt würden!«

»Das versteht sich, die Wogen der Bürger-Revolution bewegen selbst die stillen Gewässer des Kuratorium, und es wird eine neue Aera des Zippelstedter Gymnasium anbrechen, worin jeder Lehrer auf das Doppelte seines Gehaltes gebracht, der Direktor aber als dem Volke mißliebiger Beamter auf Wartegeld gesetzt, und Freund Busse statt seiner im Kuratorium eingeführt wird.«

»Ich danke für die Ehre, aber sehen möchte ich die Gesichter der von Ihnen bezeichneten Firma, wenn der Fall einer solchen Niederlage wirklich einträte.«

»Oh,« – sagte Adams – »die kann ich mir gut genug denken. Der hochgebietende Meister vom Direktorialstuhl und Ordensritter wird sprachlos die große Unterlippe hängen lassen wie ein Nußknacker, der Püsterich

Schwanhöfer wird vor Entsetzen die Pfeife ausgehen lassen, und der *Pontifex maximus* wird den scheinheiligen Kopf um einige Zoll tiefer senken.«

Mild, aber nachdrücklich bemerkte Schmalz:

»Thäten wir nicht besser, solche Persönlichkeiten aus dem Spiele zu lassen? Namentlich muß es mich verletzen, auf solche Weise von meinem Amtsgenossen reden zu hören.«

»Und ich« – fügte Bernhard hinzu – »kann es nicht billigen, wenn von meinem Vorgesetzten so herabwürdigend gesprochen wird.«

In angenommener Betrübniß sagte Adams:

»Dann bleibt mir ja blos der alte Schwanhöfer übrig, um von ihm zu reden, oder nehmen *Sie* den vielleicht für sich in Ausnahmsanspruch, Herr Kreisarzt?«

»Ich meine blos, daß man das Fell des Bären nicht theilen soll, bis man den Bären hat.«

Busse sagte:

»Aber, Adams, wenn wir den Bären wirklich haben, so müssen Sie doch Ihre Ansichten über die Zippelstedter einigermaßen modificiren und vielleicht sogar eine Aenderung in Ihrer Naturgeschichte treffen.«

»Ist das Kapitel über die politische Thätigkeit der Zippelstedter schon geschrieben?« fragte Schmalz, der einem Scherze gar nicht abhold war, wenn derselbe nicht zu weit ging und namentlich nicht persönlich wurde.

Adams setzte sich in seine Docenten-Positur und erwiderte ernsthaft:

»Ei, das versteht sich, und zwar lautet es folgendermaßen. Der Zippelstedter hat an und für sich keine politischen Interessen, wenigstens schlafen sie für gewöhnlich einen gerechten Schlaf. Das Hahngeschrei des finanziellen Interesses weckt aber das schlummernde Bewußtsein auf: wenn es gilt, einen Vertreter in Stadt oder Staat zu wählen, so ist der Zippelstedter groß als politischer Charakter, er sucht auf Andere einzuwirken und läßt noch mehr auf sich einwirken, er trinkt täglich einen Schoppen mehr, er räsonnirt über öffentliche Angelegenheiten, ja er wird ordentlich frech in seinen Urtheilen. Der Zippelstedter bildet sich ein oder läßt sich einbilden, daß, wenn *sein* Kandidat gewählt würde, das goldene Zeitalter anbräche; betrifft die Wahl ein städtisches Amt in Magistrats- oder Bürgervertretung, so rechnet er darauf, sein Kandidat werde die Abschaffung der städtischen Abgaben durchsetzen, ja er hofft halb und halb, jeder Zippelstedter Bürger bekäme noch Etwas heraus; betrifft es eine Wahl für die Landstände, so ist er überzeugt, sein Abgeordneter werde die Grundsteuer auf die Hälfte zurückbringen und eine Eisenbahn für Zippelstedt erwirken. Uebrigens läßt er sich nicht von Jedem beeinflussen, der etwa blos Verstand und Einsicht besitzt, sondern nur von *dem*, welcher bereits durch seine Stellung oder sein Vermögen über ihm steht, sowie unter den Mineralien immer das weniger harte vom härteren geritzt wird. Daher kommt es, daß der gewöhnliche Mittelbürger, den man nur auf einige tausend Thaler veranschlagen kann,

wohl Einfluß auf die Handarbeiter und dergleichen ›geringe‹ Leute besitzen mag, aber nicht den geringsten auf Angestellte und Kaufleute, die an Rang oder Vermögen über ihm stehen; brächte er seinerseits eine gute Idee auf die Bahn, so würden die höheren Schichten sich nicht dabei betheiligen, ja dagegen reagiren, gleichsam als sei der richtige Instanzengang nicht beobachtet. Ginge ein gesunder und heilsamer Vorschlag gar von Einem aus, der wie als notorischer Lump, d. h. als armer Teufel bekannt oder aus einem anderen Grunde allgemein mißliebig wäre, so möchte derselbe mit Engelzungen angepriesen werden, er würde dennoch ungeprüft verworfen.«

Es entspann sich eine längere Debatte über dies naturhistorische Kapitel, indem Schmalz und Bernhard ihre Mitbürger in Schutz nahmen, Busse sich zum Bundesgenossen des Malers aufwarf.

Der Arzt, welcher sich in schweigender Neutralität verhalten hatte, sagte zuletzt:

»Es ist nur gut, Herr Adams, daß Sie von den Zippelstedtern nichts Erhebliches zu hoffen oder zu fürchten haben, dieselben möchten Ihnen sonst Ihren absonderlichen Eifer für naturhistorische Studien einigermaßen nachtragen.«

Adams erwiederte selbstgefällig:

»Das ist ja eben der Humor von der Sache, daß ich mich unabhängig genug gestellt habe, um von Niemand in der Welt, sogar nicht von dem Zippelstedtern, Etwas hoffen oder fürchten zu müssen. Die Menschen schwatzen so viel von Freiheit, aber sie haben nicht den Muth,

frei zu sein. Wenn man Pläne und Wünsche hat, so muß man Rücksichten nehmen, und die Rücksichten machen zum Sklaven der Menschen und Verhältnisse. Weil mir alle sogenannten Erfolge im Leben völlig gleichgiltig sind, bin ich so frei wie der Vogel in der Luft. Ich halte die Zigeuner, die Lazzaroni und mich für die einzigen freien Menschen in Europa: wir arbeiten nur so viel, um unsere geringen Bedürfnisse zu befriedigen, sind aber übrigens ohne Wünsche und darum ohne Abhängigkeit.«

Kopfschüttelnd sagte Schmalz:

»Das ist doch eine kuriose Philosophie. Wenn Sie z. B. krank würden und auch das Wenige nicht arbeiten könnten, wodurch Sie Ihre Bedürfnisse bestreiten, so blieben Sie auf den Beistand Ihrer Mitmenschen angewiesen, äußersten Falls auf öffentliche Armen- oder Krankenhäuser. Da Sie nun gar Nichts für Andere thun wollen, so haben Sie ja eigentlich auch gar keine Berechtigung an den Beistand Anderer.«

»Ich mache auch keinen Anspruch daran. Würde man mich vom Hungertode retten oder in einem Krankenhause pflegen, so thäte man's auf seine eigene Rechnung und Gefahr, ich hätte keinen Dank für unverlangten Beistand. Ich seh' übrigens nicht ein, warum der Hungertod sonderlich schlimmer sein sollte als jeder andere Tod, oder warum sich's im Freien – etwa an einem blumigen Waldsaum – nicht eben so leicht sterben ließe als in einem Bette.«

»Das ist nicht Ihr wahrer Ernst!« rief Busse.

»Gewiß ist es das! Wenn Sie *mich* in meiner Lebensphilosophie nicht begreifen, so begreif' ich *Sie* eben so wenig. Ich vermag nicht zu verstehen, wie ein so junger, los und lediger Mann, mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, von einem – ohne Schmeichelei – so gewandten Wesen, wie der sich freiwillig an die Galeere des Schuldienstes schmieden kann. Es ist ja nicht viel besser als ein Selbstmord! So viel, als Sie gebrauchen, verdienen Sie leicht, und zwar nicht bloß in Zippelstedt, sondern überall.«

»Wenn ich aber Rücksicht auf eine Mutter oder Schwester zu nehmen hätte, die wenigstens zum Theil auf meine Unterstützung angewiesen wären?« fragte Busse, der allerdings eine solche Rücksicht zu nehmen hatte und sie mit dem edelsten, aufopferndsten Herzen nahm.

Schmalz fiel ein:

»Da steckt's eben! Nur sehr wenige Menschen sind – um nach Ihrer Auffassungsweise zu reden – *so gut* gestellt, daß sie für Niemand als sich selbst zu sorgen haben.«

Bernhard sagte:

»Mein Freund Adams hat viel mehr Gemüth und Herz, als seine losen, leichtfertigen Worte verkünden. Ich bin überzeugt, auch *er* hat schon andere Wesen hinlänglich geliebt, um mit Freuden für sie zu arbeiten und sich dadurch abhängig von der Welt zu machen.«

Adams antwortete nicht, denn er dachte an Agnes und die kleine Rosa.

Teuffer bemerkte:

»Darin muß ich Herrn Adams Recht geben, daß es von allen Lebensaufgaben die undankbarste scheint, sich dem Lehrerstande zu widmen.«

»Dankbar« – sagte Schmalz – »muß man diesen Stand schon darum nennen, weil man sich in ihm so viele dankbare Schüler erzieht.«

Der Arzt entgegnete bedächtig:

»Das halte ich mehr für eine hergebrachte, traditionelle Phrase, als für eine Wahrheit. Nach meinen Erfahrungen empfinden nur sehr Wenige Dankbarkeit für ihre ehemaligen Lehrer, wenn sie auch zuweilen davon sprechen, eben weil das eine herkömmliche Redensart ist.«

»Sie besinnen sich,« – warf Adams ein – »ob sie vor einem alten Lehrer den Hut abnehmen und nicht viel eher abwarten sollen, ob er zuerst grüßt.«

Teuffer fuhr fort:

»Vielmehr überheben sich die Meisten später über die Lehrer, wenn sie in's praktische Leben oder zu höheren Studien übergegangen sind, und es läßt sich das psychologisch recht gut erklären. In diesen Jahren des geistigen Wachsens nehmen junge Leute an sich selbst sehr deutlich die Zunahme an Wissen, Erfahrung und Lebenskenntniß wahr: denkt sich ein Solcher recht lebhaft, wie er nur noch vor einem Jahre war, so erscheint er sich auf seinem damaligen Standpunkt gewaltig dumm, albern und unreif. Die Lehrer werden nun gleichsam mit den Altersstufen zusammengehörig gedacht, und wie der Primaner keine sonderliche Pietät mehr vor dem Lehrer hat,

der ihn in Sexta unterrichtete und Andere noch da unterrichtet, so dünkt sich der Student um ebensoviel über dem Lehrer in Prima erhaben, als die Wissenschaften, die er jetzt betreibt, über den Gymnasialstudien stehen, und wenn der Student in den Ferien oder der Kandidat nach dem Examen wirklich den alten Lehrer noch einmal besucht, so geschieht es theils auch einer halb mitleidigen Herablassung, theils aus dem ehrgeizigen Stolz, sich in seiner jetzigen Herrlichkeit, wo man Wunders was geworden ist, dem ehemaligen Herrn und Meister vorzuführen. Noch übermüthiger blickt der junge Kaufmann auf den Lehrer herab. Die thörichten Menschen bedenken nicht, daß der Gymnasiallehrer sich nach dem geistigen Standpunkt seiner Schüler richtet, selbst aber meistens hoch über diesem Standpunkt steht. Ich muß wirklich hierin einigermaßen dem Hern Mephistopheles beistimmen, wenn er sagt –«

»Was willst Du Dich das Stroh zu dreschen plagen?

Das Beste, was Du wissen kannst,

Darfst Du den Buben doch nicht sagen.«

»Sie übertreiben, werther Freund! rief Schmalz.

Ganz betroffen sagte Busse:

»Es wär' ja schrecklich, wenn es wirklich so stände, da man uns immer über die Schwierigkeit unseres Wirkens und über seinen geringen äußeren Lohn mit der Dankbarkeit tröstet, die unser wartet.«

Eifrig sagte Adams:

»Es ist ganz so, ohne alle Uebertreibung. Der Herr Doktor hat gesprochen wie ein Buch und qualifizirt sich in der That zu einem größeren naturgeschichtlichen Werke, als ich unter den Händen habe. Das ist ja eben der bittere Humor der Sache, oder vielmehr die infame Ironie, daß man den Lehrern, um mich eines bekannten Ausdruckes zu bedienen, einen materiellen Lohn reicht, zu gering, um anständig zu leben, doch zu viel, um Hungers zu sterben, vielmehr gerade genug, um ein Leben voll Entbehrungen und Sorgen mühsam zu fristen, und daß man dann höhnisch die Anweisung auf die Dankbarkeit der Schüler hinzufügt; um den Hohn zu verdoppeln, fügen besonders Boshafte auch noch eine Anweisung auf die Dankbarkeit der Eltern hinzu. Um meinem geehrten Vorredner mit einem poetischen Citate zu folgen, so wende ich hierauf die bekannten Worte Schiller's an:

»Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen Dir zurücke,
Ich weiß Nichts von Glückseligkeit!

indem ich blos das Wort ›Glückseligkeit‹ in ›Dankbarkeit‹ umzuändern bitte.«

Schmalz entgegnete:

»Wenn sich die Sache wirklich so verhielte und der Lehrstand in jeder Hinsicht so *undankbar* wäre, so ließe sich ja nicht begreifen, daß so viele junge Leute sich noch immer diesem Stande widmen.«

»Der Zudrang« – sagte Busse – »zum Schulamte hat bedeutend abgenommen, ja sogar in solchem Grade, daß ein fühlbarer Mangel einzutreten beginnt.«

Bernhard mußte dieser Behauptung beistimmen.

Teuffer sagte:

»Wenn sich eine Zeit lang gar keine jungen Männer dem höheren Schulamt widmeten, so wäre das freilich der sicherste Weg, den Staat und die Gemeinde zu zwingen, daß sie die Lehrer an ihren Anstalten mit einem Auskommen bedächten, welches den Leistungen derselben und den jetzigen Zeitverhältnissen besser entspräche.«

»Da steckt gerade die Teufelei!« rief Adams. »Weil Mangel an jungen Schulmännern da ist, so finden die Wenigen, die da sind, sogleich eine Anstellung, sie gehen gleichsam ab wie warme Semmeln, und es wird noch dahin kommen, daß Kandidaten schon vor ihrem Examen in Beschlag genommen werden, ja, daß man sich von verschiedenen Seiten her förmlich um sie reißt. Diese Leichtigkeit, ein Unterkommen zu finden, hat für junge Leute ohne Vermögen viel Verlockendes und veranlaßt Manche derselben zu der Wahl dieses Berufes, ohne zu bedenken, daß sie nach dreißig bis vierzig Jahren es zu einer Besoldung gebracht haben, die weit unter dem Einkommen eines Kaufmannsgehilfen oder gar Buchhalters steht. Eben der eintretende Mangel an Lehrern ruft also wieder einen ausreichenden Vorrath hervor, und dieser Vorrath scheint dann die Behörden zu berechtigen, wenn sie denken: warum sollen wir die Lehrergehälter verbessern? es sind ja genug Leute da, die sich um die Stellen

bewerben. Es ist eine wahre Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt.«

Schmalz, der dieses Thema gern verlassen zu wollen schien, fragte:

»Wie kommen Sie nur in aller Welt auf die Bekanntschaft mit diesen Dingen, Herr Adams?«

Dieser antwortete:

»Weil ich als nächstes Werk die *Naturgeschichte des deutschen Schulmeisters* zu schreiben gedenke. Eine äußere Veranlassung habe ich in meinem Freunde Korn gefunden, dessen Befähigung und Wirksamkeit mir so wenig mit den erreichten Erfolgen in Uebereinstimmung zu stehen scheint.«

Bernhard war der Unterhaltung nicht ohne peinliche Gefühle gefolgt, er ergriff jetzt das Wort:

»Du hättest das nicht nöthig gehabt, lieber Adams, denn um gleichsam in meinem Interesse die Stellung der Lehrer überhaupt anzugreifen, hättest Du wohl erst Klagen von mir hören müssen. Ich klage aber nicht.«

»Das kann ich mir denken,« – brummte Adams – »Du findest in Deiner Weise Alles gut, wie es ist.«

»Dies eben auch nicht, aber ich muß meinen Stand gegen Deine Anklagen vertheidigen. Die Thätigkeit, welche Einzelne der Menschheit widmen, ist entweder niederer oder höherer Natur, die erste bezieht sich mehr auf das Besondere und Unmittelbare, die letzte mehr auf das Allgemeine und Mittelbare, zu jener gehört Handel und Industrie, Finanzwesen und Administration, in gewissem Sinne auch Medizin und Jurisprudenz, zu dieser gehört z.

B. das ganze Bereich der eigentlichen Literatur, die Theologie und ganz besonders – die Pädagogik: Je mehr sich die Thätigkeit der ersten Art den materiellen Interessen des Lebens nähert und mit ihnen beschäftigt, um so eher ist sein *Werth* oder *Verdienst* nach materiellem Maßstabe anzuschlagen, je mehr sich die Thätigkeit der zweiten Art in das rein Geistige verliert, um so mehr fehlt jeder materielle Maßstab. In diesem Falle ist vorzugsweise der *Lehrer*, welcher die höchste und letzte Bestimmung des einzelnen Menschen wie des ganzen Menschengeschlechtes fördert, nämlich die wahre Entwicklung und Bildung des Geistes; daß in gewisser Hinsicht die Geistlichen und viele Schriftsteller an diesem wichtigsten Bau mitarbeiten, versteht sich von selbst. Wer sich aber einer so erhabenen Bestimmung weihet, kann es nicht um des Lohnes willen thun, der Lohn wäre sogar, wie ich schon sagte, gar nicht nach anderen Analogieen zu normiren; er soll und muß freilich die Lebensbedürfnisse befriedigen können, aber er kann kein seiner Wirksamkeit entsprechendes Einkommen in Anspruch nehmen. Selbst auf Dankbarkeit darf er nicht rechnen, denn leider ist nur zu viel Wahres in der früher aufgestellten Behauptung, daß man in dieser Hinsicht sich gern hergebrachten Phrasen überläßt. Den wahren Lohn kann der Lehrer eben nur in dem Bewußtsein finden, daß er an der würdigsten und höchsten Lebensaufgabe arbeitet. Er verkauft nicht sein Wissen und seine Einsicht, er giebt sie, ohne Markten um einen Preis, verschwenderisch hin, ja, er ist der wahre geistige Verschwender, der das Beste aus seiner Seele auf

die Jugend überströmen läßt. Wenn er dabei, wie nun einmal die menschliche Natur ist, doch eines Spornes bedarf, so besteht dieser in der angeborenen Liebe zur Jugend, die nur eine besondere Richtung der in jedem höheren Geiste siegenden *Liebe zur Menschheit* ist; ohne diese Liebe zur Jugend und das damit zusammenhängende Verständniß der Jugend sollte freilich Niemand Lehrer werden. Ob Beides vorhanden ist, zeigt sich übrigens bald, denn es findet jedesmal sein Echo in der Jugend selbst und wird durch deren freudige Gegenliebe erwidert. Das Bewußtsein, von der Jugend geliebt zu sein, ist aber eine süße Genugthuung für den Lehrer, wenn diese Liebe auch in der Regel, sobald das Verhältniß aufhört, verblaßt und am Ende schwindet, ohne in das dauernde Gefühl wahrer Dankbarkeit überzugehen; die Seltenheit der Letzteren habe ich keider nicht in Abrede stellen können. Aber der, welcher sich nicht mit jenem Bewußtsein, sich der edelsten Beschäftigung hinzugeben und die Liebe der Jugend zu besitzen, begnügen will, sollte niemals Lehrer werden.«

Die Uebrigen hatten diese Worte mit sehr verschiedenen Empfindungen angehört, und es entstand nach denselben eine Pause. Endlich sagte Busse:

»Aber in so weit sollte doch für die Einnahme der Lehrer gesorgt sein, daß sie nicht bloß leben können, sondern daß sie auch mit einer Familie *ohne Sorgen* leben können.«

»Ja, ja, *ohne Sorgen*,« – fügte Adams bitter hinzu. – »Da liegt der Hase im Pfeffer. Ich vermag meinem Freunde

nicht in seine ideale Sphäre zu folgen, aber ich begreife doch so viel, daß auch das idealste Streben geknickt oder gelähmt werden muß, wenn die erbärmliche Sorge um Essen und Trinken, um Kleidung und Wohnung, um Frau und Kind zu oft einkehrt oder gar nicht mehr weicht, wenn die Mahnung wegen unbezahlter Rechnungen den ätherischen Seelenflug unterbricht – – aber Du scheinst meine Worte übel aufzunehmen, lieber Korn? Sie sollten Dich wahrlich nicht kränken, sondern waren nur ganz im Allgemeinen gesprochen.«

Bernhard bekämpfte eine tiefe Erregung, ja, einen stechenden Schmerz und sagte mild:

»Ich gebe Dir sogar Recht. Die Lehrerbesoldungen sind in Zeiten festgesetzt worden, wo der Werth des Geldes viel höher und die Anzahl der Lebensbedürfnisse einer gebildeten Familie viel geringer war. Zu den gebildeten Ständen muß sich aber der Lehrer mit seiner Familie rechnen können, schon um seiner erfolgreichen Wirksamkeit willen. Die Einnahmen sind zwar einigermaßen verbessert, aber nicht im Einklang mit den Zeitverhältnissen, und es sind dafür neue Lasten in Gestalt verschiedener Abgaben hinzugekommen. Aber das sind Uebergangszustände, über welche Denjenigen, der davon betroffen wird, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hinaus tragen muß. Und es wird besser werden! Wenn einmal die Zeit eintritt, wo eine allgemeine Entwaffnung eintritt, wo die stehenden Heere nicht mehr so außerordentliche, fast unerschwingliche Ausgaben erfordern,

wenn ein verhältnißmäßig nur unbedeutender Theil dieser Ausgaben auf das Unterrichtswesen verwandt werden kann, dann wird es besser. Junge Anfänger sind auch jetzt schon so gestellt, daß sie auskommen können. Aber nach etwa fünf Jahren müßte von selbst, auch wenn sie sonst ihre Stelle nicht ändern, eine erhebliche Verbesserung eintreten, und hiermit müßte von fünf zu fünf Jahren fortgefahren werden, so daß der ältere Lehrer mit den ihn mehr und mehr drückenden Jahren, mit der zahlreicher gewordenen Familie, in der so ansehnlich vermehrten Einnahme eine Beruhigung und Befriedigung zu finden vermöchte. Besondere Leistungen und Stellungen könnten außerdem noch besonders belohnt werden. Pensionen der Lehrer wären kaum nöthig, weil diese im Fall ihres Rücktritt von ihrem Gehalte einen jungen Lehrer als Stellvertreter bezahlen könnten, aber Pensionen für die Wittwen und Erziehungsgelder für die Waisen müßten dafür geregelt sein.«

Halb im Scherz, halb im Ernst sagte Adams:

»Diese letzteren Pensions- und Erziehungsgelder könnten durch Abzüge gewonnen werden, die man unverheiratheten Lehrern an ihren Gehältern machte.«

Schmalz wollte zu weiteren Auseinandersetzungen veranlassen, aber Teuffer that Einspruch mit den Worten:

»Unser Freund Korn regt sich durch so vieles Sprechen sichtlich auf, und die Fortsetzung dieser Aufregung darf ich als Arzt nicht zugeben.«

So ließ man denn die Sache fallen, so sehr auch namentlich Schmalz Lust hatte, einige Punkte, die ihm in

Bernhard's Aeußerungen mißfallen hatten, weiter zu erörtern.

4. EIN PLÖTZLICHES UNGEWITTER.

Ein fremder Herr, dessen magerer Körper in mehrfach übereinander gezogene Kleidungsstücke gehüllt war, dessen blasses Gesicht von einem buschigen Backenbart eingefast wurde, dessen kleine Augen sich hinter einer Brille mit goldener Einfassung versteckten, fragte nach dem Oberlehrer Korn und wurde von Dora in dessen Studirstube gewiesen. Er begann mit einer feinen, unendlich trockenen Stimme:

»Ich bedaure, wenn ich vielleicht störe, allein ich habe in einer Geschäftssache mit Ihnen zu reden. Ich bin Bevollmächtigter des Hauses Kornelis in Amsterdam, wie diese Papiere, um deren Durchsicht ich ersuche, näher darthun.«

Er hatte zugleich einige Schriftstücke aus der Brusttasche hervorgeholt und reichte sie hin.

Bernhard war überrascht und – beschämt, denn er konnte nicht umhin, vorauszusetzen, daß Vanhulsten Ernst mache mit seinem ausgesprochenen Vorsatz, die finanziellen Verhältnisse des Freundes gründlich bessern zu wollen, und es hatte etwas Drückendes, hierüber mit einem Andern als Vanhulsten selbst zu verhandeln, und zumal mit einer ganz fremden Mittelsperson, die so wenig Vertrauenerweckendes in Aussehen und Stimme hatte. Er lehnte die Papiere ab mit den Worten:

»Es genügt mir vollkommen an Ihrer Erklärung, daß Sie Bevollmächtigter des Hauses Kornelis sind.«

»Es ist geschäftsmäßiger, Herr Oberlehrer, wenn Sie sich eine Einsicht in die Dokumente verschaffen, ich muß darum bitten.«

Bernhard nahm die Papiere und schlug das erste Derselben auf, worin der Rechts-Consulent Terstegen von dem Geschäftshause Kornelis beauftragt und bevollmächtigt wurde, alle Angelegenheiten in Beziehung auf den Nachlaß des verstorbenen Ludwig Kornelis nach Einsicht und Ermessen zu ordnen.

Also Vanhulsten todt! Der blühende kräftige Mann, der erst vor nicht langer Zeit neue Lebenspläne gefaßt hatte?

Bernhard versteckte seinen Schmerz dadurch, daß er weiter in dem Dokumente zu lesen schien, aber er sah weiter Nichts darin als die Worte ›des verstorbenen Ludwig Kornelis.‹

Endlich sagte er mit tiefer Bewegung:

»Wann und wie ist er gestorben?«

Mit kalter ›geschäftsmäßiger‹ Stimme erwiederte Terstegen:

»Der Todtenschein liegt unter den Papieren, Sie können das Nähere daraus ersehen.«

Aber Bernhard legte die Papiere auf den Tisch mit den Worten:

»Ich verspare es mir lieber, da ich für den Augenblick zu erschüttert von der Nachricht bin.«

»Wie es beliebt. Ich gehe demnach zu der eigentlichen Geschäftssache über, der verstorbene Herr Ludwig Kornelis hatte zwar der kaufmännischen Thätigkeit entsagt, daß er aber wenigstens in Beziehung auf seine Einnahmen und Ausgaben noch immer mit kaufmännischer Genauigkeit zu Werke ging, das beweist ein Journal, welches sich unter seinen hinterlassenen Papieren vorfand, und worin sorgfältig jede eingenommene oder ausgegebene Summe vermerkt ist. Ein Auszug auch diesem Journal, auf gerichtlichem Wege beglaubigt, liegt gleichfalls bei den Dokumenten, die ich Ihnen zur Einsicht überreichte. Es findet sich darin ein unlängst eingetragener Posten von zweitausend Thalern, »eingehändigt dem Bernhard Korn in Zippelstedt«. Irre ich mich in der Voraussetzung, daß *Sie*, Herr Oberlehrer, unter dieser Bezeichnung verstanden sind?«

Obwohl ganz bestürzt und verwirrt, zögerte Bernhard doch keinen Augenblick mit der Antwort:

»Sie irren nicht, *ich* bin damit gemeint.«

»Und Sie gestehen zu, daß Sie die in Frage stehende Summe empfangen haben?«

»Ich gesteh' es zu.«

»Ohne Zweifel als ein Darlehn?«

»Nein, nicht als Darlehn.«

»Unter welchem anderen Titel denn? muß ich fragen.«

»Ich habe die Summe als ein freiwilliges unerbetenes Geschenk erhalten.«

»Hm, hm! Und würden Sie eventuell die Rückzahlung des Geldes verweigern?«

»Ich kann mich nicht dazu für verpflichtet erachten, eben weil es ein freiwilliges Geschenk war.«

»So besitzen Sie ohne Zweifel hierüber einen schriftlichen Ausweis, etwa das Begleitschreiben bei Uebersendung der Summe, oder etwas Aehnliches?«

»Ich besitze Nichts von dieser Art.«

»Aber Sie werden mir doch vorläufig die näheren Umstände angeben, unter welchen dieses sogenannte freiwillige Geschenk in Ihre Hände gelangt ist?«

Bernhard schwieg eine Zeit lang. Er entsann sich des bestimmten und feierlichen Versprechens, Niemand außer seiner Frau eine Eröffnung über sein Zusammentreffen mit Vanhulsten im geheimnißvollen Schlosse zu machen. Auch würde dies ja im Grunde an der Sachlage wenig oder Nichts geändert haben. Er erwiderte daher nach einer Pause:

»Ich kann darüber keine nähere Auskunft geben.«

»Und Sie weigern sich bestimmt, die Summe an das Haus Kornelis zurückzuzahlen?«

»Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, eine Summe herauszuzahlen, die, wie ich schon bemerkte, ein von mir nicht erbetenes Geschenk war.«

Terstegen nahm die Papiere wieder an sich und sagte kalt:

»Nun, das wird sich finden. Es genügt mir einstweilen, daß Sie erklären, das Geld wirklich von Herrn Ludwig Kornelis empfangen zu haben, und bei dieser Erklärung werden Sie ja als Ehrenmann unter allen Umständen beharren?«

»Das werde ich.«

»Gut, so werden wir den Rechtsweg betreten und die Entscheidung abwarten.«

Erschrocken rief Bernhard:

»Wie, Sie wollen mit einer gerichtlichen Klage gegen mich auftreten?«

»Nun, das versteht sich von selbst. Ich werde einen hiesigen Rechtsanwalt mit den nöthigen Instruktionen versehen und die Sache bei dem Gericht anhängig machen lassen. Wenn Sie nicht noch besondere Thatsachen im Rückhalt haben – die Sie aber besser mir gleich mitgetheilt hätten – so kann über den Ausfall des Prozesses zu unsern Gunsten kaum ein Zweifel stattfinden.«

Bernhard fuhr mit der Hand nach der Stirne, Zahllose, verworrene, widersprechende, ängstigende Gedanken durchflogen seinen Geist; plötzlich preßte er mit matter, fast tonloser Stimme die Worte hervor:

»Ich will das Geld herauszahlen – –«

»Sehr gut. Es ist auf Ehre das Beste, was Sie thun können.«

»Vorausgesetzt, daß Sie mich hinsichtlich der Zeit nicht zu sehr drängen.«

»Wir werden uns so human beweisen, wie irgend möglich, Sie stellen einen Wechsel auf zweitausend Thaler auf das Haus Kornelis aus, zahlbar in sechs Monaten, und falls Sie den Verfallstermin richtig innehalten, erfährt Niemand Etwas davon, erwachsen Ihnen keine Kosten, und sind wir sogar erbötig, auf jede Zinsberechnung

zu verzichten. Sind Sie mit diesem Abkommen zufrieden?«

»Ich – bin – es zufrieden.«

Terstegen nahm aus seiner Briefftasche ein Wechsel-Formular, füllte es aus, ließ von Bernhard ein Accept hinzufügen und entfernte sich dann mit flüchtigem Abschied.

Wie zusammengebrochen sank Bernhard auf einen Sitz, die Aufregung hatte ihn überwältigt, er konnte seine Gedanken nicht sammeln und ordnen.

Da führte Dora den immer seltener gewordenen Freund Schwanhöfer in das Zimmer.

Der alte Schwanhöfer hatte auf dem Rathhaus gehört, daß ein fremder Herr – ein Holländer, wie man glaube – sich erkundigt habe, ob in dieser Stadt ein Mann Namens Bernhard Korn wohne, und in welchen Verhältnissen derselbe stehe; als der geschwätzig alte Herr dies zu Hause erzählte, war dem Sohne der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß dies gewiß eine Erbschaft von Vanhulsten zu bedeuten habe, und seine Phantasie hatte diese Erbschaft bereit zu fabelhafter Ausdehnung gedeihen lassen. Darum konnte er es nicht unterlassen, sich hier einzufinden, um das Nähere zu erfahren.

Mit der alten zuthunlichen Munterkeit rief er gleich in die Stube hinein:

»Ich komme, um meinen Glückwunsch zu bringen zur holländischen Erbschaft – ich kann mir schon Alles denken – eine famose Summe, wie? – aber warum so spät

erst? – Ja, ja, die Holländer sind zähe Kerle, sie rücken möglichst spät mit Geld heraus.«

»Aber Dora hatte auf den ersten Blick die Verstörtheit ihres Mannes wahrgenommen, sie flog auf ihn zu mit den Worten:

»Um Gottes willen, mein Bernhard, was ist Dir geschehen?«

Unsicher geworden sagte Schwanhöfer:

»Die Freude wird ihn so angegriffen haben.«

Bernhard erfaßte die Hand seiner Frau und sagte matt:

»Es hat uns ein schwerer Schlag getroffen, liebe Dora.«

So gern Schwanhöfer, der bereits hinsichtlich seiner Erwartungen enttäuscht war, erfahren hätte, was eigentlich geschehen, so fühlte er doch, daß vielleicht seine Entfernung schicklich sei, und sagte:

»Ich gehe jetzt besser fort, wenn Du mit Deiner Frau Etwas zu besprechen hast, und komme recht bald wieder, wozu mich meine Theilnahme von selbst treiben wird.«

Bernhard aber bat:

»Nein, bleibe hier, lieber Schwanhöfer, es ist mir, als hätte mein guter Genius Dich hierher geführt, denn Niemand kann mir besser mit Rath und That in meiner unglücklichen Lage beistehen wie Du.«

Etwas abgekühlt in seiner Theilnahme, da von Beistand mit Rath und That die Rede war, aber doch neugierig nahm Schwanhöfer Platz.

Bernhard hielt noch Dora's Hand und flüsterte ihr in's Ohr, während Schwanhöfer sich niederließ:

»Vanhulsten ist gestorben!« Dann sprach er laut: »Das Legat von zweitausend Thalern, welches ich aus Thüringen mitbrachte, wird von mir zurückverlangt, weil seine rechtskräftige Geltung angefochten wird.«

Dora erschrak sehr, und Schwanhöfer machte ein bedenkliches Gesicht.

Nach einer Pause sagte der Letztere:

»Nun, Du wirst, wie ich Dich kenne, das Geld doch mit gutem Grund und Recht empfangen haben?«

»Das habe ich gewiß, mit dem besten Grund und mit dem vollsten Vertrauen auf mein Recht.«

»Wenn es dennoch angefochten wird, so siehst Du Dich in einen vielleicht langwierigen Prozeß verwickelt, und das ist freilich recht unangenehm, aber die Wahrheit zu sagen, so wird Dir hierin, eine so freundschaftliche Theilnahme ich auch für Dich empfinde, doch ein Rechtskundiger bessern Beistand verleihen als ich.«

»So steht die Sache gar nicht. Ich habe mich davon überzeugen müssen, daß ein Formfehler vorgefallen ist von hinreichender Bedeutung, um mich einen Prozeß jedenfalls verlieren zu lassen.«

»Wie, Du willst Dich gutwillig zur Rückgabe verstehen?«

»Ich hab' es sogar schon gethan, weil ich nur die Unkosten und den Verdruß ohne Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.«

»Nun, nimm es mir nicht übel, aber das ist doch etwas stark! Wer auch von der Gegenpartei Dir die Sache dargestellt hat, und wie immer er sie dargestellt haben mag,

so war es doch das Erste und Nächste, daß Du Dir Deinerseits bei einem hiesigen Anwalt Rathes erholtest, das erforderte ja schon die Rücksicht auf Deine Familie.«

Auch Dora schien auf diesen Ideengang gerathen zu sein oder Schwanhöfer's Worten beizustimmen, denn sie schaute ihren Gatten mit stummem Vorwurf an und sagte leise:

»Du hast Dich wohl übereilt, Bernhard? Ist der rasche Schritt nicht rückgängig zu machen?«

»Ohne Zweifel,« – fiel Schwanhöfer ein – »Du bist ja noch durch Nichts gebunden. Vertraue Dich nur dem Anwalt Schoppenberg an, das ist ein Advokat, der auch dem Klügsten noch Etwas zu rathen aufgibt.«

»Ja, thu' das!« bat Dora.

»Es ist zu spät, ich habe bereits einen Wechsel auf die zweitausend Thaler ausgestellt, zahlbar in sechs Monaten.

Zornig rief Schwanhöfer:

»Es ist doch zum Rasendwerden mit den gelehrten Bücherwürmern! Was hast Du nun da für einen leichtsinnigen Streich begangen!«

Dora ließ Bernhard's Hand los, um sich die Thränen aus den Augen zu trocknen, setzte sich auf einen Stuhl und sagte schluchzend:

»Wie konntest Du das thun, Bernhard?«

Mild entgegnete Bernhard:

»Ich möchte dagegen fragen, wie ich anders hätte handeln können; ich bitte Euch Beide, macht mir das Herz

nicht schwerer, als es so schon ist, während ich bei Euch Trost und Rath suchte.«

Schwanhöfer überlegte rasch die Lage der Dinge und bog schon im voraus einem muthmaßlichen Ansinnen an eine Bethätigung seiner Freundschaft geschickt aus, indem er mit erheuchelter Verdrießlichkeit sagte:

»Die Nachricht, die Du mir da mitgetheilt hast, durchkreuzt auch garstig meine Wünsche. Als ich in der Meinung stand, es sei Dir eine große Erbschaft von Holland zugefallen – – Du kannst wohl errathen, daß ich an Vanhulsten dachte – –«

Ein schmerzliches Zucken Bernhard's begleitete diese Worte.

»– – da rechnete ich schon darauf, daß Du mir vielleicht einen Theil der Summe gegen gute Zinsen leihen und mich dadurch aus einer großen Verlegenheit erretten würdest. Du kannst gar nicht denken, was für Gelder eine solche Unternehmung verschlingt, und was es nun, wo meine disponibeln Mittel erschöpft sind, für entsetzliche Mühe macht, das Nöthige aufzutreiben. Meine Verlegenheit ist in der That recht groß.«

So gering Bernhard's Kenntniß des Lebens war, so ging ihm doch keineswegs Kenntniß des menschlichen Herzens ab, er durchschaute augenblicklich die Kriegslust Schwanhöfer's und erwiederte aus diesem Ideengang heraus:

»Das thut mir leid für Dich, ich meinerseits wollte Deinen Beistand nicht etwa durch Darleihen der sehr bedeutenden Summe in Anspruch nehmen – –«

Schwanhöfer schaltete verwirrt ein:

»Wenn ich über das Geld verfügen könnte, stände es Dir natürlich gern zu Diensten.«

Bernhard fuhr fort:

»Sondern ich wollte Dich nur um Deinen Rath bitten, was ich nun zu thun habe.«

»Du mußt das Haus wieder verkaufen.«

»Der Verkauf würde ohne Zweifel nicht die ganze Summe aufbringen, und wie sollte ich den Ausfall decken?«

»Das ist wahr. So mußt Du wenigstens den Versuch machen, die Summe zur zweiten Hypothek auf das Haus geliehen zu bekommen, was freilich Schwierigkeit haben wird. Leider kann ich hierin nicht für Dich auftreten, denn da ich selbst Geld suche ohne solide Aussicht auf Erfolg, so kann ich natürlich nicht obendrein für einen Andern auch Geld suchen.«

Dora trocknete ihre Thränen ab und sagte:

»Wenn beim Verkauf des Hauses auch ein Ausfall eintritt und dieser nur nicht gar zu groß ist, so können wir vielleicht durch vermehrte Sparsamkeit denselben decken.«

Traurig erwiederte Bernhard:

»Das dürfte wohl unmöglich sein.«

»Und warum das?« rief Schwanhöfer eifrig. »Man kann am Ende mit jeder Summe auskommen, wenn man sich darnach einrichtet und die strengste Ordnung in seine Finanzen einführt. Jeder, der einen Thaler mehr ausgiebt, als er zur Verfügung besitzt, ist in gewisser Hinsicht ein leichtsinniger Haushalter. Hat man bestimmte Ausgaben,

z. B. Hausmiete, Zinszahlungen, Steuern, so muß man diese vorab von der Einnahme wegnehmen, und mit dem Uebrigen muß man sich so einrichten, daß man auskommt und noch Etwas, wenn es auch eine Kleinigkeit ist, übrig behält. Nur in diesem Falle genügt man seinen Pflichten gegen andere Menschen und namentlich gegen seine Familie.«

Schmerzlich erregt erwiederte Bernhard:

»Nimmt man die allernöthigsten Ausgaben weg, so bleibt bei einer geringen Einnahme zu wenig übrig; vertheilt man auch dieses in scheinbar ausgiebiger Weise, so kommen so viele Ausgaben des Augenblicks, die aber unvermeidlich sind, daß für größere Ausgaben, z. B. für die Bezahlung der Handwerker, nicht genug übrig bleibt, oder soll ich für die Meinigen keine Lebensmittel, keine nöthigen Kleidungsstücke kaufen, weil das hierfür auszugebende Geld eigentlich schon zur Bezahlung einer Rechnung verwandt werden sollte? Soll ich meine Kinder frieren lassen, wenn meine augenblicklichen Geldmittel erschöpft sind?«

»Ich behaupte,« – sagte Schwanhöfer hartnäckig – »ein guter Haushalter kann mit jeder Jahreseinnahme auskommen, wenn er Nichts ausgiebt, was nicht streng nöthig ist.«

Mit trübem Lächeln erwiederte Bernhard:

»Was ist *streng nöthig*? Und kann eine sogenannte gebildete Familie, auch wenn sie wollte, leben wie diejenige eines Handwerkers? Und kann jemals der Leichtsinn

der Armuth aus den Herzen vertilgt werden, der vorläufig für die drängendste Noth des Augenblicks sorgt, ohne an die übrigen Bedürfnisse und Verpflichtungen zu denken, oder wenigstens – denn er *denkt* schon mehr wie zu viel daran – ohne ihnen Rechnung zu tragen? Ja, kann es der Arme nur dahin bringen, daß er dem noch Aermere eine Unterstützung versagt, die er eigentlich kein Recht hat weg zu geben?«

»Das sind gefährliche Grundsätze!« sagte Schwanhöfer, der sich nun erinnerte, daß er nothwendige Geschäfte habe, und sich ziemlich hastig empfahl.

Bernhard blieb still brütend sitzen.

Da näherte sich Dora ihm langsam und sagte leise:

»Du bist wohl sehr niedergeschlagen, Bernhard?«

»Ja, Dora, das kann ich nicht leugnen.«

»Es ist auch ein rechtes Unglück mit dem Gelde!«

»Und das Unglück ist dadurch noch größer, liebe Dora, daß es zum ersten Male Dich mir zu entfremden scheint.«

»Wie kannst Du das sagen?«

»Ich habe es mit tiefem Schmerz wahrgenommen, daß Du meine Handlungsweise nicht billigst und Dich dem Gedanken überlässest, ich hätte schon aus Rücksicht auf Dich und unsere Kinder anders handeln sollen.«

Dora schwieg. Da setzte ihr Bernhard vollständig die Gründe auseinander, die ihn zur Unterzeichnung des Wechsels veranlaßt hatten, und sie konnte sich dem Eingeständnisse, daß sich kaum etwas Anderes thun ließ, nicht entziehen. Sie verließ weinend das Zimmer.

»Tritt die Armuth auch zwischen die Liebe engverbundener Herzen?« seufzte Bernhard. »Ach, sie ist ein Rost, der auch den reinsten Glanz verdunkelt.«

Da trat Dora wieder ein, an der Hand den Knaben Arthur führend, auf dem anderen Arme die kleine Mathilde tragend; als sie Arthur losließ, eilte derselbe mit kindlichen Liebkosungen auf den Vater zu, sie aber setzte auch Mathilde auf des Vaters Schoß, beugte sich über ihn und flüsterte ihm in's Ohr:

»Vergieb der Mutter Deiner Kinder ihren Mangel an Vertrauen!«

Bernhard erwehrte sich des Knaben, setzte das Mädchen nieder und umarmte herzlich sein treues liebes Weib.

5. DIE ILLUSTRATIONEN ZUR ZIPPELSTEDTER NATURGESCHICHTE.

Gleich am nächsten Tage begann Bernhard seine Anstrengungen, um das nöthige Geld aufzutreiben. Es fehlte in der Stadt keineswegs an baarem Vermögen, denn es war in früheren Zeiten durch Wollen-Manufaktur viel erworben worden, aber es herrschte auch eine begreifliche Aengstlichkeit im Unterbringen von Kapitalien. Der Kreisarzt Teuffer kannte die Vermögensverhältnisse der meisten Einwohner ziemlich genau, gab dem unerfahrenen Lehrer nicht nur die besten Nachweisungen, sondern machte auch auf eigene Hand verschiedene Versuche, ohne jedoch von vornherein das geringste Vertrauen zur Sache zu besitzen.

Es waren saure Gänge für den armen Bernhard, und die Worte gingen oft recht schwer über die Lippen, aber er hielt es natürlich für seine Pflicht, alles Mögliche zu versuchen, und er mußte, an drei Orten abgewiesen, sich zum Gang nach dem vierten entschließen. Aber es erfolgten aller Orten abschlägige Antworten. Man hatte nicht Unrecht, die Hypothek als nicht vollkommen sicher anzusehen, und es hätte eine gewisse Großmuth dazu gehört, auf das Ansuchen einzugehen, diese Großmuth war aber nicht vorhanden. Außerdem war Bernhard's Kredit erschüttert; Jeder wußte, daß es ihm sehr schwer wurde, mit seiner Familie auszukommen, daß er manche Rechnungen lange unbezahlt lassen mußte, daß also eine regelmäßige Zinszahlung kaum zu erwarten war; mit einem strengen Verfahren gegen den säumigen Zahler vorzugehen, dazu hätte man sich nicht so gern entschlossen, weil derselbe doch immer bei einem großen Theil des Publikum in Achtung und Beliebtheit stand.

Wie sehr der Geist des armen Mannes durch die Vergeblichkeit dieser Versuche niedergedrückt, wie sehr er durch die Erwartung kommender Verlegenheiten geängstigt wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Die Sorgen und Kümernisse, die bisher aus der mangelhaften Einnahme entstanden, waren gering gegen das, was nun drohte, obwohl auch sie fortfuhren, unausgesetzt ihre qualvolle Wirkung auszuüben. Es war daher nicht zu verwundern, daß Bernhard's geistiges und körperliches Leben immer tiefer angegriffen wurde, daß sich eine Reizbarkeit geltend machte, die er früher nicht kannte. Daß

überhäufte Arbeit ihn weniger unter den Seinigen weilen ließ, als er wünschte, hatte ihn schon lange bedrückt, aber nun wurde es ihm fast schwer, nach mühsam erfüllter Berufspflicht sich nicht ganz in sein einsames Zimmer zurückzuziehen und einer Ruhe der Ermattung hinzugeben, die doch auch nichts Anderes war, als ein aufreibendes Hinbrüten. Ohne weniger zärtlich und rücksichtsvoll gegen die Seinigen zu sein, war er doch in ihrem Kreise weniger befriedigt. Ebenso zog er sich von dem Umgange mit den Wenigen, deren Verkehr ihn manchmal erheitert hatte, allmählich zurück, zumal da der eintretende Spätherbst die Zusammenkünfte in dem Gartenhäuschen des Arztes von selbst beendigte. Nur Adams kam nach wie vor häufig zu ihm, aber in seiner unruhigen Weise immer nur auf kurze Zeit. Auf auf die Amtsthätigkeit dehnte sich jene Reizbarkeit aus; nicht als wenn er ein schlechterer Lehrer geworden wäre, sondern er nahm nur die Verstöße gegen Schulordnung oder Schülerpflichten viel empfindlicher auf, so daß sie zwar in Beziehung auf die Thäter nicht strenger bestraft wurden als sonst, in Beziehung auf ihn selbst aber viel schmerzlicher einwirkten wie früher. Auch kam noch ein Umstand von Bedeutung hinzu. So wenig beliebt der Direktor Crusius bei den Schülern war, so fanden sich doch in den oberen Klassen Einzelne derselben, die gewissermaßen zu seiner Partei traten, entweder um von ihm begünstigt zu werden, oder aus anderen Gründen. Der Führer dieser Partei war eben jener Schelring, dem wir bereits als Quartaner kennen gelernt haben, und der aus dem väterlichen Hause eine gewisse

Feindseligkeit gegen Bernhard mit in die Schule brachte. Als er wegen Pflichtwidrigkeit von diesem einen strengen Verweis erhielt, ging er in seinem Trotz so weit, unehrerbietige Ausdrücke gegen den Lehrer zu gebrauchen; dieser machte dem Direktor als dem Klassenlehrer Anzeige davon, aber Crusius ließ sich die Sache auch von dem Primaner berichten und traf dann eine Entscheidung, welche gewissermaßen dem Schüler Recht und dem Lehrer Unrecht gab. Bernhard beruhigte sich hierbei nicht, sondern brachte den Fall in der Konferenz vor, wo die Entscheidung ganz anders ausfiel und eine erhebliche Schulstrafe für Schelring herbeiführte. Den Zorn des Direktors kann man sich denken; wäre er nicht von der Unhaltbarkeit seiner Sache selbst überzeugt gewesen, so würde er auf einen Bericht an die Behörde gedrungen haben, aber das wagte er doch nicht, sondern fügte sich mit widerstrebendem Herzen. Wäre Bernhard sorgenfreier und gesunder gewesen, so hätten ihn solche Dinge nicht so angegriffen und erschüttert, wie es jetzt thaten.

Und Schwanhöfer – – hatte er keine Hilfe für den sorgengequälten Freund? Gewiß konnte er leicht helfen, aber wenn er auch Lust dazu gehabt hätte, so würde es seine Frau, die ein bedeutendes Wort in Geldangelegenheiten mitsprach, nicht zugegeben haben. Und er hatte keine Lust, denn der Dämon des Besitzes und Erwerbes herrschte völlig über ihn. Seine Spekulationen schlugen im Ganzen gut ein, er war auf dem Wege, der reichste Mann von Zippelstedt zu werden, und dieses Ziel fest im

Auge haltend, verschwendete er kein Geld zu anderweitigen Zwecken. –

Adams empfand wirklich Mitleid mit dem Trübsinn seines Freundes und verfiel, um denselben zu zerstreuen, auf dasselbe Mittel, welches Mephistopheles anwandte, um dem lebensüberdrüssigen Faust zu zeigen, wie leicht sich's leben lasse, wenn man eben das Leben leicht nehme, nämlich indem er ihn in die lustige Gesellschaft in Auerbach's Keller führte. Adams hätte wohl denken können, daß ein solcher Versuch ihm ebenso wenig gelingen werde, wie er dem Mephistopheles gelang; aber er wagte ihn doch, indem er Bernhard überredete, ihm einmal Abends in die Gesellschaft zu folgen, wo er selbst manche vergnügte Stunde verlebte. Diese Gesellschaft nahm etwa den dritten Rang nach den socialen Verhältnissen Zippelstedt's ein, und Bernhard hatte sie nie besucht; an einer geschlossenen Gesellschaft höheren Ranges hatte er sich im Anfang betheiliget, sich aber zurückgezogen, als er sah, daß das Vergnügen, was da für ihn zu holen war, nicht durch die Geldopfer aufgewogen wurde, die jene Theilnahme nöthig machte. Dies war nicht gut, denn eine Absonderung vom entsprechenden Publikum ist namentlich einem Schulmanne nachtheilig, aber in der Regel kann der verheirathete Lehrer, der nicht etwa einiges Vermögen hat, kaum anders handeln.

Der frohen Begrüßung, welche die Ankunft des Malers erregte, gesellte sich eine gewisse Ueberraschung zu, als man zugleich den Oberlehrer Korn eintreten sah. Die Gesellschaft bestand aus Bürgern, niederen Angestellten

und jungen Leuten von verschiedener Lebensstellung, darunter auch solchen, die vor nicht langer Zeit Bernhard's Schüler gewesen waren. Man fühlte sich gleichsam geehrt durch die Anwesenheit des geachteten Mannes, und man suchte ihm dieses durch rücksichtsvolle Aufmerksamkeit zu beweisen, besonders näherte sich ihm der Lohgerbermeister Frei, welcher der Anhänglichkeit seines jetzt in der Fremde befindlichen Sohnes an den ehemaligen Lehrer gedachte, und welcher es sich nicht nehmen ließ, ein Glas Wein mit diesem Letzteren zu trinken. Adams wurde von dem jüngeren Kreise in Anspruch und Beschlag genommen, und sie schienen mit irgend einem lustigen Plane umzugehen, denn Einige derselben entfernten sich unter tumultuarischer Aufregung in ein Nebenzimmer.

Frei sprach sich zuthulich und offen über Manches aus, was auch für Bernhard von Interesse war: über die Nothwendigkeit, daß die Bürgerschaft durch treues Zusammenhalten die Herrschaft einiger weniger ›Aristokraten‹ breche, über die große Unzufriedenheit mit der jetzt bestehenden Töchterschule, über den allgemeinen Wunsch, daß dieselbe eine Aenderung erfahre und Bernhard die Leitung derselben übernehme. Einige andere Bürger nahmen an der Unterhaltung Theil und äußerten ebenso entschiedene als verständige Ansichten. Bernhard ging zwar in durchaus besonnener Weise auf diese Gespräche ein, aber sie regten ihn doch innerlich sehr

auf, zumal da man es für einen Achtungsbeweis und Ehrenpunkt hielt, ihn zum Trinken zu veranlassen, und er wirklich mehr Wein trank, als er gewohnt war.

Plötzlich öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers ein wenig, Adams streckte seinen Kopf durch und rief in das Gastzimmer:

»Meine Herren, Sie werden sogleich die Ehre und das Verlangen haben, einige Illustrationen zu meiner Naturgeschichte der Zippelstedter zu bewundern.«

Die Anwesenden brachen zum größten Theil in einen jubelnden Beifall aus, während die Aelteren und Gesetzteren die Sache wie Etwas zu betrachten schienen, das man nicht billigen, woran man aber doch seine Freude haben kann. Nur Bernhard, auf den die Spöttereien des Malers immer einen unbehaglichen Eindruck gemacht hatten, sah mit entschiedenem Mißfallen dem, was da kommen sollte, entgegen.

Bald darauf öffnete sich die Thüre ganz, und Adams führte an einem dicken Strick ein Ungethüm herein, das in seiner seltsamen Vermummung, in Haltung und Geberde eine unverkennliche Aehnlichkeit mit einem auf den Hinterbeinen gehenden Bären hatte; die Arme hingen wie Vorderbeine herab, der unförmliche verhüllte Kopf senkte sich seitwärts.

Als Adams die kuriose Gestalt, die ein gewaltiges Gelächter hervorrief, in das Zimmer geführt hatte, blieb er mit derselben stehen und sagte mit dem marktschreierischen Tone eines Freiführers:

»Braun, mache den Herrschaften die schuldige Reverenz!«

Das Ungethüm murrte brummend und machte eine unbeholfene Verbeugung.

Adams, in der einen Hand den Strick haltend, in der anderen ein Stöckchen führend und damit auf seinen Begleiter deutend, sagte halb singend halb schnarrend:

»Meine Herren, dies ist der Zippelstedter Bär, eine neue Art, noch in keinem naturgeschichtlichen Werke aufgeführt. Er lebt zwar auch wie andere Bären von Essen und Trinken, aber er raucht auch Tabak, und wenn Sie ihm ein Glas Wein oder Branntwein verehren, so wird er solches auf Ihr Wohlsein mit Anstand konsumiren. Der Zippelstedter Bär ist das intelligenteste Thier seiner Gattung, aber auch das hochmüthigste und boshafteste. Er ist zwar in letzter Zeit *fromm* geworden, aber man darf ihm darum nicht trauen, denn wenn er auch andere Wesen in scheinheiliger Liebe umarmt, so ist dies doch die pure Bosheit, denn er sucht in der Umarmung zu erdrücken oder wenigstens zu drücken. Findet sich vielleicht ein Liebhaber in der Gesellschaft, der einmal die Probe einer solchen Umarmung machen will?«

Ein junger Mensch trat vor, natürlich verabredeter Weise, und sagte:

»Ich möchte eine Probe machen.«

Als er sich dem sogenannten Bären genähert hatte, ließ dieser ein neues Brummen hören und schlug seine unförmlichen Vorderglieder um den Nacken des Neugierigen. Dieser stieß einen Schrei aus, als befinde er sich

in Gefahr, riß sich dann mit Gewalt los und versetzte dem Bären einen – anscheinend heftigen – Schlag an den Kopf, so daß dessen Hülle abflog und das grinzende Gesicht eines wohlbekanntes jungen Zippelstedter's sich zeigte.

Nachdem das Gelächter der Zuschauer einigermaßen sich gelegt hatte, sagte Adams:

»Dies ist die richtige Verfahrungsweise, um den Zippelstedter Bären zu behandeln und unschädlich zu machen; schiebt man mit herzhafter Gewalt die fürchterliche Hülle bei Seite, so bemerkt man bald, was für ein *Schaf* unter der Bärenhaut versteckt ist.«

Das überlaute Lachen der jüngeren Zuhörer sowie das plötzlich in den Ausdruck dummer Verblüffung übergehende Gesicht des Bärenarstellers schien anzudeuten, daß die letzte Bemerkung des Bärenführers eine improvisirte war.

Als Adams den entlarvten Bären abgeführt und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, unterhielt sich das sehr angeregte und vergnügte Publikum lebhaft über die eben angeschaute ›Illustration‹, und es erhob sich kein einziger Zweifel gegen die Auslegung, daß der alte Schwanhöfer gemeint gewesen sei. Während die Aelteren Bürger in der Nähe des verstimmten und verstummten Bernhard sich darüber unterhielten und den kecken Spott zu tadeln schienen, während sie doch ganz beifällig schmunzelten, drängte sich ein junger Kanzlist, der im Geheimniß zu sein schien, in den Kreis und flüsterte:

»Nicht wahr, das war köstlich? Aber Sie sollen erst Schelring als Fuchs und Klaproth als Esel sehen!«

»Stille! Stille!« rief es von allen Seiten.

Die Thüre hatte sich abermals geöffnet, und Adams trat mit einem Herrn ein, an dessen Aufputz kein Versuch zur Annäherung an eine Thiergestalt gemacht war, an welchem aber eine sonstige auffällige Aehnlichkeit mit einer bestimmten Person nicht verkannt werden mochte; die stramme Haltung mit dem zurückgeworfenen Kopf, der lächerlich große Orden im Knopfloch, das dicke Lexikon unter dem Arm – das Alles ließ keinen Zuschauer in Zweifel, daß man den Gymnasial-Direktor Crusius vor sich habe.

Adams deutete mit dem Stäbchen auf den Begleiter und begann seine Erklärung:

»Dies, meine Herren, ist das Zippelstedter Rhinoceros, es hat nur Manches von seiner Körperfülle abgelegt und sich überhaupt Etwas civilisirt, weil es den – für seine Naturbeschaffenheit freilich wenig geeigneten und darum einigermaßen auffallenden – Entschluß gefaßt hat, als Pädagoge aufzutreten und die jungen Zippelstedter zu Rhinocerosen heran zu bilden.«

In diesem Augenblick hatte sich Bernhard vorgedrängt und sagte sehr aufgeregt:

»Dies geht zu weit, und ich muß Dich dringend bitten, dieser unwürdigen Komödie ein Ende zu machen!«

Mit dem Uebermuth eines von allgemeinem Beifall begleiteten Satyrikers erwiederte Adams:

»Aber wieso und weshalb? Warum soll ich nicht den Zippelstedtern die merkwürdigsten Exemplare vorführen, um sie mit der Naturgeschichte ihrer Heimath vertraut zu machen?«

Unmuthig rief Bernhard:

»Wenn es sich die anwesenden Zippelstedter gefallen lassen, ihre Mitbürger auf eine so unpassende Weise verhöhnt zu sehen, so kann ich doch nicht zugeben, daß mein Vorgesetzter oder ein Anderer, dessen Stellung ich zu achten habe, in meiner Gegenwart auf eine so boshafte und wohlfeile Weise zum Gegenstand des Spottes gemacht werde.«

Gereizt entgegnete Adams:

»Dann bleibt ja wohl nicht Anderes übrig, als daß Du den Illustrationen, die Du boshaft und wohlfeil zu nennen beliebst, Deine sonst sehr schätzbare Gegenwart entziehst.«

»Bei Deiner Freundschaft beschwöre ich Dich, Adams, gib dieses frevelhafte Unterfangen auf!«

»Das heißt also mit anderen Worten: wenn ich ungeachtet Deines nach meiner Ansicht ganz unberechtigten Einspruches dennoch mit meinen Illustrationen fortfahre, so wirst Du mir Deine Freundschaft, die ich sonst ganz nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, entziehen? Ist es so gemeint?«

Bernhard war sehr bleich geworden, aber er versetzte ohne Zögern:

»Ja, so ist es gemeint.«

»In diesem Falle, Herr Korn, verzichte ich meinerseits auf eine Freundschaft, die sich selbst zu so niedrigem Preise anschlägt, und es ist mir völlig einerlei, ob Sie mir Ihrerseits aufkündigen oder nicht.«

Bernhard drängte sich zurück durch die Versammelten, über welche sich eine schwüle Stille gelegt hatte, und obgleich Frei sowie einige andere Bürger ihn aufzuhalten und zu beschwichtigen suchten, so lehnte er dies doch mit kurzen Worten ab und entfernte sich rasch.



Am nächsten Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen, einer Folge des gestrigen Weingenusses und der Aufregung, aber durch das körperliche Uebelbefinden brach mit noch stärkerem Weh die traurige Erinnerung durch, daß er einen Freund verloren hatte.

6. »EIN EDLES WEIB IST VIEL EDLER UND KÖSTLICHER
DENN EINE PERLE.«

Der Bruch der Freundschaft war aber auch für Adams keineswegs so leicht zu ertragen, wie er sich den Anschein geben mochte; er fühlte sich in den nächsten Tagen höchst unbehaglich, und seine mürrische Stimmung machte sich gegen Alle geltend, die ihm nahe kamen. Daß die würdigsten Männer, die an jener Gesellschaft Theil genommen hatten, sein Verfahren nicht billigten, vielmehr ihm geradezu Unrecht zu geben schienen, war

ihm einerlei, verminderte aber keineswegs sein Mißbehagen und veranlaßte ihn, sich in einen erhöhten aber doch nur erkünstelten Zorn gegen Bernhard zu versetzen. Wir suchen nie das Unrecht eines Anderen gegen uns mit mehr Scharfsinn auf, als wenn wir Unrecht gegen ihn haben.

Busse, welcher von dem Zerwürfniß gehört hatte, suchte den Maler auf seinem Zimmer auf, um vielleicht eine Ausgleichung zu vermitteln. Er fand denselben inmitten einer gräulichen Unordnung; das Oberste war zu unterst gekehrt. Er fragte also nach der ersten Begrüßung:

»Aber um des Himmels willen, wie sieht es hier aus? Was haben Sie vor?«

»Einen Auszug.«

»Sie wollen Ihre Wohnung verändern?«

»Ich will Zippelstedt verlassen.«

»Wie, noch bevor Sie die bekannte Naturgeschichte beendigt haben?«

»Der Teufel hole die Naturgeschichte! Ich will den Staub Zippelstedt's von meinen Füßen schütteln und meinen Wanderstab anderswohin setzen. Da es mir aber an dem lumpigen Gelde fehlt, worauf Eisenbahnbeamte, Gastwirthe und ähnliches Volk ein so unbegreifliches Gewicht legen, so muß ich rasch einige dieser miserabeln Bilder beendigen und die Bezahlung dafür einstreichen.«

»Aber woher dieser unerwartete Entschluß?«

»Unerwartet? Habe ich mich nicht schon zu lange in diesem Nest vergraben? Hab' ich gleichsam nicht mein

Licht unter den Scheffel gestellt? Herr, ich darf behaupten, daß ich ein *wirklicher Maler* bin, und was soll ein Maler in Zippelstedt? Ich habe schon Bilder gemalt, die ich nicht loben will, weil ich sie am Ende selbst für ziemlich mittelmäßig halte, die aber mit großen Summen bezahlt wurden und in goldenen Rahmen ausgezeichnete Sammlungen zieren.«

»Das bezweifle ich nicht, ich weiß sogar von meinem Kollegen Korn, daß Sie ein bedeutender Künstler sind, und ich habe mich darüber schon oft verwundert, daß Sie, so zu sagen, gar nicht malen.«

»Warum soll ich malen? Um *Geld*? – ich erwerbe immer so viel, als ich brauche. Um *Ruhm*? – ich geize nicht nach einer Auszeichnung, die ich mit Frau Luise Mühlbach oder dem englischen Hengst Azor, der den Preis im Wettrennen gewann, theilen müßte. Um anderen Menschen Freude zu machen? – die Menschen machen mir auch keine Freude. Nein, ich will keine großen Bilder mehr malen, und wenn ich sie auch anfinde, so machte ich sie doch nicht fertig.«

»Aber wohin wollen Sie denn eigentlich?«

»Das ist mir einerlei, vorerst nur so weit, daß ich Zippelstedt nicht mehr nennen höre.«

»Doch Sie werden uns nicht eher verlassen, als bis Sie sich mit Ihrem alten Freund Korn versöhnt haben?«

»Ich werde vielmehr früher gehen, eh' ich mich mit ihm versöhnt habe. Schon der Gedanke an ihn regt mich auf, empört mich! Wie kann ein Mensch so fischblütig

sein, sich hier auf einem Marterbett ausstrecken und quälen zu lassen und dennoch seinen Quälern gutmüthig zuzulächeln und einem wahren Freund, der die Tröpfe beim rechten Namen nennt, den Stuhl vor die Thüre zu setzen? Wenn Sie auch dies Kapitel berühren wollen, Herr Busse, so thun Sie besser, mein Atelier zu verlassen und sich zum Teufel zu scheren; heut' Abend aber treffen wir uns wohl im Rathskeller, um zusammen ein Glas Bier zu trinken.«

Mit Achselzucken entfernte sich Busse.

Adams aber fand keins unter den angefangenen Bildern, zu dessen Beendigung er sich wirklich entschließen konnte, dagegen stieß ihm beim Durchkramen seiner Sachen jene Skizze auf, die er einst von der kleinen Rosa entworfen hatte. Sogleich machte er sich daran, als wenn dies das Nächste und Nothwendigste wäre, die Ausführung eines größeren Bildes darnach zu beginnen.

Nach einer stürmischen Scene mit dem Direktor, deren nähere Angabe wir uns ersparen können, ging Bernhard nach Hause. Selbst der Weg durch die Stadt war nicht ohne Gemüthsbeängstigung, denn hier mußte er bei einem Hause vorbeigehen, dessen Besitzer noch Geld von ihm zu fordern hatte, dort begegnete ihm ein Handwerker, der zwar Nichts sagte, dessen vorwurfsvoller Blick aber eine Mahnung war. Selbst als er durch die Gartenpforte vor seinem Hause schritt, wurde ihm nicht leichter zu

Sinne, denn der Anblick der Wohnung erinnerte ihn an die schwerste Sorge, welche ohne Aussicht auf Lösung seine Seele bedrückte.

Aber in der Wohnstube heiterte sich sein Gemüth auf, als Dora ihm die Hand drückte und Arthur jubelnd sich an ihn drängte. Hier war er der unangefochtene Gebieter in einem keinen Reich der Liebe, diesen bescheidenen Raum des Glückes konnte kein äußerer Einfluß verkümmern.

Als er neben Dora saß, sagte diese:

»Ich muß Dir nun ein kleines Geheimniß offenbaren, aber nicht früher, als bis Du mir die Verzeihung dafür ausgesprochen hast, daß ich überhaupt ein Geheimniß vor Dir hatte.«

»Diese Verzeihung ist hiermit im weitesten Umfang gewährt.«

»Nun, so nimm dieses Papier, lieber Bernhard!«

Sie überreichte ihm einen bedruckten Zettel, und er erkannte mit dem größten Erstaunen den Wechsel, den er dem Haus Kornelis ausgestellt hatte.

»Um Gottes willen, Dora, wie kommst Du zu diesem Papiere?« stammelte er.

»Sieh, mein theurer Bernhard, ich dachte, ob ich nicht auch wohl Etwas dazu beitragen könnte, Dir Deine schweren Sorgen zu erleichtern, und da fiel mir ein, es würde sich ganz wohl für mich passen, wenn ich ohne Dein Wissen an das Haus Kornelis schriebe, denn der Mann, der hier mit Dir verhandelte, war ja doch nur ein Geschäftsführer und konnte kaum auf seine eigene

Hand irgend eine Nachsicht beweisen. Ich sagte Dir aber Nichts von meinem Vorhaben, damit ich mit Fug und Recht schreiben konnte, der Schritt geschehe ohne Dein Wissen; wenn daher das Handelshaus eine abschlägige Antwort ertheilte, so traf sie nur mich allein. Ich schrieb also, wie die Sache stand, und bat die Herren in Amsterdam, das Geld ihrerseits auf unserem Hause gegen gewöhnliche Zinsen stehen zu lassen. Daß sie es uns ganz schenkten, hätte ich ohne Dein Vorwissen nicht zu erbiten gewagt, obwohl sie es auch vielleicht gethan hätten, aber ich dachte, wenn sie das nicht aus eigenem Antrieb thäten, so wäre es Dir vielleicht nicht einmal recht. Vorher nun, während Du noch in der Schule warst, erhielt ich diese Antwort mit dem eingelegten Wechsel.«

Sie reichte nun auch ihrem Manne den Brief. Derselbe war in kühlem, aber höflichem Tone abgefaßt und ging völlig auf die gestellte Bitte ein mit der Bemerkung, Herr Korn möge mit der nächsten Zinszahlung einen einfachen Schuldschein einsenden.

So fand sich Bernhard wenigstens nach dieser Seite bin erleichtert.

Aber er sollte noch eine andere angenehme Erfahrung machen. Der Meister Frei am an einem der nächsten Tage zu ihm und rückte bald mit seiner Absicht heraus.

»Herr Doktor,« – sagte er – »nehmen Sie ein offenes Wort nicht ungütig auf. Ich höre, daß Sie um zweitausend Thaler verlegen sind. Nun steckt zwar mein Geld in meinem Geschäft, und ich habe keine Summen auf Zinsen

auszuleihen, aber ich kann wohl die zweitausend Thaler geliehen bekommen und sie dann Ihnen geben. Sie haben sich durch guten und treuen Unterricht um unsere Jugend sehr verdient gemacht, und es wäre gleichsam ein Unrecht von der Stadt, Sie in einer solchen Verlegenheit sitzen zu lassen. Es war letzthin ja auch recht brav von Ihnen, daß Sie die Spöttereien des Herrn Malers nicht zugeben wollten, und jeder ordentliche Zippelstedter muß Ihnen das Dank wissen. Nun, wie ist es mit dem Gelde? Das Anerbieten ist von Herzen gut gemeint.«

Gerührt erwiderte Bernhard:

»Und eben so dank' ich Ihnen von Herzen für Ihren Vorschlag, Herr Frei. Die Sache hat sich inzwischen so geordnet, daß ich deshalb von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen brauche, so hat es doch meinem Herzen wahrhaft wohlgethan.«

Mit freundlichem Abschied trennten sich die Männer von einander.

ACHTES BUCH. EIN DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER.

– – Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich Deiner Kraft: die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben;
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäu-
mend über.
In dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich,
es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte,

Goethe.

1. EIN WEIHNACHTSFEST.

Der Verlust, den Rosa's Tod hervorgebracht hatte, war durch ein neugebornes Töchterchen ersetzt, und dieses wurde mit Freude begrüßt, wenn es auch mancherlei Sorge mit sich brachte. Dora hatte sich bald genug wieder erholt, um vor dem eintretenden Weihnachtszeit mit Bernhard zu überlegen, welche Vorbereitungen zur Verherrlichung der Feier für die Kinder getroffen werden möchten. Aber da war guter Rath teuer. Bernhard hatte alles Geld ausgegeben, und Dora's Haushaltungskasse hielt kaum bis zum neuen Jahre vor, es konnte daher Nicht daraus entnommen werden. Alle Leute waren

beschäftigt mit Einkäufen, kleine Geheimnisse würzten den Familienverkehr, die Freude baldiger Ueberraschungen belebte manches sonst ruhige Herz, die Hoffnung auf die zu erwartenden Geschenke verschönte manches Gesicht. Aber in der Lehrerfamilie herrschten diese Aufregungen nicht, wenigstens nicht bei den Eltern, die sich eher einem wehmüthigen Trübsinn hingaben. Es waren nur noch wenige Tage bis zum Feste, die Schule war bereit geschlossen, wenn Vorbereitungen überhaupt noch getroffen werden sollten, so war es die höchste Zeit.

Die Dämmerungsstunde hatte die Familie im Wohnzimmer vereinigt. In der Wiege schlummerte der Säugling. Daneben saß Dora, die kleine Mathilde, welche bereits einige Anfänge im Denken und Sprechen gemacht hatte, auf dem Schooß haltend, an sie lehnte sich Arthur, im Geplauder mit dem Schwesterchen begriffen, wobei er freilich die Kosten der Unterhaltung zum größten Theil selbst bestritt. Etwas entfernter saß Bernhard, halb seinen eigenen Gedanken überlassen, halb den Kindern zuhorchend.

Arthur sagte:

»Siehst Du, Mathildchen, wenn Du hübsch artig bist, so kommt das Christkindchen und hat einen Esel bei sich, der lauter schöne Sachen für artige Kinder trägt. Ich lege Heu vor die Thüre, daß Christkindchens Esel davon fressen kann, wenn Christkindchen die Sachen in Vaters Stube bringt. Da giebt's einen wunderschönen Lichterbaum – Mutter, weiß Mathildchen wohl noch Etwas vom vorigen Lichterbaum?«

»Nein, Arthur, da war sie noch gar zu klein.«

»Nun sieh, Mathildchen, das ist ein grüner Baum mit lauter brennenden Lichtern, und daran hängen viele hübsche Dinge, daß ich's Dir gar nicht Alles sagen kann.«

Mathilde beharrte in ungestörter Gleichmüthigkeit, denn ein solcher Baum war für ihre Phantasie nicht vorhanden. Aber der Vater dachte daran, daß er kaum noch einen einzigen Groschen zu seiner Verfügung hatte, und ein schmerzliches Lächeln würde seine Züge überflogen haben, wenn er auch nur zu einem solchen Lächeln im Stande gewesen wäre.

Arthur fuhr fort:

»Christkindchen bringt gewiß auch eine Puppe mit.«

Dieser Gedanke wurde lebhafter aufgegriffen, und Mathilde sagte eifrig:

»Eine Puppe – für mich?«

»Ja, für Dich, auch sonst noch schöne Spielsachen: Töpfchen und Teller, Schüsseln und kleine Tassen.«

»Auch Sand, Kuchen in Töpfen zu machen?«

»Mutter, bringt Christkindchen auch wohl Sand?«

»Vielleicht wohl.«

»Und ordentlichen Kuchen bringt Christkindchen auch, und Aepfel und Nüsse.«

»Kuchen für mich!« rief Mathildchen gebieterisch.

So plauderten die Kinder.

Später am Abend, als sie allein waren, sagte Bernhard zu Dora:

»Ich hatte sicher darauf gerechnet, daß das für meine wenigen Privatstunden fällige Geld eingezahlt würde, und daß ich damit die Kosten für unsere bescheidene Festfeier bestreiten könnte, ja ich kann wohl sagen: ich habe den ganzen Tag darauf gewartet, und wenn die Hausthüre geöffnet wurde, so meinte ich jedesmal, es brächte Jemand das Geld.«

Seufzend erwiderte Dora:

»Die Wohlhabenden ahnen nicht, welchen Werth oft auch eine kleine Summe für den minder Wohlhabenden hat.«

»Nein,« – fügte Bernhard hinzu – »sonst würden sie diesen nie auf die Bezahlung warten lassen. In welche Verlegenheiten können Leute wie wir dadurch kommen, daß die Zahlung weniger Thaler an uns aus vergeßlicher Zerstretheit verschoben wird! Freilich täuschen wir nothgedrungen auf gleiche Weise die Erwartung und Hoffnung armer Handwerker, und Nichts läßt mir meine Mittellosigkeit trauriger und bitterer erscheinen, als die Unmöglichkeit, den begründeten Ansprüchen solcher Leute immer zur frühesten Zeit und im vollsten Maße gerecht zu werden. – Ich hoffe, wenn meine schriftstellerischen Pläne einschlagen, es noch einmal dahin zu bringen, daß wir schlechterdings jede Leistung oder Waare sogleich bezahlen.«

Nach einer Pause sagte Dora:

»Wir werden unserem Arthur die versagte Weihnachtsfreude auf irgend eine Weise zu ersetzen suchen müssen; bei Mathildchen hat das keine Schwierigkeit, aber dem

Knaben müssen wir wohl eine andere Freude verschaffen.«

»Nein, liebe Dora, die Kinder sollen auch ein frohes Weihnachtsfest haben; noch sind mir nicht so sehr alle Hilfsmittel abgeschnitten, daß ich nicht dafür sorgen könnte, ich rechnete nur zu bestimmt auf das Geld für die Privatstunden.« –

Am andern Vormittag begab sich Bernhard zu dem Gerbermeister Frei. Es war allerdings kein angenehmer Gang, aber Bernhard trug seine Bitte um ein kleines Darlehn offen und zuversichtlich vor, nicht verschweigend, daß er die Rückzahlung nicht sogar bald, sondern erst im Laufe des nächsten Jahres in Aussicht stellen könne. Der wackere Bürger verdoppelte die bescheidene verlangte Summe, was Bernhard, der das Geld unbesehen angenommen hatte, erst zu Hause merkte. Wenn es auch ein Leichtsinn der Armuth war, daß er zur froheren Weihnachtsfeier Geld lieh, so machte er sich doch seinen Vorwurf daraus, indem er zu sich selbst sagte:

»Es wäre zu grausam, Kinder um die Weihnachtsfreude zu täuschen, und es wäre hart für Dora, wenn diese Freude nicht mehr bei uns einkehrte. Es ist mir immer sehr rührend vorgekommen, was Hebel von der armen Mutter sagt, die keine Weihnachtsgeschenke geben kann:

Sie möcht' und hat's nicht, nimmt ihr Kind auf
den Schooß

Und wärmt's am Busen, blickt es an und weint,
Der Engel regt auch dem Kindlein Thränen an.«

Und bekomm' ich nun einen Verleger für meine fertigen Sachen, so kann ich ja leicht das geliehene Geld wieder erstatten.«

So wurden denn nun die nöthigen Dinge eingekauft, und Arthur brauchte nicht umsonst für Christkindchen viel Heu vor die Thüre zu legen. Es war hier landesüblich, am Vorabend des Festes die Geschenke zu verteilen, und die Korn'sche Familie schloß sich der Sitte an, obgleich Bernhard, den Erinnerungen seiner Kindheit treu, mit vielem Eifer dafür zu streiten pflegte, daß das Christkind erst in der Nacht, wo es geboren sei, die Geschenke habe mitbringen können, und solche also erst am nächsten Morgen ausgetheilt werden müßten.

Als das Studirzimmer in der Dämmerung zur Festfeier vorbereitet wurde, kam Jemand auf den Hausflur, und es ergab sich, daß es ein Knecht war, der ein »schönes Kompliment« vom Meister Frei und einen Korb voll Weinflaschen zum Gebrauch für die frohen Festtage überbrachte. Bernhard war gerührt über diese großmüthige Aufmerksamkeit, und Dora freute sich sehr darüber. Gleich darauf stellte sich ein Dienstmädchen ein und überreichte vom Kreisarzt Teuffer nebst den besten Wünschen für ein froh zu verlebendes Fest ein wissenschaftliches Werk, das sich Bernhard früher gewünscht hatte.

Dieser sagte frohbewegt:

»Das Glück überschüttet uns heut Abend mit seinen Gaben, oder vielmehr gute Menschen thun es. Es war nur gut, daß ich hinlänglich bei Kasse war, um den Boten ein Trinkgeld zu geben, denn es hätte mich beschämt und

gedemüthigt, wenn ich sie ohne eine kleine Gabe hätte entlassen müssen.«

»Du wirst mich auslachen,« – sagte Dora – »wenn mich die Sendung des Bürgers, obgleich sie ja nur etwas sehr Materielles enthält, fast mehr erfreut als Diejenige des Arztes, die von geistiger und dauernder Beschaffenheit ist.

»Ich lache Dich so wenig aus, Dora, daß ich vielmehr ungefähr in demselben Falle bin. So aufrichtig ich dem großmüthigen Freunde für seine sinnige Gabe Dank weiß, so berührt mich doch das Geschenk des Meisters Frei fast noch wohlthuender; es liegt etwas so rein Menschliches und darum doppelt Schönes darin.«

Jetzt kam Busse mit sehr gut gewählten und allerliebsten Spielsachen, die er den Geschenken der Kinder beizufügen bat. Er wollte sich sogleich wieder entfernen, aber das Ehepaar drang darauf, daß er bleibe, und so mußte er sich einstweilen in die Wohnstube zu den Kindern begeben.

»Der Busse ist ein sehr lieber Mensch!« sagte Dora mit recht mütterlicher Dankbarkeit.

»Er wird gewiß« – fügte Bernhard hinzu – »ein guter Gatte und Vater werden und hoffentlich dabei alles das Glück finden, das er verdient.«

Da pochte es leise an die Stubenthüre, und als auf das »Herein!« Niemand eintrat, so ergriff Bernhard die mittlerweile angezündete Lampe und öffnete die Thüre.

Eine Stimme, die zugleich schüchtern und freundlich klang, fragte:

»Darf ich hereinkommen?«

Bernhard erkannte sogleich Adams und rief:

»Ei, Das versteht sich, Du bringst mir ja das schönste Weihnachtsgeschenk, einen alten Freund!«

»Das Geschenk« – sagte Adams – »ist nicht weit her, denn es ist ein unartiger Freund, der sich aber mit dem Versprechen einführt, künftig artiger zu sein.«

Er war hereingetreten und wurde auch von Dora freundlich empfangen; sie hatte schon oft das Zerwürfniß der beiden alten Freunde beklagt, freute sich daher innig über den versöhnenden Schritt des Malers.

»Ihr wollt den Kindern einen Christbaum anzünden?«

»Ja, und Du sollst und mußt dabei sein.«

»Das kann schon geschehen, wenn Ihr auch von mir ein kleines Christgeschenk annehmen wollt.«

Er ging wieder nach der Hausthür und brachte von dort ein Bild, welches er dort angelehnt hatte, in die Stube zurück.

Beide Ehegatten waren im höchsten Grade zugleich gerührt und erfreut, als sie ihre unvergeßliche Rosa erkannten, ebenso treu wiedergegeben als vortrefflich ausgeführt; das Kind stand vor einem an der Straße sitzenden Bettler, in dem reizenden Gesichtchen drückte ich das Mitleid mit dem armen Manne aus und zugleich die frohe Herzengüte, womit sie Die Hälfte ihrer Blumen dem Bettler hinreichte; in dem letzteren war Adams nicht zu verkennen. Die in Blumen schlummernde Rosa hatte der Maler, der wohl zarter Rücksichten fähig war, für sich behalten.

Nach einer Pause sagte der Maler:

»Ich hab' mich ja darin nicht in Euch geirrt, daß ich durch meine Gabe Eure Festfreude nicht zu stören fürchten muß?«

»Nein, Adams,« – rief Bernhard – »darin hast Du nicht geirrt, Du hättest unsere Festfreude – auf seine andere Weise so sehr erhöhen und veredeln können – tausend Mal Dank Dir für dieses herrliche Geschenk!«

Mit Thränen schöner Rührung in den Augen sagte Dora:

»Wie könnte der Anblick unseres geschiedenen Engels etwas Anderes als die höchste Freude bei uns hervorbringen? Sie machen mir den heutigen Tag im schönsten Sinne zu einem Feste durch dieses Bild, lieber Herr Adams.«

»Nun, so lassen Sie sich weiter nicht stören, ich will zu den Kindern gehen und ihre Ungeduld durch allerlei Geschichtchen oder Schnurren hinzuhalten suchen.«

»Du findest dort schon Freund Busse.«

»Desto besser. Er war auch unzufrieden mit mir, und er wird mich wohl wieder zu Gnaden aufnehmen, wenn er hört, daß ich nicht mehr aus der heiligen Familie verbannt bin.«

– – Und der heilige Abend verlief gar schön! So weit auch die Phantasieen Arthur's sich verstiegen haben mochten, und so tief eigentlich die Geschenke unter denselben standen, so sehr bildete er sich doch ein, seine kühnsten Erwartungen übertroffen zu sehen – von Mathilde zu schweigen, die vor Verwunderung nicht zur

Freude und vor Freude nicht zur Verwunderung kommen konnte, bis sie sich darein vertiefte, aus dem Sande, den Christkindchen wirklich mitgebracht hatte, Kuchen in den verschiedenartigen Töpfchen zu formen. Die Eltern, die sich gegenseitig durch einige kleine Gaben überraschten, verklärten sich an der Freude der Kinder, und für Dora war es ein unendlich erhebendes Gefühl, ihren Gatten so recht von Herzen froh zu sehen. Die beiden Freunde nahmen redlich Theil an der allgemeinen Aufregung.

Adams flüsterte Busse zu:

»Im Grund ist's eigentlich ein *Nichts*, aber beim Lichte dieses brennenden Baumes besehen ist die Sache doch recht niedlich.«

Busse erwiderte:

»Ich werde nie an meinem Herzen verzweifeln, so lang' ich eine solche Kinderfreude verstehe und theilen kann; die schönste Poesie unseres eigenen Lebens lebt noch einmal wieder vor uns auf.«

»Wenn man eine solche wirklich erlebt hat!« murmelte Adams in sich selbst hinein, indem er an das Zigeunerfeuer dachte, das seine Kindheitstage beleuchtet hatte.

Aber er stürzte sich dann kopfüber in den Kinderjubel, machte mit Arthur einen höllischen Lärm vermittelt der köstlichen Holzinstrumente, ließ den Kuchen, den Mathilde buk, unter dem Zeichen hohen Wohlgeschmacks verschwinden – kurz er war ein rechtes Kind.

Als diese Freudenfeuer niedergebrannt und die von Freuden übersättigten Kinder zu Bett gebracht waren,

daß der verringerte Kreis gemüthlich bei einem kalten Abendbrod und dem guten Weine, den Bernhard gern von dem heutigen Geschenk spendete.

Dora sagte:

»Wie hübsch läßt sich daran denken, daß an diesem glücklichen Abend so viele Tausende von Menschen froh und zufrieden sind. Familienfeste sind wohl schön, aber das Weihnachtsfest hat das voraus, daß es so allgemein ist und jedem Frohen das Bewußtsein giebt, daß unzählige Andere zugleich froh sind.«

»Es müssen nur« – sagte Adams – »verständige Leute das Fest feiern und verständige Hände die Vorbereitungen treffen.«

»Wie könnte man das Fest *unverständlich* feiern?« rief Busse.

»O, die steife Großthuerei kann eine so lederne Haupt und Staatsaction daraus machen, daß man davon laufen möchte! Und dann: wie sehr verhunzt die Geschmacklosigkeit den Eindruck des Ganzen!«

»Wie so?«

»Man betrachte nur die Christbäume in den meisten und besonders in den vornehmen Häusern. Entweder sind sie nur ganz flüchtig behandelt und armselig ausgestattet, weil man mit kostbaren Stoffen und Kleidungsstücken, mit Gold und Edelgestein die Sache gut zu machen denkt und den Baum nur für eine Nebensache hält, weil sich Niemand Mühe zu geben Lust hat, die man also nur der üblichen Form wegen gewissermaßen mehr

andeutet als ausführt, oder sie sind mit Zuckerwerk, Flittern und Kuchen höchst geschmacklos überladen, so daß sie aussehen wie Barbiersfrauen, die sich mit vornehmem Putz besteckt haben.«

»Unserem Baum werden Sie doch solche Vorwürfe nicht machen?« fragte Dora.

»Im Gegentheil; er liefert einen glänzenden Beweis von künstlerischem Geschmack, der Ihnen alle Ehre macht. Ich habe selten einen so richtig behandelten Christbaum gesehen.«

»Ich muß« – sagte Dora lächelnd – »leider die Ehre von mir weisen, denn sie gebührt ganz allein meinem Manne.«

Bernhard sagte:

»Es ist die einfachste Weise von der Welt, und man kann mit jedem Vorrath von Sachen, sei er der reichste oder bescheidenste, einen Christbaum hübsch einrichten. Ich vertheile nur die schwersten und farblosesten Sachen an die stärksten Zweige nach dem Hauptstamme zu, dann werden die leichteren und farbigeren mehr in die Mitte der Zweige untergebracht, und endlich kommen die leichtesten und farbenreichsten ganz vorn an die schwächsten Zweige und Spitzen.«

Beifällig sagte Adams:

»Da steckt's eben, es muß ein ästhetisches System d'rin sein, und ein solches System wirkt auch mit geringen Mitteln wohlthuend oder gar überraschend.

»Ich muß mir« – sagte Busse – »das nächste Mal förmlichen Unterricht von Ihnen in dieser Kunst ertheilen lassen.«

»Thun Sie das,« – pflichtete Adams bei – »es wird Ihrer künftigen lieben Familie zu Gute kommen. Aber ich habe heut' Nachmittags hier und da unter verschiedenen Vorwänden in manchen Häusern der Zippelstedter Honoratioren gleichsam hinter die Coulissen des vorbereiteten Festspiels geblickt, und ich muß gestehen, es ist mir nie eine größere Barbarei in dieser Hinsicht zu Gesicht gekommen. Ueberhaupt konnte ich bezüglich des Weihnachtsfestes merkwürdige Beobachtungen und Erfahrungen sammeln. Der Zippelstedter – –«

Hier unterbrach er sich plötzlich, schlug sich auf den Mund und sagte:

»Ja so, in diesen heiligen Räumen kennt man die *Schwäche* nicht, nämlich der Zippelstedter, und es darf hier aus ihrer Naturgeschichte kein Abschnitt vorgetragen werden, wie harmlos er auch immer sei.«

Bernhard erwiderte:

»Wenigstens nicht am heutigen Abend! Ueberhaupt kann ich nicht anders als bei der Unsicht beharren, daß eine so hartnäckig fortgesetzte Spöttei über die Bewohner eines Ortes niemals harmlos bleiben könne, abgesehen davon, daß eine solche Satyre auf jede kleinere Stadt anzuwenden wäre; die Zippelstedter und nicht schlimmer wie andere – –«

»Krähwinkler!« schaltete Adams ein.

»– wie andere Kleinstädter, sie tragen einige Schwächen offen zur Schau, während ihre guten Seiten näher erkannt sein wollen, um gewürdigt zu werden; umgekehrt wenden die Großstädter die guten Seiten mehr heraus, und die nicht guten wissen sich vor der oberflächlichen Beobachtung zu verbergen, sind aber desto schlimmer. Ich weiß so viel Gutes und Liebes von den Zippelstedtern zu sagen, daß es mir jedesmal weh thut, wenn sie gescholten oder lächerlich gemacht werden.«

Adams bezwang den spöttischen Ausdruck seines Gesichtes, indem er langsam sein Glas austrank.

Busse ergriff das Wort:

»Ich möchte Ihnen doch nicht unbedingt beistimmen, denn ich finde das hiesige Publikum in einiger Beziehung auffallend, in einiger unbequem, und zwar in höherem Grade, als es mir bisher anderswo vorgekommen ist.«

»Junge strebsame Männer« – sagte Bernhard – »werden von den Ecken und Spitzen des Publikum immer unsanft berührt, aber das ist eine Eigenschaft des Lebens und nicht eines besonderen Ortes, natürlich empfinden sie es aber zunächst nur an *dem* Orte, wie sie zuerst in einen Wirkungskreis treten. Man wird selten finden, daß junge Leute – seien es nun Gelehrte oder Industrielle – mit ihrem Wohnorte zufrieden sind, sie haben immer ein schärferes Auge für die Schwächen als für die Vorzüge ihres Aufenthaltes.«

Adams sagte:

»Und da meinst Du, was mich betrifft, ich hätte diese – Jünglingsschuhe noch nicht ausgetreten und unterliege

deshalb meiner Dir so mißlichen Beurtheilung der Zippelstedter.«

Mit freundlicher Gutmüthigkeit entgegnete Bernhard:

»Jene Unzufriedenheit und Tadelsucht entspringt vielleicht aus einer ganz achtbaren Quelle, nämlich aus einer gewissen Idealität, vermöge deren die Jugend etwas zu hohe Ansprüche an ihre Umgebungen macht. Da nun ein Künstler, wie *Du*, fortwährend in dieser Idealität beharrt, so ist nicht zu verwundern, daß Dir die Tadelsucht auch länger beiwohnt.

Säuerlich-süß lächelnd sagte Adams:

»Wir wollen das dahin gestellt sein lassen. Was meint denn aber eigentlich unsere holde Hausfrau und liebe Wirthin von der Sache? Findet sie auch die Zippelstedter so, wie sie sind, vollkommen gut, oder wenigstens so gut wie möglich?«

Dora war eigentlich nicht so duldsam gegen ihre Mitbürger, wie Bernhard, aber sie sagte:

»Ich lebe zu abgeschieden, um mir ein Urtheil zu erlauben. Aber lassen wir jetzt die Zippelstedter. Ich schlage vor, daß wir uns lieber in das Reich der Harmonie begeben. Wenn Sie es hören wollen, so sing' ich Ihnen ein Lied vor; Herr Busse hat wohl die Güte, mich zu begleiten.«

Es geschah so, und da hiermit das häkelige Thema abgebrochen war, so kam man nicht wieder darauf zurück und blieb noch lange zusammen in Einigkeit und Freude.

2. EIN ANDERES WEIHNACHTSFEST.

Da es im Schwanhöfer'schen Hause an Kindern fehlte, so war an einen Weihnachtsbaum und an die daran knüpfende Festfreude nicht zu denken, dafür hielten jedoch kostbare Geschenke eine desto wichtigere Rolle. Uebrigens war der alte Schwanhöfer den ganzen Tag über in schlechter Stimmung, ja er glaubte sogar die sichere Vorausahnung zu haben, daß ihm heute noch etwas besonders Unangenehmes widerfahren würde, das rührte aber nur davon her, daß sich einige Aussichten in den mit seinem Sohn betriebenen kaufmännischen Unternehmungen getrübt hatten. Nichtsdestoweniger wurde eine höchst werthvolle Gabe in Bereitschaft gehalten, die dem jungen Paar am Abend überreicht werden sollte, und nicht minder kostbare Geschenke wurden von ihm und der Schwiegertochter gemeinschaftlich an die beiden Hausfreunde, Kiesewetter und Crusius, im Laufe des Nachmittags abgesandt, begleitet vom zwei Begleitschreiben der Frau Adelheid. Es lief hierauf in früher Abendstunde eine schriftliche Antwort des Direktors Crusius ein, mit welcher sich Adelheid auf ihr Zimmer begab.

Unmittelbar darauf trat der junge Schwanhöfer in's Haus, mit geheimnißvoller Wichtigkeit ein Schächtelchen verbergend; er stieß auf das Kammermädchen und fragte flüsternd:

»Bertha, wo ist meine Frau?«

»Sie ist so eben auf ihr Zimmer gegangen.«

»Das thut mir leid. Ich habe hier ein Geschenk für sie, das ich gern heimlich auf ihr Zimmer brächte und unter ihre Sachen legte, um sie recht zu überraschen.«

Mit verschmitztem Lächeln sagte Bertha:

»O, das läßt sich schon machen, Herr Schwanhöfer. Ich weiß schon einen Vorwand, unter welchem ich Ihre Frau herunterrufe, und ich will sie dann schon einige Zeit festhalten; Sie halten sich in der Nähe des Zimmers in Bereitschaft, schlüpfen schnell hinein und ziehen sich, wenn Sie Ihre Absicht erreicht haben, leise wieder zurück.«

»Das ist ein guter Gedanke, Bertha, so wollen wir's machen.« –

Adelheid saß bequem in einem Sessel neben ihrem Arbeitstisch, auf dem eine Lampe brannte, und hielt einen offenen Brief in der Hand, den sie zwar ohne Zweifel schon zur Genüge gelesen hatte, über den sie aber noch gedankenvoll nachzusinnen schien; diese Gedanken mochten übrigens nicht unerfreulich sein, denn aus ihren Gesichtszügen sprach eine gewisse Befriedigung. Da näherten sich draußen auf dem Gange rasche Schritte, Adelheid warf schnell den Brief in ein offenes Arbeitskästchen, klappte dessen Deckel zu und hatte noch Zeit, zu einer daneben liegenden Arbeit zu greifen, bevor Bertha in das Zimmer trat.

»Was willst Du?« fragte die Herrin barsch.

»Ich wollte Sie bitten, doch einen Augenblick in die Küche zu kommen und die Köchin anzuweisen, daß sie

mir die Eisen zum Plätten gleich heiß macht, sonst werden die Kragen für die Festtage nicht fertig; die unangenehme Person scheint keine Lust zu haben, Ihre Befehle auszuführen, wenn Sie nicht ein ernstes Wort dazu sprechen.«

Der Fall war dringend und um so aufregender, als die Köchin – freilich durch die geschickte Zwischenträgerei des ihr verfeindeten Kammermädchens dahin gebracht – in einen halben Kriegszustand mit ihrer Herrschaft geraten war. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, erhob sich Adelheid und folgte der Dienerin, und kaum waren ihre Schritte verhallt, so schlich sich der harrende Schwanhöfer in das Zimmer.

»Wenn die Schachtel mit dem Geschmeide in das Arbeitskästchen geht,« – sagte er zu sich selbst – »so stell' ich sie da hinein; meine Frau wird sie sogleich finden und nicht wenig überrascht werden. Vielleicht bekommen wir dann einmal wieder ein freundlicheres Gesicht zu sehen, als wir die letzte Zeit erlebt haben.«

Er öffnete den Kasten, und sein erster Blick mußte natürlich auf den offenen Brief fallen, und zwar bot sich zufällig die Namensunterschrift zunächst den Augen dar.

Er sprach weiter für sich:

»Ein Brief von Crusius? Ohne Zweifel ein Dankschreiben für das freilich nur zu reiche Geschenk. Was schreibt er wohl?«

Der Brief, den Schwanhöfer mit immer steigender Hast überflog, lautete folgendermaßen:

»Angebetete Frau! Mehr noch als Ihr kostbares Geschenk haben mich Ihre dasselbe begleitenden Zeilen entzückt, in denen sich so ganz Ihr schöner Geist ausspricht und – was für mich vom höchsten Werthe ist – Ihre gütige Gesinnung gegen mich – – ich darf sie ja wohl, ohne mir zu viel anzumaßen, eine *liebevolle* nennen! Wenn das Schicksal uns darin ungünstig gewesen ist, daß es uns in unseren äußerlichen Verhältnissen von einander entfernte, so hat es dadurch sein Unrecht wieder gut gemacht, daß es uns dennoch zusammenführte und uns finden ließ nach den wahren Bedürfnissen und gerechten Ansprüchen unserer Herzen. Wie glücklich macht mich dieses Einverständniß, das an Süßigkeit nur gewinnt durch das Geheimniß, welches die Verhältnisse nöthig machen! – Ich habe auch für Sie ein Gegengeschenk bereit, zwar nur einen Ring, aber als Symbol unserer Einigung Ihnen gewiß lieb und bedeutsam; natürlich mochte ich ihn diesen Zeilen nicht beilegen, aber in der ersten vertrauten Stunde – wohl morgen schon zur bewußten Zeit? – stecke ich ihn selbst an Ihren Finger. Vernichten Sie, wie verabredet, sogleich diesen Brief, denn obwohl man von

einer gewissen Seite eben nicht scharfsichtig ist, so ist man doch auch nicht ganz blind. Mit eben so aufrichtiger als sehnsüchtiger Liebe bin ich Ihr Leopold Crusius.« –

Mit wahren Entsetzen floh der unglückliche Mann aus dem Zimmer, den Brief sowie das beabsichtigte Geschenk mitnehmend. Der Aufenthalt in der Küche hatte sich in die Länge gezogen, da die Köchin energisch sich gegen alle Vorwürfe Bertha's verwehrte, und so kam Adelheid etwas später, als sie gedacht hatte, auf ihr Zimmer zurück. Nichts ahnend, schritt sie auf ihren Tisch zu – aber wer beschreibt ihren tödtlichen Schreck, als sie gewahrte, daß der Kasten offen stand und der Brief fehlte! Sie brach besinnungslos zusammen. –

Der alte Schwanhöfer hatte auf seinem Zimmer die schweren silbernen Geräthe, womit er seiner Schwiegertochter ein zufriedenes Lächeln ablocken wollte, ausgepackt und auf dem Tische aufgestellt; er betrachtete dieselben eben wohlgefällig, als sein Sohn in's Zimmer stürmte. In dem hofmeisternden Tone, den man sich gegen diesen im Hause angewöhnt hatte, rief der Alte:

»Was ist das für eine Manier, so in's Haus zu fallen, zumal zu Weihnachten? Zur Strafe für dieses Benehmen würde ich diese schönen Geschenke wieder einpacken, wenn's nicht um Deiner braven Frau willen wäre.«

»Meine brave Frau? Hängen Sie der braven Frau dieses Silbergeschirr an den Hals und versenken Sie sie im Mühlenteiche, wo er am tiefsten ist!«

»Was sind das für verruchte Reden! Du hast wohl zu viel getrunken?«

»Ja, Gift und Galle hab' ich getrunken! Hier, lesen Sie doch einmal diesen Brief des Heuchlers Crusius an meine brave Frau.«

Er warf den Brief auf den Tisch, dann ging er zum Sofa, ließ sich in dessen Ecke nieder und verhüllte sein Haupt; ein unterdrücktes Schluchzen war das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab.

Der alte Schwanhöfer setzte seine Brille auf und las den verhängnißvollen Brief. So sehr er gewonnen war durch die berechneten Schmeicheleien seiner Schwiegertochter, so konnte er sich doch unmöglich verblenden gegen die Bedeutung und Tragweite dieses Schreibens – wenn es echt war. An diesen schwachen Halm klammerte sich noch seine Hoffnung, und er sagte:

»Ich kann mir nicht denken, daß Crusius diesen Brief wirklich geschrieben hat; es ist am Ende ein höllischer Streich von dem infamen Maler und seinem Gelichter.«

Der Sohn erhob den Kopf und sagte:

»Es ist unverkennbar seine Handschrift, und ich habe ja den Brief aus Adelheid's Arbeitskästchen genommen. Wir werden doch nicht ganz blind sein wollen, wenn es uns auch sehr an Scharfsinn gefehlt hat.«

Die Wahrheit des Sachverhältnisses leuchtete ebenso ein, wie die letzte Anspielung auf Worte des Briefes den Stolz des alten hochmüthigen Mannes aufstachelte.

»Was ist nun zu thun?« fragte er in rathlosem Zorn.

Der Sohn antwortete nicht, sondern schmiegte sich wieder verhüllt in die Ecke des Sophas.

Nach kurzem Besinnen verließ der Alte das Zimmer, um durch einen Diener den ganz in der Nähe wohnenden Ober-Pfarrer Kiewewetter in einer höchst dringlichen Angelegenheit sofort zu entbieten, dann nahm er seinen Platz in dem Stuhle, der jetzt mit vollstem Rechte ein *Sorgenstuhl* genannt werden konnte, wieder ein und versank in ein dumpfes Hinbrüten. Da auch der Sohn sich nicht regte, so herrschte vollkommene Stille im Zimmer.

Es dauerte nicht lange, so ließ der ausgesandte Diener den Geistlichen eintreten. Kiewewetter, welcher den jungen Schwanhöfer gar nicht bemerkte, sagte mit sauersüßem Lächeln:

»Es scheint, Sie haben mich an einem häuslichen Feste wollen Theil nehmen lassen, ich bedauere nur, daß meine Zeit, wie Sie sich selbst wohl sagen können, allzu sehr in Anspruch genommen ist. Diese prachtvollen Geschenke sind ohne Zweifel für Ihre vortreffliche Frau Tochter bestimmt?«

»Und dieser saubere Brief auch!« sagte der Alte brummig, indem er dem Geistlichen das Schreiben hinhielt, ohne sich von seinem Sitz zu erheben.

Der Geistliche, den dies Benehmen betreten machte, trat an den Tisch heran und las den Brief, indem sich ein tiefes Erschrecken auf seinen Zügen malte.

Nach einer kurzen Pause des Nachsinnens fragte er:

»Weiß Ihr Herr Sohn um diese Sache? Vor allen Dingen muß sie ihm verschwiegen bleiben!«

»Er hat selbst den Brief im Arbeitskästchen seiner Frau gefunden.«

»Hm, hm! Ueberlassen Sie mir vorerst dieses unglückliche Papier, damit ich Rücksprache mit den betreffenden Personen nehme. Irgend ein arges Mißverständniß, das sich ohne Zweifel aufklären läßt – —«

Aber der junge Schwanhöfer sprang auf und riß dem überraschten Geistlichen das Papier aus der Hand mit den Worten:

»Dieser Brief gehört *mir*! Meinen Sie, ich wollte mir ihn aus der Hand spielen lassen?«

»Ach, entschuldigen Sie, Herr Schwanhöfer, ich hatte Ihre Anwesenheit nicht bemerkt – – Sie werden meine Ansicht theilen, daß nur ein unseliges Mißverständniß – – ein unpassend angebrachter Scherz – —«

»Davon kann keine Rede sein! Sprechen Sie nicht so verlorene Worte in den Wind.«

»Was denken Sie denn zu thun, Herr Schwanhöfer?«

»Was sonst, als die Person aus dem Hause zu jagen? Dann werd' ich mich von ihr scheiden lassen, und sie mag den Herrn Crusius heirathen – oder meinetwegen den Teufel!«

»Freveln Sie nicht in so unverantwortlicher Weise, Herr Schwanhöfer. Soweit ich die Ansichten des Herrn Crusius kenne, würde er ja übrigens niemals in die eheliche Verbindung mit einer Geschiedenen willigen.«

Mit bitterem Hohn rief Schwanhöfer:

»Das erlaubt ihm sein Gewissen nicht, nicht wahr? Aber sein Gewissen erlaubt ihm, die heiligen Bande einer bestehenden Ehe zu brechen – das ist freilich lange nicht so schlimm!«

Sich zu einem strafenden Amtston zusammennehmend, sagte Kiesewetter:

»Sie haben kein Recht, Herr Schwanhöfer, das Aeüßerste anzunehmen, so lange die Betheiligten nicht zu einer wirklichen Schuld bekannt haben. Die Vertraulichkeit gemeinschaftlicher Andachtsübungen mag wohl, zumal da ich nicht immer anwesend sein konnte und Sie selbst sich oft denselben entzogen, zu einigen Ueberschreitungen geführt haben, die jedoch – –«

Aber im höchsten Zorn unterbrach ihn Schwanhöfer:

»Herr, wollen Sie meiner noch spotten? Hierüber habe ich als Ehemann wohl das erste Urtheil, dann aber wird das Gericht und die öffentliche Meinung diesem Schreiben schon die richtige Deutung beilegen und sich nicht durch trügerische Winkelzüge irre machen lassen.«

Mit geschmeidigem Tone erwiederte Kiesewetter:

»Sie sind gar zu aufgereggt. Ich kann und will gewiß diese Aufregung nicht tadeln, denn sie läßt sich aus der

menschlichen Natur erklären, aber sie ist für den Augenblick zu groß, um mit Ihnen zu verhandeln. Ich wende mich lieber zu Ihnen, Herr Stadtrath, indem ich Sie kaum aufmerksam darauf zu machen brauche, welch ein öffentlicher Skandal entstehen würde, wenn diese Angelegenheit bekannt würde, wie sogar die junge mühsame Saat tiefsinniger Religiosität, die wir kaum an diesem Orte zu Stande gebracht haben, gestört, ja vielleicht für immer ausgerottet wird.«

Der alte Schwanhöfer schien für diesen Grund nicht sonderlich zugänglich, denn er sagte mürrisch:

»Die Geschichte ist zu schlimm, mein Sohn kann sie so nicht hinnehmen.«

»Sie werden aber bedenken, wie schmerzlich, ja wie unerträglich es ist, wenn eine Familie, die bisher der höchsten Achtung genoß, die sogar den unbestritten ersten Platz in dieser Stadt einnimmt, den Lästerzungen preis gegeben wird.«

Dies schien Eindruck auf den ehrgeizigen Stadtrath zu machen, denn er ließ die dicke Oberlippe hängen, ohne ein Wort zu erwiedern.

Aber der Sohn sprach mit Entschiedenheit:

»Natürlich ist das unangenehm, aber es kommt nicht in Betracht gegen die Hauptsache, die ganz etwas Anderes ist als bloß unangenehm. Die Schmach trifft ja meinen Vater und mich nicht, sondern das ehebrecherische Paar,

alle rechtschaffenen Leute werden Partei für uns nehmen, und wenn einige Wenige unser Unglück mit Schadenfreude betrachten oder besprechen, so verdient das doch nicht die geringste Berücksichtigung.«

Sich abermals an den Vater wendend, fuhr Kieseletter fort:

»Endlich kommt noch ein erheblicher Umstand in Betracht. Ihre Frau Schwiegertochter hat, so viel ich weiß, sehr bedeutende Kapitalien in den industriellen Unternehmungen Ihrer Firma stecken. Es versteht sich von selbst, daß im Fall einer Scheidung diese Gelder zurückbezahlt werden müssen, und ich überlasse es Ihrem eigenen Ermessen, welchen Eindruck das auf Ihr Geschäft haben wird.«

Dieser Grund schlug bedeutend durch. Der alte Schwanhöfer zog die Unterlippe aufwärts und preßte sie an die Oberlippe, als wollte er Etwas festhalten, seine Augen erhielten lebendigen Ausdruck und rollten ängstlich von Kieseletter auf seinen Sohn und wieder auf Jenen zurück.

Der Geistliche bemerkte sehr wohl den erlangten Vorteil und fuhr mit sanfter Stimme fort:

»Wie gesagt, ich erlaube mir in dieser Hinsicht kein Urtheil, sondern Sie selbst wissen am besten, ob eine solche Eventualität Ihrem Geschäfte Schaden bringen könnte.«

»Das Geschäft würde zu Grunde gehen!« stöhnte der Alte mühsam.

Der Sohn ließ sich wieder auf das Sopha fallen und bedeckte die Augen mit der Hand.

Kiesewetter sprach einschmeichelnd weiter:

»So wäre doch wohl ein anderweitiges Arrangement vorzuziehen, welches die Sache nicht zum Aeußersten kommen läßt, und welches sie als ein Familiengeheimniß auf die Mitwissenschaft der wenigen beteiligten Personen und auf die verschwiegenen Räume dieses Hauses beschränkt.«

Mit ungewohnter Sanftmuth sagte der alte Schwanhöfer:

»Mein Sohn, was meinst Du? Das *Geschäft* darf doch unmöglich darüber zu Grunde gehen.«

Der junge Schwanhöfer kämpfte einen schweren Seelenkampf. Er hatte das ihm widerfahrene Unrecht tief empfunden, er war fest entschlossen gewesen, demselben mannhaft entgegen zu treten – – aber das *Geschäft!!!* Diesem goldenen Götzen, den so Viele anbeten, konnte man wohl jedes Opfer bringen, aber ihn selbst durfte man keiner anderen Rücksicht opfern. Das Geschäft trug den Sieg in dem Herzen des Industriellen davon! Er erhob sich langsam, er war wie verändert in seinem ganzen Wesen, er sagte kalt und langsam:

»Ich gestehe diesem Grunde des Herrn Ober-Pfarrers seine Berechtigung zu, ich will mir dem Geschäfte zu Liebe ein Arrangement, wie es der Herr Ober-Pfarrer nennt, gefallen lassen, aber ich schreibe natürlich die Bedingungen vor.«

»Wie lauten diese Bedingungen?« fragte Kiese Wetter eifrig.

»Frau Adelheid Schwanhöfer erklärt sich in unserer, der hier Anwesenden, Gegenwart eines sträflichen Einverständnisses mit Herrn Crusius schuldig und gelobt an Eidesstatt, mit diesem Herrn Crusius nie wieder den geringsten Verkehr, welchen Namen er auch habe, anknüpfen zu wollen. Die Erklärung und das Versprechen bringe ich in Form eines Protokolls zu Papier, und dies Protokoll wird von ihr selbst sowie uns Anderen unterschrieben, damit ich es nebst diesem Briefe in Händen behalte. Die Form unseres ferneren häuslichen Zusammenlebens werde ich nach meinem Ermessen regeln.«

Bedenklich sagte Kiese Wetter:

»Das sind harte Bedingungen, und ich möchte bezweifeln, daß die Dame sich einverstanden erklärt.

Mit derselben eiligen Kälte wie früher entgegnete Schwanhöfer:

»Wenn Sie es vorzieht, des Ehebruchs angeklagt vor Gericht und als überführte Ehebrecherin vor dem Publikum zu stehen, so mag sie das wählen. Sie, Herr Oberpfarrer, werden schon von selbst das ›Arrangement‹ unterstützen, theils um Ihren Freund nicht schimpflich aus seinem Posten entlassen zu sehen, theils um das Publikum nicht erkennen zu lassen, was Alles bei den ›Andachtsübungen‹ herauskommen kann.«

Kiese Wetter biß sich auf die Lippe und warf einen giftigen Blick auf den Redner, dann sprach er sanft:

»Haben Sie sonst noch eine Bedingung?«

»Ja, noch eine, die ich jedoch als eine Nebensache erst aussprechen werde, wenn jene schriftliche Erklärung aufgesetzt ist. Wollen Sie sich jetzt nicht auf das Zimmer der Frau Schwanhöfer begeben und deren Entschließung einholen? Wir warten hier auf Ihre Wiederkehr.«

Während der Abwesenheit des Geistlichen sprachen Vater und Sohn nicht mit einander. Indem der Letztere festen Schrittes auf- und abging, erboßte sich der Erste, nachdem einmal die Furcht wegen des Geschäftes beseitigt war, immer mehr gegen die Schwiegertochter, die seinem eigenen Sohn und dadurch gleichsam ihm selbst solche Unehre angethan, und dabei wuchs ein gewisser Respekt vor dem Sohne, den er zum ersten Male als rechten Mann hatte auftreten sehen, und dem gegenüber sogar der Ober-Pfarrer eine einigermaßen klägliche Rolle gespielt hatte.

Nach ziemlich langer Zeit kehrte der Vermittler zurück und brachte gleich die junge Frau mit, die ihre verweinten Augen nicht aufzuschlagen wagte. Die Erklärung und das Versprechen wurden in der verlangten Weise gegeben.

»Sie sprachen noch von einer Nebenbedingung?« fragte Kiese Wetter.

»Die können wir unter uns abmachen, wenn sich Adelheid auf ihr Zimmer zurückgezogen hat.«

Sie entfernte sich gern auf diese Andeutung hin.

»Meine letzte Bedingung« – sagte nun Schwanhöfer – »besteht darin, daß Sie, Herr Ober-Pfarrer, unser Haus nicht wieder betreten.«

Dies Verbot traf den Geistlichen wohl nicht ganz unvorbereitet, denn er hatte bereits gefühlt, daß wenigstens vorerst seine Rolle in diesem Hause ausgespielt sei, aber die Art, wie es ausgesprochen wurde, beleidigte ihn sehr, und er sagte entrüstet:

»Eine solche Kränkung ist eben so seltsam als unstatthaft. Kraft meines Amtes als Geistlicher habe ich das Recht und die Pflicht – –«

Rauh unterbrach in Schwanhöfer:

»An unserer Kirche stehen zum Glück zwei Geistliche; wir werden uns hinsichtlich unserer religiösen Bedürfnisse an Herrn Pfarrer Schmalz halten.«

»Und es ist« – fuhr Kiewewetter fort – »zugleich höchst undankbar, in einem Augenblick, wo ich eben den inneren Frieden Ihres Hauses wieder hergestellt habe, so schnöde gegen mich aufzutreten.«

»Wer sonst hat den inneren Frieden dieses Hauses gestört, als *Sie* und Ihr scheinheiliger Freund?«

Kiewewetter warf sich in seinen heuchlerischen Ton und sagte mit frommem Aufblick:

»Ich werde beten, daß Ihnen diese schwere Sünde nicht zeitlich und ewiglich zu Ihrem Verderben ausschlage. *Sie* aber, Herr Stadtrath, der *Sie* doch der eigentliche Hausherr sind, stimmen *Sie* mit diesem gottlosen Auftreten Ihres Sohnes überein? Haben *Sie* ihn zu einer so sündhaften Erklärung ermächtigt?«

Der alte Schwanhöfer war über die letzte unerwartete Wendung der Sache sehr bestürzt geworden, er antwortete jetzt verwirrt:

»Ich – ich – hab' kein Wort hierüber mit ihm gesprochen.«

Der Sohn wandte sich zu ihm und sprach mit Nachdruck:

»Sie werden mir aber beipflichten, mein Vater, wenn Sie sich vergegenwärtigen, wie theuer uns die Verbindung mit diesen sogenannten frommen Männern zu stehen gekommen ist. Sie genossen eines allgemeinen Ansehens in der Stadt; dadurch, daß diese Männer Sie unter ihren Einfluß brachten, haben Sie alles Ansehen bei der Bürgerschaft verloren, und Sie wissen so gut wie ich, daß Sie alle Ihre Ehrenämter verlieren werden. Auch ich hätte ein angesehenener Mann unter meinen Mitbürgern werden können, aber auch mich sieht man als ein Werkzeug dieser herrschsüchtigen Leute mit scheelen Blicken an. Wie mein häusliches Glück für immer zerrüttet worden ist, wissen wir zu gut. Wollen Sie aber dennoch diesen Herrn ferner im Hause dulden, so kann ich das nicht hindern, werde dann aber in eine andere Wohnung ziehen.«

Der Vater stotterte:

»Mein Sohn hat leider Recht. Ich muß Sie bitten, Herr Ober-Pfarrer, dies Haus nicht wieder zu besuchen, bis – bis – wir Sie rufen lassen.«

In stummem Zorn entfernte sich Kiese Wetter.

3. DAS BETRETEN DER SCHRIFTSTELLER-LAUFBAHN.

Wie Bernhard seine ersten Versuche machte, als Schriftsteller aufzutreten, ging es ihm damit, wie es mit der Tugend zu gehen pflegt, denn der Pfad der Schriftstellerei

war ›Anfangs steil, ließ Nichts als Mühe blicken.« Er hatte einige kürzere Novellen ausgearbeitet und einen Roman, der einen mäßigen Band füllen konnte. Sein Operations-Plan bestand darin, daß er die Novellen in verschiedene verbreitete Zeitschriften wollte aufnehmen lassen, um seinem Namen einige Bekanntschaft zu verschaffen, und daß er sich dann einen tüchtigen Verleger für seinen Roman suchte; war die Bahn einmal gebrochen, so ließ sich rüstig darauf fortschreiten.

Er begann also damit, seine Novellen an die Redaktionen der gelesenen Zeitschriften zu versenden. Das Porto war freilich eine empfindliche Ausgabe, aber er sagte zu Dora, die ihm die Pakete zum Absenden zurecht machen mußte:

»Der Abdruck einer einzigen Novelle bringt das zwanzigfach wieder heraus, denn ich habe mir sagen lassen, solche feineren Sachen würden sehr gut bezahlt, verhältnißmäßig viel höher als größere selbstständige Werke.«

Mit frohem Lächeln erwiderte Dora, indem sie ein Siegel aufdrückte:

»Nachdem ich gleichsam die letzte Hand an Deine Arbeiten gelegt habe, lassen wir sie mit den besten Wünschen und Hoffnungen in die Welt hinaus fliegen.«

Adams, der in das Geheimniß gezogen war und als Zuschauer dabei stand, sagte:

»Die Redakteure müßten ja wahre Hunde sein, wenn sie die Sachen nicht mit Freuden annehmen wollten!«

Er zeigte sich hierin seinem gewöhnlichen Pessimismus ganz untreu, aber er besaß wirklich eine große Meinung von der Begabtheit Bernhard's für dichterische Produktionen, und wenn er daran dachte, wie leicht ihm früher der Absatz seiner Bilder, als er solche noch malte, geworden war, so sah er den Absatz dieser poetischen Erzeugnisse für wenigstens ebenso gesichert an.

Er setzte hinzu:

»Es war immer meine Meinung, daß Du Deine jämmerliche Schulstelle ganz aufgeben, Dich in einer großen Stadt niederlassen und ganz der Schriftstellerei widmen solltest. Es kommt nun am Ende doch dazu. Daß ich mit in die große Stadt ziehe, versteht sich von selbst; ich male dann wieder Bilder, eigene Kompositionen, wir führen ein köstliches Leben und schlagen den Zippelstedtern, die uns gar nicht nach Verdienst gewürdigt haben, ein Schnippchen.«

»Nur nicht gleich zu hoch hinaus!« warnte Dora.

Bernhard sagte:

»Ich theile weder die überspannten Hoffnungen unseres Freundes, noch hätte ich Lust, auf seinen Lebensplan einzugehen, aber das hoffe ich auch, daß uns diese keinen Dichtungen Gutes einbringen werden. Sie sind nicht in der Absicht geschrieben, mir Ehre und Geld zu verschaffen, wenigstens ursprünglich nicht, sondern sie gingen aus einer freudigen Unwillkürlichkeit hervor. Wenn ich sie nun dennoch zu verwerthen suche, so liegt darin gewiß kein Unrecht, und das schöpferische Talent, das mir inwohnt, so gering es auch sein mag, war mir am

Ende nur dazu verliehen, um auch Anderen Freude zu bereiten, mir aber Ehre zu bringen.«

»Und *Geld, Geld!*« fügte Adams hinzu, sich vergnügt die Hände reibend. »Kein Geld ist so schön und sieht so hübsch aus wie dasjenige, was man als Honorar für künstlerische Arbeiten einnimmt.«

»Warum verschaffen Sie sich dies Vergnügen nicht öfter?« fragte Dora neckend.

»Weil ich ein unverbesserlicher Faullenzler und Bummeler bin. Es muß mir noch von meiner Kindheit anhaften. Aber lassen Sie erst die Sachen Ihres Mannes das verdiente Glück machen, Frauchen, so sollen Sie einmal sehen, wie mich das zur Nachfolge reizen wird. Sollen wir alle Drei diese Pakete in Prozession zur Post tragen?«

Bernhard erwiderte lächelnd:

»Das soll doch lieber unser Dienstmädchen besorgen. Ich würde mich sogar vor dem Postbeamten schämen, wenn ich selbst die Pakete abgeben müßte, denn es käme mir vor, als erriethe er den Inhalt und bedauerte mich wegen der verlorenen Mühen und Kosten.«

»Sentimentale Ideen!« rief Adams.

Die Manuscripte wurden zur Post befördert, und die drei Menschen waren glücklich und froh, denn der allergünstigste Wind, dessen sich der Sterbliche zu erfreuen hat, der Wind der Hoffnung, blähte ihre Segel und verhiess eine gute Fahrt. Leider erweist sich dieser Wind nur zu oft als trügerisch; kaum hat das Fahrzeug den Hafen verlassen, so schweigt er, und die Segel fallen schlaff zusammen.

Es folgten Tage aufgeregter Erwartungen. Man berechnete, wie bald die ersten Antworten eintreffen könnten, man sah den Briefträger die Straße daher kommen und rechnete halb und halb darauf, er werde einbiegen und eine gute Kunde bringen, aber ein Tag verstrich nach dem anderen, und keiner brachte die gewünschten Nachrichten. So oft der ungeduldige Adams vorfragte, ob Nichts gekommen sei, so oft mußte er sich verneinende Antwort holen, so daß er in die unmuthigen Worte ausbrach:

»Das *Warten* mag der Teufel holen! Die besten Früchte werden versäuert, wenn sie zu spät reifen, und die schönsten Erfolge verlieren ihren Werth, wenn man zu lange auf sie hat warten müssen.«

Endlich kamen die Antworten, eine nach der anderen, aber es waren – Ablehnungen, welche die zurückgesandten Manuscripte mit mehr oder weniger höflichen Schreiben begleiteten. Die eine Redaktion bedauerte, bei überhäuftem Vorrath von Beiträgen keinen Gebrauch machen zu können, die andere sandte die Novelle einfach als ›nicht geeignet‹ zurück, die eine frankirte das Packet, die andere nicht.

Da gab es betrubte Gesichter im Korn'schen Hause.

Adams äußerte in seinem Zorn:

»Ich wollte, ich könnte mich einmal über die Kerle hermachen und sie tüchtig durchprügeln, denn ich bin

überzeugt, sie haben die Novellen gar nicht einmal gelesen. Sagt nicht der eine Schwachkopf: ›Wir sind im überreichem Maße versehen mit Beiträgen *namhafter* Verfasser?‹ Als wenn ein Verfasser, der zum ersten Male auftritt, nicht eine viel bessere Novelle schreiben könnte, wie ›namhafte Verfasser‹, wenn er diesen an Geist überlegen ist! Und wie in aller Welt soll denn ein Verfasser ›namhaft‹ werden, wenn man deswegen noch Nichts von ihm druckt, weil er noch nicht ›namhaft‹ ist?«

Mit trauriger, aber doch ergebener Resignation sagte Bernhard:

»Meine Novellen werden wohl den gerechten und begründeten Anforderungen nicht entsprechen.«

»Das glaub' ich nimmermehr! Ich hab' sie zwar nicht gelesen, aber ich bin überzeugt, daß sie gut sind.«

»Ja, das sind sie,« – erklärte Dora mit Wärme – »und wenn ich mir auch kein ästhetisches Urtheil anmaßen will, so hab' ich doch genug gelesen, um Vergleichen anstellen zu können. Bernhard hat mir die Novellen vorgelesen, und sie haben mir sehr gut gefallen; sie bilden bei ihrer idealen Haltung, bei ihrer strengen Sittlichkeit, bei ihrem spannenden Inhalt und bei ihrer edlen Sprache eine viel bessere Lektüre, als viele flache Dorfgeschichten oder gemüthquälende Erfindungen im französischen Geschmack.«

Bescheiden sagte Bernhard:

»Ich habe sie selbst für eine gute und angenehme Lektüre gehalten, sonst hätte ich sie nicht zum Abdruck angeboten. Auch erkläre ich mich keineswegs für schon besiegt, ich halte es sogar für meine Pflicht, von dem Versuche nicht zu früh abzustehen.«

Er wandte sich wirklich an andere Adressen, und siehe da, es schien besser einzuschlagen. Eine neubegründete Zeitschrift, die den Namen eines geachteten Novel-
listen als Redakteur an ihre Spitze stellte, erklärte sich bereit zur Aufnahme der eingesandten Novelle. Ebenso nahm eine ziemlich verbreitete Zeitung die Erzählung, die ihr Bernhard für ihr Feuilleton angeboten hatte, bereitwillig an. Beide Redaktionen hatten anständige Honorirung in Aussicht gestellt. Zwar gaben sie keine Freixemplare, und Bernhard war daher genöthigt, auf beide Zeitschriften zu abonniren, wenn er seine Geistesprodukte gedruckt in Händen haben wollte, aber das ließ sich von dem späteren Honorar decken. Und wie freuten er und Dora sich, als sie die Druckblätter in Händen hielten, auf denen die Novelle und die Erzählung begannen, und die fast zu gleicher Zeit angekommen waren! Sie kamen ihnen vor wie Anweisungen auf eine bessere sorgenfreie Zukunft und waren, wie Adams sagte, an sich selbst schon ›geldeswerthe Papiere‹.

Aber die letztere Ansicht stellte sich als täuschend heraus. Die neubegründete Zeitschrift machte nicht das Glück, worauf Verleger und Herausgeber gerechnet haben mochten, die verwendbaren Mittel reichten nicht

aus, und sie schlief nach einem halben Jahre still und unbemerkt ein. Bernhard schrieb an den Redakteur, blieb aber ohne Antwort und natürlich auch ohne Geld. Die Zeitung hörte zwar nicht auf, wechselte aber die Redaktion, der neue Herausgeber wollte von den Verpflichtungen des alten Nichts wissen, der alte aber – beantwortete den an ihn gerichteten Brief gar nicht.

Dora war sehr niedergeschlagen, so daß Bernhard sie nach besten Kräften trösten mußte.

Adams war ganz wüthend:

»Sonach hättest Du« – sagte er – »Dir die Unkosten mit Schreibmaterial und Portogeldern ganz umsonst gemacht, von der verlorenen Zeit und Mühe gar nicht einmal zu reden! In meinem Leben hätte ich nicht gedacht, daß es unter den Schriftstellern solche Schubjacken gäbe, wie diese Redakteure sind.«

Bernhard ließ sich am wenigsten entmuthigen, er hielt vielmehr mit fieberhafter Aufregung an dem Plane der Schriftstellerei fest. Nachdem er die letzte Hand an seinen Roman ›Der Volksfreund‹ gelegt hatte, betrachtete er freilich das fertige Manuscript nicht mit jener freudigen Hoffnung, die er bei der Beendigung der Novellen empfunden hatte, aber ohne Hoffnung war er keineswegs, nur wußte er nicht recht, wohin er sich wenden sollte. Dora wußte natürlich nicht zu rathen, aber Adams, der an dem Familienrathe Theil nahm, sagte:

»Ich würde an Deiner Stelle die Schrift nicht bei verschiedenen Buchhändlern des zweiten oder dritten Ranges herumschicken; sie haben nicht einmal den Muth, es

mit einem Schriftsteller zu versuchen, dessen Name noch nicht in den Katalogen aller Leihbibliotheken figurirt, sie werden daher das Manuscript ungelesen zurücksenden. Ich würde Alles auf einen Wurf setzen: entweder – oder!«

»Wie verstehst Du das?«

»Wende Dich an den bedeutendsten Buchhändler, der Dir bekannt ist. Ist das Werk gut, wie ich voraussetze, so nimmt der es eher an als jeder Andere, und es wird dann sein Glück schon machen. Nimmt er es aber nicht an, so halt' ich es für vergebliche Mühe, es noch bei Anderen zu versuchen.«

Diese Ansicht leuchtete Bernhard ein, und er beschloß, das Manuscript der Kater'schen Verlagshandlung einzusenden, die einen der ersten Plätze am Firmamente des deutschen Buchhandels einnahm. Als Dora die Papiere einpackte und versiegelte, während Bernhard mit trübem Lächeln zuschaute, unterdrückte sie einen tiefen Seufzer banger Sorge.

Nach ziemlich langer Zeit lief ein Schreiben des Buchhändlers Kater ein, worin er sich nicht abgeneigt zeigte, auf das Verlagsanerbieten einzugehen, jedoch zu wissen verlangte, welche Honorar-Bedingungen der Verfasser setze.

»Die Sache zieht, beim Himmel!« rief Adams. »Es ist doch eine ganz andere Sache um so einen Haupthahn des Buchhandels, als um die kleinen Kläffer und Pfennigfuchser. Verlange nur ja ein tüchtiges Honorar, damit er Respekt behält!«

Bedenklich erwiederte Bernhard:

»Das ist's gerade, was mir bei der Sache nicht gefällt. Er als erfahrener Buchhändler muß ja am besten wissen, wieviel er bei einem solchen Erstlingswerk als Honorar daran wagen kann; er hätte mir daher sagen sollen: so und so viel biete ich Ihnen, sonst verzichte ich auf das Unternehmen. Ich aber weiß in meiner völligen Unbekanntschaft mit diesen Dingen nicht, wie ich mich nehmen soll. Fordere ich aus Schüchternheit zu wenig, so ist's mein eigener Schade, fordere ich zu viel, so riskiere ich, daß er mir das Manuscript zurückschickt, und ich um einen so annehmbaren Verleger gekommen bin. Was ist aber hier zu viel? was ist zu wenig? was ist eine angemessene Mitte? Ich weiß es nicht.«

Adams sagte:

»Ich weiß es freilich auch nicht, aber ich meine, Du müßtest eine recht ordentliche Forderung machen; kommt sie dem Herrn Kater zu hoch vor, so wird er schon seine Vorschläge stellen.«

»Was meinst Du, wenn ich einen Friedrichsd'or für den Druckbogen verlangte?«

»O, da ist zu wenig! Du mußt wenigstens zwei fordern.«

Nach längerem Hin- und Herreden vereinigte man sich endlich dahin, daß anderthalb Friedrichsd'or für den Druckbogen verlangt werden sollten, und es ging ein Schreiben in diesem Sinne an den Verleger ab.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Buchhändler erklärte sich mit dem verlangten Honorar einverstanden, knüpfte aber die Bedingung daran, daß

die Ausbezahlung stattfinden solle, sobald fünfhundert Exemplare abgesetzt wären.

»Es kommt nun darauf an,« – schrieb er – »ob Sie so viel Vertrauen zu Ihrem Romane haben, daß Sie mit dieser Bedingung einverstanden sind.«

Diese fatale Bedingung wollte namentlich Adams gar nicht gefallen.

»Wer kann ihm denn nachrechnen,« – sagte er – »wann die fünfhundert Exemplare verkauft sind?«

Diesen Gedanken wies Bernhard mit Recht, als unvereinbar mit der Ehre einer solchen Firma, entschieden zurück.

Dora hatte wieder zu hoffen begonnen und meinte:

»So viele Exemplare werden gewiß bald verkauft; ich würde auf den Vorschlag eingehen.«

Bernhard erwog, daß er an dem großen Namen der Firma eine Art Garantie des Erfolges besitze, daß es ungewiß war, ob er überhaupt einen anderen Verleger finde, ja daß er gar nicht beabsichtigte, einen anderen zu suchen, er hegte ferner hoffendes Vertrauen, auf den Beifall, den das Buch finden würde, er entschloß sich daher, die Bedingung anzunehmen. Der Buchhändler erwiederte auf das desfallsige Schreiben, daß er diesen Entschluß vorausgesehen und bereits die nöthigen Vorbereitungen zum Abdruck getroffen habe.

4. LEHREN DES ALTEN KATERS FÜR DEN JUNGEN KATER.

Um die dornige Laufbahn, welche Bernhard als Schriftsteller betreten hatte, nicht auch für uns zu qualvoll

zu machen, dürfte es am gerathensten sein, und vermöge des wahren Zaubermittels, der Phantasie, in die Geheimwerkstätte oder Hexenküche zu begeben, wo jetzt ein Heilmittel oder auch ein Gifttrank für den armen Schullehrer gebraut wurde, nämlich in das Privat-Arbeitszimmer des Verlagshändlers Kater, welches Niemand ohne besondere Ermächtigung oder Aufforderung betrat.

Die Kater'sche Buchhandlung, mit der in Deutschland nur die von Cotta oder Brockhaus wetteifern konnte, hatte sich namentlich im schönwissenschaftlichen Verlag einen außerordentlichen Namen gemacht, sie beschäftigte zahlreiche Pressen, sie gab politische, kritische und belletristische Zeitschriften heraus, sie besaß unermessliche Geldmittel und machte zu Zeiten einen durchaus nicht ängstlichen Gebrauch davon, um die kostbarsten Unternehmungen von scheinbar zweifelhaftem Erfolg in's Leben zu rufen, ja es scheute mitunter bedeutende Opfer nicht, um einen berühmten Namen an ihre Firma zu ketten, und – – das Geschäft warf jahraus, jahrein einen ganz außerordentlichen Reinertrag ab.

An der Spitze stand der nun schon bejahrte Kater, der sich aus den schwierigsten Verhältnissen anfangs langsam, dann immer rascher zu dieser bedeutenden Höhe emporgearbeitet hatte, und der nur das bedauerte, daß er bei seiner emsigen Betreibung des Geschäftes nicht dazu gekommen war, sich zu verheirathen, und daß es ihm also nun im Alter an einem Sohne fehlte, der als Beistand die Anstrengungen mit ihm theilte und später als

Erbe für ihn einträte. Doch hatte er den Sohn eines verstorbenen Bruders an sich herangezogen, um ihn in die Leitung der Geschäfte einzuführen, ihn nach einiger Zeit zum Theilnehmer aufzunehmen und ihm endlich einmal die ganze Firma zu vererben. Nur dieser Neffe hatte freien Zutritt für gewisse Stunden zu dem geheimen Arbeitszimmer, und der Oheim pflegte ihn dann als Sekretair in solchen Angelegenheiten zu gebrauchen, die für möglichst Wenige zur Einsicht und Kenntnißnahme bestimmt waren. So finden wir auch in diesem Augenblick, wo wir einen Blick in das sonst ziemlich unzugängliche Zimmer thun, den Onkel und den Neffen darin anwesend.

Das Zimmer war nicht groß und wurde nur durch ein einziges Fenster erhellt, doch war dieses an Umfang und Konstruktion fast einem Kirchenfenster ähnlich. Demselben genähert stand ein kaufmännisches Arbeitspult mit nur zwei einander gegenüberliegenden Schreibplätzen; den oberen Rand nahmen theils kleine Fächer mit allerlei Papieren ein, theils eine Vorrichtung, daß durch Dräthe, welche von der Decke herunterliefen und in verschiedenen Richtungen von außen her in das Zimmer kamen, gewisse Klappen aufsprangen, wenn irgendwo der Zug in Bewegung gesetzt war, und daß daneben Handgriffe von Zügen herunterhingen, die dasselbe Manöver nach anderen Räumen hin ausführen konnten. Unmittelbar an den Schreibtisch ließ ein großer, flacher, mit grünem Tuch überzogener Tisch, auf dem in scheinbarer Unordnung

einzelne Druckbogen, Manuscripte, eben aus der Presse gekommene Blätter von Zeitschriften, eröffnete Briefe und dergleichen Dinge mehr lagen. Die Wände waren an allen verfügbaren Stellen mit hölzernen Gestellen besetzt, deren zahllose Fächer sehr sorgfältig mit Signaturen versehen zu sein und vorzugsweise Briefe zu enthalten schienen; ein feuerfester Schrank in der Ecke mochte werthvolle Papiere jeder Art in sich schließen. Außer der Hauptthüre, welche dem Fenster gegenüber lag, führte an jeder Seite eine schmale Thüre in einen leeren Raum, wo Schriftstücke und Drucksachen aufgesammelt lagen, die nicht mehr durch augenblicklichen Gebrauch in Anspruch genommen wurden; schritt man durch den einen, so gelangte man in die Schreibstube, wo die kaufmännischen Angelegenheiten des Verlags unter Führung eines Buchhalters von zahlreichen Federn erledigt wurden; schritt man durch den anderen Raum, so kam man zu dem Geschäftsführer der Druckereien und seinem Personal, noch weiter entfernt nahmen dann die Druckereien selbst und die buchhändlerischen Lager ganze Häuser ein.

Der alte Kater saß auf seinem Schraubstuhl, in die Aufstellung und Berechnung von Zahlen vertieft. Er war von großem und starkknochigem Körperbau; das Gesicht, voll Runzeln und Falten, erschien noch immer bedeutend, nur daß die Augen sich etwas zu sehr in ihre von buschigen Brauen überwölbten Höhlen zurückzogen, um rechtes Zutrauen zu erwecken; der ergraute, aber reiche Haarwuchs umstarrte den Kopf.

Der junge Kater war im Gegensatz gegen den sehr bequemen, aber unansehnlichen Anzug des Oheims fein und gewählt gekleidet; sein Gesicht, so viel der üppige wohlgepflegte Bartwuchs erkennen ließ, erschien intelligent und gutartig. Da er den alten Herrn in eine Arbeit versenkt sah, worin derselbe sich nicht gern stören zu lassen pflegte, so griff er einstweilen nach dem ersten besten Druckblatt und versenkte sich in das Lesen desselben dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie der Oheim seine beendigte Arbeit bei Seite schob und über das Schreibpult weg nach ihm hinblickte.

Der Letztere fragte endlich:

»Was liesest Du denn da so eifrig, Robert?«

»Es fiel mir die neuste Nummer unseres literarischen Wochenblattes in die Hand, und ich stieß auf die vortreffliche Recension des ›Volksfreundes‹, die nach der Chiffre von Professor Wendt herrührt. Ich habe nicht leicht ein feineres und edleres Lob gelesen. Ein gutes Buch verdient eine so gute Beurtheilung, beide sind einander werth. Wie muß sich der Verfasser freuen, daß sein erstes Werk eine solche Anerkennung findet!«

»Er soll sie allerdings lesen, und sie lag da auf dem Tische, um ihm zugesandt zu werden, da er ganz besonders darum gebeten hat, falls eine Recension im Wochenblatte erschiene, sie ihm mitzutheilen. Sonst hätte ich sie ihm lieber vorenthalten, was jetzt auffallend erscheinen könnte, wenn sie ihm zufällig auf einem anderen Wege zu Gesicht käme.«

»Aber warum vorenthalten?«

»Weil sie zu günstig.«

»Sie ist freilich sehr günstig, und namentlich herrscht darin eine Wärme vor, wie man sie bei geübten Recensenten selten findet. Aber dennoch möchte ich sie nicht zu günstig nennen. Seit länger Zeit hat mich ein Buch nicht so angesprochen wie der ›Volksfreund‹, und einige meiner Freunde, die Bildung und Geschmack besitzen, haben mir dasselbe erklärt.«

»Nichtsdestoweniger hätte ich, wenn ich so Etwas voraussehen konnte, dem Professor Wendt einen Wink gegeben, sich mehr zu mäßigen, oder lieber noch die Beurtheilung einem anderen Mitarbeiter übertragen. Ich muß jetzt in einer unserer übrigen Zeitschriften eine um so kühlere Recension veranlassen, damit diese hier ein wenig paralysirt wird.

»Halten Sie denn das Buch nicht für so gut?«

»Das will ich eben nicht sagen, das Buch ist wirklich gut, sonst hätt' ich es ja gar nicht von einem völlig unbekanntem Verfasser angenommen.«

»Ich verstehe Sie in der That nicht. Je mehr günstige Beurtheilungen erscheinen, um so vortheilhafter ist es doch für den Absatz des Buches.«

»In dieser Hinsicht, mein lieber Robert, bist Du – wie man in Amerika sagen würde – noch etwas ›grün‹, aber ich will gern der Zukunft wegen versuchen, Dich über den richtigen Standpunkt aufzuklären. Die Recensionen überhaupt entscheiden durchaus nicht über die Absatzfähigkeit eines Buches, zumal beim ersten Auftreten des Verfassers. Du wirst selbst einige Schriftsteller

und Schriftstellerinnen kennen, deren Werke von der berechtigten Kritik mit wohlverdientem Tadel, ja mit Spott und Hohn überschüttet werden und dennoch ein außerordentliches Glück machen, in allen Leihbibliotheken zu finden sind, verschiedene Auflagen erleben, sogar in fremde Sprachen übersetzt werden. Dagegen werden andere Schriften in allen besseren Zeitschriften mit Recht gelobt, aber – nicht verkauft.«

»Wenn es so ist, wozu dienen dann die kritischen Zeitschriften und die Kritiken überhaupt?«

»Zum großen Theil dienen sie für solche, welche die beurtheilten Schriften selbst zu lesen keine Lust haben, wohl aber Etwas über sie lesen wollen, um – – auch eine Meinung darüber zu haben. Außerdem ist aber auch ein kritischer Richterstuhl nothwendig, wenn am Ende das Urtheil und der Geschmack des Publikums nicht aus allen Heften gehen soll.«

»Aber was bestimmt denn nun die Absatzfähigkeit eines Buches?«

»Nun, natürlich die Leselust des Publikums.«

»Und wie muß ein Roman sein, um diese zu reizen?«

»Vor allen Dingen nicht zu gediegen; das Publikum ist selbst nicht solide und will daher auch keine zu solide Arbeit. Um ein wirklich poetisches Werk zu verstehen, dazu gehört eigene poetische Empfänglichkeit, die unsere große Lesewelt bei ihrer Geistesarmuth und Geistesträgheit nicht besitzt. Dann aber muß ein Verfasser, um Glück zu machen, entweder zufälliger oder bewußter

Weise den Geschmack des Publikums treffen; gewöhnlich geschieht das im Anfang unbewußt, indem der Verfasser selbst den Geschmack des großen Publikums theilt und in diesem Sinne arbeitet, nachher aber einen Vortheil immer besser versteht und ausbeutet. Jener Geschmack des Publikums in der Unterhaltungs-Lektüre ist wie jeder andere Geschmack eine reine *Mode*, ohne innere Begründung, wechselnd, auf Extreme verfallend, jetzt verlachend, was früher für schön galt, und nicht bedenkend, daß einst verhöhnt werden wird, was jetzt in Ansehn steht. Die Geschichte unserer Schaubühne wie unseres Romans weist das auf jedem ihrer Blätter nach. Wer jetzt die seichten Machwerke der Gegenwart liest, begreift nicht, wie einst der fade Claren ein solcher Liebling des Publikum sein konnte, er selbst aber mit seinem Geschmack wird wieder einer späteren Generation ungreiflich sein. Also dieses augenblickliche Bedürfniß der Lesewelt zu treffen ist das wahre Geheimniß, und dazu gehört vor allen Dingen, daß der Verfasser nicht zu Gediegenes liefere. Und ferner ist wünschenswerth, fast nöthig, daß er keinen anderweitigen Lebensberuf habe, daß er bloß Schriftsteller sei, denn nur als solcher wird er sich gehörig in sein Publikum hineinleben.«

Nicht ohne Trauer sagte der Neffe:

»Können denn aber die großen Buchhandlungen Nichts thun, um den Geschmack des Publikum zu heben und zu lenken? Wirft man doch auch dem großen Theatern vor, daß sie ihr Publikum verderben, indem sie ihm nachgeben, und verlangt man doch, sie sollten die schlechten

Stücke den Winkelbühnen überlassen und nur gute Sachen liefern! Ebenso gut könnten die angesehenen Buchhändler sich nur an die gediegenen Werke halten und den besseren Theil des Volkes an sich fesseln, während die kleinen Verlagshandlungen immerhin dem Modegeschmack folgen möchten.«

Der alte Kater tippte leicht auf seine Stirn und sagte mit einiger Bitterkeit:

»Dann würden die großen Buchhandlungen bald klein und die kleinen bald groß werden; Du bist wirklich ein noch zu junger Kater, um Mäuse zu fangen. Nur dem Cotta'schen Verlag ist es gelungen, einen solchen Standpunkt einzunehmen, weil er einmal die bedeutendsten Autoren der früheren Zeit im unbestreitbaren Besitz hat und daher sich von jeder unsicheren Unternehmung fern zu halten vermag.«

»Was nun aber den ›Volksfreund‹ betrifft – –«

»Ja, was den ›Volksfreund‹ betrifft, so liegt es gar nicht in meinem Interesse, daß derselbe übermäßig gelobt wird, denn einige Exemplare mehr würden doch vielleicht dadurch abgesetzt, und das fängt nun an mir unlieb zu sein.«

»In dieser Hinsicht versteh' ich Sie durchaus nicht!«

Der alte Kater fuhr ruhig fort:

»Der Verfasser erhält sein Honorar erst, wenn 500 Exemplare verkauft sind, es sind aber etwa nur 300 bis jetzt verkauft, und es ist nicht anzunehmen, daß die Zahl von 400 bedeutend überstiegen werde. In Voraussicht dieses

Erfolges habe ich den Vertrag mit dem Verfasser abgeschlossen.«

»Das scheint mir sehr hart!« murmelte Robert dazwischen.

»Solche Unterhaltungsschriften sind entweder ohne alle Aussicht, dann weise ich sie natürlich zurück, oder sie sind gut, aber keine eigentlich gangbare Modewaare, dann ist ihnen, unterstützt von den günstigen Verhältnissen meine Verlags, ein Absatz von etwa 400 Exemplaren gewiß, aber nicht darüber hinaus, oder Sie treffen und packen das Publikum an der rechten Stelle, dann ist der Absatz sehr bedeutend und ruft manchmal neue Auflagen hervor. Im letzten Fall können die Honorar-Bedingungen sehr glänzend gestellt werden, im ersteren aber würde, wenn das Honorar gezahlt werden muß, der Gewinn zu unerheblich sein, so hoch ich auch den Verkaufspreis einer solchen Schrift stellen mag. Die Möglichkeit, daß ein Werk dieser Art dennoch durchschlage, liegt immer vor, aber dann erhält der Verfasser ja auch sein Honorar, und bei einer zweiten Auflage – die Hälfte. Das ist nun beim ›Volksfreund‹ bestimmt nicht der Fall, sondern er bewährt sich so, wie ich von Anfang an gedacht habe, nämlich als ein recht gutes Buch, das meinem Verlag und dem Verfasser zur Ehre gereicht, und das mir einen mäßigen, doch immer ganz hübschen Gewinn abwirft.«

»Aber der Verfasser ist ein Schulmann, ein Familienvater vielleicht, er hat gewiß nicht um der Ehre, sondern um des Honorars willen das Werk herausgegeben; seine

Hoffnungen klammern sich muthmaßlich mit angstvoller Erwartung an den erwarteten Erfolg; ist es nun nicht grausam, ihn so ganz und gar zu täuschen.«

»Er hat sich selbst getäuscht, und ich *enttäusche* ihn bloß.«

In einer gewissen Entrüstung der Tugend ließ sich der junge Kater zu den Worten hinreißen:

»Dies mag *klug* gehandelt sein, aber ist es auch *gut* gehandelt?«

Aber der alte Kater runzelte die Stirn und sagte streng:

»Junger Mensch, ich muß bitten, die nöthige Ruhe und Rücksicht nicht zu überschreiten!«

»Ich meinte nur,« – sagte Robert erröthend – »daß in diesem besonderen Falle eine mildere Behandlung des Verfassers wohl am Platz gewesen wäre.«

»Diese Meinung ist grundfalsch. Der Buchhändler ist *Kaufmann*, und die Bücher sind seine *Waare*. Ein Geschäft auf Gefühle gründen zu wollen wäre Unsinn. Sowie der Kaufmann nicht sein eigenes Urtheil über Solidität oder Façon der Waaren bei seinen Einkäufen zu Grunde legt, sondern die Kauflust und den Geschmack des Publikums, so macht es der Buchhändler auch. Sowie der Kaufmann nicht nach der Würdigkeit oder Bedürftigkeit des Lieferanten fragt, sondern darnach, für seine Zwecke möglichst gut und billig einzukaufen, so der Buchhändler auch. Mit Gefühl mag man etwa Herzensfragen betreiben, worin ich keine Erfahrung habe, aber weder ein kaufmännisches Geschäft, noch Politik, noch irgend Etwas, wobei es sich um reelle Dinge handelt. Wär' ich ein

Buchhändler mit Gefühl gewesen, der nicht an die Waare, sondern an ihren Verkäufer gedacht hätte, so möchte ich wissen, wie es jetzt um die Kater'sche Firma stände.«

Bescheiden warf Robert ein:

»Aber Sie sind doch sonst nicht ängstlich in Beziehung auf Geldausgaben für gute Zwecke, und so dachte ich –«

Der alte Kater, der einmal im Eifer war, fiel ihm in's Wort:

»Womit hab' ich mir die Mittel für solche Ausgaben erworben, als durch meine Praxis im Verlag? Und soll ich nun dieser Praxis untreu werden und das Geschäft verderben? Wenn ich als *Mensch* und *Bürger* für Zwecke, die ich für gut halte, das Geld *thalerweise* ausbebe, so bin ich bei meinem geschäftlichen Erwerb verpflichtet, auf den *Groschen* zu achten, sonst würden jene Thaler bald fehlen. Hätte ich eine persönliche Beziehung zum Verfasser des ›Volksfreundes‹, fände ich ihn meines Beistandes bedürftig und würdig, so würde ich vielleicht ihm gern und wirksam unter die Arme greifen, aber so lange wir nur in dem Verhältniß des Verlegers und Schriftstellers stehen, ist das einzige Losungswort der *Vorthail*, für den Jeder von uns kämpft, so gut er kann. Und damit *basta!*«

Begütigend sagte Robert:

»Nun, der Verfasser wird ja muthmaßlich mit einem zweiten Roman hervortreten, und dann werden Sie ihm natürlich bessere Bedingungen bewilligen.«

»Ich werde gar keinen zweiten Roman von ihm verlegen.«

»Aber warum nicht?«

»Weil ich dann wirklich zu einer Honorar-Zahlung verpflichtet wäre, und somit ein zu geringer Gewinn in Aussicht stände.«

»Aber der arme Mann wird doch nicht wohl ohne ostensible Gründe abgefertigt werden können?«

»Ich wollte, ich hätte so viele gangbare Artikel auf meinem Lager, als ich für solche Fälle ostensible Gründe habe. Schreibe jetzt einen artigen Brief an Deinen Schützling, jedoch ohne alle Verbindlichkeit für spätere Geschäftsanknüpfung, und lege jenes Blatt mit der Beurtheilung bei. Frankirt!«

5. STATT DES LORBEERKRANZES – EIN DORNENKRANZ.

Adams hatte sich eingebildet, das Auftreten seines Freundes als Schriftsteller würde doch einiges Aufsehen in Zippelstedt hervorbringen, aber er hatte sich darin sehr geirrt; so viel er auch herumliief und herumhorchte, es sprach kein Mensch davon, und wenn er selbst das Gespräch darauf brachte, so wurde es sehr gleichgültig aufgenommen und sehr bald wieder fallen gelassen kurz, der Maler hatte Gelegenheit genug, neuen Stoff zu einem Kapitel aus der Naturgeschichte der Zippelstedter zusammen zu tragen. Man fragte vor allen Dingen, wie viel die Schriftstellerei dem Manne einbringe, und da Adams in dieser Hinsicht von der Wahrheit nicht abweichen konnte, so stieg sein Freund durchaus nicht in der Schätzung seiner Mitbürger, ja die Gegner desselben ließen es an

spöttisch verhöhnenden Anspielungen oder an heuchlerisch mißbilligenden Urtheilen nicht fehlen.

Endlich hatte sich eine Leihbibliothek bewegen lassen, das Buch anzuschaffen, und man las dasselbe gern, ja so *gern*, daß noch ein oder zwei Exemplare mußten angeschafft werden, um den Anfragen genügen zu können. Aber sei es nun, daß man doch andere Romane, welche den Modegeschmack der Zeit besser zu treffen wußten, lieber las, oder daß man im Allgemeinen die Begabung, ein solches Werk schreiben zu können, nicht sehr hoch ansah, genug, irgend ein besonderes Aufheben, wie es Adams erwartet hatte, wurde nicht von der Sache gemacht, und sie ging ziemlich spurlos vorüber. Manche lasen sogar das Buch gar nicht, weil – sie den Verfasser persönlich kannten und ihm nichts Außerordentliches zutrauten.

Anders stand es in dem engeren Kreise, der sich wieder in dem Gartenhäuschen des Arztes zusammenzufinden pflegte. Zwar der Arzt selbst interessirte sich wenig oder gar nicht für diese Art von Literatur, aber er ließ es wenigstens ruhig geschehen, wenn sich die Unterhaltung darauf wandte; irgend einen erheblichen Vortheil hatte er sich nie für den Verfasser versprochen. Schmalz ging in seiner ruhigen Weise auf eine Besprechung ein, lobte dieses, tadelte jenes, ohne jedoch eigentlich anregend auf Bernhard zu wirken. Busse war ein sehr lebhafter Bewunderer des Buches, er verschaffte durch seine tiefe Empfänglichkeit für dessen Schönheiten dem Verfasser ein sehr wohlthuendes Gefühl, ein viel wohlthuenderes

als der leidenschaftliche Adams, der die ganze Angelegenheit wie eine Art von Parteifrage ansah.

Nun kam die Beurtheilung des literarischen Wochenblattes an. Tiefe Rührung bemächtigte sich Bernhard's, als er sie las. Er hatte bis dahin immer gezweifelt, ob sein erfindendes und darstellendes Talent hinreiche, der Veröffentlichung werthe Dichtungen zu liefern, und nun fand er hier von kompetenter Seite – so mußte man annehmen – eine warme und unbeschränkte Anerkennung, ein so tiefes Verständniß seiner Intentionen, eine so scharfe Bezeichnung der Eigenthümlichkeiten seiner Leistung, daß er sich wahrhaft bewegt und erhoben fühlte. Dora zeigte sich ganz ihrer würdig. Sie nahm die Sache nicht mit einem Jubel auf, als würde ihr jetzt erst klar, daß sie einen hochbegabten Schriftsteller zum Gatten besitze, sondern mit der heiteren Freude darüber, daß man ihm nun auch von Außen zugestehe, was sie längst kannte und erkannte; ihre Freude aber hatte etwas ungemein Wohlthuendes für Bernhard.

Das Blatt wurde am folgenden Tage in den befreundeten Kreis mitgenommen und da gelesen.

Adams rief:

»Juchhe, nun sind wir oben d'rauf! Wer will uns Sieg und Triumph noch rauben?!«

»Allerdings ist dies« – sagte Schmalz – »ein bedeutender Erfolg, zumal da diese literarische Zeitschrift eines hohen Ansehens genießt, und die Gründlichkeit der Recension auf einen sehr gewiegten Kritiker schließen läßt.«

»Ich freue mich wie ein Kind!« rief Busse, sich vergnügt die Hände reibend. »Aber nun müssen Sie sofort einen zweiten Roman folgen lassen; wenn Sie einen solchen nicht schon unter der Feder haben, so machen Sie sich gewiß gleich daran.«

Auch Schmalz stimmte dem bei, und Adams fragte:

»Wie steht's mit Nummer Zwei? Statt wie eine gute Henne zu gackern, wenn sie ein Ei gelegt hat, bist Du wohl schon am Brüten, wie?!«

Bernhard erwiderte:

»Ich wollte doch vorher abwarten, ob mir der Erfolg des ›Volksfreundes‹ eine Ermuthigung zum Weiterarbeiten gäbe, der Plan zu einem neuen Romane ist freilich so gut wie fertig, aber niedergeschrieben ist noch Nichts davon.«

»Nun denn,« – sagte Busse – »frisch an's Werk!«

»Nicht eher geruht,« – fügte Adams bei – »bis der letzte Federstrich geschehen ist.«

Bedächtig nahm der Arzt das Wort:

»Ich bin zwar auch der Meinung, daß unser Freund durch das ihm verliehene Talent Ehre und Geld zu erringen streben mag, aber ich muß gar sehr vor einem zu hastigen und unausgesetzten Betreiben dieser Beschäftigung warnen. Die Gesundheit unseres Freundes ist nicht die beste, seine Lehrerthätigkeit nimmt ihn schon allein hinreichend in Anspruch, eine Ueberhäufung von Arbeit wäre für ihn gefährlich.«

Busse und Adams widersprachen, aber der Arzt beharrte bei seiner Behauptung, daß keine Arbeit seine geistige Organismen mehr angreife, als die aus der eigenen Phantasie hervorgehende Thätigkeit, und Bernhard schien mit einem leisen Seufzer beizustimmen.

Nichtsdestoweniger begann er die neue Arbeit mit regem Fleiß, benutzte dazu jede Mußestunde und namentlich die Ferien, so daß Dora oft mit banger Besorgniß auf das immer zarter werdende Gesicht blickte, in welchem doch manchmal eine unnatürliche Röthe hervortrat, und daß sie oft des Nacht seinen schweren Athemzügen lauschte, die einen unruhigen Schlaf verriethen, aber wenn sie mild und herzlich von der Arbeit abrathen oder abhalten wollte, dann sagte er innig:

»Laß mich, liebe Dora, die Arbeit macht mir Vergnügen, und wenn ich zuweilen müde werde, so ist das ja ganz natürlich; auch der rüstigste Mann ist nach einem redlichen Tagewerk ermüdet. Das Einzige, was mich bekümmert, ist die Trennung von Dir und den Kindern, in der ich meistens leben muß, da ich nur in einsamer Abgeschiedenheit das Werk vollenden kann; doch Du denkst ja meiner auch bei dieser freiwilligen Trennung, und die Kinder sind bei Dir vortrefflich aufgehoben. Bald ist ja auch die Arbeit beendet, dann wollen wir uns einer frohen Muße hingeben, dann ruhe ich auf – meinen Lorbeeren, und die letzten Spuren der Anstrengung schwinden bald.«

Dora küßte ihn auf die durchsichtige Stirn und lächelte, aber sie konnte ihre Besorgnisse nicht unterdrücken.

–

So arbeitete denn also Bernhard rüstig fort, bis der neue Roman beendet war; die tiefe Ermattung, in welche er oft dabei verfiel, bekämpfte er durch die Kraft des Willens und durch die voranleuchtende Hoffnung, nun endlich einen nennenswerthen Erfolg zu erreichen. In tiefster Ermattung sah er zu, wie Dora das sauber abgeschriebene und sorgfältig durchgesehene Manuscript einpackte, doch lächelte er ihr dabei freundlich zu.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie bestand – in der *Zurücksendung* des Romans. Dabei befand sich folgendes Begleitschreiben:

»Mit Ihrer gefälligen Zuschrift, geehrter Herr, haben Sie das Manuscript Ihres neuen Romanes eingesandt, und ich bin Ihnen für das Erbieten, auch diesen mir zum Verlag überlassen zu wollen, dankbar verbunden. Ich habe, ungeachtet der Ueberhäufung von dringenden Arbeiten, doch Muße gefunden, den Roman mit Aufmerksamkeit zu lesen. Den Eindruck, den das Ganze auf mich gemacht hat, kann ich – offen gestanden – keineswegs als einen günstigen bezeichnen. Dem ›Volksfreund‹ gegenüber vermag ich wenigstens einen Fortschritt darin zu erkennen und muß annehmen, daß Sie sich mit dieser Arbeit allzu sehr übereilt haben. Zu diesen nicht ermutigenden Anschauungen kommt nun auch noch der Umstand, daß der Absatz des ›Volksfreundes‹ bis jetzt ein

sehr mäßiger gewesen ist. Ich kann denselben zwar augenblicklich noch nicht bis auf das Exemplar übersehen, allein soviel steht sicherlich fest, daß höchstens 350 Exemplare verkauft worden sind. Es ist dies kein aufmunterndes, sondern vielmehr ein herabstimmendes Resultat, und nach dieser Lage der Dinge sehe ich mich veranlaßt, den Verlag Ihres neuen Romans ablehnen zu müssen. Ich bedauere es um so mehr, diese Ihre zweite Arbeit nicht übernehmen zu können, nachdem meine Firma Sie mit dem ›Volksfreund‹ in die weiteren Kreise in der literarischen Welt gewissermaßen eingeführt hat. Unter diesen Umständen, die ich selbst beklage, bleibt mir weiter Nichts übrig, als das Manuscript hierbei an Sie zurückgehen zu lassen. – Mit der Bitte, daß Sie meine ablehnende Antwort entschuldigen wollen, empfehle ich mich Ihnen, geehrter Herr, hochachtungsvoll und ergebenst: *F. L. Kater.*« –

Mit dieser Entscheidung brach Bernhard's körperliche und geistige Kraft zusammen; sie war mühsam durch die Hoffnung gestützt gewesen, und da diese Stütze genommen wurde, so behielt sie keinen Halt mehr. Stumm reichte er das Schreiben seiner Dora, und sie fand die Worte und Thränen, die ihm fehlten, sie erglühte in ungewöhnlichem Zorn gegen den Buchhändler und sagte in ihrer Aufregung:

»Jetzt mußt Du erst recht einen anderen Verleger suchen, damit das Buch dennoch erscheine und der harteherzige Mann beschämt werde.«

Bernhard schüttelte mit mattem trübem Lächeln den Kopf.

Aber auch die Freunde waren einstimmig der Ansicht, daß Bernhard die Sache nicht fallen lassen solle. Die harten Worte, von welchen der Unmuth der beiden jüngern Männer übersprudelte, brauchen wir nicht zu erwähnen.

»Der Roman« – sagte Bernhard – »wird wohl in der That nicht genügend ausgefallen sein, und dann ist der Verleger ja in seinem vollen Rechte. Ich fühlte beim Ausarbeiten des Buches oft genug, daß mir die rechte Frische des Geistes und Körpers fehle, und ich hätte mir ein solches Resultat voraussagen können.«

Schmalz bat sich das Manuscript zur Ansicht aus, und nach ihm durchlas es Busse; Beide stimmten darin überein, daß die Dichtung nicht nur eine sehr anziehende Lektüre bilde, sondern daß sie durch ihren milden Ernst und durch ihren Gedankenreichthum weit über diesen Anspruch hinausgehe.

»Ich lese« – sagte Schmalz – »nur selten dergleichen Schriften, doch mache ich mich von Zeit zu Zeit mit demjenigen bekannt, was eben vorzüglichen Beifall findet, um einigermaßen in Kenntniß des Geschmackes und der Literatur der Gegenwart zu bleiben; ich muß aber gestehen, daß ich dieses Buch sowie den ›Volksfreund‹ über das Meiste setze, was sich in den letzten Jahrzehnten eines großen Beifalls erfreut hat.«

Busse pflichtete lebhaft bei:

»Hier ist keine zu einer leichten Unterhaltungslektüre verarbeitete und verhunzte Weltgeschichte, sondern eine

freie geistige Schöpfung, keine nach französischer Art die Nerven quälende Seelenmarter, sondern ein tiefes Glück und Weh des Lebens, wie es sich zuletzt in voller Harmonie auflöst, seine Schilderung von ganz unbedeutenden Dorfgeschichten, – die so matt ihrem großen Vorbild einen abgeschwächten Nachhall geben, sondern eine Darstellung tiefen und innigen Seelenlebens. Ich begreife wirklich die Welt nicht.«

»Oder vielmehr den Buchhändler Kater!« rief der höchst entrüstete Adams. »Wenn er den Verkaufspreis des ›Volksfreundes‹ nicht so unsinnig hoch angesetzt hätte, so würde das Buch als eine bessere Art Volksbuch in alle Kreise gedrungen sein und einen ganz anderen Absatz gefunden haben. Schaden hat der Herr Kater unmöglich bei dem Verlag gehabt, ehrenvoll bekannt ist einmal der Verfasser; mußte nun Jener nicht schon aus Rücksicht auf diesen einen zweiten Versuch machen? Zumal da Freund Korn nicht einmal das Siegellack für seine Zusendungen an Herrn Kater, geschweige denn die übrigen Auslagen herausbekommen bat. Wie mir scheint, hat immerhin der ›Volksfreund‹ einiges Geld und einige Ehre eingebracht, und Herr Kater glaubt sehr christlich zu theilen, wenn er für sich das Geld behält und dem Verfasser die Ehre läßt; da aber der Verleger genug Geld, der Verfasser genug Ehre besitzt, da Jener recht gut etwas mehr Ehre, Dieser etwas mehr Geld gebrauchen zu können scheint, so hätte die Theilung doch etwas anders ausfallen sollen. Aber versuch's mit einem anderen Buchhändler! Ich rieth zwar selbst zu einem möglichst bedeutenden, weil

ich nicht wußte, daß ein solcher mit dem guten Klang seiner Firma bezahlt; ich rathe jetzt zu einem minder bedeutenden, wo die Sache vielleicht besser einschlägt.«

Selbst der Arzt unterstützte diese Aufforderung, da nun doch einmal Zeit und Mühe auf das Werk verwandt sei.

Es wandte sich denn nun Bernhard der Reihe nach an verschiedene Buchhandlungen zweiten oder dritten Ranges, erhielt aber überall abschlägige Antworten. Wo man dieselben zu begründen sich die Mühe gab, da kam es immer darauf hinaus, daß man kein Vertrauen zu einem Unternehmen haben könne, welches dem Kater'schen Verlag nicht annehmbar erscheine, nachdem derselbe doch das erste Werk des Verfassers übernommen habe.

Mit den Zähnen knirschend sagte Adams, als er einen solchen Absagebrief las:

»Ha, das ist die Einführung in die weiteren Kreise der literarischen Welt durch die Kater'sche Firma! Es fragt sich nur: war dieser Passus mehr Heuchelei oder mehr Ironie?«

Bernhard aber schloß unter den bittersten Empfindungen das zurückgewiesene Manuscript in seinem Schreibpult ein, und zwar so entlegen und versteckt, daß seine Augen so leicht nicht darauf fielen, um ihn an Farbe und Duft der nun entblätterten Blume der Hoffnung zu erinnern.

Aber die Sorge grinste ihn mit immer entstellteren Zügen an, um wie ein wahres Medusenhaupt seine letzten

Kräfte zu tödten; unbezahlte Rechnungen, fällige Zinszahlungen, Steuern, Beiträge zur Wittwenkasse und ähnliche Ansprüche – das waren die Harpyen, die sich hohnlächelnd und störend niederschwangen, wenn er einmal in Ruhe nach seinem mühevollen Amte aufathmen oder in seiner Familie ein Gefühl des Glückes suchen wollte. Und dennoch ließ er sich nicht zu Unmuth oder Bitterkeit hinreißen, er lächelte doch, wenn auch unter Thränen, sein Herz konnte brechen, aber nicht mit Gott und der Welt zürnen, er blieb ein liebevoller Lehrer und ein zärtlicher Familienvater, so schwere Bedrängnisse auch sein Herz füllten.

6. ABENDRÖTHE.

Zu der tiefen Entmuthigung Bernhard's gesellten sich bald körperliche Leiden zu. Ein schleichendes Fieber schien ihn in bedrohlicher Weise erfaßt zu haben und verursachte krankhafte Zustände, die ihn zuweilen sogar zu einer Unterbrechung seiner Amtsthätigkeit nöthigten. Dora bemerkte dies nur zu wohl, aber so manche heimliche Thräne sie auch vergoß, so zeigte sie ihm doch stets das gleiche liebevoll-heitere Gesicht, und mit verdoppelter Wachsamkeit hielt sie Alles von ihm ab, was ihn aufregen oder beunruhigen konnte, ja ihr ganzes Wesen bekam zuletzt eine fast ängstliche Spannung dadurch, daß sie jeden das Haus Betretenden, sobald Bernhard anwesend war, gleichsam abfing, um seine drängende Mahnung an ihn gelangen zu lassen. Die Freunde hielten die

Kränklichkeit nur für eine Abspannung nach der zu angestrengten Arbeit und glaubten, bei größerer Ruhe werde sich dieselbe bald von selbst geben; blos der Kreisarzt theilte nicht diese Ansicht, doch behielt er seine eigentliche Meinung für sich, beobachtete aber den Freund fortwährend sehr genau, besuchte ihn auch oft und unterhielt sich manchmal über ihn mit Dora.

In diese düstere Zeit fiel ein freundlicher Sonnenstrahl. Es lief ein Schreiben ein, dessen Adresse die wohlbekannteste Handschrift der Kater'schen Firma trug, aber dieselbe barg nicht einen Brief des gestrengen Verlegers, sondern einen anderen, der an Herrn Kater mit der Bitte um gefällige Besorgung eingelaufen war; er rührte von einem schon bejahrten, sehr beliebten und allgemein bekannten Schriftsteller her, der diesen Weg gewählt hatte, um seine Worte an die ihm unbekannteste Adresse des Verfassers des ›Volksfreundes‹ gelangen zu lassen.

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

»Ein armer alter *Büchermacher* hat nicht Zeit und Muße viel zu *lesen*. Selten nur gestatten mir meine schwachen Augen die Freude, nach Anderer Büchern greifen zu dürfen, und noch seltener fühle ich mich – ehrlich zu sprechen – recht erquickt, wenn ich es gethan. – Heute früh gab mir eine werthe Freundin, die Gräfin Ahrburg, den ›Volksfreund‹ mit nach Hause, um ihn zu durchblättern; sie hatte ihn selbst noch nicht gelesen. – Ich begann gegen Abend – jetzt ist es Mitternacht, ich lege das Buch hin, wische mir die halbgetrockneten Thränen aus dem Gesichte, und eh' ich zu Bette gehe, muß ich – so

ist's mir um's Herz – dem mir Unbekannten, der mir eine reine Freude schenkte, meinen Dank zurufen. Mein Urtheil hat kein Gewicht, ich bin auf keine Weise zum Kritisiren berufen. Nur vom Gefühle leite ich her, was ich über eine Dichtung zu sagen weiß, aber eben mein Gefühl weist mich entschieden darauf hin, daß ein Roman nur dann Leben und innere Wahrheit haben kann, wenn er auf einem Grund und Boden spielt, auf welchem sein Schöpfer heimisch ist. Indem ich den ›Volksfreund‹ las, empfand ich von Zeile zu Zeile, daß der geist- und gemüthreiche Verfasser in Deutschland – denn er schildert echt deutsche Zustände – im höchsten Sinne des Wortes heimisch, daß er mit den innersten Charakterzügen unseres edlen Volkes vertraut, daß es der Hauch der Natur- und Lebensfrische ist, der dem Leser entgegenweht und ihn durch seinen erfrischend reinen Duft gleichsam erst empfänglich macht, den edlen deutschen Gesinnungen, die das Buch ausspricht, ganz die Brust zu öffnen. Es ist mir seit lange nicht so wohl um Kopf und Herz gewesen, als während ich diese Schrift las. Empfangen Sie meinen Dank! Er ist freilich von keiner großen Bedeutung, aber ich will mir nur selbst genug thun, indem ich denselben ausspreche.

N. N.« –

Dieser Brief war eine schöne und duftige Blüthe an Bernhard's ödem und steinigem Lebensweg; derselbe bewirkte bei ihm, was der Schmerz über Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten nicht vermocht hatte: er preßte ihm Thränen aus.

Dora sagte mit Augen, die diesmal nicht vom Kummer befeuchtet waren:

»Dieser schöne Ausdruck eines so edlen Gemüthes thut mir unbeschreiblich wohl und ist auch gewiß Dir, mein theurer Bernhard, ein reicherer Lohn als der Beifall der großen Welt.«

»Ja, das ist er, liebe Dora, und er könnte mich beinah, ähnlich jenem Maler, zu dem stolzen Worte bewegen: Ich bin doch ein Dichter!«

»Du bist gewiß ein geist- und gemüthreicher Dichter, wie es in dem Briefe heißt, und die ehrenvolle Anerkennung, die Dir in der Beurtheilung der literarischen Zeitschrift zu Theil wurde, findet hier eine rührend schöne Bestätigung.«

»Gewiß hat mich die Beurtheilung, die Du meinst, erhoben und erfreut, aber wenn ich sagen sollte, ob ich mehr Werth auf *sie* oder auf dieses Schreiben lege, so würde ich doch das Letztere vorziehen.«

»So ist's mir auch zu Sinne. Was ist übrigens der Absender eigentlich, wo und in welchen Verhältnissen lebt er?«

»Obgleich er fast der populärste Dichter Deutschlands ist, so war mir doch von seinen näheren Lebensumständen Nichts bekannt. Der Brief ist aus der Residenzstadt X. datirt, also wird er jetzt dort wohnen.«

»Willst Du ihm antworten?«

»Das versteht sich, jetzt augenblicklich.«

»Heute nicht, mein Bernhard, Du bist etwas aufgereggt, thu' es lieber morgen. Ich will Dir dafür eins der schönen Lieder des trefflichen Mannes vorsingen, ich habe ja mehrere davon.«

»Ja, das thue, Dora.«

Und sie sang, sich selbst auf dem Instrumente begleitend, eines jener herzigen Lieder, die den Weg zu allen deutschen Herzen gefunden hatten.

Am nächsten Tage schrieb Bernhard eine warme und innige Erwiderung. Dennoch mußte zwischen deren Zeilen Etwas von dem gedrückten Geist und der gebrochenen Gesundheit des Briefschreibers zu lesen sein, denn fast umgehend kam ein zweites Schreiben des alten Schriftstellers. Er berichtete darin zunächst über sich selbst, daß er von dem hochherzigen Fürsten, in dessen Residenz er nach stürmischer Lebensfahrt einen ruhigen Hafen gefunden, als Hoflektor angestellt sei – eine völlige Sinekure bei seiner geschwächten Sehkraft – und sich nach Lust und Laune mit Ueberarbeitung früherer oder auch Abfassung neuer Arbeiten beschäftigte, dann aber bat er mit freundlichem Nachdruck um einige Auskunft über die näheren Verhältnisse des Verfassers des ›Volksfreundes‹ und fragte an, warum nicht bereits ein zweiter Roman von ihm erschienen sei. Bernhard erwiederte hierauf mit einer Darstellung seiner Lebensverhältnisse, verschwieg nicht, daß seine Gesundheit erschüttert sei, und ebenso wenig, daß für einen zweiten Roman es ihm – an einem Verleger fehle.

Nach etwas längerer Unterbrechung kam abermals ein Schreiben des wohlmeinenden alten Schriftsteller an. Er ließ mehr errathen, als er deutlich ausgesprochen hatte, wie er Hoffnung habe, seinen Fürsten für Bernhard zu interessiren, er ging dann mit klaren deutlichen Worten auf die Herausgabe des zweiten Romanes ein.

»Ich habe« – schrieb er – »meinem Verleger so lange in den Ohren gelegen, bis er sich den ›Volksfreund‹ genauer angesehen hat. Dies ist geschehen, und es bleibt weiter Nichts zu thun, als daß Sie das Manuscript einsenden und dem Buchhändler überlassen, die näheren Bedingungen festzustellen. Sie bekommen an Z. einen Verleger, der mit in der ersten Reihe zählt, und bei dem, was mehr sagen will, Kopf und Herz an der rechten Stelle sitzen.«

So groß die Freude über diese Nachricht war, so erhielt sie doch gleichsam einen Dämpfer, indem unmittelbar darauf ein Schreiben vom Gericht einlief, worin ihm mitgetheilt wurde, daß er von einem Kaufmanne wegen einer Schuld verklagt sei. Umsonst suchte er dem Kläger klar zu machen, daß er bald im Stande sein werde, die Schuld zu decken, derselbe wollte von einer vermeintlich so unsicheren Sache wie Schriftsteller-Honorar Nichts wissen. Da trat Teuffer mit seiner Bürgschaft ein, und die unangenehme Sache war erledigt, aber doch nicht, ohne Bernhard jetzt sehr reizbaren Geist tief verwundet zu haben.

Als das Manuscript bereit an den neuen Verleger abgegangen war, theilte Bernhard dem Freundeskreise diese

frohe Nachricht sowie den ersten Brief des alten Schriftstellers mit. Man würdigte den Brief sowie die nachherige hilfreiche Vermittelung des Allen wohlbekannten Dichters nach Verdienst.

»Das ist doch einmal ein *Mann* unter den vielen Lumpen, die leider Gottes Erdboden betreten!« rief Adams.

Schmalz fügte hinzu:

»Vielleicht gelingt es diesem unerwarteten Freunde, Sie in Verbindung mit seinem Fürsten zu bringen.«

»Ich wüßte nicht,« – sagte Bernhard – »was der Fürst mit mir anfangen sollte.«

»Aber ich wüßte wohl,« – entgegnete Adams – »was Du mit dem Fürsten anfangen könntest, nämlich ihn zum großmüthigen und splendiden Gönner haben.«

Die Umwahl des Magistrats, auf die man schon lange gespannt gewesen war, hatte um diese Zeit stattgefunden, und weder der alte Schwanhöfer noch sein Anhänger Klaproth waren wiedergewählt, sondern an Jenes Stelle der Gerichtsrath Bender, ein durchaus aufgeklärter und wohldenkender Mann, und an Klaproth's Stelle der wackere Meister Frei, so daß auch das Kuratorium eine Umgestaltung erhielt, die nicht nur für die ganze Schule vortheilhaft, sondern namentlich auch für Bernhard angenehm war.

Diese Sache war natürlich von unseren Bekannten mit Freude aufgenommen und oftmals besprochen worden.

Auch jetzt wandte sich die Unterredung auf denselben Gegenstand.

Adams sagte:

»Im Heerlager Kiese Wetter-Schwanhöfer soll eine große Niedergeschlagenheit herrschen, ja sogar ein innerer Krieg ausgebrochen sein.«

»Es ist bekannt,« – sagte Busse – »daß unser Direktor gänzlich gespannt mit der Familie Schwanhöfer ist.«

Schmalz setzte hinzu:

»Ohne sich einer Indiscretion schuldig zu machen, kann man auch dasselbe von meinem Amtsbruder sagen.«

Der Arzt sagte:

»Es ist fast außer Zweifel, daß der Töchterschule eine gänzliche Umänderung bevorsteht. Gegen die bisherigen Leiter derselben hat sich ein Geist der Unzufriedenheit und des Mißtrauens verbreitet, der mir kaum ganz verständlich, aber unzweifelhaft vorhanden ist.«

»Und wie« – sagte Busse – »der neue Dirigent heißen wird, das wissen wir so ziemlich sicher voraus.«

»Ja,« – fügte Schmalz hinzu – »für unseren Freund Korn scheinen sich die Umstände zufriedenstellend zu gestalten.

»Zufriedenstellend?« – rief Adams – »das ist ein viel zu kühler Ausdruck, sagen Sie lieber *brillant*! Rechnen Sie nur zusammen: ein der Mehrzahl nach wohlgeneigtes Kuratorium, das es an Gehaltszulagen und dergleichen Annehmlichkeiten nicht fehlen lassen wird; die Direktion der höheren Töchterschule, die ein Erkleckliches

einbringt, und bei welcher unser Freund Busse auch sein Plätzchen finden wird, um sich zugleich aus der Zahl der Backfische seine künftige Lebensgefährtin zu designiren; ein wackerer Verleger, der sich nicht darauf kapricionirt, Mäuse zu fangen, und der dem dreschenden Ochsen nicht das Maul zubindet; ein hoher Fürst als Gönner in Aussicht, wo es nicht an Jahresgeldern, Titeln und Orden mangeln wird – – sind das nicht wahrhaft brillante Aussichten?«

Schmalz und Busse lächelten hei dieser hoffnungsreichen Darstellung, nur der Arzt blickte mit trübem Ernst auf den Mann, dem so schöne Dinge in Aussicht gestellt wurden.

Bernhard sagte freundlich und mild:

»Erwarten wir ruhig, was da kommen soll. Ist es Gutes, so werde ich von Herzen dafür dankbar sein, fällt es umgekehrt aus, so will ich mir dadurch keinen Schmerz bereiten, daß ich es mir vorher zu schön ausgemalt habe.«

»Aber Du warst ja sonst so stark im *Hoffen!*« meinte Adams.

Sanft, aber traurig erwiederte Bernhard:

»Meine Hoffnungen für das Ganze und Große sind unerschütterter, was mich selbst betrifft – – doch lassen wir das lieber dahin gestellt sein.«

Als Bernhard und Busse fortgegangen waren, äußerte Schmalz:

»Die Aussichten für den braven Korn haben sich allerdings in recht erfreulicher Weise aufgehellt.«

»Zu spät!« erwiderte der Arzt mit tiefem Ernst.

»Da sei Gott vor!« rief der Geistliche erschrocken. »Sie wollen doch nicht sagen, daß seine Gesundheit unrettbar zerstört sei?«

»Unrettbar will ich seinen Zustand noch nicht nennen, aber fast hoffnungslos.«

»So wenden Sie doch eine energische Kur an!«

»Meine Wissenschaft giebt mir keine an die Hand. Was einzig geschehen kann, besteht in Folgendem. Er darf mit dem nun beginnenden neuen Schuljahr sein Amt nicht wieder antreten, sondern muß Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten. Sobald dann die Jahreszeit es erlaubt, muß er ein Bad besuchen, wenn die Kräfte noch dazu hinreichen – – was für ein das geeignetste ist, muß sich erst aus den bis dahin eintreffenden Umständen finden.«

»Ich bin bis zum Tode erschrocken – – der arme Mann! die arme Familie! Aber wenn es so eingerichtet wird, wie Sie sagen – und es muß eingerichtet werden – so haben Sie doch noch einige Aussicht auf Rettung?«

»Ein Schimmer von Hoffnung ist da, vorausgesetzt daß unser Freund keine anstrengende Arbeit unternimmt, daß er sorgenfrei mit seiner Familie lebt, wo möglich in einer reizenderen und gesunderen Gegend, als die unsrige nun leider einmal ist, und daß jede starke Gemüthsaufrregung ferne bleibt.«

»In dieser Art zu leben werden seine Verhältnisse freilich nicht gestatten. Daß es schon so weit hat kommen müssen!«

»Es ist allerdings traurig. Nur einige hundert Thaler *mehr* in seiner jährlichen Einnahme, und er hätte ein glückliches und segenbringendes Dasein noch lange führen können. Sein sorgenvolles Leben und sein früher Tod sind eine schwere Anklage gegen die verschrobenen Verhältnisse unserer Zeit.«

»Wenn jener Fürst, von welchem der alte Dichter schreibt, in's Mittel träte, so könnte wenigstens Alles geschehen, was Sie als zu einem Schimmer von Hoffnung führend bezeichneten.«

»Der Gedanke ist mir auch schon gekommen, und ich werde ohne Korn's Wissen an den Herrn Freiherrn, der sich so plötzlich zu seinem Gönner aufgeworfen hat.«

»Der Himmel gebe dazu seinen Segen! Sie hätten aber den kranken Mann gar nicht an seinem letzten Werke arbeiten lassen sollen, lieber Freund.«

»Ich habe genug abgerathen und gewarnt, aber er hatte die dargebotene Aussicht mit einer fieberhaften Energie ergriffen, und es schien wirklich der einzige Weg, um seinen finanziellen Verlegenheiten abzuhelpfen. Auch war sein Zustand damals noch nicht so schlimm, in ein wahrhaft gefährliches Stadium ist er erst getreten, seitdem die gänzliche Vereitelung jeder Hoffnung auf fernere schriftstellerische Thätigkeit den schwersten Streich gegen das bereits sehr erschütterte Nervensystem führte.«

»Schreiben Sie ja an den alten Dichter. Meine wärmsten Wünsche und Gebete begleiten jeden Schritt, der zur Möglichkeit eines besseren Ausganges führt, die geeigneten Maßregeln des Kuratoriums werde ich herbeizuführen suchen, und es wird mir ohne Zweifel gelingen.«

7. EIN BLICK AN EINEN FÜRSTENHOF.

Der Herzog war ein schöner Mann in blühendem Lebensalter. Es paßten auf ihn die Worte, die Olivia vom Herzog Orsino¹ spricht:

»Ich halte ihn für tugendhaft, ich weiß,
Daß er von edlem Stamm, von großen Gütern,
In frischer fleckenloser Jugend blüht,
Geehrt von Ruf, gelehrt, freigebig, tapfer,
Und von Gestalt und Gaben der Natur
Ein feiner Mann.«

Er saß in seinem Geheimzimmer, das zwar einfach, aber heiter durch Lage und Ausschmückung war; einige schöne Bilder, etliche Lieblingswaffen, ein geöffneter Flügel mit aufgeschlagenem Notenheft, eine keine Anzahl wahrscheinlich auserlesener Bücher, ein Schreibtisch mit verschiedenen Aktenheften – das war die Ausstattung, und man konnte daraus mit ziemlicher Sicherheit auf die Neigungen und Beschäftigungen des Bewohners schließen.

¹Shakespeare's: ›Was Ihr wollt‹ Akt I. Scene 5.

Also der Herzog saß an seinem Schreibtische, beschäftigt mit dem Durchlesen einer Denkschrift. Da meldete der vertraute Kammerdiener den ›Herrn Hoflektor‹.

»Eintreten!« befahl der Herzog und legte das Heft nieder ohne die geringste Spur von Unmuth über die Störung; vielmehr ging er dem bejahrten Manne, dessen weißes Haar ein noch immer geistreiches Gesicht einfaßte, mit gewinnender Leutseligkeit entgegen, indem er sagte:

»Ein seltener Besuch, aber um so angenehmer! Nehmen Sie in diesem Sessel Platz. Sie wollen wohl an die Bedeutung Ihres Amtes erinnern und mir Etwas vorlesen, denn ich sehe, Sie haben da ein Buch. Ich nehme das gern an, vorausgesetzt, daß das Buch von Ihnen selbst herrührt. Vielleicht eine ganz neue Schrift?«

»Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung; das Buch rührt nicht von mir her, und ich wollte auch nicht daraus lesen, da ich weiß, daß um diese Tageszeit Ew. Hoheit sich mit anderen Dingen zu beschäftigen pflegen, ich wollte nur Ew. Hoheit bitten, das Buch selbst in passenden Stunden lesen zu wollen.«

»Interessiren Sie sich für das Werk? Oder etwa für den Verfasser?«

»Beides, Hoheit. Anfänglich nur für das Werk, das mich außerordentlich gefesselt und erfreut hat, wie kein anderes seit langer Zeit. Dann hab' ich schriftlich die Bekanntschaft des Verfassers gemacht, und nun interessire ich mich auch sehr für ihn. Ich wollte aber auch gern Ew. Hoheit für Beide interessiren, daher meine Bitte.«

»Die Bitte ist leicht zu gewähren, und sie sei hiermit gewährt. Sonst noch Etwas zu wünschen, lieber Hoflektor?«

»Nein, Hoheit, für jetzt nicht Anderes, als gnädigst entlassen zu werden, um mir nicht Vorwürfe machen zu müssen, daß ich zu viel von einer kostbaren Zeit in Anspruch nehme.«

Der Hoflektor wurde sehr freundlich entlassen. Nach einiger Zeit, wo er einer musikalischen Aufführung am Hofe beiwohnte, fragte er:

»Haben Ew. Hoheit das Buch gelesen, das zu überreichen ich mir die Freiheit nahm?«

»Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich es noch nicht gelesen habe, weil ich einstweilen anderweitige Beschäftigungen hatte. Wird meine Strafe streng sein?«

»Einmal soll noch Nachsicht geübt werden.«

»Ich werde dieselbe nicht wieder nöthig haben.«

Aber dennoch hatte er auch das nächste Mal, als der alte Hoflektor wieder fragte, das Buch noch nicht gelesen, so daß er beinahe bei seinem Lektor in Ungnade gefallen wäre. Als jedoch einige Tage darauf der Letztere im Schloßpark umherwandelte, kam der Herzog auf ihn zu und begann:

»Ich habe jetzt den ›Volksfreund‹ gelesen, Herr Hoflektor.«

Der sonst immer heitere Greis erwiederte mit augenscheinlicher Betrübniß:

»Ich danke Ew. Hoheit aufrichtigst für die huldvolle Gewährung meines Wunsches: Darf ich mir die Frage erlauben, wie das Buch Ew. Hoheit gefallen hat?«

»Es hat mich sehr angesprochen, denn es ist aus einer edlen Wärme hervorgegangen und dabei mit unverkennbarer Eleganz geschrieben. Aber Sie hören mein Lob so trübselig an, lieber Lektor, als wenn es ein scharfer Tadel wäre, wie kommt das?«

»Ich dachte an den armen Verfasser, über den mir gerade nun die betrübendsten Nachrichten zugekommen sind.«

»Wie so? Wer und was ist der Verfasser? Wo lebt er? Ich interessire mich wirklich für ihn.«

Der Hoflektor berichtete nun, was er von Bernhard wußte, indem er besonders die Mittheilungen des Arztes hervorhob, die er eben erst erhalten hatte.

Theilnehmend fragte der Herzog:

»Und was meinen Sie nun, daß zu thun sei?«

»Das wird Ew. Hoheit Herz selbst beantworten, wenn ihm zu erwägen gegeben ist, daß die einzige Aussicht auf Rettung für den edlen Dulder in einem ruhigen sorgenlosen Leben besteht. Ohne Zweifel wird man ihm dort eine Pension bewilligen, aber diese reicht für jenen Zweck nicht hin, während der Zuschuß eines mäßigen Jahrgeldes zur Erfüllung desselben genügen wird.

»Ihre liebenswürdige Theilnahme für den Mann würde mir die Sache an's Herz legen, wenn ich auch nicht schon, wie der Fall ist, durch das Buch dafür gewonnen wäre. Ich werde die Angelegenheit in Erwägung ziehen.

Gewisses kann ich noch nicht versprechen, denn ich bin, wie Ihnen bekannt, ein strenger Rechenmeister in meinem Haushalt; ich muß zuvor untersuchen, ob mein Etat diese außerordentliche Ausgabe erlaubt. Ich werde Sie in Kurzem benachrichtigen, beruhigen Sie sich einweilen dabei.«

»Die Sache liegt in den besten Händen, Hoheit, ich bin vollkommen dabei beruhigt. Selbst wenn der Verfasser des ›Volksfreundes‹ nicht lange mehr eine so echt fürstliche Huld genießen sollte, so wird dieser Beweis großmüthiger Gnade doch noch einen schönen und versöhnenden Lichtblick auf seine letzten Lebenstage werfen.«

–

Der Herzog vergaß so wenig diese Angelegenheit, daß er noch an demselben Tage seinen Geheimen Kabinettsrath, Baron von Tungern, zu sich entbieten ließ und zu demselben sagte:

»Wir werden noch eine Jahresausgabe von etwa vierhundert Thalern aus unserer Privatkasse flüssig zu machen haben, lieber Baron, nämlich zu einem Jahrgelde für einen wohlverdienten, aber unglücklichen Schriftsteller. Soviel muß sich ja noch erübrigen lassen.«

Allerdings ließ sich so viel erübrigen, aber die Sache gefiel dem Baron von Tungern sehr wenig; denn erstens war er kein Freund von Schriftstellern überhaupt, und zweitens war er noch weniger ein Freund von solchen Angelegenheiten, zumal Gnadenakten, die nicht durch seine Hände gingen. Mit einem etwas säuerlichen Gesichte erwiederte er daher:

»Habe ich in dieser Sache einen *Befehl* von meinem allergnädigsten Herrn entgegen zu nehmen, oder bin ich in gewisser Hinsicht einer berathenden Stimme gewürdigt?«

»Nun, wie sich von selbst versteht, das Letztere. Ich weiß ja nicht einmal, ob die Kasse die Mittel hergiebt.«

»Allerdings ist die Privat-Schatulle Ew. Hoheit durch die zahlreichen laufenden Ausgaben, welche auf dem Gnadenwege bewilligt worden sind, fast überlastet. Dennoch würde sich für eine so geringe Summe Rath schaffen lassen, aber wenn ich meine unmaßgebliche und unvorgreifliche Stimme abgeben soll, so müßte ich von den näheren Umständen einigermaßen unterrichtet sein. Ist der in Frage stehende Schriftsteller ein Unterthan Ew. Hoheit?«

»Nein, er lebt im Großherzogthum ***, er ist mir aber durch unseren Hoflektor dringend empfohlen.«

»Ohne Zweifel auch durch vielverbreitete ausgezeichnete Schriften sich selbst empfehend?«

»Er hat nur *einen* Roman geschrieben, der zwar nicht sehr verbreitet scheint, mir aber sehr wohlgefällt.«

»Wenn es mir gnädigst erlaubt ist, so hätte ich doch einige Bedenken. Ich will davon schweigen, daß ich bereits über eine anderweitige Verwendung der allerdings disponibeln vierhundert Thaler einen Vortrag zu halten mir vorgenommen hatte – denn sobald an allerhöchster Stelle die Entscheidung getroffen ist, kann von keinem sonstigen Vorschlag die Rede sein – ich will mir vielmehr nur zu bemerken erlauben, was sich etwa gegen die Idee

des Herrn Hoflektors sagen ließe, daß die Gnade Ew. Hoheit einen Ausländer trifft, wird nicht nur einen schmerzlichen Eindruck auf Höchstihre Unterthanen machen, indem sich unter denselben kein dieser Gnade Würdiger zu befinden scheint, sondern es wird auch möglicher Weise den Großherzog von *** einigermaßen verletzen, indem es seiner eigenen Belohnung des Verdienstes vorgreift und sogar indirekt eine Rüge gegen deren Unterlassung ausdrückt. Außerdem scheint nur ein vielfach bewährter Autor, dessen Schriften in allen Händen sind, auf einen solchen Gnadenbeweis Anspruch zu haben, während bei einem Schriftsteller, dessen Ruf noch nicht feststeht, eine derartige Gnade mehr eine vorgreifende Kritik als eine wohlverdiente Belohnung zu sein scheint. Indessen schlägt der allerhöchst ausgesprochene Wille jedes Bedenken nieder.«

»Sie hatten einen anderweitigen Vorschlag über die Verwendung jener vierhundert Thaler? Worin besteht dieser Vorschlag?«

»Ew. Hoheit Kapelle steht in Gefahr, ihre erste Violine zu verlieren, denn Hatschek hat sicherem Vernehmen nach einen ebenso ehrenvollen als einträglichen Ruf nach Dresden erhalten.«

»Wie, ich sollte Hatschek verlieren, meinen besten Violinisten?« rief der Herzog lebhaft.

Der Baron von Tungern zuckte die Achseln und sagte:

»Es wird nicht anders sein, Hoheit.«

»Und mein Quartett, das seines Gleichen in seinem Ensemble sucht, würde gestört?«

»Vorzugsweise der Schmerz, daß Ew. Hoheit einen Abbruch des Vergnügens an diesem Lieblingsvergnügen erleiden möchten, hatte mich zu der Idee geleitet, die ich mir vorzutragen erlauben wollte, wenn nicht – –«

»Wie lautet diese Idee? Sprechen Sie es rasch und mit klaren Worten aus.«

»Mein unmaßgeblicher Vorschlag war, dem Hatschek eine Zulage von vierhundert Thalern zu bieten, nachdem ich mich nämlich bereits unter der Hand vergewissert hatte, daß er auf dieses Anerbieten eingehen und bei uns bleiben würde.«

»Machen Sie ihm das Anerbieten, lieber Baron. Wir müssen schlechterdings Hatschek behalten, wenn es irgend möglich ist. Aber wären wir vielleicht nicht auch mit einem Titel oder einer Dekorirung zu demselben Resultate gelangt?«

»Wohl um so weniger, als ein Titel von Dresden aus schon in Aussicht gestellt ist. Ich glaube sogar, daß wir das Eine oder das Andere der Gehaltserhöhung werden beifügen müssen, wenn wir unserer Sache gewiß sein wollen.«

»Im Nothfalle Beides, nur dürfen wir Hatschek nicht verlieren. Knüpfen Sie sogleich die nöthigen Verhandlungen an und betreiben Sie dieselben mit der gewohnten Umsicht und Gewandtheit.«

»Ew. Hoheit Befehle sollen vollzogen werden.«

»Aber was fange ich mit dem armen Verfasser des ›Volksfreundes‹ an, und was soll ich dem guten Hoflektor sagen?«

»Nach meinem unvorgreiflichen Ermessen könnten Ew. Hoheit gelegentlich eine Unterstützung von etwa hundert Thalern durch die Hände des Herrn Hoflektors dem Bedürftigen zufließen lassen.«

»Das kann allerdings geschehen, und es mögen zweihundert Thaler sein. Nehmen Sie sogleich die Angelegenheit mit Hatschek in die Hand.«

Auf eine entlassende Handbewegung verbeugte sich der Kabinetsrath tief und entfernte sich.

Der Herzog vermied in der nächsten Zeit seinen Hoflektor sichtlich, so sehr dieser auch die Gelegenheit zu einer Unterredung zu suchen schien. Bei einer abermaligen musikalischen Unterhaltung jedoch, wo der Hoflektor ein- für allemal Zutritt hatte, kam der Herzog auf denselben mit raschen Schritten zu und sagte eilig:

»Apropos, mein lieber Hoflektor, ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, Ihnen mitzutheilen, daß der Zustand meiner Privatkasse keine Zahlung eines Jahrgeldes an Ihren Schützling erlaubt, doch werde ich Ihnen nächstens eine namhafte Unterstützung für denselben einhändigen. Hat übrigens nicht der Hatschek meisterhaft gespielt? Gehört er nicht zu den ausgezeichnetesten Virtuosen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich um und sprach einen Anderen an.

NEUNTES BUCH. DAS ENDE.

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf:
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Schiller.

1. VERGELTUNG.

Wir müssen für eine kurze Zeit den Schauplatz unserer Erzählung nach der Schweiz verlegen, zwar nicht in dieselben Gegenden, wo einst Bernhard seine Dora gefunden hatte, aber in eine Oertlichkeit, welche mit Mariensteg eine große Aehnlichkeit besitzt, nämlich nach Hirselsel. Das Dorf liegt am Schlusse eines langen und wegen seiner Naturschönheiten berühmten Thales, in ihm endigt die gute, wohlunterhaltene Kunststraße, welche das ganze Thal verfolgt hat; von hier aus führt der Hirselpaß, nur für Reitpferde und Saumthiere gangbar, über ein Gebirgsjoch, das reich ist an jenen außerordentlichen Naturscenen, von denen man nicht recht zu sagen weiß, ob sie mehr erhaben oder mehr schrecklich zu nennen sind. Auf der anderen Seite des Passes stößt man auf eine der großen Heerstraßen, die nach Italien führen. Viele Reisende nehmen diesen Weg, weil er so reich an Schönheiten und Wundern der Natur ist; sie pflegen im Dorfe

Hirsel ihre bisherigen Reit- und Lastthiere mit frischen zu ersetzen und sich zugleich mit kundigen Führern zu versehen; ein sehr gut eingerichteter und wohlversehener Gasthof bietet den erwünschten Rastort, um diese Geschäfte abzumachen und zugleich jedem körperlichen Bedürfniß zu genügen.

Der Besitzer des Gasthofes stand in seiner Hausthüre und sah dem herankommenden Zuge einiger Fremder entgegen. Wer ein Vorurtheil gegen die Gastwirthe in den Alpen in Beziehung auf ihre Gewissenhaftigkeit, mäßige Rechnungen auszuschreiben, bereits mitbrachte, konnte gegen diesen Gastwirth besonders mißtraut werden, denn derselbe besaß wenig in seinem Gesicht, was Vertrauen erwecken konnte, und dennoch stand er wegen guter und billiger Bedienung der Fremden im besten Ansehen, so daß er von den Reisenden unter einander angelegentlichst empfohlen wurde.

Die kleine Karawane, die jetzt auf dem Platze vor dem Hause hielt, bestand aus einem einzigen Herrn mit einem Diener, Beide beritten, und zwei Pferdetreibern zu Fuß; von Gepäck ließ sich Nichts bemerken. Nachdem er abgestiegen war, lohnte der Herr die Landleute ab, aber es entspann sich dabei ein Zwist, in welchen sich der Gastwirth grundsätzlich nicht mischen zu wollen schien. Die Leute verlangten außer dem Lohn noch ein Trinkgeld, und der Fremde wollte sich nicht dazu verstehen, weil der verlangte Preis an sich zu hoch, die Beschaffenheit der Thiere unter jeder Erwartung, und das Benehmen

der Männer durchaus nicht höflich und zuvorkommend gewesen sei.

Der Eine von den Schweizern öffnete den gewaltigen Mund noch weiter, als nöthig war, und sagte mit höhnischer Grobheit:

»Wenn Sie bei sich zu Haus vielleicht Pferde vermietthen, so setzen *Sie* den Preis, hier thun *wir's*; wollen Sie englische Rosse dazu hergeben, so mögen Sie's thun, gesetzt den Fall, daß Sie solche haben; wollen Sie höflich behandelt werden, so seien Sie selbst höflich, denn wie man in den Wald ruft, schallt's wieder heraus, und wir sind freie Schweizer, die nach nicht Anderem fragen als nach ihrem Recht, und ein gutes Trinkgeld ist unser Recht.«

Der erzürnte Reisende schlug mit einer kleinen Reitpeitsche, die er in der Hand führte, nach dem Manne, und obgleich es ungewiß blieb, ob er denselben wirklich traf, so war die Folge doch höchst bedenklich für den Fremden: die beiden Schweizer erhoben sogleich ihre derben, eisenbeschlagenen Stöcke und drangen auf ihn mit dem Rufe:

»Der schäbige Patron will uns traktiren wie Hunde? Da soll ihn doch ein Donnerwetter regieren!«

Es hatten sich während des Streites bereits andere Männer um die Gruppe gesammelt, die Alle Partei für ihre Landsleute zu nehmen schienen.

Da trat der Gastwirth zwischen die Angreifer und da den Bedrohten, indem er mit leiser, aber sehr entschiedener Stimme sagte:

»Haltet ein, Leute, ich darf es nicht dulden, daß hier bei meinem Hause ein Unglück geschieht. Ich werde mit dem Herrn in's Haus gehen und die Sache vermitteln; wartet hier so lange, bis ich wieder herauskomme.«

Die Männer schienen hiermit einverstanden und dem ›Bärenwirth‹ den Austrag der Sache überlassen zu wollen, der denn auch sogleich die Reisenden in's Haus führte. Als sie im Gastzimmer angekommen waren, betrachtete der Wirth mit einem seltsamen unerklärlichen Ausdruck den fremden Herrn, der in kochendem Ingrimm einige Male auf- und abschrift.

»Nun,« – begann der Letztere endlich – »wie viel muß ich zahlen? Die Wirthe verstehen sich hier zu Lande trefflich mit ihren Landsleuten, und dergleichen Geschäfte gehen ja wohl zu gleichen Theilen. Also heraus mit der Sprache: wie viel muß ich zahlen?«

Ohne scheinbar das Beleidigende in Wort und Betonung zu berücksichtigen, erwiderte der Wirth in seiner sanften Weise:

»Das übliche Trinkgeld beträgt einen Kronthaler; wenn Sie in Anbetracht der thätlichen Beleidigung dieses Geld verdoppeln wollen, so glaub' ich wohl die Leute zur Ruhe sprechen zu können.«

Höhnisch sagte der Fremde:

»Das glaub' ich auch. Hier ist das Geld zur – Vertheilung.«

Der Wirth verzog seine Miene, sondern ging mit dem Gelde hinaus. Aber sein Vermittelungswerk schien nicht ganz leicht zu sein, denn die beiden Männer stellten

sich, wie man aus dem Zimmer sehen und hören konnte, höchst ungeberdig an, und die immer zahlreicher herbeiströmenden Dorfbewohner mischten sich lebhaft in die Verhandlung.

»Er wird zu viel für sich in Anspruch nehmen!« – sagte der zornige Fremde für sich selbst.

Endlich schien denn doch die Sache zum Austrag gekommen zu sein; die beiden Männer führten ihre Thiere in den Stall, die versammelten Neugierigen aber blieben noch stehen, den Fall weiter besprechend. Der Wirth trat wieder herein und meldete, daß die Angelegenheit abgemacht sei.

In hochfahrendem Tone sagte der Fremde:

»Ich wollte hier meinen Kammerdiener mit dem Gepäck erwarten, aber ich habe die Lust zu einem längeren Aufenthalte verloren. Bestellen Sie mir augenblicklich zwei Reitpferde und einen Führer. Wenn meine übrige Dienerschaft eintrifft, so sagen Sie dem Kammerdiener, ich sei weiter gereist, und er solle, nachdem er sich sofort mit frischen Thieren versehen, mir nach Leug nachfolgen. Ich will aber selbst den Vertrag mit den Leuten, die mich bedienen sollen, abschließen, um mich vor nachträglichen Prellereien sicher zu stellen.«

Der Wirth entgegnete mit gesenktem Haupte:

»Das wird nicht nöthig sein, gnädiger Herr, denn die hiesigen Einwohner haben bereits auf das Bestimmteste erklärt, Ihnen weder Mann noch Roß zur Weiterreise zu stellen.«

Glühend vor Zorn sagte der Fremde:

»Ah, ich begreife! Ich soll das Doppelte des üblichen Preises zahlen, oder so lange in diesem Gasthofs mich bewirthen lassen, bis – die Leute sich beruhigt haben, nicht wahr?«

»Sie verkennen ganz die Sachlage, gnädiger Herr.«

Mit einem höhnischen Verziehen des Gesichtes verließ der Fremde das Zimmer, trat unter den Vorbau der Hausthüre und rief den versammelten Dorfbewohnern zu:

»Wer von Euch will mich und meinen Diener nach Leug schaffen? Ich verspreche einen höheren Lohn als den gewöhnlichen.«

»Das ist er, das ist er!« rief's aus der Menge.

Ein Landmann von riesigem Körperbau sagte:

»Der schwächliche Kerl mit seiner Reitpeitsche! Verdammt soll Jeder in Hirsels sein, der ihm weiter hilft!«

»Er kann auf seiner Peitsche über den Hirselpaß reiten!« rief ein Anderer.

»Wenn ihm nicht vorher die Knochen im Leibe entzwei geschlagen werden!« drohte ein Dritter.

Da das Geschrei immer tumultuarischer wurde, zog sich der Fremde verwirrt in das Zimmer zurück, indem er für sich murmelte:

»Es ist ein infames Komplott, wovon ich Anzeige bei der Kanton-Regierung machen werde!«

Der Wirth machte eine leichte wegwerfende Geberde, und der Fremde mochte selbst gut genug wissen, wie wenig Nachdruck hinter dieser Drohung saß. Er sprach nach einer kurzen Pause:

»Ich muß also, wohl oder übel, hier Quartier nehmen; weisen Sie mir ein Zimmer an.«

»Wollen Sie vielleicht vorher meinen Rath hören?«

»Nun, wie lautet der? Eine Vermittelung durch Geld ohne Zweifel?«

»Die würde hier wenig helfen.«

»Oder soll ich die Ortsobrigkeit angehen?«

»Eine solche, die Ihnen in dieser Sache helfen könnte, ist gar nicht vorhanden.«

»Nun, so rücken Sie hervor mit Ihrem Rathe.«

»Senden Sie Ihren Diener zu Fuß auf der Straße zurück, worauf Sie gekommen, bis er Ihre übrige Bedienung antrifft; wenn die Begleiter derselben gleich unterwegs gedungen werden und einmal ihr Wort gegeben haben, bis Leug mitzugehen, so werden sie den Vertrag auch erfüllen. Lassen Sie aber den Zug seinen Weg über das Dorf Gaster nehmen, die Straße ist weniger benutzt, aber eben so gut wie die unserige; unmittelbar unter dem Hirselpaß treffen beide Züge zusammen.«

»Und wie soll *ich* weiter kommen?«

»Ich gebe Ihnen mein eigenes Reitpferd und begleite Sie selbst bis zum Spital jenseits des Passes, wo Sie Ihre Leute erwarten können.«

»Kann ich den Weg bis dahin nicht auch zu Fuß zurücklegen?«

»Auch das, er beträgt nur drei Stunden. In diesem Fall können wir sogar noch unbemerkt und besser das Dorf verlassen, da wir durch die Hintergebäude den Garten und durch diesen einen Fußweg erreichen. Obwohl ich

von meinen Landsleuten Nichts fürchte, denn sie werden mir das Recht und die Pflicht nicht bestreiten können, daß ich als Wirth für meinen Gast Sorge.«

Mißtrauisch fragte der Fremde:

»Sie schlagen diesen Dienst wohl sehr hoch an?«

»Ich verlange weiter Nichts, als daß Sie am nächsten Orte, wohin Sie gelangen, mir das Zeugniß geben, daß ich Sie gut befördert habe.«

»Das ist uneigennütziger, als ich erwartet hatte, es soll jedoch an einer guten Belohnung nicht fehlen.«

»Die messen Sie denn, falls Sie wirklich darauf bestehen, nach der Größe des Dienstes ab, wenn Sie denselben in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt haben.«

Der Fremde murmelte für sich:

»Nur eine etwas andere Art der Gelderpressung!«

Dann sprach er laut: »Wann können wir aufbrechen?«

»Sogleich, wenn Sie nicht erst Etwas genießen wollen.«

»Nein, es ist mir aller Appetit vergangen.«

»So brechen wir denn auf. Eine kleine Erquickung werde ich übrigens mitnehmen. Geben Sie dem Diener Ihre Befehle.«

Er verließ das Zimmer und begab sich in seine Wohnstube, wo seine Frau verwundert zusah, wie er eine Reisetasche umhängte und dann nach genauer Prüfung eine mehrläufige Pistole hineinsteckte.

»Was hast Du vor?« fragte sie.

»Ich begleite einen Fremden nach dem Hirsels-Spital.«

»Du selbst? Das ist ja seltsam. Auch siehst Du ganz sonderbar aus.«

»Wenn ich wiederkomme, theile ich Dir das Nähere mit. Für jetzt leb' wohl!« –

Stumm schritten die Wanderer den Saumpfad hinauf. Der Fremde war noch immer zu ärgerlich und außerdem zu stolz, um eine Unterhaltung zu beginnen, und der Wirth schien ganz in ernste Gedanken versenkt. Die Gegend wurde bald rauher und wilder, der Pfad zog sich neben immer steileren Abhängen her. Jetzt trat von der linken Seite eine glatte Felswand bis unmittelbar an den Steig, an der rechten aber stürzte sich ein Abgrund in eine Tiefe von vielleicht tausend Fuß; man konnte, ohne zu schwindeln, nicht über den Rand blicken, doch hörte man das dumpfe Rauschen eines Baches auf dem Grunde. Gegenüber zeigten sich eben so steile Abhänge, nur hier und da von einem krüppelhaften Gesträuch unterbrochen.

Den Fremden schien ein starkes Frösteln anzuwandeln, was theils durch die Beschaffenheit und Temperatur des Orts, theils durch das Bedenken, daß er sich zu kühn der Gefahr eines etwaigen Raubanfalles ausgesetzt haben könnte, hervorgebracht werden mochte. Sich schüttelnd, sagte er zum vorausgehenden Führer:

»Sind wir nicht bald am Ziele?«

»Bald.«

»Ich begreife nicht, wie man auf diesem Pfad reiten kann; es ist ja kaum möglich, hier sicher zu gehen.«

»Wer ein gutes Gewissen hat, mag hier sicher reiten wie gehen, aber gefährlich ist diese Stelle für einen Verräther, wie der Graf Garaschnin ist.«

Mit diesen Worten hatte sich der Wirth plötzlich umgedreht, seine Pistole in der Hand haltend, und sein düster glühendes Auge haftete an den entsetzten Zügen des zurückfahrenden Reisenden. Dieser stand zitternd an seine Stelle gebannt, indem seine Rathlosigkeit weder an eine Gegenwehr noch an Flucht dachte.

Doch stammelte er:

»Sie wollen mich berauben? Nehmen Sie Alles, was ich bei mir habe – Sie sollen weit mehr haben – - ich bin reich – – Sie scheinen mich zu kennen – –«

»Ja wohl kenn' ich Dich, den feigen Mörder Vanhulsten's!« rief der Andere mit fürchterlicher Stimme.

Bei diesem Namen bebte der Graf Garaschnin – denn er war es wirklich – zusammen, indem ihn die letzte Kraft verließ. Sein Gegner aber ließ plötzlich die Pistole fallen, erfaßte mit beiden Händen den Unseligen und schleuderte ihn über den Rand des Abgrunds. Da er aber keinen Sturz eines fallenden Körpers hörte, vielmehr nur ein nahes Stöhnen, so legte er sich auf den Boden, um über den Rand wegblicken zu können. Zufälliger Weise hatte, etwa eine Mannslänge unter dem Rand, eine kümmerliche Zwergkiefer in einer kleinen Spalte Wurzel gefaßt, war aber nicht nach oben fortgewachsen, sondern nach unten; in seiner Todesangst hatte Garaschnin dieses Bäumchen ergriffen und klammerte sich daran fest, über dem entsetzlichen Abgrund hangend. Verzweifelnd

schaute er nach oben und gewahrte das furchtbare Antlitz seines Verderbers; er winselte Klagen und Bitten hinauf, aber unbewegt, ohne Mitleid wie ohne Hohn ruhten die glühenden Augen auf ihm, während die Lippen fest zusammengepreßt waren. Nun konnte das schwache Gewächs die Last nicht mehr tragen, es löste mit einigem Steingebröckel los, und Alles zusammen stürzte in die furchtbare Tiefe hinunter.

Als die letzten Töne des Falles verklungen waren, erhob sich Philipp – wer hätte ihn nicht schon längst erkannt? – wieder auf die Füße, steckte die Pistole ein und sah mit einem sonderbaren Kopfnicken zu, wie zwei Lämmergeier aus dem heiteren Luftraum herabschwebten und sich in den Abgrund senkten. Als er seinen Rückweg antrat, dachte er bei sich selbst:

»Es ist merkwürdig genug, daß den Mörder meines Herrn sein Verhängniß in mein Bereich führte. Es hat so sein müssen, denn ich konnte ihn nicht verfolgen. Es ist ein wahres Gottesgericht. Ich erkannte ihn im ersten Augenblick, und seine Strafe stand im selbigen Augenblick unumstößlich fest. Er hat's mir leicht genug gemacht, ich brauchte Nichts zu thun, was mich in Untersuchung führen kann. Aber wenn ich auch gleich drauf hätte flüchten, wenn ich auf dem Richtplatz hätte enden müssen,

ich hätt' es doch gethan. Eigentlich wollt' ich's hinterdrein Angelika erzählen, damit sie sich auch freuen könnte über die gerechte Vergeltung, aber bei näherem Nachdenken will ich das lieber unterlassen: Frauen sind sonderbare Geschöpfe und machen sich mitunter eigene Gedanken. Sie mag nicht mehr von der Sache erfahren, wie die übrige Welt.«

Festen Schrittes legte er den Weg zum Dorfe zurück und zeigte dort an, daß der Fremde, den er nach dem Spital habe bringen wollen, an der Höllenwand ausgeglitten und hinuntergestürzt sei. Kühne Landleute suchten sich einen Weg am Bach aufwärts und gelangten zu der bereits von Raubvögeln zerfleischten Leiche. Man fand Geld und Kostbarkeiten unversehrt, auch nicht der leiseste Verdacht kam auf, daß die Angabe des Bärenwirths falsch sei. Aus den Papieren des Verunglückten stellte sich sein Name und seine Heimath leicht heraus. Man begnügte sich, eine Anzeige in der Hauptstadt des Kantons zu machen, von wo die weiteren Schritte veranlaßt wurden, und bald war das ganze Ereigniß im Thale vergessen.

2. EIN EHEPAAR IN ERNSTER STUNDE.

Wenn auch der Herzog nicht seinem ersten Violinspieler die Gehaltszulage hätte bewilligen müssen und dafür dem armen Schriftsteller ein Jahrgeld aussetzen können, so wäre es doch – *zu spät* gewesen!

Die Krankheit Bernhard's entwickelte sich rascher, als selbst der Arzt geglaubt hatte, so daß von der Reise

nach irgend einem Bade gar nicht mehr die Rede war. An dem Tage, wo das Schuljahr wieder begann, saß der Kranke, statt seinem Berufe obzuliegen, in seinem Stübchen, die Arme matt auf die Lehne des Armsessels legend, das Haupt traurig senkend. Am Tische war Dora mit der Anfertigung eines Kinder-Kleidungsstückes beschäftigt, aber sie konnte oft die Nadel durch die hervorquellenden Thränen nicht sehen, und nur wenn sie nach dem geliebten Manne hinblickte, war sie ängstlich bemüht, daß es mit thränenlosen Augen geschah.

Da er ganz stille war, so sagte sie endlich sanft:

»Lieber Bernhard, kann ich Dir irgend Etwas zu Deiner Erfrischung bereiten?«

»Ich danke, meine beste Dora.«

»Soll ich Dir vielleicht Etwas vorlesen oder vorspielen?«

»Nein, jetzt nicht, etwa am Nachmittag oder gegen Abend. Ich habe jetzt an Allerlei zu denken.«

»Aber es ist gewiß nicht gut, wenn Du Dich so unausgesetzt mit trüben Gedanken beschäftigst.«

»*Trübe* Gedanken, Dora? So möchte ich sie kaum bezeichnen.«

»Ja, wenn Du an *Gutes* denken willst, an Deine Genesung und dergleichen, dann will ich Dich gewiß von solchen Gedanken nicht abhalten.«

»Meine Betrachtungen sind gut, aber ernst. An meine *Genesung* zu denken, wäre ebenso unnütz, wie wenn

Jemand, dessen Abreise nach einem anderen Lande unumstößlich feststeht, sich mit der eitlen Idee beschäftigte, daß er vielleicht doch nicht abreiste. Nein, Dora, wir wollen uns dadurch, daß wir die Blicke absichtlich von einem sehr ernstern, aber unabwendbaren Ereigniß ablenken, dieses nicht zum Schreckbild machen, wir wollen vielmehr seine Schrecken zu entkräften suchen, indem wir es so gut wie möglich in's Auge fassen. Wir müssen uns mit dem Gedanken an eine nicht ferne Trennung vertraut machen und so darauf vorbereiten.«

Sie hatte ihre Arbeit fallen lassen, und in ihrem tiefen Schmerz dachte sie nicht daran, das Gesicht wegzuwenden, obgleich die Thränen an den Wangen herunterliefen.

Sanft sagte er:

»Du mußt aber nicht weinen, Dora, das macht uns Beide zu weich. Und ich wollte so gern recht stark bleiben.«

Dora war ein herrliches Weib. Sie konnte es über sich gewinnen, in diesem Augenblick den festen Entschluß zu fassen, daß sie die Thränen über den Verlust bis *nach* dem Verluste sparen, daß sie sich ihrem Bernhard gegenüber, so lange sie noch mit ihm vereint sei, gefaßt und ruhig zeigen wolle. Sie trocknete sich die nassen Augen ab und setzte sich zu dem Kranken, mit dem weichen Hauche eines Lächelns auf dem Gesicht, das auch einen Engel verschönert haben würde.

Sein seelenvolles, jetzt doppelt vergeistigtes Auge mit dem Ausdruck des rührendsten Dankes auf sie heftend, faßte er ihre Hand und sagte leise, aber freundlich:

»So ist es recht, mein trautes liebes Weib. Laß auch die letzte Zeit unseres Zusammenseins von jener Seligkeit der Liebe durchweht sein, die das Glück unseres Lebens ausgemacht hat.«

»Wenn meine Liebe Dich nur hätte glücklich machen können!« sagte Dora seufzend.

»Sie hat mich beglückt, und ich bin Dir und dem Himmel bis zum letzten Athemzuge dankbar dafür. Daß die äußeren Umstände nicht günstig waren, kann mir das hohe Glück, dessen ich nach der *einen* schönsten Seite hin genossen, nicht verkümmern. Vielleicht bin ich auch selbst zum großen Theile Schuld daran gewesen, daß sich mein äußeres Leben nicht besser gestaltete.«

»Das darfst Du nicht sagen, nicht einmal denken, Bernhard. Wie wolltest Du mit Deinem edlen Herzen Dir eine Schuld beimessen?«

»Doch, doch, Dora. Ich habe wohl zu viel in Phantasieen und Idealen gelebt und darüber das wirkliche Leben zu wenig thatkräftig angefaßt. Hätte ich mir mehr Lebensweisheit und eine größere Energie des Charakters angeeignet, so hätte es mir gelingen müssen, eine gesichertere Stellung zu verschaffen, so hätte ich mir Vieles erspart, was mich bekümmert hat, und eine bessere Aussicht für Deine und der Kinder Zukunft begründet. Ich war zu *weich*, wo ich als Mann hätte *fester* sein sollen.«

»Glaube mir, theurer Bernhard, das sind ganz unbegründete Selbstvorwürfe.«

»*Vorwürfe* möchte ich sie nicht einmal nennen, es sind eher nur Gedanken darüber, wie ich, wenn ich mein Leben noch einmal vor mir hätte, es anders einzurichten wünschte. Jetzt kann ich mich nicht von aller Schuld freisprechen, daß mein Abschied von Dir und den Kindern durch die Sorge um Eure Zukunft erschwert und getrübt wird.«

»O, um Alles in der Welt, gieb Dich dieser Sorge nicht bin, mein Theuerster! Mir und unsern Kindern wird Gott helfen.«

»Ja, *Euch wird Gott helfen!* Nicht in dem beschränkten Sinn, der dies große Wort so oft zu einer bloßen Redensart macht, sondern in einem viel höheren und edleren Sinne. *Gutes* kann sich zuletzt nur wieder in *Gutes* lösen, sonst wäre es eine Anklage gegen die Liebe des allliebenden Gottes. Die Mißtöne des Lebens müssen sich in diesem oder einem anderen Dasein zur Harmonie wandeln, sonst wäre es dem Menschengeschlecht besser, gar nicht geschaffen zu sein. Nur muß der Einzelne nicht so selbstsüchtig sein, an sich, und zwar schon in diesem Leben die ausgleichende Vergeltung erfahren zu wollen, er muß sich zu dem edlen Gedanken erheben, daß er auch Opfer muß bringen können, daß er sich beruhigt, wenn aus dem von ihm gestreuten Samen die Früchte für Andere, für die Nachwelt, für das Ganze und Große reifen. Und hierauf steht denn auch meine Hoffnung für Dich, meine Herzens-Dora, und für unsere Kinder selbst. Ich darf mir das Zeugniß geben, *Gutes gewollt* und auch manches *Gute gethan* zu haben. Die äußeren Erfolge davon sind für

mich nicht eben so gewesen, wie ich hätte wünschen mögen, aber ich hoffe, daß dennoch daraus Gutes für Euch erwächst. Das Wort der Bibel: ›Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser!‹ ist nach jeder Seite hin im weitesten Umfange wahr. So verblende ich mich denn zwar nicht über die schweren Stunden, mein theures Lieb, die Dir bevorstehen werden, aber es macht mir doch nicht so niederdrückende Sorge, wie vielleicht Andere von einem Familienvater voraussetzen, der durchaus kein Vermögen hinterläßt, vielmehr Schulden – – ja *Schulden, Schulden* – da liegt die größte Bitterkeit, die uns das Leben zu reichen vermag!«

Er versank in eine Betrachtung, die trübe genug sein mochte, denn ein schmerzlicher Zug beschattete nach und nach das sonst in Hoffnung verklärte Gesicht.

Mit sanftem Schmeichelton sprach Dora:

»Auch dieser Gedanke darf Dich nicht beschweren. Die größte Schuld, die wir haben, ist diejenige an das Haus Kornelis. Ich will gleich heut dahin schreiben und auseinandersetzen, zu welcher Beruhigung es Dir gereichen würde, wenn man die Ansprüche an eine Geldsumme, die doch eigentlich ein freiwilliges Geschenk Deines Freundes Vanhulsten war, ganz fallen ließe. Ich bin immer überzeugt gewesen, das reiche Haus hätte Dies gleich bewilliget, wenn ich darum bat, aber man mochte denken, Du hättest das nicht nöthig, nur die baare Rückzahlung sei zu schwierig. Wenn ich nun noch einmal schreibe, so wird man gewiß auf das Geld verzichten. Soll ich nicht schreiben?«

»Ja, das magst Du thun, aber jetzt noch nicht, thu' es später. Es ist mir eine Beruhigung, daß in nicht ferner Zeit das Geld für mein letztes Buch einlaufen wird, denn Dieses Geld wird beinahe Alles bestreiten, was wir hier am Orte anderen Leuten schuldig sind. Wenn ich einmal einen guten Augenblick habe, so muß ich noch einmal dem guten alten Dichter schreiben und ihm danken, daß er mir zu einem so braven Verleger geholfen hat, wenn ich auch freilich weiter keinen Gebrauch davon machen kann.«

»Würde Dich ein solcher Brief nicht sehr aufregen?«

»Das vielleicht wohl. So schreibe *Du* ihm, Du kannst so herzlich und schön schreiben. Aber verschiebe es lieber auch bis später, und dann grüße den guten Mann herzlich von mir.«

»Aber sprich jetzt nicht weiter, Bernhard. Es greift Dich doch an.«

»Da hast Du recht. So spiele mir denn lieber etwas Einfach-Schönes vor. Und hernach lasse die Kinder zu mir hereinkommen, daß ich mich an ihnen freue. Ich muß in diesen Tagen oft an unsere Rosa denken. Aber wir wollen nicht davon reden, spiele lieber ein sanftes Stück.«

Und Dora fand die Kraft in sich, den Wunsch Bernhard's zu erfüllen.

3. SCHWANHÖFER.

Am folgenden Tage besuchte Schwanhöfer den kranken Lehrer. Er war sehr geändert. Die ehemalige behäbige Selbstgenügsamkeit hatte einer gewissen unsicheren Scheu Platz gemacht, das Gesicht hatte an Farbe und Fülle verloren, selbst die Kleidung war nicht mehr so gewählt und sorgfältig – kurz, der ganze Mensch schien um viele Jahre gealtert; wenn er betroffen war, als er die zusammengebrochene Gestalt des Freundes erblickte, so stutzte dieser nicht weniger bei seinem Anblick.

Dora wurde von Pflichten der Hausfrau und Mutter abgerufen, daher befanden sich die beiden Männer allein.

Schwanhöfer begann:

»Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich seit längerer Zeit Dich nicht besucht habe, allein ich war immer so überhäuft mit Geschäften, daß ich wirklich kein ruhiges Stündchen dazu finden konnte. Du nimmst das doch als alter Freund nicht übel, wie?«

»Nein. Die Freundschaft soll keine gesellschaftlichen Lasten auferlegen.«

»Sehr wahr. Erst kürzlich hörte ich von Deiner Krankheit, und da habe ich denn die erste Muße benutzt, um zu sehen, wie es geht. Nun, es ist nicht so schlimm, als ich im ersten Augenblick dachte. Du siehst freilich etwas angegriffen aus, aber man kann Deinen klaren Augen und den zufriedenen Zügen Deines Gesichtes abmerken, daß

die Sache nicht von großer Bedeutung ist. Ohne Zweifel ist die Besserung schon eingetreten und nur noch eine große Schwäche zurückgeblieben; wenn Du Dich nur recht schonst, so bist Du bald wieder auf den Beinen.«

Unter anderen Umständen würde Bernhard gelächelt haben über die Sicherheit, mit welcher Schwanhöfer über seine eigentliche Ansicht zu täuschen suchte, oder auch vielleicht wirklich sich selbst täuschte, jetzt begnügte er sich damit, ruhig zu sagen:

»Ich bin völlig gefaßt auf jede Wendung, welche mein Zustand nehmen mag.«

Da Schwanhöfer einigermaßen in Verlegenheit um Fortsetzung des Gespräches schien, so fragte Bernhard:

»Wie geht es denn *Dir*? Ich meine wenigstens vor längerer Zeit gehört zu haben, daß Deine Unternehmungen in einem recht blühenden Zustande seien.«

»Ja, da Geschäft geht ganz – – leidlich.«

Er hatte ›famos‹ auf der Zunge gehabt, schien aber dem alten Lieblingsausdruck abgeschworen zu haben und wäre auch diesmal damit der Wahrheit zu nahe getreten. Indem er überhaupt mehr Gedrücktheit als Selbstvertrauen in Wesen und Ton zeigte, fuhr er fort:

»Es wäre Unrecht, wenn ich nicht zugeben wollte, das Geschäft ginge *gut*, denn gegen einen alten Freund ist jede Heuchelei ein Unrecht.«

Mit eindringlicher Sanftmuth sprach Bernhard:

»Und doch siehst Du nicht vergnügt aus. Fehlt Dir sonst Etwas?«

Da übermannte das Gefühl die Zurückhaltung, die bisher mit ziemlichem Erfolg der Welt gegenüber beobachtet worden war, und Schwanhöfer erwiederte nach einer Pause mit klangloser Stimme:

»Lieber Freund Korn, ich bin nicht glücklich, ich bin gewissermaßen der Unglücklichste der Menschen.«

Bernhard schwieg betroffen. Er erinnerte sich wohl mancher Vermuthungen, die im Freundeskreise laut geworden waren, daß nämlich ein Zerwürfniß im Innern der Schwanhöfer'schen Familie ausgebrochen sei, aber es fehlte davon jeder nähere Nachweis, und es hatte sich annehmen lassen, daß der junge Geschäftsmann, der die Hauptaufgabe seines Lebens in seinen spekulativen Unternehmungen erblickte, sich durch deren glücklichen Fortgang über anderweitige Mißlichkeiten trösten würde.

Aber bei Schwanhöfer war es, als wenn eine Schleuse nach langer Zeit plötzlich geöffnet sei; vermöge seiner egoistischen Natur wenig bedenkend, ob eine derartige Eröffnung für den Zustand des kranken Freundes passe, fuhr er fort:

»Ja, ich wiederhole es, daß gegen einen Freund jede Heuchelei ein Unrecht ist, und ich schmeichele mir mit der Hoffnung, noch immer einen Freund in Dir zu erblicken, wenn die äußeren Verhältnisse auch unseren näheren Verkehr etwas unterbrochen haben; Du bist eigentlich sogar der einzige Freund, den ich in der ganzen Stadt besitze, darum will ich kein Geheimniß vor Dir haben.«

Und nun erzählte er seine ganze Leidensgeschichte.

Bernhard war betäubt und schwieg lange Zeit. Endlich fragte er:

»Und besteht dieses unselige Verhältniß zwischen Dir und Deiner Frau noch immer fort?«

»Noch so, wie am ersten Tage. Sie darf nicht mucken, das kann ich Dir sagen; wie eine arme Sünderin sitzt sie auf ihrer Stube, und ich zeige in jeder Weise, daß ich Herr im Hause bin. Aber ich fühle mich dabei recht unglücklich, und es ist mir eine Art von Erleichterung, dies wenigstens gegen *einen* Menschen aussprechen zu können.

»Armer Freund!« sagte Bernhard.

»Hätte ich doch bei meiner Wahl einer Frau nicht allein auf das leidige Geld gesehen! Kann mich das Geld nun glücklich machen? Und zu denken, daß dieser jammervolle Zustand ein ganzes Leben hindurch fort dauern soll – – ist das nicht schrecklich?«

»Aber er darf ja gar nicht fort dauern, Du kannst und mußt ihm ein Ende machen.«

»Wie sollt' ich das?«

»Du mußt eine Ehe trennen, die vor Gott schon längst getrennt ist.«

»Ja, lieber Freund, das geht nicht. Bei einer wirklichen Scheidung müßte ich das ansehnliche Vermögen meiner Frau herausgeben; dadurch ginge mein Geschäft zu Grunde, und diesen Triumph soll die Person nicht erleben. Im ersten Augenblick hatte ich denselben Gedanken, aber ich mußte ihn gleich wieder aufgeben.«

So schwach sich Bernhard fühlte, und so sehr ihn eine so aufregende Unterhaltung angriff, so sammelte er doch seine ganze Kraft und sprach:

»Die Rücksicht auf das Geld darf in dieser Angelegenheit nicht entscheiden. Deine Frau wird auf die Trennung der Ehe eingehen unter der Bedingung, ihr Vermögen in Deinem Geschäft zu lassen und sich mit den Zinsen zu begnügen, bis es Deine Umstände erlauben, nach und nach das Kapital an sie herauszuzahlen.

»Das wird sie gewiß nicht, denn wenn sie einmal durch den Scheidungsprozeß vor der Welt blamirt ist, so wird sie auch weiter keine Rücksicht gegen mich nehmen. O, Du kennst ihre Bosheit nicht!«

»Sie wird einwilligen, wenn Du Deinerseits Dich anheischig machst, über ihre Verschuldung ein vollkommene Stillschweigen zu beobachten.«

»Wie wäre das möglich?«

»Nach den hiesigen Landesgesetzen – über die ich mir in dieser Hinsicht übrigens kein Urtheil erlaube – genügt es zur Trennung einer Ehe, wenn beide Eheseiten vor Gericht erklären, daß sie nicht weiter in christlicher Eintracht zusammen leben können, daß sie also Beide auf Scheidung antragen. Schlage ihr dies Verfahren unter der früher angegebenen Bedingung vor, und sie wird gewiß darauf eingehen.«

»Es giebt aber doch immer ein öffentliches Skandal.«

»Wenn Du dies höher anschlägst als die Fortdauer des jetzigen Verhältnisses, das eben so unerträglich als unverantwortlich ist, so ist Dir freilich nicht zu helfen.«

»Nein, nein, Du hast vollkommen Recht. Du triffst den Nagel auf den Kopf, und ich werde Deinen Rath befolgen.«

Schwanhöfer konnte, so sehr er mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, doch am Ende nicht umhin zu bemerken, daß sein Freund völlig erschöpft sei, er schickte sich darum zum Aufbruch an.

»Noch eins,« – sagte er – »kann ich Dir vielleicht mit einer Anleihe dienen? Zwischen Freunden ist eine so offene Frage zulässig. Vielleicht macht Dein Gesundheitszustand besondere Ausgaben nöthig.«

»Ich danke Dir von Herzen, lieber Schwanhöfer, für jetzt fehlt es mir nicht an Geld.«

»Aber ich werde Dir eine Anzahl Flaschen eines alten kräftigen Rheinweins senden, der Dir gewiß gut thun wird. Kann ich sonst noch irgend Etwas dazu beitragen, Dir Erleichterung zu verschaffen?«

»Ich danke Dir sehr, aber ich bedarf Nichts. Wenn einmal meine Frau und Kinder in der Lage sein sollten, wo ein *Freund* Noth thut, dann erinnerst Du Dich wohl meiner und erzeigst ihnen das Gute, was Du jetzt an mir thun willst.«

Es war, als wenn Schwanhöfer erst in diesem Augenblicke den Gedanken, daß Bernhard bald sterben könne, recht in's Auge faßte, denn es überkam ihn eine plötzliche Rührung, und er sagte herzlich:

»Ich will mich als *Freund* erzeigen in Rath und That, in Rath und That!«

Dann drückte er Bernhard's Hand und entfernte sich. Als Dora wieder in's Zimmer kam, erschrak sie über das leidende Aussehen des Kranken und machte sich Vorwürfe, den Besuch zugelassen zu haben, aber Bernhard beruhigte sie, sich selbst dem guten Bewußtsein hingebend, Schwanhöfer vielleicht durch seinen Rath einen nützlichen Dienst geleistet zu haben.

4. IM FREUNDESKREISE.

Mit einiger Mühe erlangte Bernhard vom Arzte die Erlaubniß, noch einmal den Freundeskreis um sich zu sehen, in dem er sich so oft wohl gefühlt hatte; es vereinigten sich also um ihn außer dem Arzte der Maler, der Prediger und Busse. Die Versammelten waren zu tiefbewegt, um eine lebhaftere Unterhaltung zu führen, so sehr auch die sanfte sinnige Weise des Kranken dazu aufforderte. Endlich aber, da ein Gespräch über gleichgültige Gegenstände gar nicht in Gang kommen wollte, brach Bernhard selbst die Bahn zu einem lebhafteren Gedankenaustausch, indem er sagte:

»Ich bin immer ein großer Bewunderer des Dialogs gewesen, den Platon, sein Verfasser, Phädon genannt hat. Ohne im geringsten eine Parallele ziehen zu wollen, die ja in keiner Weise passen würde, möchte ich doch von meinen lieben Freunden hören, was sie über die Unsterblichkeit der Seele denken.«

»Nach einem kurzen Schweigen begann Schmalz:

»Ich meines Theils beruhige mich ganz bei den Lehren unserer Kirche, ich bin der Ueberzeugung, daß mein Heiland auch für mich gestorben ist, um mir den Zugang zu einer ewigen Seligkeit zu verschaffen, indem durch seinen Versöhnungstod die Sünde von mir genommen wird, falls ich selbst in diesem Glauben und Vertrauen mich von ihr lossage und mich der Liebe meines himmlischen Vaters anheimgebe. Bei dieser Auffassung bin ich jeden Augenblick bereit, vor meinen ewigen Richter zu treten, und ich kann mit vollstem Bewußtsein sagen: Tod, wo ist Dein Schrecken?«

Adams ergriff hierauf das Wort:

»Ich bin überzeugt, daß unser geistlicher Freund auch in solchen Dingen, die so recht eigentlich zu seinem Departement gehören, eine abweichende Meinung ertragen kann, ich spreche daher offen aus, daß ich niemals die Nothwendigkeit der Versöhnungs-Idee eingesehen habe, um ruhig dem Tode entgegen zu gehen. Ich bestreite schon an sich die Berechtigung dieser Idee, da sie mir unverträglich mit der Annahme Gottes als eines liebevollen Schöpfers der Menschen scheint, aber darauf will ich jetzt nicht eingehen, sondern mich auf den Tod allein beschränken. Die wahre Bedeutung desselben beruht nach meiner Ansicht weniger auf dem Blick in die Zukunft, als auf dem Rückblick in die Vergangenheit. Wäre das Leben wirklich etwas Schönes, böte es wahres Glück dar, dann müßte der Tod als eine Trennung von demjenigen, was wir mit Recht geliebt haben, schmerzlich erscheinen.

Aber ich leugne durchaus, daß das Leben etwas Schönes und Gutes sei. Wenn es einige annehmbare Seiten darbietet, so werden diese so sehr überwogen von den Schattenseiten, daß der Verlust des Lebens nicht für ein Unglück angesehen werden kann, selbst ohne jeden Anspruch auf ein anderweitiges Dasein.«

»Sie scheinen« – sagte Busse – »auf die Gedankenreihe einzugehen, die Platon in einem anderen Dialog dem Sokrates in den Mund legt. Entweder, heißt es da, folgt auf den Tod ein besserer Zustand als der jetzige – denn ein gleicher oder gar schlimmerer läßt sich nicht annehmen –: dann ist es leicht zu sterben; oder es folgt gar Nichts, dann ist der Tod wie ein Einschlafen, um nicht wieder zu erwachen, der höchstgestellte Mensch aber würde nicht anders sagen können, als daß diejenige Zeit seines Lebens, wo er geschlafen habe, im Grunde die glücklichste gewesen sei. Auf diesem letzteren Standpunkt scheinen Sie ganz zu stehen, lieber Adams.«

»Und stehen Sie auf einem anderen?«

»Das darf ich zuversichtlich behaupten. Ich würde gar nicht einmal Lust haben, im Leben Etwas wahrhaft zu lieben, wenn ich denken müßte, daß das Geliebte mir nach der kurzen Spanne dieses irdischen Daseins für immer verloren wäre.«

»Also Sie wollen die Erinnerung dieses Lebens in ein anderes mitnehmen?«

»Ich kann mich von dieser Ansicht nicht trennen.«

»Und diese Ansicht« – bestätigte Schmalz – »stimmt auch durchaus mit den Lehren unserer Religion überein.«

»Darüber ließe sich streiten, wozu ich mir jedoch die Befähigung nicht zutraue. Aber nach meinem Gefühl würde ich gutwillig auf ein anderes Leben verzichten, wenn ich eine Erinnerung an all' die Erbärmlichkeiten dieses jetzigen Lebens mitnehmen müßte. Die ganze Ansicht scheint mir überhaupt auf einer Engherzigkeit – man verzeihe mir den Ausdruck – zu beruhen. Wenn ein König dort noch weiß, daß er hier König war, und der Sklave, daß er Sklave war, so sehe ich eine nur einigermaßen gerechte Ausgleichung nicht ab. Wenn die Frau, welche früh in der leidenschaftlichsten Liebe zu ihrem jungen Manne starb, wieder mit diesem Manne zusammentrifft, der seine Liebe zu ihr in einem zweiten, vielleicht dritten Ehebunde bedeutend abgekühlt, fast vergessen hat, so begreife ich nicht, wie sich diese Gefühlsverwickelungen befriedigend lösen sollen. Wenn die junge Mutter ein heißgeliebtes Kind auf der Erde zurückgelassen hat, das sie beim Sterben im anderen Leben wieder zu sehen hoffte, wenn aber dieses Kind selbst zur Mutter, sogar zur Großmutter auf Erden geworden ist, so erscheint mir sehr unklar, wie sich diese verworrenen Herzensbeziehungen auseinander wickeln sollen.«

Schmalz sagte entrüstet:

»Das sind Sophismen! Das jenseitige Leben ist allerdings zu menschlich und irdisch gedacht, wenn man darin eine unmittelbare Fortsetzung der Beziehungen dieses Lebens annehmen wollte, aber ohne Zweifel werden die ihrer Körper entkleideten Geister, die sich hier geliebt, auch droben sich wieder erkennen und wieder lieben,

aber mit einer viel reineren und höheren Liebe. Solche Spitzfindigkeiten, wie Sie da vorbringen, werden schon im Neuen Testamente von unserem Herrn und Meister einfach und würdig widerlegt.«

Etwas sarkastisch erwiederte Adams:

»Nun, das ist denn Ihre Sache, lieber Herr Pfarrer, wie Sie das Alles mit einander in Einklang bringen wollen.«

Busse sagte:

»Ich erkläre mich aus Bedürfniß des Herzens für die Ansicht des Herrn Pfarrers, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich nicht alle Schwierigkeiten lösen kann, die sich dabei darbieten.«

»Wahres Gottvertrauen löst alle diese Schwierigkeiten!« sprach der Geistliche mit inniger Ueberzeugung.

Adams setzte hinzu:

»Es hilft wenigstens über dieselben hinaus, wenn es Sie auch ungelöst zurückläßt.«

Um die beiden Gegner nicht heftiger gegen einander werden zu lassen, wandte sich Bernhard an den schweigsamen Arzt mit der Frage:

»Was halten *Sie* von der Erinnerung, lieber Doktor, kann dieselbe bleiben oder nicht?«

Nach einem kurzen Schweigen der Ueberlegung antwortete Teuffer:

»Ich spreche mich eigentlich nicht gern über solche Dinge aus, wenn ich sie auch recht gern von Andern besprechen höre; soll ich aber einmal mich darüber äußern, so erkläre ich, daß ich in Beantwortung dieser Frage nicht weiter gehen kann, als meine Wissenschaft mir

mit ihrer Fackel vorleuchtet. Die Wissenschaft sagt mir, daß die Erinnerung eine Thätigkeit gewisser Nerven ist, und daß nach Zerstörung dieser Nerven nicht anzunehmen ist, wie ihre Thätigkeit noch fort dauere. Wenn wir uns aber das göttliche Wesen mit der Kraft ausgerüstet denken, ist *Wunder* zu bewirken, so steht Nichts im Wege anzunehmen, daß durch ein Wunder auch die *Erinnerung* auf einen anderen Zustand der Seele – der ja selbst ein Wunder ist – übertragen wird, ohne daß wir das Nähere zu begreifen vermögen.«

Beifällig erklärte Schmalz:

»Das ist eine richtige Darstellung der Sache. Wenn auch in unserem gewöhnlichen Leben keine Wunder im höchsten und strengsten Sinne des Wortes vorkommen, so ist doch die ganze Welt, so sind wir selbst durch ein Wunder in's Dasein gerufen, und wieder durch ein Wunder wird unser unsterblicher Geist in ein anderes Dasein versetzt, es wäre daher ein ebenso vermessenes als eitles Bestreben des Menschen, in die Mysterien dieser Wunder mit seinem endlichen und beschränkten Verstand eindringen zu wollen.«

Adams begnügte sich damit, einen lauernden Blick auf den Arzt zu werfen, dessen geschraubte und mehrdeutige Erklärung ihm durchaus nicht so mit der Ansicht des Geistlichen zusammen zu fallen schien, wie dieser annahm.

Busse war sehr nachdenklich geworden. Seinem offenen heiteren Sinn waren bisher solche Fragen wenig

nahe getreten, und da auch er die sehr bedingten Worte des Arztes anders glaubte auffassen zu müssen als Schmalz, so sah er sich in einem Labyrinth von Zweifeln verwickelt, aus welchem er für jetzt keinen Ausweg zu finden wußte.

Bernhard begann:

»Ich mochte Dich vorher nicht unterbrechen, lieber Adams, sonst hätte ich Dir in der Ansicht widersprochen, daß das Leben nicht etwas Schönes sei. Man muß Deinen Satz umdrehen: obgleich das Leben manche Schattenseiten hat, so werden diese doch von den guten Seiten überwogen: Zwar ein vollkommenes Glück kann es uns nicht bieten, weil wir unvollkommene Wesen sind, aber eben aus der Unvollkommenheit geht das für uns mögliche Glück hervor.«

Busse warf ein:

»Das versteh' ich nicht recht.«

»Indem wir die Einsicht in unsere Unvollkommenheit erlangen, den Trieb besitzen, und weiter zu entwickeln, und die Mittel dazu in unseren Geisteskräften erhalten haben, ist uns zugleich unsere Bestimmung und unser wahres irdisches Glück angewiesen. Wenn wir etwas Wahres finden, wenn wir etwas Schönes lieben, wenn wir etwas Gutes vollbringen, dann sind wir glücklich und müssen mit Marquis Posa sagen: *Das Leben ist doch schön!*«

»Wenn aber« – warf Busse ein – »die gefundene Wahrheit nur eine bittere Enttäuschung enthält?«

»Die ernsteste Wahrheit ist dem strebenden Geist unendlich mehr werth als die schmeichelndste Täuschung.«

Adams sagte:

»Oder wenn wir Etwas lieben, was uns nicht wieder liebt?«

»Auf die Erwiederung unserer Liebe kommt es eigentlich gar nicht an, sie kann unser Glück vermehren, aber an und für sich nicht ausmachen.«

»Und wenn wir« – sagte Busse – »in dem Guten, welches wir vollbringen möchten, gestört und gehindert werden?«

»Sowie wir nicht eigennützig in der Liebe sein und schlechterdings Gegenliebe verlangen sollen, so dürfen wir auch nicht eigennützig für unsere Bestrebungen immer Erfolge in Anspruch nehmen.«

»Dieses Glück beruht aber nur in der *Idee*.«

»Ist ein anderes *geistiges* Glück möglich? An körperliche Genüsse, an ein materielles Glück habe ich freilich gar nicht gedacht.«

Adams sagte, indem sein Blick trauernd auf Bernhard ruhte:

»Da es kein Zweifel ist, daß der Mangel an materiellen Dingen *unglücklich* machen kann, so muß ihre vorhandene Fülle auch *glücklich* machen der wenigstens zum Glück beitragen können.«

»Ich will nicht bestreiten, daß es neben dem höheren geistigen Glück auch ein äußeres materielles gebe, wie

neben der inneren Ehre eine äußere, aber über den vergleichungsweisen Werth beider kann kein Zweifel walten.«

»Und doch scheint es, als wenn das äußere Unglück dem inneren Glück nicht blos Abbruch thun, sondern es vielleicht ganz zerstören vermöge. Ist dann das Leben auch schön?«

Mit sanfter Milde erwiederte Bernhard:

»Das Leben ist an sich schön, muß als ein göttliches Geschenk schön sein, wenn auch nicht *Jeder* schön zu leben vermag. Die Störungen von Außen her, von denen Du sprichst, sollten unserer Einsicht nach immer nur mit einem eigenen Verschulden in Verhältnis stehen.«

»Dem widerspricht die Erfahrung tausendfach!«

»Wenn dem so ist, was ich nicht ableugnen will, so bleibt das für uns ein ungelöstes Räthsel. Doch dafür ist dem Menschen die *Dichtung* gegeben, die da beginnt, wo das Leben mit Disharmonieen aufhört, und die es zur edelsten Aufgabe hat, alle menschlichen Beziehungen zu einer versöhnenden Harmonie zu führen. Vor der Gottheit muß das eine sich von selbst verstehende Klarheit sein, wonach unsere begabtesten Menschen ringen.«

»Damit werden sich nur sehr wenige Unglückliche zu trösten vermögen, denn eine solche Ausgleichungstheorie verlangt eine sehr abstrakte Resignation.«

»Und dennoch trösten sich Viele damit, z. B. alle Diejenigen, die in religiösen Dingen einen wahrhaft *frommen* Standpunkt einnehmen.«

Schmalz bestätigte:

»Das ist außer Zweifel. Die Religion ruft die Mühseligen und Beladenen zu sich und entläßt Keinen derselben ohne Trost.«

Bernhard fuhr fort:

»Vielleicht aber müßte der Mensch dahin kommen, dieses Trostes nicht einmal zu bedürfen. Wenn er das Rechte nicht darum thut, um in diesem oder jenem Leben Lohn zu erhalten, sondern nur darum, weil es das Rechte und also eine Vernunftnothwendigkeit ist, wenn er Andern Liebe und Güte erzeigt, nicht der Vergeltung wegen, sondern weil ihn sein Herzensbedürfniß dazu treibt, so muß er auch hoch genug stehen, um nicht eben so viel irdisches Glück für sich in Anspruch zu nehmen wie jeder Andere, die vollkommene Gleichheit an Gaben, Gütern und Schicksalen ist nun einmal unmöglich, man muß also die ganze große Menschheit im Auge behalten, man muß ihr nicht blos thätig, sondern auch leidend Opfer zu bringen wissen.«

Adams warf ein:

»Also würde ein Kranker sich damit trösten können, daß er durch sein Kranksein gewissermaßen einen Theil des Krankseins der ganzen Menschheit absorbirt, was nun einmal vorhanden ist und – wie soll ich sagen? – verbraucht werden muß, und daß er es dadurch ändern, ihm freilich ganz gleichgiltigen Menschen ermöglicht, desto gesunder zu sein.«

»Wenn diese Aeußerung auch scherzend gemeint sein mag, so liegt doch etwas Wahres darin, abgesehen davon,

daß ein *Trost* im gewöhnlichen Sinne nicht erforderlich sein müßte, wo eine *Nothwendigkeit* stattfindet.«

»Das ist mir zu subtil!« sagte Adams. »Der Trost kann bloß Nichts helfen.«

Aber Busse sprach:

»Ich glaub' es ganz wohl zu verstehen und kann ihm meinen Beifall nicht versagen. Es würde aber aus Ihren Ansichten folgen, daß eine Fortdauer der Seele mit Erinnerung dieses Lebens nicht aus dem Grunde nöthig wäre, der oft angeführt wird, nämlich daß im andern Leben eine Ausgleichung stattfinden müsse, weil sie dem jetzigen fehle.«

»Diese Folgerung« – sagte Schmalz – »wird aber unser werther Freund nicht ziehen wollen, weil damit so vieles Böse, das seinen irdischen Richter nicht gefunden hat, straflos ausginge.«

Bernhard erwiderte:

»Ich könnte einwenden, daß das Böse in sich selbst seine Strafe hat, schon weil es nicht gut ist, aber ich habe überhaupt keine Folgerung ziehen, sondern nur das Leben als nicht unglücklich in Schutz nehmen wollen. Und ebenso ist auch der Tod kein Unglück, wenn wir die Aufgabe des Lebens erfüllt haben, so ist überhaupt unseres Bleibens nicht mehr hier auf der Erde, und die Dichtung hat uns mehrfach gezeigt, wie ein nicht endendes Leben der größte Fluch wäre.«

Mit einiger Bedenklichkeit äußerte Schmalz:

»Sie scheinen mir bei Ihren Ansichten, denen ich sonst nicht zu nahe treten will, dem Grundgedanken des Christenthum, der Versöhnungs-Idee, keine Rechnung zu tragen. Halten Sie dieselbe wirklich für entbehrlich?«

»Für *unentbehrlich* möchte ich sie wenigstens nicht halten, schon darum, weil weit mehr Menschen der Vorzeit und Mitwelt dieser Idee nicht theilhaftig gewesen sind, ohne daß ihnen wenigstens der Tod schwerer geworden wäre oder noch jetzt würde.«

»Diesen Standpunkt kann ich wenigstens – nicht als einen *christlichen* anerkennen.«

Nicht ohne Bitterkeit warf Adams ein:

»Der christliche Standpunkt hat die Schrecken des Todes erst heraufbeschworen, um dann durch deren Bekämpfung sich Wichtigkeit und Bedeutung zu verschaffen.«

Schmalz entgegnete mit Würde:

»Diese Behauptung muß ich entschieden zurückweisen.«

Der Arzt sagte:

»Und doch, lieber Freund, hat nur das Christenthum die Lehre von der Erbsünde eingeführt, nicht zwar das ursprüngliche Christenthum, aber die christliche Dogmatik.«

Begütigend sprach Bernhard:

»Die Versöhnungs-Idee, in hoher Reinheit aufgefaßt, ist ein herrliches und erhabenes Symbol. Da der Mensch in keiner Hinsicht vollkommen ist, so ist er es am wenigsten in der Tugend; mit der Erkenntniß des Guten

und Bösen beginnt ein Jeder in größerem oder minderm Grade zu sündigen; wenn aber das letzte Endziel der menschlichen Bestimmung, die gottähnliche Vollkommenheit erreicht werden soll, so muß dem Bösen Verzeihung zu Theil werden. Das schönste und wunderbarste Mysterium des Christenthums nun ist die Verzeihung der Sünde und die Versöhnung mit der göttlichen Vollkommenheit um Christi willen. Wenn irgendwo das Christenthum die Religion der Liebe genannt werden mag, so verdient sie es in diesem Punkte am allermeisten.«

»Aber welcher Mißbrauch« – warf der Arzt ein – »ist mit diesem Symbol, wie Sie es nennen, getrieben worden!«

»Das theilt es mit allen anderen erhabenen Ideen, z. B. mit der *Freiheit*.«

Schmalz sagte zu Bernhard:

»Wenn ich Ihren Standpunkt einen nicht christlichen nannte, so verstand ich darunter einen dogmatisch-christlichen, aber ich glaube ihn in einem höheren und vielleicht edleren Sinne dennoch als einen christlichen bezeichnen zu dürfen, und ich überzeuge mich zu meiner Freude immer mehr, daß er Ihnen die vollste Beruhigung zu gewähren vermag, und daß gar Viele von Ihnen lernen könnten, die sich in anmaßendem Stolz ihres Glaubens überheben. Der Herr erhalte Ihnen diese Beruhigung im Leben und – –«

Da er plötzlich stockte, so ergänzte Bernhard sanft:

»Und im *Sterben*, Amen.«

Alle waren gerührt.

Nach einer langen Pause begann Busse wieder:

»Wir gingen eigentlich bei unserem Gespräch von der Unsterblichkeit der Seele aus, haben auch manches besprochen, was mit diesem Thema zusammenhängt, aber dennoch ist die Hauptfrage meines Wissens nicht erledigt.«

Bernhard versetzte:

»Sie läßt sich auch gewiß nicht erledigen, weil sie ebenso wenig zu begreifen ist als die Gottheit. Da wir uns schlechterdings keinen Begriff von Gott machen können, so sind wir weitaus noch nicht berechtigt, Gott leugnen zu wollen, auf der anderen Seite verfallen wir aber in kindische oder – gottlästernde Vorstellungen, wenn wir uns eine ganz bestimmte, menschlich aufgefaßte Idee von ihm machen. Das Unbegrenzte und Ewige mit einem beschränkten und endlichen Menschenverstand begreifen zu wollen, ein eitles Unternehmen. Sich die Schöpfung *ohne* Gott zu denken, ist ein Widerspruch des *gesunden* Menschenverstandes; die Erklärungen der sogenannten Materialisten muß ich für krankhafte Ausgeburten halten. Verzichten wir also darauf, uns eine bestimmte Erklärung und Vorstellung von Gott machen zu wollen.«

»Sehr richtig,« – fiel der Arzt ein – »und wenn selbst ein Engel vom Himmel käme, um uns das Wesen der Gottheit zu offenbaren, so würden wir es doch nicht verstehen, Jeder würde die Offenbarung anders auffassen, Viele würden sie einer Kritik unterwerfen, und nicht Wenige würden gar nicht daran glauben.«

Bernhard nickte ihm freundlich zu und fuhr fort:

»Nicht anders steht es um die Unsterblichkeit der Seele. Ich *weiß* Nichts von ihr, ich habe große Bedenken gegen die stehenden Formeln, mit welchen sie als etwas Unumstößliches hingestellt wird, ich schrecke sogar zurück vor manchen Vorstellungen, die man in Beziehung auf sie geltend machen will, aber – – *ich hoffe auf sie!* Das Bewußtsein meiner menschlichen Bestimmung zur Vollkommenung im Verein mit der Einsicht, daß ich auch im besten Falle hier im Erdenleben noch unendlich weit hinter der Vollkommenheit zurückbleibe, führt mich zu jener Hoffnung. Aber ich verzichte darauf, die Möglichkeit zu begreifen, ich wage noch weniger, mir von der Art und Weise eine bestimmte Idee zu entwerfen. Es genügt mir vollkommen, *die Unsterblichkeit zu hoffen*. Das Einzige, was ich meiner Vernunft als Aufgabe stelle, besteht darin, selbst für die Fälle gerüstet zu sein, welche übrig blieben, wenn meine Hoffnung trügerisch wäre. Doch ich wiederhole abermals: die schönste Beruhigung ist mir die Hoffnung auf Unsterblichkeit. Was ich von diesem Dasein in ein anderes mitnehmen, was ich dort wiederfinden könne, das stelle ich getrost der Zukunft anheim. Da ich diese Zukunft selbst nicht fassen und begreifen kann, so wage ich mich noch viel weniger an die Vorstellung von Einzelheiten. Und jene Hoffnung möge mich nicht verlassen, ich sage mit Goethe:

»O daß *die* erst

Mit dem Lichte des Lebens

Sich von mir wende,
die edle Treiberin,
Trösterin: *Hoffnung!*«

5. DIE TRINKSPRÜCHE.

Noch eine rechte Freude hatte Bernhard, als die ersten fertigen Exemplare seines zweiten Romanes vor ihm auf dem Tische lagen. Dora mußte die schön gedruckten Bücher mit besehen und sich mit darüber freuen. Er sagte:

»Der Verleger hat mir acht Freixemplare gesandt, davon bekommst Du eins, und für jedes unserer Kinder verwahrst Du eins, und Adams, Busse, Teuffer und Schmalz erhalten je eins, und das letzte soll Schwanhöfer haben. Bringe mir Dinte und Feder, daß ich die Namen der Empfänger hineinschreibe.«

Sie brachte das Verlangte, und er schrieb die verschiedenen Namen ein.

»Du behältst kein einziges der Bücher?« fragte Dora.

»Ich will das Buch allerdings noch einmal lesen, dazu nehme ich Dein Buch, liebe Dora.«

»Soll ich es Dir nicht vorlesen?«

»Nein, ich will es für mich lesen, und den ›Volksfreund‹ auch. Es kommt mir das Gelesene dann vor wie ein Fremdes, und das ist eine eigenthümliche Empfindung, dabei muß ich aber hier und da inne halten und in meinen eigenen Geist hineinblicken.«

Darauf holte er eine Rolle von Goldstücken hervor, öffnete sie und streute den Inhalt vor Dora auf dem Tische aus, indem er sagte:

»Sieh, ist das nicht ein hübscher Anblick? Das lege nun fort und bestreite damit, was zunächst von Schulden zu bezahlen ist.«

Sie sammelte das Geld ein und legte es bei Seite.

Nachdem er einige Zeit nachgesonnen hatte, sagte er:

»Wenn ich die literarische Bahn weiter hätte verfolgen können, so wäre ich am Ende doch ein anerkannter Schriftsteller geworden.«

»Das bist Du jetzt schon, Bernhard.«

Er schüttelte den Kopf.

»Man hat mich allerdings in ehrender Weise gelobt, Manche haben auch wohl mein Buch mit Freude gelesen, aber eine eigentliche Verbreitung hat es, wie wir ja wissen, nicht gewonnen, und diesem zweiten Werke mag es vielleicht nicht besser gehen. Einestheils fehlte mir vielleicht der richtige Takt, den sich Schriftsteller leichter aneignen, wenn sie sich blos diesem Beruf widmen und nicht eine Nebenbeschäftigung daraus machen, anderentheils ist es auch wohl schwer, ganz ohne Ruf, ohne literarische Freunde und Verbündete sich Bahn zu brechen. Wäre der ›Volksfreund‹ nicht im Kater'schen Verlage erschienen, so wäre er vielleicht ganz spurlos vorübergegangen.«

So milde sonst Dora war, so wenig konnte sie doch an den Kater'schen Verlag ohne tiefe Entrüstung denken, sie sagte daher:

»Hätte doch der Himmel gefügt, daß Du gleich einen solchen Verleger wie den Letzten gefunden hättest! Der

Buchhändler Kater hat nicht rechtschaffen an Dir gehandelt.«

»Das wollen wir nicht behaupten, sondern höchstens, daß er nicht edelmüthig gehandelt hat. Aber das ist ja nun vorbei und verschmerzt, wir wollen nicht wieder darauf zurückkommen. Hole uns eine von den Weinflaschen, die mir Schwanhöfer geschickt hat, und zwei Gläser, denn wir müssen die Erscheinung dieses Buches festlich begehen, und ich will einige Trinksprüche ausbringen.«

Dora sah ihn ängstlich fragend an.

»Beruhige Dich nur, es wird mir nicht schaden; statt sonst ein Glas auf einen Trinkspruch zu leeren, werde ich nun jedesmal nur nippen.«

Sie holte den Wein nebst den Gläsern und füllte die letzteren.

Bernhard erfreute sich, sein Glas erhebend, an dem Glanz des durchsichtigen flüssigen Goldes und an dessen edlem Wohlgeruch, dann sprach er mit gehobener Feierlichkeit:

»Der erste Spruch und Trunk kann Niemand anders geweiht sein als Dir, meine heißgeliebte Dora, mein treues unübertreffliches Weib. Tausend Dank Dir für alles Glück, das Deine Liebe mir bereitet hat!«

Er stieß mit Dora an, schlürfte etwas von dem Weine und zog dann Dora an seine Brust.

Sie sagte, mit Mühe ihre Rührung bekämpfend:

»Ich habe mir redliche Mühe gegeben, durch meine Liebe zu Deinem Glücke beizutragen, aber leider waren

die Mühen und Sorgen des Lebens mächtiger, als meine Bestrebungen.«

»Das waren sie nicht, ich habe trotz ihrer ein unsägliches Glück in Deiner Liebe gefunden. Ich begreife jetzt selbst nicht, wie mich die armseligen Sorgen um das äußere Leben so beugen konnten, da ich doch nach einer anderen Seite hin so reich war.«

»Ach, lieber Bernhard, Du hast Dich neben allen Sorgen zu viel mit Arbeiten anstrengen müssen, das war das eigentliche Unglück.«

»Wenn von einem solchen geredet werden kann, so lag es darin, daß ich ungeachtet aller Anstrengung doch die Sorgen nicht vermindern konnte. Ueber *Deine* Zukunft, meine Theure, ist mein Herz beruhigter, als ich es vielleicht vor dem Verstande verantworten kann, ich kann es selbst nicht begreifen, aber mich erfüllt eine zuversichtliche unerschütterliche Hoffnung, daß es Dir gut gehen werde.«

»*Gut gehen?* Ja, wenn ich Dich behielte!«

»Auch ohne meine persönliche Nähe. Mein Geist bleibt Dir als eine unveräußerliche Erinnerung der Liebe, das ist mehr als eine Erbschaft von Geld und Gut. Nun laß uns anstoßen auf das Wohlergehen unserer Kinder!«

Sie stießen an, aber Dora mußte sich abwenden, um zu verbergen, daß doch eine Thräne in das Glas gefallen war.

Bernhard fuhr fort:

»Ich könnte sie unter keiner besseren Pflege und Obhut zurücklassen, als unter der Deinigen. Du weißt, ich wünsche nicht, daß Arthur meinen Stand ergreife; er hat ein weiches Gemüth, und da ist es fraglich, ob er den Entbehrungen und Sorgen desselben gewachsen wäre; Dir ist bekannt, daß ich ihn mir am liebsten als einen tüchtigen Gärtner denke. Dagegen erziehe unsere Mathilde, wenn sie Fähigkeit und Lust zeigt, zur Lehrerin, das ist für ein Mädchen ohne Vermögen ein schöner und edler Beruf. Von unserem jüngsten Kinde läßt sich noch nicht reden.«

Dora versetzte:

»Deine Wünsche sind mir mit unvergänglicher Schrift in's Herz geschrieben.«

»Ich hoffe,« – fuhr Bernhard fort – »daß die Kinder brav und fleißig werden, und daß Du viele Freude an ihnen erlebest.«

»Sie sind mir neben der Erinnerung an Dich mein theuerstes Besitzthum.«

Er küßte sie leicht auf die Stirne, erhob abermals das Glas und sagte:

»Diesen Spruch bring' ich dem Lehrerstande! Obgleich ich selbst von seinen Schattenseiten gesprochen habe, so halte ich ihn doch unendlich hoch und werth. Die Lehrer, die ersten Wohlthäter der Menschheit, sind nur so ungünstig gestellt, daß sie einen zu schweren Kampf mit dem Leben zu bestehen haben. Aber ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo die Mittel vorhanden sind, die Pfleger der höchsten Interessen nicht so sehr in den Nöthen

des Bedürfnisses verkümmern zu lassen. An dem guten Willen wird es nicht fehlen, oder vielmehr fehlt es schon jetzt nicht, aber es wird noch eine geraume Zeit dauern, bis die Verhältnisse erlauben, daß dieser heiligen Pflicht Genüge geschehe. Mögen bis dahin die braven Männer, die unter dem Druck ihrer Lage zu dulden und zu leiden haben, gehalten und getragen sein durch das eigene Bewußtsein!«

Er sank erschöpft zurück in seinen Sessel, während ihm Dora mit sorgsamer Hand die Kissen zurecht rückte. Aber er erhob sich wieder und sagte:

»Den Rest des Glases leere ich auf die zurückbleibenden Freunde, die meiner stets in herzlicher Liebe gedenken mögen. Und namentlich schließe ich zwei Männer ein, die ich mit meinen leiblichen Augen nie gesehen, denen ich aber in aufrichtiger Dankbarkeit ergeben bin: den guten alten Dichter, der es so gut mit mir meinte, und den wackeren Buchhändler, der mir nun noch zuletzt eine große Freude bereitet hat. Möge Jener seine Tage in ungetrübter Ruhe verleben, und möge Dieser, wenn auch nicht an meinem Werke, doch an anderen sich segensreicher Erfolge erfreuen!«

»Du darfst jetzt gewiß nicht mehr sprechen, theurer Bernhard!« sagte Dora besorgt.

»Nein, das will ich auch nicht. Du spielst mir eine Deiner schönsten Melodien, und dann schlummere ich wohl ein.«

6. NACHHER.

Unsere Darstellung überspringt einige Zeit, weil wir nicht zu schildern versuchen, wie der sanfte Dulder sein Lager nicht mehr verlassen konnte, wie an diesem Lager das treueste der Weiber saß, den eigenen Schmerz zurückdrängend, um den milden Frieden des enteilenden Geistes nicht zu stören, wie dieses treffliche Weib für jedes leise gesprochene Wort eine liebevolle Erwiderung, für jeden leichten Händedruck ein himmlisches Lächeln besaß; wir wollen noch weniger die letzten banger Stunden beschreiben, wo nach dem Abschied von den Kindern, die freilich ihren Verlust nicht zu ermessen vermochten, der Abschied der Ehegatten folgte, die nur zu gut wußten, was sie aneinander verloren, wo der Kranke so, wie er gewünscht hatte, in vollem Bewußtsein nach einem scheidenden Liebesblick auf seine Dora die Augen für immer schloß; und am wenigsten wollen wir es unternehmen, von dem Schmerze Dora's, von den heißen Thränen zu reden, die nun um so reicher strömten, je länger sie hatten zurückgehalten werden müssen, denn welcher gefühlvolle Mensch könnte sich dies Alles nicht lebhaft genug vorstellen? Aber Dora vergaß dabei nicht, daß sie *Mutter* war, daß sie als *Hausfrau* auftreten mußte, wenn auch in einem gleichsam verwaiseten Hause.

Das Begräbniß war vorüber, bei welchem Schmalz eine warme Rede gehalten, die alle Anwesenden um so stärker rührte, als das eigene Herz des Redners tief bewegt war. Und nicht bloß die Schüler, die den geliebten Lehrer

zum Grabe getragen oder geleitet, nicht bloß die Amtsgenossen und näheren Freunde, auch das ganze übrige Leichengefolge, das in unerwarteter Zahl sich eingestellt hatte – Alle waren recht tief gerührt gewesen. Wie mancher ehemalige Schüler mußte der Zeit gedenken, wo der Mann, der nun im engen Sarge sein Herz ergriffen, seinen Geist für alles Gute und Große entflammt hatte; wie manchem Vater fiel es ein, daß er die Umkehr seines Sohnes vom falschen Wege dem treuen Lehrer verdanke, auf den dort die ersten Erdschollen herabfielen; wie mancher wackere Bürger, dem der Todte fremd geblieben oder entfremdet worden, fühlte sich nun, wo er für immer geschieden war, ihm durch die herzlichen Worte des Grabredners näher gerückt!

Als Schmalz vom Grabe zurückkehrte zur Wittwe, da fand er bald, daß eine Tröstung im gewöhnlichen Sinne hier ebenso überflüssig war, wie eine Vorbereitung zum Tode im gewöhnlichen Sinne bei dem Gatten nicht für nöthig gehalten werden konnte.

Er sagte mit mildem Ernst:

»Ich will Ihre Thränen nicht zu trocknen versuchen, verehrte Frau, ich möchte sie eher theilen. Der Selige verdient die Thränen Derer, die ihn liebten, und diese Thränen sind seiner würdig, sie entsprechen durch sanfte Mäßigung dem edlen Charakter des Beweinten.«

»Sie haben Recht,« – erwiderte Dora – »mein Schmerz bedarf keines eigentlichen Trostes, denn ich möchte ihn um Alles nicht vermindern, er verbindet mich mit ihm, der nur von mir gegangen ist, als wenn er eine große

Reise angetreten hätte, mir aber nicht verloren wäre. Und er ist mir sicher unverloren!«

Ihr die Hand drückend, sagte der Geistliche:

»Ja, das ist er, und auch uns ist er unverloren, seinen Freunden, welche sein Bild bis zum eigenen Tode unvergeßlich begleiten wird. Wann wird wieder ein Lehrer da sein, der so siegreich über die Herzen der Jugend gebietet? Wann ein Freund, der so duldsam gegen die Schwächen seiner Freunde war?«

Mit stärker fließenden Thränen setzte Dora hinzu:

»Und wann ein Gemahl und Vater, der so ganz in Liebe aufging, der sich für die Seinigen aufrieb in aufopfernder Thätigkeit?«

»Friede sei seiner Asche,« – sagte der Geistliche – »uns bleibt die ungetrübte Erinnerung an ihn.«

»Und die *Liebe!*« flüsterte Dora leise.

Als der gute Geistliche fort war, setzte sie sich in Bernhard's Stube, das kleinste Mädchen auf dem Schooße haltend, während die beiden anderen Kinder sich traurig an ihre Seite schmiegt. So saßen sie da eine lange Zeit.

Endlich sagte Mathilde:

»Wann kommt der Vater denn nun wieder?«

Die Mutter verschloß den fragenden Mund mit einem Kusse, aber Arthur sagte:

»Er kommt gar nicht wieder; wer gestorben und begraben ist, der kann nicht wieder kommen. Nicht wahr, Mutter, darum weinst Du so viel?«

Sie schloß auch diesen Mund mit einem Kuß, aber solches Reden der Kinder bewegte sie mehr als alles Andere.

Adams und Busse kamen zusammen, aber nur der Letztere wußte durch eine maßvolle Weise, womit er die eigene Trauer in der größeren der Wittve gleichsam aufgehen ließ, der Situation eine geeignete Seite abzugewinnen. Adams war hastig und unstät; er ging im Zimmer umher, als wenn er Etwas suche, und doch konnte Nichts seine Aufmerksamkeit fesseln; er legte den Kindern Fragen vor, ohne auf die Antworten zu hören. Unmittelbar von dem Verstorbenen sprach er nicht, aber er begann auf die Einwohner der Stadt zu schelten.

»Jetzt,« – sagte er – »wo die Zippelstedter einen Mann, den sie unter sich zu haben nie verdienten, nicht mehr besitzen, nun reden sie davon, was sie an ihm verloren hätten. Das ist eine wohlfeile Anerkennung! Sie hätten das früher einsehen sollen.«

Sehr ernst entgegnete Busse:

»Die Theilnahme unserer Mitbürger ist ebenso allgemein als aufrichtig, und es wäre in der That Unrecht von Ihnen, wenn Sie sich in irgend einer Weise dagegen aussprechen wollten.«

»So? Ist die Theilnahme von Crusius, Kiesewetter und Consorten aufrichtig?«

»Das will ich nicht behaupten, aber es sind nur sehr Wenige, und sie stammen nicht einmal aus dieser Stadt.«

»Die Zippelstedter sind nun einmal – –«

Aber Dora unterbrach ihn:

»Lieber Herr Adams, ich bitte Sie inständigst, nicht in so allgemeiner Weile die Einwohner dieser Stadt zu tadeln. Ich weiß, wie es meinen lieben Mann oft geschmerzt hat, daß Sie allgemeine menschliche Schwächen so bitter hervorhoben als Gebrechen unserer Mitbürger, und ich selbst kann es durchaus nicht billigen. Um seinet- und meinetwillen erfüllen Sie meinen Wunsch, nicht in diesen Ton zu gerathen.«

»Nun gut – nun gut – ich will nicht weiter davon reden. Wenn Sie mir auch ein wenig böse sind, so hab' ich doch ein Mittel in Händen, um Sie wieder gut zu machen. Ich hab' in den letzten Zeiten zu Hause an einem Bilde gemalt, das bald fertig ist – —«

»Ein Bild von meinem Mann?« fiel Dora aufgeregt ein. »O wie dankbar bin ich Ihnen dafür! Ich habe während der Krankheit Bernhard's nicht an so Etwas gedacht; es wird mir ein sehr lieber Besitz, für meine Kinder aber unschätzbar sein, weil sie ja sonst später gar nicht wissen, wie ihr Vater ausgesehen hat.«

Als beide Männer sich verabschiedet hatten und zusammen über die Straße gingen, konnte Busse nicht umhin, dem Maler noch einmal vorzuhalten, daß er sich seiner satyrischen Ausfälle enthalten müsse.

Er sagte:

»Bessern wir Etwas durch solche Angriffe? Sind überhaupt diese Angriffe berechtigt, da sie doch blos von dem Schaum der Oberfläche geschöpft wurden? Unser verstorbener Freund sagte einmal zu mir, als wir über diese Ihre Gewohnheit sprachen: der echte Scherz entspringt

aus wahrer Liebe, indem wir belächeln, was uns nicht erzürnen darf, und wir haben kein Recht, die fremden Gebrechen zu tadeln, wenn wir nicht vorher streng und ernst in's eigene Herz geblickt und *unseren* Werth gegen fremden abgemessen haben; des Satyrikers Spott soll nur so weit gehen, als er selbst über dem Gegenstande des Spottes steht.«

Verdrießlich sagte Adams:

»Weil ich ein anderes Mal vielleicht in besserer Stimmung für Ihre Strafrede bin, so erlaube ich mir jetzt mich zu beurlauben.«

»Nichts für ungut! Lassen Sie den Schatten unseres Freundes nur versöhnend zwischen uns treten. Soll ich eine Kopie des Bildes erhalten?«

»Vielleicht. Für diesmal muß ich mich wirklich aus Ihrer Gesellschaft entlassen.« –

Nach einigen Tagen kam auch Schwanhöfer zum Besuch. Er war sehr verstört und sah sich selbst gar nicht mehr ähnlich. Dennoch schienen seine Erklärungen des Beileids aus dem Herzen zu kommen, so daß Dora ihrerseits fragte, ob er unwohl oder ihm etwas Unerfreuliches widerfahren sei.

Er versetzte:

»Es widerfährt mir nur Unerfreuliches, und ich kenne die Freude gar nicht mehr. Hat Ihnen nicht mein verstorbener Freund Mittheilungen in Beziehung auf meine Angelegenheiten gemacht?«

»Durchaus keine besonderen.«

»Ich konnt' mir denken: treu und verschwiegen bis zum letzten Augenblick! Die Sache selbst mag auf sich beruhen, aber so viel will ich nur bemerken, daß mir mein verstorbener Freund bei meinem letzten Besuch einen sehr guten Rath gab, welchen zu befolgen traurige Umstände seitdem verhindert haben. Ist Ihnen im Allgemeinen Nichts davon zu Ohren gekommen?«

»Nicht das Mindeste.«

»So will ich Sie bei Ihrer jetzigen Gemüthsverfassung nicht damit behelligen. Kann ich Ihnen übrigens in irgend einer Weise behilflich sein? Ich habe meinem Freunde versprochen, Ihnen mit Rath und That beizuspringen, und ich werde dessen eingedenk sein, obgleich seitdem die Verhältnisse – –«

Dora unterbrach ihn:

»Ich danke Ihnen für den guten Willen. Für den Augenblick wüßte ich keine Gelegenheit, denselben in Anspruch zu nehmen, sollte ich diese Gelegenheit aber später finden, so werde ich mich daran erinnern, daß sie einer der ältesten Freunde meines Mannes sind.«

»Ja, erinnern Sie sich daran! Einer der ältesten? Nein, der älteste hier im Orte, der sogar die eigentliche Veranlassung zur Uebersiedelung in diese Stadt war. Jetzt aber rufen mich nothwendige Geschäfte, ich muß mich Ihnen deshalb empfehlen.« –

Begreiflicher Weise setzte der Kreisarzt auch nun, wo seine Wissenschaft nicht mehr nöthig war, die Besuche im Trauerhause fort, ja er schien sich, als wenn es sich so von selbst verstände, als eine Art von Vormund der

verwaisten Familie zu betrachten. Da er sehr bald nach Schwanhöfer's Entfernung vorsprach, so erwähnte Dora desselben sowie der auffallenden Veränderung, die mit dem Manne vorgegangen wäre.

Teuffer erwiederte hierauf:

»Die Sache ist kein Geheimniß mehr. Man hat sich schon lange den Kopf über das Zerwürfniß zerbrochen, welches zwischen der Schwanhöfer'schen Familie und den ehemaligen Hausfreunden, Kiesewetter und Crusius, ausgebrochen war, man wagte auch allerlei Vermuthungen, konnte aber durchaus nicht Sicheres ermitteln. Jetzt ist so gut wie ausgemacht, daß ein strafbares Verhältniß zwischen Crusius und Frau Schwanhöfer bestanden hat.«

»Das ist ja gar nicht möglich! Das muß eine grundlose Verleumdung sein!« rief Dora.

Achselzuckend entgegnete der Arzt:

»Es ist kaum mehr zu bezweifeln. Anfangs zwar haben die beiden Schwanhöfer die Sache vertuscht, indem sie sich der unbequemen Hausfreunde entledigten. Man scheint eine eigentliche Scheidung aus Rücksicht auf die Geldverhältnisse vermieden zu haben, doch soll im Innern des Hauses eine völlige Trennung vorhanden gewesen sein. Daß Kiesewetter und Crusius das Geheimniß streng beobachteten, läßt sich begreifen.«

»Aber das war ja ein entsetzlicher unnatürlicher Zustand, dem eine wirkliche Trennung der Ehe entschieden vorzuziehen gewesen wäre!«

»Ohne Zweifel, doch überwog muthmaßlich die Geldfrage. Endlich scheint der getäuschte Ehemann das Verhältniß auch durch eine Scheidung haben lösen zu wollen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß das Vermögen der Frau verzinslich in seinem Geschäft, wenigstens einstweilen, stehen bleibe, und es hätte sich die Anordnung vielleicht wirklich treffen lassen, wenn nicht in den letzten Tagen ein Zwischenfall eingetreten wäre. Die große Handelskrise, von der man so viel in den Zeitungen gelesen hat, ist auch auf das Geschäft der beiden Schwanhöfer nicht ohne schlimme Einwirkung geblieben. Der Vater hat sich aus seiner alten bequemen Weise, ein wohlhabender Mann zu werden und zu bleiben, durch die verlockenden Pläne des Sohnes herausreißen lassen, dieser Letztere aber, obwohl gewiß nicht untüchtig in seinem Fache, entbehrt doch wohl jener tiefen Einsicht und jenes angeborenen Genies, die den wahrhaft großen Geschäftsmann ausmachen, und er mochte seine geistigen Kräfte überschätzt haben, als er zugleich den Kaufmann und den Fabrikanten spielen wollte. Jene Krisis nun hat den Schwanhöfer'schen Unternehmungen Verluste gebracht, deren Umfang man zwar nicht kennt, die aber jedenfalls sehr bedeutend sein müssen.«

»Das thut mir leid,« – sagte Dora – »übrigens können solche Unglücksfälle ja auch den klügsten und gewiegtesten Kaufmann treffen, und überhaupt kommt dieser Schlag gar nicht in Betracht gegen das furchtbare häusliche Unglück, wovon Sie vorher sprachen.«

»Beides hängt wohl genau zusammen. Denn als Frau Schwanhöfer von diesen bedrohlichen Umständen hörte, drang sie auf die sofortige Auslieferung ihres Vermögens im Falle einer Scheidung, ja sie schien den Verlust ihres guten Namens geringer anzuschlagen, als denjenigen ihres Geldes. Beide Parteien beriethen sich mit Rechtsbeiständen oder Freunden so hastig und rücksichtslos, daß die Decke von dem bis dahin streng beobachteten Geheimniß gelüftet und das eigentliche Sachverhältniß ruckbar wurde. Es wird jetzt, wo von der einen Seite der Stolz, von der anderen die Scham abgeworfen ist, ohne Zweifel zu einem erbitterten und skandalösen Prozesse kommen.«

»In der That, das beklage ich außerordentlich. Wie oft habe ich im Rückblick auf meinen lieben armen Mann den reichen Schwanhöfer beneidet und seufzend gewünscht, daß in Beziehung auf äußere Güter ein gleichmäßiger Austausch stattfinden möchte.«

»Wenn Ihr edler Gemahl gegen diese Güter auch nur ein Theilchen seines inneren Glückes hätte auswechseln müssen, so würde er selbst nie eingewilligt haben.«

»Gewiß nicht. Der Mangel des Geldes kann schwere Sorgen machen, aber der Besitz desselben führt leicht viel Schlimmeres herbei.«

»Fallen Ihnen in Beziehung auf Crusius nicht besondere Gedanken ein?«

»Daß ich nicht wüßte. Ich habe den Mann nie leiden können, ich habe sogar tiefen Unwillen gegen ihn gehegt,

weil er meinem guten Bernhard vieles Unangenehme zugefügt hat, aber davor behüte mich Gott, daß ich eine Art von Schadenfreude über sein Unglück empfinde.«

»Die Sache wird für ihn von schweren Folgen sein. Selbst wenn die Schwanhöfer'sche Familie es nicht zum Prozeß kommen läßt, so ist doch schon zu viel von seinem Vergehen kund geworden, als daß er seine hiesige Stellung behaupten könnte.«

»Ja, ich begreife wohl, daß er seine Stelle wird niederlegen müssen.«

»Wenn er es nicht freiwillig thut, so wird er dazu genöthigt. Nun denken Sie sich, wie gut sich Alles gestaltet hätte, wenn dieser Umschwung Ihren lieben Mann noch am Leben und in Gesundheit angetroffen hätte; es wäre kein Zweifel gewesen, daß ihm die Direktorstelle zu Theil wurde, die ihm schon früher von Gottes- und Rechtswegen zukam.«

Traurig sagte Dora:

»Ich hätte meinem Bernhard diese Freude und Genugthuung wohl gegönnt, aber das hat nicht so sein sollen.«

»Glück oder Unglück in den äußeren Lebenserfolgen beruht gemeiniglich darauf, ob die Ereignisse zur rechten oder unrechten Zeit eintreten; das ›zu früh‹ oder ›zu spät‹ kennzeichnet Diejenigen, die nicht Lieblinge der launigen Fortuna sind. Ich muß Sie jetzt verlassen, werthe Freundin, aber ich komme recht bald wieder, und da wollen wir Ihre eigene Lage möglichst scharf in's Auge fassen.

7. ADAMS.

Als Adams sich von Busse in etwas rauher Weise verabschiedet hatte, setzte er seinen Weg fort, so tief in Gedanken versenkt, daß er gar nicht beachtete, wohin er seine Schritte richte. Als er sich wieder besann, wo er sich eigentlich befinde, stand er an der geöffneten Pforte des *Kirchhofes*. Nach kurzem Zögern trat er hinein und stand bald neben Bernhard's frischem Grabe; es war mit frischen Blumen und Kränzen bedeckt, und unter den letzteren befand sich ein *Lorbeerkranz*. Daß diese Spenden nicht von der Wittwe herrührten, ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, denn sie hatte dazu wohl schwerlich Stimmung und Muße gehabt, die lieblichen Todtenopfer mußten also von Anderen herrühren, am wahrscheinlichsten von früheren Schülerinnen des Verstorbenen. Adams betrachtete die freiwilligen anspruchslosen Liebesgaben nicht ohne Bewegung, besonders den Lorbeerkranz; er hob denselben sacht auf und legte ihn auf die Stelle, wo das Haupt des Todten sich befinden mußte. Dann setzte er sich auf einen Grabstein, der unmittelbar daneben lag, und überließ sich einem ernsten Nachdenken.

»Armer Freund,« – sprach er zu sich – »Du in Deinem stillen kalten Grabe weißt Nichts von den Blumen und Kränzen, die man darauf gelegt hat, aber es ist doch recht schön, daß man Dich und sich selbst damit geehrt hat.

»Ich habe Dich immer bedauert, daß Dir Nichts recht glücken wollte, daß auch das Gute, was das Schicksal

Dir zuwarf, durch tausend Armseligkeiten verkürzt und verkümmert wurde; ich habe Dich für unglücklich gehalten, weil ich Dich den Sorgen und Mühseligkeiten erliegen sah, und für um so unglücklicher, weil Deine weiche Seele jeden tückischen Streich, der von Außen gegen Dich geführt wurde, tief empfand, so bereitwillig Du auch warst, ihn zu entschuldigen. Aber kann man Dich wirklich *unglücklich* nennen? Ich glaube es jetzt nicht mehr.

»Jene schönen Tage im Fichtelgebirge, wo wir vier junge Männer noch an den Pforten einer Zukunft standen, steigen lebendig vor meinem Geiste empor. Wenn auch noch so verschieden, so waren wir doch Alle – Jeder in seiner Weise – mit hinreichenden Gaben ausgerüstet, um im Leben ein gewisses Glück zu machen.

»Wer konnte Vanhulsten ansehen in seiner Kraft, mit seinem gewaltigen Willen, von so unermeßlichem Reichtum unterstützt, und war nicht überzeugt, er würde sich nur das Höchste zum Ziel setzen, aber er würde sicher auch das Höchste erringen und damit die Befriedigung seines Lebens erreichen? Und was ist aus ihm geworden? Schwanhöfer behauptet, er sei im Meere ertrunken, Korn sagte mir einmal, er sei viel später in tiefer Abgeschiedenheit gestorben; jedenfalls ist er verschollen, ohne etwas Großes vollbracht und sich einen Namen verschafft zu haben, folglich ist er nicht glücklich geworden, denn ihm war Glück und die Erlangung großer Erfolge eins und dasselbe.

»Sehr bescheiden waren dagegen Schwanhöfer's Ansprüche an das Leben, aber alle Mittel, sie zu erfüllen,

in reichem Maße vorhanden. Ein wenn auch beschränkter, doch angenehmer junger Mann, gesund und Freude an Lebensgenüssen findend, ohne höhere geistige Bedürfnisse und leicht nicht sich selbst zufriedengestellt, in günstigen Verhältnissen stehend, die ihm einen mehr als genügenden Erwerb leicht machten: was fehlte ihm, um ein wohlhabender Geschäftsmann, ein behaglicher Hausvater, ein angesehener Bürger seiner Stadt zu werden? Und was ist aus ihm geworden? Ein am Bankerott stehender Spekulant, ein betrogener Ehemann, ein Gegenstand des Spottes oder Tadels! Fürwahr, man kann ihn in jeder Hinsicht unglücklich nennen, wenn es nicht etwa für ein Glück zu erachten ist, daß aus Dieser unseligen Ehe keine Kinder entsprungen sind.

»Vergleiche ich mit den Beiden diesen Gestorbenen, so erscheint er mir eher als glücklich. Seine Besitzungen bestanden in einem reichbegabten Geist und in redlich erworbenen Kenntnissen; er hat Beides nach besten Kräften und in schönster Weise zur Geltung gebracht. So viele scharfe Spitzen auch das Leben gegen ihn richtete, so war sein Blick doch immer auf Höheres gerichtet, so grausam ihn auch Armuth und Bedürfniß verfolgte, so floß doch immer die Quelle seines edlen Herzens rein und lauter. Er liebte und wurde wieder geliebt, er streute den Samen des Guten aus und sah manche Frucht, er beabsichtigte immer und überall das Größte und Beste, und wo die Erfüllung versagt blieb, da blickte sein treues Auge weiter hinaus in das schöne Reich der Hoffnung. War er nicht

glücklich? In seinem eigenen Sinne war er es, wenn er auch dem äußeren Unglück erlag.

»Und *ich selbst*? Mit einem hinreichenden Talent ausgestattet, um eine ehrenhafte Existenz zu sichern, ja um Ruhm zu erwerben, habe ich gelebt wie ein italienischer Lazzarone, mir nur eben so viel verdienend, daß ich nicht verhungere, oder wie ein sinnloses Insekt, das seine wenige Nahrung aus der ersten besten Blume saugt und dann zwecklos umherschwirrt. Ich bin manchmal zweifelhaft über meine wirkliche Abstammung und möchte sie eher von den guten *Zigeunern* als der ehrenwerthen Familie *Werneuchen* herleiten, denn meine echte Vagabunden-Natur ist unbesiegbar gewesen. Wenn ich meinte, es sei mir Alles einerlei, so bemäntelte ich damit nur meinen Grundfehler der *Trägheit*. Ich bin ein ausgemachter Faullenzer gewesen mein Leben lang, aber mein Herz war nicht immer so kalt, wie es schien. Hätte mich nur die Sauerländerin, die Agnes, zum Manne genommen, so wäre auch mir wohl – – nichts Anderes geworden wie jetzt, ich wäre ohne Zweifel ein höchst miserabler Ehemann gewesen, denn aus meinem Stoff schnitzt man keine guten Eheleute, weil er bröckelt, ich mußte meine Lehr- und Wanderjahre fortsetzen, um – Nichts zu lernen.

»Aber die letzten Reden des Freundes Korn haben mich nicht wenig stutzig gemacht und in meiner Sicherheit erschüttert, und besonders getroffen hat mich sein gleichsam aus dem Grabe durch Busse's Mund zu mir

gesprochenes Wort. Ich bin ein herzloser Spötter gewesen, der blos zum Zeitvertreib und Vergnügen über die Menschen herzog, die doch am Ende mehr werth waren, wie ich selbst. Denn ich möchte selbst wohl wissen, wo mein *Werth* steht. Ich habe nie auch nur das Geringste gethan einem höheren Zwecke zu Liebe. Aber mein tochter Freund soll nicht vergebens zu mir geredet haben, ich gelobe an seinem Grabe, daß ich nun anfangen will, was er immer gelobt hat, Gutes zu vollbringen. Ich bin zwar ein alter Anfänger, aber es wird doch schon gehen, zumal da ich in der Familie meines Freundes Gelegenheit genug habe, meine Sporen auf dieser Laufbahn zu verdienen.«

–

Er erhob sich von dem Grabsteine, suchte das Grab der kleinen Rosa auf, reinigte es vom Unkraut und begab sich dann nach seiner Wohnung, um an dem Bilde seines Freundes zu malen. Wenn ihn einmal das Arbeitsfieber befiel, so konnte er Außerordentliches leisten, und so dauerte es auch jetzt nur einige Tage, bis das Gemälde fertig war und der Wittwe gebracht werden konnte. Ein aus den verweinten Augen hervorbrechender Strahl hoher Freude und ein warmer Druck der Hand lohnte ihm das ebenso wohlangebrachte wie wohlgelungene Geschenk. Während dann das noch immer schöne, ja in seinem Schmerz doppelt schöne Weib mit dem Ausdruck der innigsten Liebe an dem Bilde hing, war es selbst der Gegenstand bewundernden Unschauens von Seiten des Malers.

»Beim Himmel,« – sagte er für sich – »ich muß sie malen, giebt's eine bessere *Mater dolorosa*?«

Sie aber wandte sich um, und nachdem sie nochmals ihren Dank ausgesprochen hatte, sagte sie:

»Kaum haben Sie mich durch diese herrliche Gabe beglückt, so habe ich schon wieder eine Bitte oder wenigstens eine Frage an Sie zu richten.«

»Lassen Sie's lieber eine Bitte als eine Frage sein.«

»Obgleich ich die näheren Umstände nicht angeben kann, so darf ich doch sagen, was überhaupt schwerlich ein Geheimniß bleiben würde, daß die Erbschaft, welche meinem Manne nachher wieder abverlangt wurde, von seinem und Ihrem gemeinschaftlichen Freunde Vanhulsten herrührte.«

»Ah!« rief Adams überrascht.

»Der Bruder desselben ist der reiche Banquier Kornelis in Amsterdam, dessen Bevollmächtigter die Summe nur als ein Anlehen, nicht als ein Geschenk betrachten wollte, und mein Mann gab nach, um sich nicht einem verdrießlichen Prozesse auszusetzen. Als ich später an Herrn Kornelis selbst die Bitte richtete, die Ausbezahlung des Geldes nicht zu verlangen, sondern es als eine Schuld stehen zu lassen, willigte er so unbedenklich ein, daß sowohl mein Mann als ich immer meinten, er würde auch, wenn ihm die Sache richtig vorgestellt würde, das wahre Verhältniß eingesehen und anerkannt haben, nämlich daß die Summe ein unaufgefordertes, ganz freiwilliges Geschenk Vanhulsten's war. Ich wollte selbst hierüber an Herrn Kornelis schreiben, aber es spricht in

meinem Innern Etwas dagegen, es kommt mir nämlich vor, als würde meine Zuschrift gar zu sehr als ein Angriff auf das *Mitleid* erscheinen, und das wollte ich vermeiden, das Eingehen auf meine gerechte Bitte würde als ein *Geschenk* etwas Drückendes für mich haben. Sie, lieber Herr Adams, haben die Beziehungen zwischen meinem theuren Bernhard und Vanhulsten genau gekannt, sie glauben mir auch ohne Zweifel, daß das Geld wirklich eine freiwillige Freundschaftsgabe war. Sie könnten also die Vermittelung am besten übernehmen, wenn Sie einen ausführlichen Brief an Herrn Kornelis schrieben. Wollen Sie mir diesen Freundschaftsdienst erzeigen?«

»Gewiß, gewiß!« versetzte Adams, und nachdem er noch einige Fragen sich hatte beantworten lassen, entfernte er sich so hastig, als wenn er den Brief augenblicklich abfassen wollte.

Als er aber auf seinem Zimmer angekommen war, setzte er sich keineswegs zum Schreiben nieder, sondern er suchte einige Portraits hervor, zu deren Vollendung fast nur noch einige Pinselstriche nöthig waren, und deren Ablieferung besonders dringend gewünscht wurde. In zwei Tagen war dies in's Reine gebracht, aber unmittelbar darauf war der Maler aus der Stadt verschwunden.

8. DER GUTEN ERNTE REICHE SAAT.

Der Kreisarzt fand nach einiger Zeit Dora in Thränen; ein für ihn ungewohnter Anblick, da sie vor Andern sonst sich nicht so zu zeigen pflegte. Er warnte:

»Sie dürfen sich nicht zu viel und zu lange dem Kummer hingeben, sonst leidet auch Ihre Gesundheit, die sich bisher so vortrefflich gehalten hat. Ich habe Sie ja auch schon gefaßter gesehen.«

»Es sind diesmal Thränen der Rührung, *Freudenthränen*, wenn Sie wollen.«

»Das ist ein Anderes, da nehm' ich den aufrichtigsten Antheil. Darf ich wissen – –«

»Ich habe so eben diesen Brief von Adams aus Amsterdam erhalten.«

»In Amsterdam ist der Wildfang? Und was hat er aus Amsterdam Gutes zu schreiben?«

Dora erläuterte mit einigen Worten das Verhältniß zu Kornelis und reichte dann den Brief dem Arzte.

Dieser las:

»Geehrte Frau! Meine diplomatische Sendung, zu der ich mich selbst kommittirt habe, ist in Betracht, daß sie mein erster Versuch in dieser Art ist, sehr gut ausgefallen, ja mir sogar sehr leicht geworden. Der Bevollmächtigte, der in Zippelstedt auftrat, war ein Strohkopf, ein engherziger Aktenschreiber, welcher einen Gewinnantheil heraus schlagen wollte aus dem, was er bei der Erbschaft in Deutschland herauszog. Herr Kornelis dagegen ist ein Ehrenmann, der gleich die Sache begriff und mir sofort beiliegende bündige und rechtskräftige Verzichtleistung auf das bewußte Geld einhändigte. Es giebt doch mehr brave Leute auf der Welt, als Mancher meint. Er wollte sich sogar von mir malen lassen, aber ich mußte die Ehre, einen vielfachen Millionär abzukonterfeien, ablehnen, weil ich

ein anderes Geschäft zu erledigen habe. Dies ist auch die Veranlassung, wenn Sie erst später wieder zu sehen bekommen Ihren aufrichtigen Freund und Diener

Adams.«

Teuffer warf noch einen Blick in das mitgekommene Dokument und sagte dann:

»Das ist allerdings ein gutes Ereigniß, Frau Doktor, und macht sowohl dem Herrn Kornelis, als besonders auch unserem Adams alle Ehre.«

»Ich erblicke darin« – erwiderte Dora – »den Segen meines geliebten Mannes, und darum fanden Sie mich so gerührt.«

»Es wird nicht der *letzte* Segen sein, der aus seinem Grabe für Sie entkeimt!« sagte der Arzt warm. – »Ich wollte jetzt eigentlich nachfragen, ob Sie schon bestimmte Ansichten und Pläne gefaßt haben, wie Sie zunächst Ihre Lage einrichten. Bis dahin glaubte ich Sie nicht drängen und übereilen zu dürfen, jetzt aber halte ich es an der Zeit, die Sache zur Sprache zu bringen. Vielleicht hat auch die eben erhaltene Nachricht Einfluß auf Ihre Entschlüsse?«

»Das wohl kaum. Es schien mir nur *ein* Weg vorgezeichnet, nämlich daß ich mich um den Unterricht junger Mädchen in Handarbeiten oder auch in anderen Gegenständen bemühte, um in Verbindung mit meinem Wittwengeld eine hinreichende Einnahme zu bewirken. Eine schwere Sorge war dabei, die für mich bedeutenden Zinsen zu zahlen, und von dieser größten Sorge bin ich

nun befreit. Durch Vermiethen einiger Räume des Hauses kann ich meine Lage noch erleichtern. Was meinen Sie denn nun, mein bewährter Freund?«

»Ich würde Ihrem Plane ganz beistimmen, wenn ich nicht einige anderweitige Vorschläge zu machen hätte. Da die Stadt ziemlich reich ist, so war der Magistrat Willens, in Anerkennung der treuen Dienste Ihres Mannes dieses Haus anzukaufen und Ihnen lebenslänglich zur freien Benutzung zu überlassen.«

»Welch' ein großmüthiges Anerbieten ist das!«

»Es ist nun aber durch die Erklärung des Amsterdamer Hauses erledigt, und wir wollen schon dafür sorgen, daß statt dessen angemessene Erziehungsgelder für die Kinder bewilliget werden.«

»Es ist zuviel des Guten.«

»Keineswegs; auch bin ich noch nicht zu Ende. Der bisherige Direktor Crusius ist selbstverständiger Weise auch der Leitung unserer höheren Töchterschule entoben, und es steht dieser letzteren eine förmliche Umgestaltung unter der Aufsicht des Pfarrers Schmalz bevor; der Ober-Pfarrer Kiesewetter hat sich freiwillig zurückgezogen. Ich bin nun beauftragt, Ihnen die Frage vorzulegen, ob Sie die weibliche Oberleitung der neuen Schule gegen angemessene Vergütung übernehmen wollen?«

Fast erschrocken rief Dora:

»Man überschätzt meine Befähigung!«

»Das überlassen Sie zuversichtlich der städtischen Behörde. Die Stellung wird um so angenehmer für Sie sein,

da der wackere Busse den wichtigsten Theil des männlichen Unterrichts übernehmen wird. Nun, was meinen Sie zu diesem Vorschlag?«

Dora's Thränen flossen von Neuem, und sie sagte sehr gerührt:

»Sie haben Recht, ein Segen nach dem andern keimt aus dem Grabe meines Bernhard empor. O, daß er nicht sieht, wie reich sich seine Wirksamkeit an den Seinigen belohnt! Aber – er braucht es ja nicht zu sehen, seine Hoffnung, daß es uns gut gehen werde, war bis zu seinem letzten Athemzuge unerschütterlich.«



Wir führen den gefälligen Leser noch einmal in die Residenz, zu welcher er uns schon früher willig gefolgt ist. In einem Pavillon des Parkes saß der Hoflektor und las trotz seiner schwachen Augen so eifrig, daß er die knisternden Schritte eines Nahenden überhörte; erst als Jemand in den Pavillon eintrat, blickte er auf und erkannte den Herzog. So ehrerbietig er sich auch erhob und seinen Fürsten begrüßte, so lag doch eine so unverkennbare Zurückhaltung und Gemessenheit in seinem Wesen, daß es den hohen Herrn ordentlich betroffen machte.

»Seh' ich Sie endlich einmal, lieber Hoflektor? Ich habe das Vergnügen lange entbehrt. Warum sind Sie nicht mehr bei den musikalischen Unterhaltungen erschienen?«

»Mein Befinden erlaubte es nicht, Hoheit.«

»Das ist Schade. Die Leistungen des Quartett waren süperbe, würden Ihnen Freude gemacht haben. Es ist zu bedauern, daß es in seiner bisherigen Zusammensetzung nicht bestehen wird. Der Hatschek spielt zwar wundervoll, aber er beträgt sich doch zu leichtsinnig und ist zu anspruchsvoll, ich muß ihn entlassen und hab' ihm die Kündigung schon zukommen lassen. Aber Schade ist es. Ich glaube nicht, daß eine andere Hofkapelle sich eines so gut eingespielten Quartett rühmen kann, seitdem der Tod eine Lücke unter den Brüdern Müller gemacht hat.«

Er schien eine anerkennende Beistimmung des Hoflektors zu erwarten, aber dieser verharrte in ernstem Schweigen.

Mit etwas gereiztem Tone begann der Herzog wieder:

»Sie sind eigentlich kein sonderlicher Verehrer der Musik, Herr Hoflektor?«

»Ich bitte um Verzeihung, Hoheit; ich glaube die Musik derjenigen Stellung gemäß zu würdigen, die ihr nach meiner Ueberzeugung zukommt.«

»Hm, ich verstehe, Sie meinen: *nach* der Poesie. Nun, ich liebe die Literatur auch. Was lasen Sie denn vorher so eifrig?«

»Es war das zweite Werk vom Verfasser des ›Volksfreundes‹.«

»Um Ihnen zu beweisen, daß ich lebhaftes Interesse an unserer schönen Literatur nehme, kann ich Ihnen sagen, daß ich das Buch bereits gelesen habe.«

Der hartnäckige Hoflektor fragte nicht, wie Sr. Hoheit das Buch gefallen habe.

»Das Werk besitzt reiche Erfindung, warmes Gefühl und tiefe Reflexion.«

Der Hoflektor verbeugte sich stumm.

Verstimmt und ungnädig wollte sich der Herzog entfernen, doch siegte plötzlich eine andere Empfindung, er drehte sich rasch um und sprach mit offener Herzlichkeit:

»Es ist Etwas zwischen uns, was nicht taugt, lieber Hoflektor, und Sie lassen es mich fast zu – bemerkbar empfinden. Indessen biete ich dem älteren Freunde gern die Hand zur Verständigung, sowie ich im Grunde denn auch die Veranlassung zum Mißverständniß gegeben haben mag.«

»Ew. Hoheit gehen zu gnädig mit einem alten ausgedienten Schriftsteller um, der überhaupt wenig vorstellt, am allerwenigsten aber einen Hofmann.«

Der Herzog machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, indem er sagte:

»Es ist der Verfasser eben jenes Buches, wegen dessen Sie unwillig sind.«

»Wie könnte von *Unwillen* gegen meinen gnädigsten Fürsten und Herrn die Rede sein? Ew. Hoheit schienen sich zwar für den armen Schriftsteller zu interessiren und in bekannter großmüthiger Weise Etwas für denselben thun zu wollen – –«

»Gewiß, zumal bei Ihrer Fürsprache, die ich um so lieber berücksichtige, je seltener sie eintritt. Aber das Jahrgeld zu bewilligen, ging nun einmal nicht an.«

Der Hoflektor verharrte wieder in seinem Schweigen, welches jedesmal den hohen Herrn in Verlegenheit setzte; bei lebhafter Rede und Gegenrede kann man sich leichter vertheidigen, als bei einer solchen stummen Anklage.

Mit einigem Zögern fuhr der Herzog fort:

»Ich hatte darauf ein Geldgeschenk versprochen, und ich habe das, die offene Wahrheit zu sagen, völlig vergessen. Sie werden es erklärlich finden, wenn Fürsten, selbst die kleinen, vergeßlich sind, da ihnen so vielerlei Sachen durch den Kopf gehen. Finden Sie es nicht erklärlich?«

»Die Fürsten sollten sich gewöhnen, das Böse zu vergessen, des Guten aber zu gedenken.«

»Sie sind ja heute außerordentlich kurz angebunden, doch erblicke ich in dieser Strenge eine gerechte Strafe für meine Vergeßlichkeit. Um nun wieder mit Ihnen auf einen guten Fuß zu kommen, will ich ungesäumt Ihnen die doppelte Summe einhändigen, die ich ursprünglich bestimmt hatte, und außerdem die Festsetzung eines Jahrgeldes in die reiflichste Erwägung ziehen. Sind Sie nun zufrieden, Sie strenger Sittenrichter?«

Der Hoflektor fühlte sich entwaffnet und erwiderte gerührt:

»Wollte Gott, daß Ew. Hoheit diesen Gedanken großmüthigen Edelsinns zur Ausführung bringen könnten! Aber es ist leider zu spät.«

Sehr betroffen rief der Herzog:

»Wie, Sie wollen doch damit nicht sagen, daß er todt sei?«

»Er ist gestorben.«

»Doch nicht in Noth und Verzweiflung?«

»Nein, das nicht. Zwar eine Anerkennung, wie er sie verdiente, hat er nicht gefunden, und schwere Nahrungsorgen scheinen ihm bis zum letzten Augenblick gefolgt zu sein, aber er ist gestorben im seligsten Frieden der Versöhnung mit der Welt und seinem Schicksal.«

»Woher wissen Sie das Alles?«

»Seine Wittve hat mir einen Brief geschrieben, um mir seinen letzten Gruß zu bestellen, dieser Brief ist so außerordentlich schön, daß ich mich nicht von ihm habe trennen können, obgleich es schon mehrere Tage her ist, daß ich ihn empfang. Er liegt in jenem Buche. Geruhen Ew. Hoheit ihn zu lesen?«

Der Herzog nahm den Brief, welchen ihm sein Lektor eröffnet reichte, und durchlas ihn. Welchen Eindruck derselbe auf den edlen Mann hervorbrachte, ließ sich an den gerötheten Wangen und den feuchten Augen erkennen; indem er langsam das Schreiben zusammenfaltete, sprach er mit tiefer Empfindung:

»Ich habe nie etwas Rührenderes gelesen! Es spricht sich ein so schöner Schmerz, eine so milde Würde und zugleich eine so zarte Dankbarkeit gegen Sie darin aus, daß ich Sie wirklich um den Brief beneide.«

»Ja, Hoheit, die Frau muß ein Engel sein, der dem armen Schriftsteller zugesellt war, auf daß er nicht ganz unglücklich werde. Wie herrlich das treffliche Wesen die kummervollen Tage des Gatten getheilt haben mag, läßt sich gut genug aus diesen Zeilen herauslesen.«

»Aber sie selbst soll keine kummervollen Tage mehr erleben!« rief der Herzog in schöner Aufwallung. »Wie engherzig kommt mir in diesem Augenblick die ängstliche Berechnung bei den Ausgaben für *gute Zwecke* vor! Ich zögere, *Hunderte* zu verwenden, und es stehen mir *Tausende* zu Gebot, sobald ich ernstlich will. Nie ist mir das Rein-Menschliche so nah an's Herz getreten, wie in diesem Falle. Schreiben Sie der edlen Frau nur sogleich, daß ihr ein sorgenfreies Asyl bei mir offen steht, daß sie die Wahl hat zwischen einer freundlichen Wohnung der Residenz und einer stillen Abgeschiedenheit auf dem Lande. Sobald sie ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, werde ich eigenhändig ein Einladungsschreiben an sie abfassen.«

Der Hoflektor ergriff die Hand des Herzogs, indem er mit bewegter Stimme mühsam die Worte hervorbrachte:

»Mein gütigster Fürst!«

Und er beugte sich tief über die Hand, vielleicht um eine Thräne zu verbergen, die in sein altes Auge trat.

9. ENDE.

Die Aufregung, in welche Dora durch die bald darauf eingetroffenen Mittheilungen des Hoflektors versetzt wurde, war außerordentlich groß. Sie benachrichtigte

den Kreisarzt sofort davon, und da dieser einen entscheidenden Rath für sich allein nicht zu geben wagte, es wurden auch Schmalz und Busse hinzugezogen, und es wurde ein förmlicher Kongreß abgehalten. Als derselbe gerade beginnen sollte, stellte sich unerwartet noch ein Mitglied ein, nämlich Adams, der soeben von seiner Reise zurückgekehrt und sogleich nach dem Hause der Wittwe geeilt war. Man begrüßte ihn freudig, und namentlich sprach Dora ihren herzlichen Dank für seine so aufopfernde wie erfolgreiche Bemühung in Amsterdam aus. Dann setzte man ihn kurz in Kenntniß von der Sachlage, worauf er erwiederte:

»So bin ich ja noch im rechten Augenblick gekommen, um auch mein Wort mitzusprechen. Nun ist aber auch die Versammlung vollzählig, und die Verhandlungen können beginnen.«

Man überließ Schmalz das Vorrecht, seine Meinung zuerst zu äußern, und er sprach:

»So leid es mir thut, wenn wir unsere werthe Freundin mit ihren Kindern aus unserer Mitte verlieren, so muß ich doch ihr eigentliches Wohl höher anschlagen und den Rath ertheilen, daß sie auf den großmüthigen Vorschlag des Herzogs eingeht. Sie genießt dort alle Vortheile, die sie hier haben könnte, nämlich sich einer sorgenfreien Lage zu erfreuen, und braucht sich nicht einem doch immer schwierigen und verantwortlichen Berufe zu unterziehen, kann sich vielmehr in glücklicher Muße ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen.«

Busse, der sich die Zukunft im Zusammenwirken mit der trefflichen Frau schon recht freundlich ausgemalt hatte, entgegnete eifrig:

»Ich glaube kaum, daß ein solches im Grunde doch gar zu müßiges Leben der Gemüthsart unserer verehrten Frau Doktor zu sagen würde; sie zieht wohl eine geregelte Thätigkeit und ein segensreiches Wirken jener einförmigen Ruhe vor, abgesehen davon, daß es ihr gewiß größere Genugthuung verschafft, ihren Lebensunterhalt eigener Anstrengung zu verdanken, als der Gnade eines Fürsten, so edel dieser auch immer sein mag.«

Der Arzt erklärte:

»Es spricht für Beides mancher Umstand. Der hiesige Aufenthalt mit der Uebernahme einer gewiß nicht leichten Verpflichtung war immer nur ein Ausweg, der durch die Verhältnisse geboten schien, dessen Schwierigkeiten sich aber nun mit voller Besonnenheit abwägen lassen. Die Uebersiedelung in das so edelmüthiger Weise gebotene Asyl schiene unbedingt den Vorzug zu verdienen, wenn nicht in Betracht käme, daß es immer ein mißliches Ding bleibt, von dem guten Willen eines Einzelnen abzuhängen. Denke ich auch gar nicht an den Fall, daß der hochherzige Fürst doch auch veränderliche Launen haben und der vergönnten Gnade überdrüssig werden könne, so bleibt ja die Möglichkeit seines frühen Todes, und wie dann sein Nachfolger über die Sache denken werde, ist eine ungewisse Sache.«

Nun ergriff Dora selbst das Wort:

»So reizend es erscheint, von der fürstlichen Gnade Gebrauch zu machen, so wenig kann ich mich doch den Bedenken verschließen, welche dagegen ausgesprochen worden sind. Und es kommt noch eine Erwägung, noch etwas Anderes hinzu. Die Dankbarkeit, welche diese Stadt dem Andenken an meinen theuren Mann beweist, hat etwas Verpflichtendes für mich; wenn ich denken könnte, nach meinen schwachen Kräften den guten Willen der Stadt durch gute Dienste zu vergelten, so würde mein Herz dafür sprechen, daß ich lieber auf die hiesigen Anerbietungen einginge und bliebe.«

»Aber dafür« – fiel Adams ein – »würden Sie doch auch der Stadt nicht unerhebliche Opfer auferlegen.«

Der Arzt versetzte:

»Wenn man sie so nennen könnte, so kämen sie nicht in Betracht, da der jetzige Magistrat sie so bereitwillig anbietet.«

»Der *jetzige* Magistrat! Aber wenn nun ein *anderer* Magistrat an die Reihe kommt, dem die Sache unbequem wäre?«

Verdrießlich sagte Busse:

»Sie scheinen also für die andere Entscheidung gestimmt zu sein?«

»Das will ich damit nicht gesagt haben.«

»Nun, so treten Sie denn mit Ihrer eigentlichen Meinung hervor!« sagte Busse gereizt.

Ruhig erwiederte Adams:

»Das will ich thun. Mein erster Vorschlag ist, daß Frau Korn die Anerbietungen hiesiger Stadt ablehnt, aber

in Anerkennung des ihr bewiesenen guten Willens der Stadt gegenwärtiges Haus nebst Gärtchen zum Geschenke macht.«

Aergerlich rief Busse:

»Ihre alten Scherze sind hier übel angebracht!«

Auch Schmalz äußerte mißbilligend:

»Mir scheint gleichfalls die ganze Sache nicht zum Scherzen geeignet.«

»Ich scherze durchaus nicht. Mein zweiter Vorschlag ist, daß Frau Korn den Vorschlag des Fürsten ebenso dankend ablehnt, vielmehr sich in einer recht schönen und anmuthigen Gegend Deutschlands niederläßt, um in glücklicher Unabhängigkeit ihren Kindern und sich selbst zu leben. Bei ihrer Liebe für Literatur und Kunst, sollte bei ihrer ungewöhnlichen Bildung wird nicht zu befürchten sein, daß ihr die Muße je beschwerlich sein könne. Alle schauten bestürzt auf den Redner, denn es tauchte ihnen mehr oder weniger die Befürchtung auf, daß es mit dessen Verstande übel bestellt sei.

Indem der Arzt den Maler scharf in's Auge faßte, fragte er möglichst gelassen:

»Und wie sollten die Mittel für diesen Plan beschafft werden?«

»Die Mittel sind mehr wie hinreichend vorhanden.«

Busse, der nun wirklich Adams für verrückt erhielt, sagte:

»Sie wollen wohl dieselben durch Gemälde aufbringen?«

»Nein, das nicht. Frau Korn ist im Besitz eines bedeutenden und ganz unabhängigen Vermögens.«

Aengstlich sprach Dora:

»Ich bitte, lassen wir für jetzt die ganze Sache fallen, wir können sie ja ein anderes Mal wieder aufnehmen.«

Adams wandte sich mit einem eigenthümlichen Ernst, den eine Art von Rührung zu durchzucken schien, an sie:

»Wir können die Sache nicht fallen lassen, bevor ich Ihnen diese Urkunde eingehändigt habe, die Ihnen jenes Vermögen sichert, wovon ich sprach.«

Zugleich überreichte er ihr ein großes zusammengefaltetes Papier; sie nahm es, um den vermeintlich Verrückten nicht zu erzürnen, gab es aber sogleich, als wenn es in ihren Händen brenne, dem Arzte.

Teuffer schlug es auseinander, warf einen Blick hinein, las immer eifriger, so daß auch die Uebrigen ihre Blicke gespannt auf ihn richteten, und rief im höchsten Erstaunen:

»Beim Himmel! Ein vollkommen ausgefertigtes Dokument, worin ein Herr Theodor von Werneuchen der Frau Oberlehrer Korn *dreimalhunderttausend Thaler* überweist, mit der Bedingung, dem Theodor von Werneuchen Zeit seines Lebens eine Leibrente von jährlich tausend Thalern zu zahlen oder durch ihre Erben zahlen zu lassen, sowie auch, wenn sich in Folge erlassener Aufforderungen sonstige, bis dahin und bekannte, aber anspruchsberechtigte Erben des verstorbenen Rittergutsbesitzers Herrn Karl von Werneuchen melden sollten, ihnen den ihnen zustehenden Pflichttheil auszuhändigen.«

»Dies Letzte ist nur der Form wegen,« – erläuterte Adams – »denn ich weiß bestimmt, daß solche Erben nicht vorhanden sind.«

Ohne auf ihn zu hören, fuhr der Arzt fort:

»Und das Alles von einem Gerichtshof ausgefertigt, von Zeugen bestätigt, mit Siegel und Unterschriften versehen. Ich kann nicht leugnen, lieber Adams, ich hielt Sie Anfangs für etwas geistesverwirrt, jetzt aber zweifle ich an der Gesundheit meines eigenen Verstandes.«

Eine Zeit lang waren Alle wie versteinert, endlich rief Busse:

»Aber wer in aller Welt ist denn dieser Herr Theodor von Werneuchen?«

Nicht ohne einen Anflug des alten Spottes machte Adams eine Verbeugung vor ihm mit den Worten:

»Wenn Sie gütigst erlauben wollen, so stelle ich Ihnen den Herrn Theodor von Werneuchen in meiner eigenen geringen Person vor, bitte aber, der alten Gewohnheit wegen beim Namen Adams zu bleiben, weil ich sonst auf jenen ungewohnten Namen vielleicht selbst nicht hören möchte.«

Niemand wußte ein Wort hervorzubringen.

Adams – denn auch wir bleiben bei der alten Gewohnheit – zog ein anderes Dokument hervor und sagte:

»Diese ebenfalls gerichtliche Urkunde hat schon vor einigen Jahren anerkannt, daß Derjenige, welcher sich bis dahin Adam Adams nannte, identisch ist mit Theodor von Werneuchen. Es thut mir leid, wenn ich ungeschickt in meinem Verfahren gewesen bin und Sie Alle dadurch

in ein gewisses Erstaunen versetzt habe, aber ich konnte doch nicht mit der Thüre in's Haus fallen, sondern mußte auf irgend eine Weise meine Metamorphose einkleiden. Wenn ich beim Hereintreten gleich gesagt hätte, ich bin Theodor von Werneuchen, so gab es dieselbe Geschichte. Nun hören Sie mich einmal einige Minuten ruhig an.«

Und nun setzte er in kurzer, aber klarer Darstellung seine Lebensgeschichte ihren Hauptumrissen nach auseinander, so daß die Hörer den Zusammenhang wirklich verstanden, ohne jedoch seinen Charakter ganz begreifen zu können. Er schloß seine Darstellung mit den Worten:

»Seitdem Freund Korn als Schriftsteller aufgetreten war, hatte ich mich gewöhnt, in allen Zeitungen, die mir aufstießen, nach Anzeigen oder Beurtheilungen seiner Schriften herum zu stöbern, daher machte ich es ebenso auf der Reise nach Amsterdam. Ich hatte noch nicht den deutschen Boden verlassen, als ich auf einem Bahnhofe in einem großen Rheinischen Blatte die Aufforderung an Theodor von Werneuchen, genannt Adam Adams, fand, worin der Landrichter Stöckle denselben um persönliches Erscheinen oder um Nachricht über seinen Aufenthalt bat, weil er demselben eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Ich ging aber doch erst nach Amsterdam, so wenig dies im Grunde nöthig gewesen wäre, darauf fuhr ich auf verschiedenen Dampfschiffen bis Würzburg, und weil mir die Reisekasse völlig ausgegangen war, so mußte ich den letzten Theil des Weges zu Fuß unter erschwerenden Umständen zurücklegen, langte aber doch wohlbehalten bei dem braven Landrichter an. Mein Vater war,

wie ich schon denken konnte, gestorben, nachdem meine gnädige Frau Stiefmama Regina, verwittwete Freifrau von Gonzenhausen, bereits ein Jahr früher des Todes verblieben war. Vermöge der testamentlichen Bestimmungen ging das Gut Werneuchen an meine Stiefschwester Brigitta von Gonzenhausen über, welche – beiläufig bemerkt – eine ganz gräuliche Person ist, um klösterlichen Zwecken gewidmet zu werden, das baare Vermögen aber fiel mir zu. Was über die hübsche runde Summe von dreimalhunderttausend Thalern hinausging, nahm ich gleich zu mir und führe es meist noch in verschiedenen Papieren und Münzen mit mir, wie ich aber über jene runde Summe verfügte, das lehrt jenes gerichtliche Papier, und das Geld selbst wird demnächst nachfolgen, sobald wir Herrn Glöckle mitgetheilt haben, wohin es dirigirt werden soll.«

Einigermaßen von der ersten Maßlosigkeit ihrer Ueberraschung zurückgekommen, rief nun Dora aus:

»Und haben Sie jemals geglaubt, daß ich dieses märchenhafte Geschenk annehmen würde?«

»Nun, das versteht sich ja von selbst.«

»Es ist ganz unmöglich!«

»Es ist Nichts leichter. Was sagen Sie, meine Herren?«

Schmalz räusperte sich, um wieder zur gewöhnlichen Stimme zu kommen, nachdem ihm der Athem vor Erstaunen ganz versetzt gewesen war:

»Der Fall ist so ganz ungewöhnlich und außerordentlich, daß ich allerdings die Unentschlossenheit der Frau Doktor Korn begreife.«

»Wenn Sie auch« – sagte Teuffer – »bei Ihren mäßigen Lebensbedürfnissen recht gut mit der Leibrente auskommen können, ja wenn Ihnen Frau Doktor Korn jede andere Zahlung zu bewilligen bereit wäre, so könnten Sie doch im Fall einer Verheirathung diesen Schritt bereuen.«

Fast entrüstet rief Adams:

»Was? seh' ich aus wie Einer, der an Verheirathung denkt? Ich habe zwar einmal wirklich daran gedacht, aber das Frauenzimmer war klüger als ich. Zufällig stieß ich bei meiner Jagd nach Zeitungs-Annoncen auch auf die Heirathsanzeige meiner Dulcinea und wünschte ihr im Herzen und von Herzen tausend Mal Glück, ja ich hätte sogar nicht übel Lust, bei meiner Rückreise bei ihr vorzusprechen, aber ich unterließ es, weil es hätte aussehen können, als wenn ich je ihren damaligen Entschluß hätte bereuen machen wollen.«

»Das war brav!« sprach Busse halblaut zu ihm.

Dora ergriff seine Hand und sagte:

»Nehmen Sie meinen gerührtesten und innigsten Dank in Empfang, aber auch die bestimmteste Versicherung, daß ich Ihre Gabe durchaus nicht annehmen kann.«

»Das wird gar nicht auf Ihren Willen ankommen, Verehrteste. Ich vermache dann mein Vermögen meinem verstorbenen Freund Korn als demjenigen Manne, auf den ich am meisten unter Allen gehalten habe, und seiner verstorbenen Tochter Rosa, meinem unvergeßlichen Liebling. Meines Wissens sind Sie die natürliche Erbin Beider, und Sie mögen dann zusehen, wie Sie sich gegen die Gerichte der Erbschaft erwehren wollen.«

Schmalz ergriff das Wort:

»Wenn es unserem Freunde, wie wir uns Alle überzeugen, ein so hoher Ernst um die Sache ist, so weigern Sie sich nicht länger, theure Frau. Wie ich mir die Sache in den letzten Augenblicken habe durch den Kopf gehen lassen, so ordnet sie sich etwa folgendermaßen am besten. Sie bleiben nicht an diesem Orte, weil Sie in der That anderswo einen schönern Aufenthalt finden, und weil ich denken kann, daß das Verbleiben in hiesiger Stadt dem Herrn von Werneuchen – oder Herrn Adams – nicht ganz recht sein würde. Gegenwärtiges Haus schenken Sie unserer Stadt unter der Bedingung, daß immer ein verdienter Lehrer des Gymnasiums darin lebenslänglich freie Wohnung habe, wenn er nicht etwa nach einer andern Stadt umzieht, und *wen* in dieser Hinsicht zuerst die Reihe trifft, das kann wenig zweifelhaft sein. *Sie* aber schlagen Ihren Wohnsitz in der Residenz des edelmüthigen Herzogs auf, die ja an Schönheit der Umgebung und Milde des Klima's in Deutschland ihres Gleichen suchen soll; Sie finden dort gewiß die beste Aufnahme, und der Herzog wird für eine gehörige Verwaltung Ihres Vermögens sorgen. Ueber dies Vermögen selbst können Sie einst, nach Sicherstellung der Zukunft Ihrer Kinder, im Sinne Ihres trefflichen Gemahls verfügen, so daß ein bedeutender Theil desselben unzulänglich besoldeten Lehrern zu Gute kommt. Will indessen Herr von Werneuchen – – ich bitte um Entschuldigung – will Herr Adams zu anderen Zwecken größere Summen als die bescheidene,

die er sich vorbehalten hat, entnehmen, so steht es ihm immer frei. Wie gefällt dieser Vorschlag?«

Man konnte demselben die Beistimmung nicht versagen, und Dora selbst mußte nachgeben.

Als die Freunde sich entfernt hatten, suchte sie das Grab Bernhard's auf, als müsse sie dort dem Verstorbenen den Umschwung ihres Geschickes anvertrauen und das volle Herz ausschütten.